Digitized by Google

600052674U

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die

deutsche Schweiz

und

die Besteigung des Mönchs

von der

Gräfin Dora d'Istria.

Verbesserte und vermehrte deutsche Original-Ausgabe.

Zweiter Band.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1858.

246. b. 106.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die deutsche Schweiz.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die deutſche Schweiz.

XXIX.

Bodmers großes Talent und Breitingers gründliches Wissen
Brachten die freie Kritik unter den Deutschen zur Welt.

J. S—r.

Eine junge und schöne Frau verließ die Kirche mit mir. Da wir denselben Weg gingen, entspann sich ein Gespräch, während wir längs des Flusses hinabgingen. „Sie schienen mir," sagte sie, „in unserm alten Münster mehr mit Träumereien als mit Gebet beschäftigt. Ihr zerstreuter und nachdenkender Blick hat mich selbst in den stillen Mauern länger als alle übrigen Gläubigen zurückgehalten. Ich habe mich mit jenem unbeschreiblichen Wohlsein, dessen Sie sich zu erfreuen schienen, in die Erinnerung an die Vergangenheit versenkt; denn Zürich und unser theures Vaterland bieten alle Elemente einer Geschichte voll Poesie und Größe dar." — „In der That," antwortete ich, „es haben mich diese Gedanken ganz in Anspruch genommen. Ich dachte an Zwingli, wie an ein heldenmüthiges Vorbild, das eine der wichtigsten Zeiten dieser Geschichte vertritt."

„Ja," versetzte sie, „Zwingli hat die religiöse Reform in unsern Mauern eingeführt; andere haben sich den Ruhm davon zugeschrieben. Hat man nicht auch vergessen wollen, daß die literarische Reform von den Ufern der Limmath ausgegangen ist?"

Wenn man für Luther den Titel Begründer des Protestantismus in Anspruch genommen hat, so hat man auch Lessing die große geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts in den deutschen Ländern zugeschrieben. Dadurch wird die mächtige Initiative der Schweiz aus der Geschichte der neuern Zeit zum Vortheil der Deutschen gestrichen. Wenn aber Zwingli Luthern voranging, so waren auch Bodmer und Breitinger die ersten, welche

sich gegen die Herrschaft Gottscheds erhoben. Sie gaben den Völkern deutscher Zunge jene heilsame Unabhängigkeit, der man die Meisterwerke Klopstocks, Wielands, Herders, Schillers und Göthes verdankt. J. J. Bodmer, geboren im Jahr 1698 zu Zürich, war mit seinem Freunde Breitinger der Urheber der literarischen Wiedergeburt Deutschlands. Die Gründung der Zeitschrift: „Die Discurse der Mahler", übte den heilsamsten Einfluß aus. Diese Zeitschrift mit ihrer Polemik gegen die Nachahmung der Franzosen, welche Gottsched zur Mode gemacht hatte, und viele andere Werke erwarben Bodmern den Namen eines Wiederherstellers der deutschen Sprache, Literatur und Kritik.

Die besten Geister Deutschlands versammelten sich um den gelehrten Zürcher. Er zeigte in seinen Neuerungen den größten Enthusiasmus und wurde das Haupt einer Reform, welche auch in der Literatur Freiheit verlangte. Der Verfasser des „Messias", Klopstock, kam im Jahr 1750 nach Zürich, um ihm und seinen Talenten seine Hochachtung zu bezeugen. Ein Jahr später wohnte der Sänger des „Oberon" in seinem den Musen geweihten Haus, in welchem sich alle Männer vereinigten, welche damals Zürichs Ruhm bildeten: Breitinger, Bodmers berühmter Mitarbeiter, der Naturforscher Johann Geßner, der Dichter Salomon Geßner, Hirzel, ein Schriftsteller und Arzt, die zwei Füßli, Künstler und Geschichtschreiber der Kunst. Ein deutscher Kritiker, dessen Ansicht ich in einer sehr verbreiteten Zeitung gelesen habe, hat den Einfluß dieses Verkehrs, nicht bloß auf Wieland, sondern auf die ganze deutsche Literatur anerkannt. „Lessing," sagt er, „ist unter immerwährenden Kämpfen auf dem nämlichen Wege weiter gegangen; aber ohne Bodmer und Breitinger und die ihnen ähnlichen Männer waren weder Klopstock, noch Wieland, weder Schiller noch Göthe möglich*)."

*) Allgemeine Zeitnug, 7. August 1844.

Bodmer und Breitinger begnügten sich nicht, ihre Zeitgenossen von dem Joche der Leipziger Schule zu befreien. Sie zogen auch die Poesie des Mittelalters wieder aus der Vergessenheit hervor. Ihrem Vorgange folgend, gab Christoph Müller einige Jahr später (1784) die ganzen „Nibelungen", den „Parcival" von Wolfram v. Eschenbach und Gottfrieds „Tristan" heraus.

Einer unserer alten Schriftsteller, der ein Zeitgenosse Bodmers war und jetzt vergessen ist, gibt die interessanten Mittheilungen über seine Lebensweise.

Seine Sitten waren eben so einfach als seine Gedichte. Seine umfassenden Kenntnisse machten ihn zum Bürger eines jeden Volks und jeden Jahrhunderts, und erhoben ihn über viele allgemein angenommene Vorurtheile; seine Lebensweise und die Art seiner Unterhaltung hatten etwas Naives, was beinahe immer von einem überlegenen Geist unzertrennlich ist. Ohne die Gesetze der Höflichkeit zu verletzen, sprach er mit der nämlichen Offenheit mit dem Maler wie mit dem Bauern. Nichts imponirte ihm; Alle waren vor seinen Augen gleich. Sein Wohlwollen verbreitete sich über Alle. Junge Leute und Greise, Bauern und Künstler, Gelehrte und Staatsmänner, Alles besuchte ihn. So hohen Werth er auch auf Unabhängigkeit legte, so ging seine Liebe zur Behaglichkeit doch nicht so weit, daß er sich jeder politischen Beschäftigung entzogen hätte.

Ein anderer Zürcher Schriftsteller, Breitinger, wurde mit Bodmer „für den Geschmack der Nation, was Zwingli für die Reformation des Glaubens gewesen war*)".

Er war überzeugt, daß die Schönheit nicht der letzte Zweck der Kunst sei, sondern bloß das Mittel, das Wahre und Gute zu verbreiten. — Wir, die wir uns des Lichts erfreuen, das er mit Bodmer verbreitete, können uns kaum den Muth vorstellen, den diese beiden Männer nöthig hatten, um alle Hindernisse zu

*) Meister, Berühmte Männer der Schweiz.

überwältigen, die sich ihnen entgegenstellten. Um sich einen Begriff davon zu machen, muß man sich daran erinnern, welche Vorurtheile noch zur Zeit Scheuchzers herrschten, wo das Copernicanische System noch für den höchsten Unglauben galt; man muß sich daran erinnern, daß zur Zeit Breitingers und Bodmers ihre kritischen Schriften für unfruchtbar gehalten wurden, daß man Milton für einen Schwärmer ausschrie und daß selbst Zimmermann in der „Messiade" nur eine Nachahmung des Styls der Propheten fand, den er schon an sich dunkel genug fand.

So waren wir an das Ufer des Sees gelangt. Wir blieben stehen, um die herrliche Ruhe seiner Wellen zu betrachten. Als ich meine Unbekannte verließ, behielt ich sie in theilnehmendem Andenken. Zwei Seelen, die sich verstehen, fassen während einer vorübergehenden Bekanntschaft innigere Zuneigung zu einander, als zwei Herzen, welche vom Schicksal auf lange Jahre hin an einander gebunden werden, wenn ihre Richtungen verschieden sind.

XXX.

Es ist besser hören das Schelten des Weisen, denn hören den Gesang der Narren.

Prediger Salamonis 7, 6.

Aus deinen Alpen schleuderst du, Naranda, Bannflüche gegen uns, wie gegen ein verzehrendes Feuer. Die Welt, die du verlassen hast, scheint dir abscheulich. Du tadelst deinen Stand und dessen Grundsätze. Du sagst, daß sich in ihm kein Element von Gerechtigkeit und Wahrheit findet. Du scheinst sogar die rächende Hand der Menschheit gegen uns anzurufen.

Weib, dein Herz reißt dich über die Schranken hinweg,

dein Mitleiden für die Einen macht dich gegen die Andern ungerecht. Aus einem Uebermaß von Edelmuth beraubst du dich selbst. Deine Geschenke werden vergeblich sein und es wird dir nicht gelingen, das Glück derjenigen zu machen, denen du deine ganze Liebe gewährst.

Die Menschen, glaube es mir, sind überall dieselben. Jene Leidenschaften, in deren Mitte du gelebt hast, finden sich auch im Schooße der untersten Stände, weniger poetisch und zierlich, aber eben so verderbt, eben so empörend. In jeder Seele liegt der Keim des Guten und des Bösen. Oft unterliegt die Eine Kraft und die andere bemächtigt sich unser. Aber wenn man die Menschheit in zwei Feldlager theilt, diesen alle Tugenden, jenen alle Laster zuschreibt, täuscht man sich sehr. Man vergißt, daß das Blut unserer Adern schon am ersten Tage der Welt verdient hat, von dem einzigen wahrhaft vollkommenen Wesen verworfen zu werden. Die Einen weinen, sagst du, leiden und seufzen unter der Last der Arbeit und der Unterdrückung. Andere, — du hast es vergessen, Naranda — ersticken ihre Seufzer, hauchen in der Stille die Ueberfülle ihres Herzens aus, und rufen aus allen Kräften einen Tag der Ruhe und des Glückes herbei, den der Reichthum ihnen nicht gewähren kann. Der äußere Ueberfluß scheint nur ein bitterer Spott auf ihre verborgenen Leiden. Das ist unser Dasein.

So siehst du denn wohl ein, daß die Vorsehung selbst zwei Klassen von Menschen zu bilden scheint, welche vollkommen geschieden, aber auf gleiche Weise zu beklagen sind. Man möchte glauben, daß sie hat sehen wollen, wie sich die Leidenschaften unter den mannigfaltigsten Gestalten entwickeln, wie der Schmerz, einem Windstoß gleich, über alle Häupter zieht, alle Herzen zerreißt. Ob es die Prüfung ist, aus der wir gereinigt hervorgehen sollen, oder ein Zeichen unserer untergeordneten Stellung in der Schöpfung, was liegt daran? Gott hat es also gewollt. Mögen sich seine unergründlichen Beschlüsse erfüllen. Zwischen jenen Menschen und uns ist der Abgrund unüber-

ſteiglich. Obgleich aus demſelben Leim geknetet, gehören wir doch zwei verſchiedenen Welten an, die nur verſchiedene Bilder des Leidens ſind. Der Eine verbirgt die melancholiſchen Falten ſeiner Stirne unter dem Gold ſeiner Krone: der Andere iſt düſter und ſtumm, der dunklen Nacht gleich. Frage mich nicht nach der Erklärung dieſes Räthſels.

Alle in das unbegreifliche Unendliche geſchleudert, verſchwinden wir wie Sonnenſtäubchen. Warum legſt du denn ſo großen Werth auf den Traum, den man das Leben nennt? Wohin führen alle unſere Anſtrengungen? Wohin geleiten unſere Wünſche? Zum Grabe.

Ach, glaube mir, laß die traurige Menge der Menſchen in den Tod gehen, ohne dich um ihre kleinlichen Intereſſen, ihre ſtumpfſinnigen Leidenſchaften zu bekümmern, und lache mit uns. Unſer Lachen iſt, wenn du willſt, ein Schrei der Verzweiflung, aber es erzeugt doch wenigſtens Müdigkeit und Betäubung.

XXXI.

Οὐαὶ τῷ κόσμῳ.

Matth. 18, 7.

Als die Hand des Ewigen auf Sodom und Gomorrha laſtete, wißt ihr, wer jene Sünder waren, welche den Donner des Himmels auf ihre Häupter herabzogen? Es waren nicht, ich bin deſſen überzeugt, die einzelnen Menſchen, welche den ſchwerſten Fluch verdienten, ſondern jene Klaſſe voll Haß, Eitelkeit und Ohnmacht, jenes ſeltſame Gemiſch von ſcheinbarer Freude und geheimen Mißvergnügen, das die Menſchen in Feinde des Schöpfers umwandelte, das ſie vor ſeinen Wundern blind und unfähig machte, ſeine ſchrecklichen Rathſchlüſſe zu fürchten.

Doch ließ der Allmächtige seine Flammen nur ungern auf die verdammten Städte herabströmen. Aber als der, welcher über Jerusalem weinte, der für seine Henker betete, die Welt verdammen zu müssen glaubte, wendete er sich damals ohne Bedauern, ohne einen schmerzlichen Seufzer ab und rief aus: „Wehe der Welt der Aergerniß halben. Es muß ja Aergerniß kommen; doch wehe dem Menschen, durch welchen Aergerniß kommt*)!" Und doch trotzen wir der Stimme Gottes; wir sind auf die Verdammung stolz, mit der sie uns bedroht. Das Aergerniß wird dann eine Zerstreuung, die uns entzückt. Wir thun das Böse nicht, um den Trieb unserer schwachen Natur zu befriedigen. Diese Schwäche, die nicht gebilligt werden kann, verdient dennoch Nachsicht, denn ihr folgt die Reue leicht nach. Daher zeigt Christus, der gewöhnlich so streng ist, wenn es sich um den Geist der Welt handelt, eine große Nachsicht gegen die, welche nur den Verführungen des Herzens nachgeben. So muß er nothwendig gegen die Menschen strenge sein, welche in dem Laster das verderbliche Aufsehen suchen, das es hervorbringt. Niemand wird von jenen thörichten Verschwendungen, welche die Götzen der Mode mit Gold bedecken, glauben, daß sie von einem natürlichen Trieb eingegeben sind. Welche Rolle spielt das Herz in diesen kostbaren Liebhabereien? Wenn es von aufrichtiger Rührung durchdrungen ist, ist es fähig, uns Selbstverläugnung und Hingebung einzuflößen. Es kann selbst das Gemeine in den rein menschlichen Leidenschaften veredeln. Aber es ist nicht also, wenn man nur darnach strebt, Aufsehen zu erregen, wenn man keinen andern Zweck hat, als seine Nebenbuhler zu verdunkeln, die Aufmerksamkeit jener abgeschmackten Menge auf sich zu ziehen, die aus gelangweilten Greisen, geschwätzigen Coquetten und entnervten Jünglingen besteht, welche

*) *Οὐαὶ τῷ κόσμῳ ἀπὸ τῶν σκανδάλων· ἀνάγκη γάρ ἐστιν ἐλθεῖν τὰ σκάνδαλα· πλὴν οὐαὶ τῷ ἀνθρώπῳ ἐκείνῳ δι' οὗ τὸ σκάνδαλον ἔρχεται.* Matth. 18, 7.

sich durch gleichgültige und müßige Gesellschaften schleppen. Da sie nicht dazu gekommen sind, in ihrem Geist irgend einen erhabenen Gedanken, in ihrem Herzen irgend eine ernste Empfindung zu entwickeln, so geben sie sich den Schein, als ob sie Alles für falsch hielten, was sie nicht verstanden haben. Sie glauben nur an ihre eigene Fähigkeit. Ein Jeder, der durch seine großen Gedanken, seine unermeßlichen Arbeiten, seine unbezwingliche Thatkraft der Ruhm seines Landes geworden ist, der ist für sie ein Gegenstand der Verachtung. Man sollte glauben, es seien ihnen die Künste, die Literatur, der Krieg, die Finanzwissenschaft, die Politik durch innere Anschauung offenbart worden. Keine Frage ist ihnen fremd. Und doch ist dies noch nicht das Seltsamste. Es gelingt ihnen sogar, ihre Umgebungen bis auf einen gewissen Grad zu täuschen. Das Dunkel und die Unverschämtheit sind immer sicher, in der Welt das wahre Verdienst und das bescheidene Talent zu unterdrücken. Man hegt keinen Zweifel gegen den, der so sehr an sich selbst zu glauben scheint. Uebrigens zweifelt die Dummheit niemals. Du kennst selbst jenen Fürsten von sehr zweifelhaftem Talent, dessen Werke mit Begeisterung gelobt worden sind, während man den unbekannten Schriftsteller, der nur seine Talente für sich hatte, mit Verachtung überhäufte. Eben so verhält es sich bei den Fragen, welche über das Glück des Vaterlandes entscheiden. Sehen wir nicht täglich, wie ein improvisirter Staatsmann in einer sehr zweideutigen Stellung die Geheimnisse der Regierung und der Diplomatie erlernt? Und eines Tages bemächtigt er sich mit Entschlossenheit des Staatsruders und macht sich in den höchsten Stellungen der bürgerlichen Gesellschaft majestätisch breit. Die Welt bestreitet niemals die Gesetzmäßigkeit des Erfolgs. So bald man seinen Zweck erreicht, kann man auf ihre Bewunderung zählen. Sie vergißt dann die Unwissenheit, die Laster, die traurigen Abenteuer, die allgemein bekannte Unfähigkeit, der das Glück lächelte. Sie argwöhnt nicht einmal, daß der Staat unter seinen Händen den größten

Gefahren ausgesetzt sein kann. Sie wagt es, ihn den Menschen vorzuziehen, die dem Lande die ausgezeichnetsten Dienste geleistet, die für dasselbe, für seine Ehre, seinen Ruhm, seine Freiheit gearbeitet und gelitten, die ihm ihr Leben aufgeopfert, die keinen andern Ehrgeiz gekannt haben, als seine Größe und sein Glück.

Es liegt in der menschlichen Natur ein so unheilbarer Sklavensinn, daß er mit Begierde alle Gelegenheiten ergreift, sich zu zeigen. Man sollte glauben, daß das Kriechen der natürliche Zustand der Söhne Adams ist. Nun hatte aber das Evangelium vor Allem die Absicht, ihre Lage zu verbessern. Es wollte den Menschen eine gesetzmäßige Unabhängigkeit lehren und ihm seine ganze Würde als Kind Gottes zum Bewußtsein bringen. Hat es also nicht Recht gehabt, alles das Aergerniß zu nennen, was den Charakter erniedrigt, den Geist herabwürdigt, das gesellschaftliche Leben in einen eckelhaften Kampfplatz verwandelt, auf welchem sich List, Niederträchtigkeit, Habsucht, überhaupt die gemeinsten Leidenschaften bewegen? Christus, der der Magdalene verziehen, die Zöllner nicht verabscheut hat, verflucht die Welt wegen des Aergernisses, wie er die Pharisäer, jene unversöhnlichen Feinde der Gerechtigkeit und Wahrheit, verflucht hat. Mit demselben Ausdrucke verdammt er ihre verbrecherische Heuchelei und den verderblichen Einfluß der Welt.

Diese Welt will sich doch manchmal den Anschein des Christenthums geben. Vergißt sie denn, daß sie von dem göttlichen Heiland zu denen gestellt worden ist, die ihn dem Pilatus überliefert, die den Pöbel gegen ihn aufgereizt, die sich an seinen Schmerzen gesättigt, in seinem Blute berauscht haben? Ihre Selbstsucht ist ein Feind Christi, wie die Berechnungen und Spitzfindigkeiten der Hinterlist. Der Sklavensinn ist nicht christlicher als die falsche Frömmigkeit. Die Niederträchtigkeit kann nicht mit jener Selbstachtung und jener bescheidenen Festigkeit bestehen, welche die wahren Schüler des Menschensohnes

aus der unwiſſenden und herzloſen Menge immer ausgezeichnet haben. Waren ſie die Sklaven der Welt, der Mächte der Erde, der Großen des Tags, der Vorurtheile ihrer Zeit, ſie, die um der Stimme des Gewiſſens zu gehorchen, den Hohenprieſtern und den Königen, den Proconſuln und den Cäſaren Trotz geboten haben? Das menſchliche Geſchlecht verachtete ſie als Aufrührer und Gotteslästerer. Aber ſie gingen mit erhobener Stirne, mit Lächeln auf den Lippen dem heiligen Ziele entgegen, das ihnen ihr Meiſter gezeigt hatte. — Sollen wir ihr glorreiches Beiſpiel vergeſſen? Können wir uns nicht über eine kraft- und überzeugungsloſe Menge erheben, die ſich da die große Welt nennt? Iſt es unmöglich, ſelbſt in einer Zeit der Selbſtſucht, die heilige Brüderlichkeit der Urkirche wieder ins Leben zu rufen? Sollte es keine Verehrer Gottes im Geiſt und in der Wahrheit mehr geben, welche fähig ſind, Alles für die Wahrheit aufzuopfern? Sollte es keine wahren Diener des menſchlichen Geſchlechts mehr geben?

Dieſe Bezeichnung wird feinen ariſtokratiſchen Ohren gemein dünken. Vor dem Richterſtuhl der Nachwelt wird ſie den Ruhm derer bilden, die nicht über ſie errötheten. Dieſe wird ihnen danken, daß ſie an der Zukunft, an dem Evangelium, an dem Fortſchritt nicht verzweifelt haben. Man wird ſie preiſen, daß ſie die Krieger Gottes geweſen ſind, daß ſie die zu ſüßen Bande des Fleiſches und des Blutes zerriſſen, daß ſie den Blick von Allem abgewendet haben, was ihren ſtolzen Muth hätte ſchwächen können, um in der Tiefe ihres Herzens jene göttliche Stimme zu hören, welche ſich den gutgeſinnten Menſchen vernehmen läßt.

Fahret fort, wenn ihr wollt, den großen Angelegenheiten, die euer ganzes Weſen in Anſpruch nehmen, euer Leben zu widmen, das ihr von dem Schöpfer empfangen habt; aber erlaubet wenigſtens, daß wir unſere Bewunderung und unſere Theilnahme andern Gedanken, andern Handlungen zuwenden. Laßt uns unter denen, die ihr unbekannte Träumer nennt,

noch an Gerechtigkeit, Freiheit, an Mildthätigkeit glauben. Erlaubt uns zu denken, daß es für einen vom Hauch des Ewigen beseelten Geist eine andere Bestimmung gibt, als das Leben der Salons, andere Verpflichtungen, als die Pflichten der Welt, einen größern Gesichtskreis, als der, in welchen ihr euch einschließt, indem ihr versucht, die ganze Menschheit in demselben einzukerkern.

Eines Tages versetzte der Geist der Lüge das menschgewordene Wort auf einen Berg. Er zeigte ihm die vor den Altären schändlicher Götter in den Koth niedergeworfenen Völker. Er versuchte, durch den Anblick dieser herabgewürdigten Menge Jesum dazu zu bringen, daß er an der Befreiung des Menschengeschlechts verzweifle. „Siehst du," sagte er ihm, „diese Menschen, denen du dich opfern willst? Sie sind die Sklaven der traurigsten Irrthümer. Mir sind sie unterworfen, denn ich bin der Fürst dieser Welt. Du wirst für sie dein Blut und deine Thränen vergeblich vergießen." Aber Jesus schaute mit zuversichtlichem Blick gen Himmel, er weigerte sich, seine Stirne vor dem gefallenen Erzengel zu beugen, der es gewagt hatte, sich den Herrn der Welt zu nennen. „Hebe dich weg von mir, Betrüger!" sprach die donnernde Stimme des Sohnes Mariä. „Du sollst den Herrn deinen Gott anbeten, und nur ihm dienen!" So zeigt auch der König der Hölle stets die Menschheit in Verdorbenheit versunken, in ihren Fesseln sich windend. Er versichert euch, daß sein Reich unbesiegbar ist. Von ihm beseelt, seht ihr in dem Evangelium nur einen todten Buchstaben. Ihr wiederholt, daß das Christenthum nicht mehr in unsere Zeit paßt, daß der Fortschritt nur ein eitles Wort, daß die Freiheit ein Traum ist. Satan hat euch von der Macht der List, von dem Erfolg der Niederträchtigkeit, von dem Recht der Gewalt überzeugt. Wir sollten hier, um euch zu gehorchen, den Weihrauch darbringen, der dem lebendigen Gott gebührt. Aber um ihn zu Boden zu werfen, um zu siegen, zu hoffen, zu glauben, und zu lieben, wollen wir das Wort unseres Meisters wiederholen:

„Hebe dich weg von mir, Satan! Ihr ſollt den Herrn euern Gott anbeten und ihm allein dienen."

Wenn man ſeinen Bruder zu Fall bringt, oder ihn ärgert, ſo iſt dieß ein Verbrechen in den Augen des Evangeliums. Dieſes Verbrechen wird unverzeihlich, wenn man die ärgert, die ihre geringe Geiſteskraft oder Charakterſchwäche bedrohlicheren Gefahren ausſetzt. Chriſtus hat geſagt: „Wer aber ärgert dieſer Geringſten einen, die an mich glauben, dem wäre beſſer, daß ein Mühlſtein an ſeinen Hals gehängt würde und er erſäuft würde im Meer, da es am tiefſten iſt*)." Der Herr verſteht unter dem Wort „Geringſte" alle diejenigen, welche einem fremden Einfluß unterworfen ſind, ohne daß ſie die nothwendige geiſtige Kraft haben, ihm zu widerſtehen.

So iſt aber die Maſſe des Menſchengeſchlechts beſchaffen. Es wäre ſchwer, ſie einer überlegten Schlechtigkeit anzuklagen. Wenn ſie ihren eigenen Antrieben überlaſſen wäre, würde ſie vielleicht für die Gerechtigkeit und Wahrheit Partei ergreifen; die ſchönen Handlungen machen den lebhafteſten Eindruck auf ihre Einbildungskraft, die erhabene Hingebung erregt ihre Empfindſamkeit. Aber ihre Ueberzeugung iſt nicht feſt genug, ihre Unabhängigkeit nicht genug ſicher geſtellt, daß ſie die gute Sache mit Kraft ergreifen könnte. Sie gleicht jenem jüdiſchen Volk, welches den Lehren Chriſti das Ohr willig lieh. Wenn man dem göttlichen Amt des Heilands kein Hinderniß legte, rief dieſes Volk ſeinen Reden Beifall zu. Es billigte ſeine heftigen Angriffe gegen die Habſucht der Großen und die Heuchelei des Prieſterthums. Es heftete ſich mit heiligem Eifer an ſeine Schritte. Es folgte ihm in die Wüſte und auf das Gebirg. Um das Glück zu haben, ihn anzuhören, vergaß es ſelbſt ſeine

---

*) *Ὃς δ' ἂν σκανδαλίσῃ ἕνα τῶν μικρῶν τούτων τῶν πιστευόντων εἰς ἐμὲ, συμφέρει αὐτῷ ἵνα κρεμασθῇ μύλος ὀνικὸς ἐπὶ τὸν τράχηλον αὐτοῦ, καὶ καταποντισθῇ ἐν τῷ πελάγει τῆς θαλάσσης.* Matth. 18, 6.

Nahrung. Es ſprach ſogar davon, den eifrigen Vertheidiger der Armen und Kleinen auf den Thron Davids und Aſas zu erheben. Indeſſen bricht die Verfolgung aus. Die Synagoge jagt Jeſum aus ihrer Mitte; das Sanhedrin verfolgt ihn mit hartnäckiger Wuth! Von nun an beginnt man zu finden, daß er die Schranken der Mäßigung überſchritten, daß er die Vorrechte der Häupter Iſraels, der auf dem Stuhle Meſſias ſitzenden Lehrer nicht genügend geachtet hat. Man geſteht, daß, wenn er nicht geradezu ein Aufrührer iſt, es doch ſchwer iſt, ſeine Unklugheit zu entſchuldigen. Und bald darauf, weil man von den einflußreichen Männern unaufhörlich wiederholen hört, daß er allen Anſtand mit Füßen getreten, und die Geſetze verletzt hat, giebt man zu, daß er ſich den ſchwerſten Strafen ausgeſetzt hat. Man laſſe noch einige Tage vorübergehen, ſo werden ſich die Nämlichen, die ihn bei ſeinem Einzug in Jeruſalem mit begeiſtertem Zuruf begrüßten, an den Richterſtuhl des Procurators drängen und jenes fürchterliche Geſchrei wiederholen: „Sein Blut komme über uns und unſere Kinder.“

So ſiegte die Welt zur Zeit Jeſu. Die Juden, die ſich dem Evangelium günſtig gezeigt hatten, die Jeſum aufrichtig liebten, die bereit waren, für ihn zu ſterben, verwandeln ſich in Henker. Dieſes traurige Schauſpiel wiederholt ſich fortwährend unter unſern Augen. Sobald die Gerechtigkeit beſiegt iſt, ſobald die Wahrheit den ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften der Großen dieſer Welt geopfert iſt, wendet man ohne Mühe dieſe ſchwankenden Maſſen auf ihre Seite, welche ihre Ideen und ihre Neigungen niemals gegen die ränkevolle Propaganda des Geiſtes dieſer Welt zu vertheidigen wiſſen.

Viele Leute ſind durch ihre Stellung, ihre Erziehung, ihre Geiſtesbildung dieſer Art Verführung weniger zugänglich als die ungebildete Maſſe. Denkt euch an ihrer Stelle arme Bauern, Handwerker, welche durch das Elend herabgedrückt ſind, eine des Nachdenkens unfähige Menge. Mit welcher Leichtigkeit wird ſie die Welt beſtimmen, gegen ihre Feinde Partei zu ergreifen!

Doch wird der oberſte Richter, der die Geſchicke der Menſchheit leitet, dieſes verderbliche Aergerniß nicht ungeſtraft laſſen. Es wird der Tag kommen, da dieſe ſyſtematiſch verderbten und betrogenen Maſſen ſich gegen diejenigen erheben werden, die ſie ſo geſchickt ausgebeutet haben. Da man Nichts gethan hat, um ihren Geiſt zu entwickeln, werden ſie Alles mit wildem Stumpfſinn zertrümmern. Da ihr Charakter durch die Geduld und die Hingebung ihrer Herren nicht gemildert worden iſt, werden ſie in den Kämpfen gegen ihre Gegner alle Wuth einer wilden Selbſtſucht entfalten. Es werden ſich die traurigen Schauſpiele des Mittelalters erneuern. Die kirchliche Ariſtokratie und die des Schwerts erzeugten die Jacquerie*), die Wegelagerer und die „Schinder“**). Iſt es zu verwundern, wenn dieſe wilden Horden überall Trauer und Tod verbreiteten? An den Sieg der Tyrannei gewöhnt, betrachteten ſie dieſelbe wie ein unveräußerliches Recht der Gewalt. Sobald die Macht auf ihrer Seite war, begriffen ſie nicht, wie man ihnen Gewaltthätigkeiten unterſagen könne, die man ſo oft gegen ſie ausgeübt hatte. Haben die Herren der Welt, haben dieſe höhern Klaſſen, die ſich ſelbſt die große Welt nennen, dieſe Lehren benützt? Ach! ſie haben nur zu ſehr das Beiſpiel der Menſchen befolgt, die von dem Augenblick an, da das Chriſtenthum auf der Erde erſchien, geſchworen haben, es zu bekämpfen und zu unterdrücken. Der Heiland verkündigte im Angeſicht der heidniſchen Welt die heiligen Glaubensſätze der menſchlichen Gleichheit und Brüderlichkeit. Man hat es verſtanden, ſeine Verkündigung vergeblich und nutzlos zu machen.

*) So nannte man den Bauernaufruhr, der im 14. Jahrhundert den franzöſiſchen Adel ſo hart bedrängte, daß er nur durch die größte Kraftentwicklung, aber auch durch die abſcheulichſten Greuelthaten ſeiner gänzlichen Vernichtung entging. A. d. U.

**) Routiers und écorcheurs waren Räuberbanden, welche ſich im 12. und 14. Jahrhundert aus den vom Adel auf das Gräßlichſte gemißhandelten Bauern gebildet hatten. A. d. U.

War es in Jeruſalem nicht das Prieſterthum und die Ariſtokratie, welche den Menſchenſohn den Henkern Roms überliefert haben? Deshalb ſagte Jeſus zu ſeinen Apoſteln: „So euch die Welt haſſet, ſo wiſſet, daß ſie mich vor euch gehaſſet hat*).“ Warum haßte die Welt die Verkündiger des Evangeliums? Das menſchgewordene Wort ſagt es, da er zu ſeinen Apoſteln ſpricht: „Wäret ihr von der Welt, ſo hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt ſind, ſondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum haſſet euch die Welt**).“ Ja die Welt haßte die Jünger Chriſti, weil ihre Lehren alle Ungerechtigkeiten der heidniſchen Geſellſchaft verdammten, weil ſie eine Moral verkündigten, mit der ſich die Selbſtſucht der Beherrſcher der Erde nicht verſöhnen konnte, weil ſie denen das Gefühl der Unabhängigkeit und der Menſchenwürde eingaben, welche bis dahin allen Launen und allen Leidenſchaften Preis gegeben waren. Daher iſt es nicht zu verwundern, daß ſich drei Jahrhunderte lang die Kaiſer, die Proconſuln, die Patricier und die Sophiſten verbunden haben, um eine gegen die Geſetze und die Götter feindſelig geſinnte Secte im Blut zu erſticken. Indeſſen fand dieſe verhaßte Religion eine Zuflucht in den Herzen des Volks und der Geringen. Schiffer von Bethſeda, arme Frauen von Capernaum, das mit Füßen getretene Volk der römiſchen Städte, die Sklaven des königlichen Volks bewahrten auf Koſten ihres Lebens das heilige Feuer, welches Jeſus auf die Erde gebracht hatte. Dieſe ungebildeten und niedrig gebornen Menſchen zeigten mehr Vernunft und mehr Hingebung als die Philoſophen und die Staatsmänner. Eine den Berech-

---

*) *Εἰ ὁ κόσμος ὑμᾶς μισεῖ, γινώσκετε ὅτι ἐμὲ πρῶτον ὑμῶν μεμίσηκεν.* Jak. 15, 18.

**) *Εἰ ἐκ τοῦ κόσμου ἦτε, ὁ κόσμος ἂν τὸ ἴδιον ἐφιλεῖ ὅτι δὲ ἐκ τοῦ κόσμου οὐκ ἐστὶ, ἀλλ' ἐγὼ ἐξεγεξάμην ὑμᾶς ἐκ τοῦ κόσμου, διὰ τοῦτο μισεῖ ὑμᾶς ὁ κόσμος.* Jak. 15, 19.

nungen der menſchlichen Klugheit überlegene Weisheit erfüllte ſie mit Muth und Hoffnung.

Aber der Sohn Gottes verſenkte ſeinen Blick in die Zukunft. Er wußte, welches Loos ſeinen Jüngern von der Welt würde bereitet werden, in der er ſich vollſtändig fremd erklärte: „Ich habe ihnen gegeben dein Wort," ſagte er, indem er ſich an ſeinen Vater wandte; „und die Welt haſſet ſie, denn ſie ſind nicht von der Welt, wie denn auch ich nicht von der Welt bin*)." — „Ich bitte für ſie, und bitte nicht für die Welt, ſondern für die, die du mir gegeben haſt; denn ſie ſind dein**)." So erfüllte ſich die erſte Beſtrafung der Welt. Der Sohn Gottes, der oberſte Mittler, der, welcher den Himmel mit der Erde verſöhnte, weigert ſich für ſie zu beten! Er überläßt ſie ihrer Lüſternheit und ihren Leidenſchaften, denn er weiß, daß ſie weder aufrichtig noch gerecht iſt. Wenn ſie nur Schwächen hätte, wenn ſie ſich nur ſchwer zu bekämpfenden Neigungen hingäbe, würde er ſie nicht ſtrenger behandeln als Magdalenen, als die Zöllner, als ſeine Henker. Aber ſie verbindet mit dieſen Schwächen einen überdachten Haß gegen Alles, was billig und groß iſt. Und weil ſie ſich in der Unterdrückung gefällt, weil ſie vor jeder aufrichtigen Freiheit einen Abſcheu hat, ſo wird ſie nothwendig von dem Befreier der Armen verſtoßen.

Wie ihr, trennte auch das Heidenthum die Menſchheit in zwei gänzlich getrennte Klaſſen. Den Einen war alle Glückſeligkeit der Erde vorbehalten. Sie war beſtimmt, das Leben mit roſenbekränztem Haupt zuzubringen, die Prüfungen und Schmerzen nicht kennen zu lernen. Für dieſe Bevorrechteten

---

*) *Ἐγὼ δέδωκα αὐτοῖς τὸν λόγον σου καὶ ὁ κόσμος ἐμίσησεν αὐτούς, ὅτι οὐκ εἰσὶν ἐκ τοῦ κόσμου, καθὼς ἐγὼ οὐκ εἰμὶ ἐκ τοῦ κόσμου.* Jak. 17, 14.

*) *Ἐγὼ περὶ αὐτῶν ἐρωτῶ· οὐ περὶ τοῦ κόσμου ἐρωτῶ, ἀλλὰ περὶ ὧν δέδωκάς μοι, ὅτι σοί εἰσι* Jak. 17, 9.

war das Daſein ein fortwährendes Feſt. Für ſie waren die Wohlgerüche Aſiens nicht duftend genug, die Weine Italiens nicht koſtbar genug, die Gewebe von Tyrus und Sidon nicht reich genug. Die Plebejer bebauten das Feld für ſie. Die durch das Schwert unterjochten und durch den Schrecken regierten Sklaven wurden ihre gelehrigen Werkzeuge. Was kümmerten ſie die Thränen und das Blut ihrer Brüder? Sie wurden von goldenen Träumen eingewiegt. Die Blumen, mit denen ihr Lager überſtreut war, machten keine Falte unter ihrem verzärtelten Rücken.

„O Sklave, bringe Roſen her,
Süß iſt der Roſen Wohlgeruch.“

Dieſe Anſchauungsweiſe des Lebens war nicht bloß den Wollüſtigen der Erde eigenthümlich. Die Philoſophen fanden ſie vernünftig; die Staatsmänner begünſtigten ſie; die Gewalt und die Majeſtät unterſtützten ſie nöthigenfalls durch grauſenhafte Hinrichtungen. Ströme menſchlichen Bluts haben dieſes abſcheuliche Dogma beſtätigt. Von den Ufern des Indus bis zu denen des Nils hat die ſchreckliche Herrſchaft der Kaſten auf dem ganzen menſchlichen Geſchlecht gelaſtet. Es hat Menſchen gegeben, welche weder Troſt, noch Ruhe, noch Vaterland gehabt haben; denen man mehr als einmal ſelbſt die Familie und die Anbetung der unſterblichen Götter unterſagt hat. Ihre mit Ketten beladenen Hände wagten es nicht einmal ſich gen Himmel zu erheben.

Aber wozu die Götter anrufen, da dieſe Götter die Knechtſchaft heiligten und ſich zu Mitſchuldigen der Tyrannen machten? Hatten ſie mehr Herz als die Menſchen? Wiederholten ſie nicht auf den Gipfeln des Olymps und des Meru den unbarmherzigen Satz des galliſchen Feldherrn: „Weh den Beſiegten!“ Daher wird auch die Geſchichte der alten Welt von einer unbeſiegbaren Traurigkeit erfüllt. Die Wunder der Kunſt und des Geiſtes, die kriegeriſche Größe blendet mich nicht mehr im Angeſicht jener

in den Fundamenten des großartigen Gebäudes der alten Civiliſation aufgehäuften Schlachtopfer.

Indeſſen wurde dazumal, als die Gewalt ihres Sieges am ſicherſten zu ſein glaubte, ein Galgen auf den Höhen Golgathas errichtet. Der Mittler, der der Wuth der Großen und der Prieſter hingeopfert wurde, flehte, ſeiner eigenen Schmerzen vergeſſend, den himmliſchen Vater zu Gunſten der Leidenden an. Die Stimme ſeines Blutes war mächtig bei dem Ewigen. Die entmuthigten Maſſen fühlten in der Tiefe ihrer Seelen die Ahnung beſſerer Tage wieder aufleben. Die von der Erde verbannte Hoffnung ſtieg in die Gefängniſſe herab, wo ſo viele Unſchuldige ſeufzten. — Es begann eine neue Zeit für das Menſchengeſchlecht. Der Himmel ſelbſt verkündigte die Gleichheit. Es gab in Jeſus Chriſt „weder Herren noch Sklaven, weder Männer noch Frauen, weder Griechen noch Barbaren mehr.“ Das Heidenthum ſchien beſiegt.

Es nahm eine neue Geſtalt an, um die Beute wieder zu ergreifen, die ihm entſchlüpfte; denn der Geiſt der Welt, das iſt der Geiſt des Heidenthums, nur weniger kühn und von größerer Heuchelei. Er wird nicht mehr zu ſagen wagen, daß es göttliche Stämme gibt, aber er wird alle Folgerungen dieſes verderblichen Glaubens bewahren. Unüberſteigliche Schranken werden zwiſchen den Ständen erhoben werden. Man wird Ariſtokratien gründen, deren ewiges Intereſſe es ſein wird, gegen das Evangelium, gegen die Vernunft, gegen die Wiſſenſchaft, gegen die Brüderlichkeit anzukämpfen. Man wird das heilige Buch verbergen und ſich begnügen, einige Sätze daraus zu ziehen, beſtimmt, die Unterdrücker der Nationen zu beruhigen. So werden die erhabenen Wahrheiten, welche Chriſtus der Welt verkündigte, in ein tiefes Schweigen vergraben werden!

In der That, was würde daraus hervorgehen, wenn das Evangelium zum Geſetze der bürgerlichen Geſellſchaft diente? Dann würde die Arbeit die allgemeine, Allen, den Großen wie den Kleinen, auferlegte Regel ſein. Sie würde der gemeinſame

Zuſtand ſein, dem ſich Niemand entziehen dürfte, möge er dem niedern Volke oder den ariſtokratiſchen Geſchlechtern angehören, möge er ein Bürger oder Edelmann ſein. Jeder Menſch wäre nothwendig ein Arbeiter, das heißt, er hätte eine Aufgabe, die er erfüllen müßte. Ein vernünftiges Weſen iſt nicht zum Müßiggang geſchaffen. Nun aber verachtet die Welt dieſe Wahrheiten auf eine freche Weiſe. Der bloße Gedanke an die Arbeit erregt ihr Lächeln und ſcheint ihr gemein bürgerlich, um mich des trefflichen Ausdruckes Boſſuets zu bedienen. Denken, handeln, gegen die unbezwungenen Naturkräfte ankämpfen, iſt das nicht die Sache eines Proletariers oder eines Bauern? Man erweist ja dem menſchlichen Geſchlecht ſchon einen großen Dienſt, wenn man ſich herabläßt, es zu regieren. Macht man ſich nicht ſchon verdient, wenn man ſich darein ergibt, den Weihrauch einzuathmen, den die rohe Menge vor den Altären der ſterblichen Götter ſtreut?

So ſiegt unter dem Namen des Geiſtes der Welt überall jenes unüberwindliche Heidenthum, zu welchem die menſchliche Natur ſo leicht hingeriſſen wird. Das Chriſtenthum iſt ſo erhaben, es fordert ſo viel Vernunft, Beſcheidenheit, Selbſtverläugnung, daß dieſe hohe Vollkommenheit alle Geiſter erſchreckt. Man ſteigt gern von dieſen Höhen herab, um ſich den nur zu angenehmen Eingebungen der Perſönlichkeit hinzugeben. Es iſt zudem ſo leicht, ſeine Selbſtſucht unter pomphaften Namen zu verbergen, wie „Staatsklugheit, politiſche Nothwendigkeit, Standespflicht, Hierarchie der bürgerlichen Geſellſchaft“. Man wiederholt in allen Tonarten, daß es ſchlechterdings nothwendig ſei, den höheren Klaſſen in ſeiner eigenen Perſon Achtung zu verſchaffen. So fügt man ſich denn aus Philoſophie in die Nothwendigkeit, hochmüthig zu ſein; und nur aus Tugend erlaubt man ſich jede Befriedigung der Eitelkeit. Man opfert ſeine natürliche Mäßigung den Forderungen ſeiner Lage und der Aufrechthaltung der Ordnung. Es ſcheint, als ob man ſich Verachtung zuziehen würde, wenn man ſich der

Arbeit hingäbe, welche doch die Kraft und die Größe der Staaten bildet. Mancher Krautjunker, deſſen Verſtand ſich nie anders als gegen die Bewohner des Waldes ausgezeichnet hat, würde ſich entehrt glauben, wenn er, was freilich unmöglich iſt, bei dem Journal des Debats die Feder Sylveſters von Sacy führte, oder wenn er, wie Ampère oder Cuvier, die Wiſſenſchaft mit neuen Entdeckungen bereicherte. Wird die Welt einmal dieſen lächerlichen Verkehrtheiten ihr Recht widerfahren laſſen? Wird ſie ſich gegen die ariſtokratiſchen Vorurtheile auf die Seite der Vernunft und des geſunden Menſchenverſtandes ſtellen? Nein, denn ihre ganze Kraft beruht auf dieſen Vorurtheilen. An dem Tage, da ſie aufhörten, an dem Tag, da Jeder nach dem Maß ſeiner Kräfte an der Arbeit der Menſchheit Theil nähme, würde das Leben der ſogenannten großen Geſellſchaft zur Unmöglichkeit werden. Es ſetzt dieſes nothwendig den Müßiggang bei einem bedeutenden Theil des Menſchengeſchlechts voraus. Es iſt ein nutzloſes, ſelbſtſüchtiges und ſinnliches Daſein. Und dieſes Daſein macht den Geſichtskreis beſchränkt, erniedrigt den Charakter, macht zu jeder wahren Thatkraft, zu jeder ernſten Beſchäftigung, zu jeder aufrichtigen Hingebung an die Intereſſen der großen Familie Gottes unfähig.

Es widerſpricht der Idee des Evangeliums ſo ſehr, daß Chriſtus ſich nicht begnügt, der Welt ſeine Verwendung abzuſchlagen; er will vielmehr ihren Stolz demüthigen. „In der Welt habt ihr Angſt," ſagt er zu ſeinen Jüngern; „aber ſeid getroſt, ich habe die Welt überwunden*)." Allerdings hat er ſie beſiegt. Er hat ſie gezwungen, das Kreuz der Sklaven zu verehren, einen ſchmählichen Galgen als das Werkzeug ihres Heils zu betrachten. Welche Demüthigung für dieſe ſtolzen Seelen! Sie hatten ſo oft erklärt, daß die Wahrheit nicht für Bauern und Schuhmacher gemacht ſei! Und doch haben ſie die Wahrheit

*) *Ἐν κόσμῳ θλῖψιν ἔξετε· ἀλλὰ θαρσεῖτε, ἐγὼ νενίκηκα τὸν κόσμον.* Joh. 16, 33.

aus dem Munde dieſer verachteten Menſchen empfangen müſſen! Ein Jakob, ein Petrus, ein Johannes, Leute vom niedrigſten Stand, Fiſcher ſind die Orakel von Alexandrien, Athen, Rom und Corinth geworden. Die Cäſaren haben ſich vor ihren Nachfolgern gebeugt, vor Männern, welche ihre Werkſtatt verlaſſen hatten, um die Häupter der freien chriſtlichen Gemeinde zu werden. Ich begreife, daß die Welt dieſe ihrer unmäßigen Eitelkeit beigebrachte Wunde nicht vergeſſen hat. Man darf ſich nicht wundern, daß ſie einen unbeſiegbaren Widerwillen gegen dieſe erhabene Gleichheit des Evangeliums bewahrt hat; daß ſie ſich bemüht, dieſe Zeit in Vergeſſenheit zu vergraben, da die evangeliſche Demokratie dem Prinzip der Brüderlichkeit in der heidniſchen Welt den Sieg verſchaffte. Dieſer Sieg iſt aber das Gericht des Ewigen, von welchem das heilige Buch ſpricht: „Und wenn derſelbige (der Tröſter) kommt, der wird die Welt ſtrafen um die Sünde, und um die Gerechtigkeit, und um das Gericht*)." Und wahrlich dieſer Geiſt der Wahrheit wird der Welt ein unbeugſamer Richter ſein, während er die Demüthigen und die Geringen reinigen und kräftigen wird. „Die Welt kann ihn nicht empfangen, denn ſie ſuchet ihn nicht und kennet ihn nicht; aber ihr kennet ihn, denn er bleibt bei euch, und wird in euch ſein**)." Er wird bei den Freunden Chriſti ſein, um ſie gegen die Trübſale zu ſtärken, denen ſie durch ihre Liebe zur Gerechtigkeit, ihren Eifer und Mildthätigkeit ausgeſetzt ſein werden. Mitten unter dieſen unaufhörlich ſich erneuernden Trübſalen wird er ihnen den Frieden geben, jenen

---

*) *Καὶ ἐλθὼν (ὁ παράκλητος) ἔλεγξει τὸν κόσμον περὶ ἁμαρτίας, καὶ περὶ δικαιοσύνης, καὶ περὶ κρίσεως.* Jak. 16, 8.

**) *Ὃ ὁ κόσμος οὐ δύναται λαβεῖν, ὅτι οὐ θεωρεῖ αὐτὸ, οὐδὲ γινώσκει αὐτό· ὑμεῖς δὲ γινώσκετε αὐτο, ὅτι παρ' ὑμῖν μένει, καὶ ἐν ὑμῖν ἔσται.* Joh. 14, 18.

Frieden Gottes, „welcher höher iſt, denn alle Vernunft“*) — „Den Frieden laſſe ich euch, meinen Frieden gebe ich euch. Nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt. Euer Herz erſchrecke nicht, und fürchte ſich nicht**).“ Es werden aber weder die Herrlichkeiten der Erde, noch die Freuden des Lebens die Welt vor unbeſieglicher Traurigkeit bewahren. Wenn man nur ſich ſelbſt liebt, nur aus Selbſtſucht arbeitet, keinen Sinn für Aufopferung hat, kann man nicht zum wahren Glück gelangen. Werden wir nicht von Langeweile und Eckel erdrückt, wenn wir der Hingebung unfähig ſind und unſer Daſein kein ernſtes Ziel hat? „Denn die göttliche Traurigkeit wirket zur Seligkeit eine Reue, die Niemand gereuet; die Traurigkeit aber der Welt wirket den Tod***).“ Welche ſittliche Vervollkommnung iſt für den Ehrgeizigen bei den eitlen Sorgen möglich, die ſein Herz bewegen? Ein Titel, ein Ordensband, eine leere Auszeichnung nehmen ſein ganzes Weſen eben ſo ſehr in Anſpruch, als die erhabenen Gedanken, von denen die großen Herzen zum Wohl der Menſchheit erfüllt werden.

Seht, mit welcher Gier dieſer Spieler das blinkende Gold unter ſeinen zitternden Fingern mit den Augen verſchlingt, während die Waiſe um das Brod bettelt, das ſie am Leben erhalten ſoll; während die Wittwe ihre Lumpen auf dem Straßenpflaſter ſchleppt; während der von der Anſtrengung erſchöpfte Arbeiter auf ſeinem Strohlager die Hülfe der Mildthätigkeit erwartet. Vielleicht glaubt er, wenn er zu Grunde

---

*) *Εἰρήνη τοῦ θεοῦ, ἡ ὑπερέχουσα πάντα νοῦν.* Paulus an die Philipper 4, 7.

**) *Εἰρήνην ἀφίημι ὑμῖν, εἰρήνην τὴν ἐμὴν δίδωμι ὑμῖν. οὐ καθὼς ὁ κόσμος δίδωσιν, ἐγὼ δίδωμι ὑμῖν. μὴ ταρασσέσθω ὑμῶν ἡ καρδία, μηδὲ δειλιάτω.* Johannes 14, 27.

***) *Τοῦ λύπη κόσμου θάνατον κατεργάζεται.* Paulus, Epiſtel an die Corinther, 7, 10.

gerichtet und mit der Gotteslästerung auf den Lippen diese Paläste verläßt, in denen ihm kein einziger Freund zurückbleibt, und er dem Schmerz hingegeben ist, den er sich selbst geschaffen hat, vielleicht glaubt er dann, das Recht zu haben, wirklichere und des Mitleids würdigere Uebel zu verachten.

Das sind die Leiden, über welche man in der Welt so laut klagt. Aber verletzte Ansprüche, getäuschter Ehrgeiz, verwundeter Stolz, gehässige Leidenschaften machen Niemanden der Theilnahme würdig. Wir bewahren unser Mitleid für jene Kinder, welchen ihre vor Hunger sterbenden Mütter niemals haben zulächeln können; für jene jungen Mädchen, welche, allen Schrecken des Elends hingegeben, dazu gebracht sind, auf die Laster des Reichthums zu speculiren; für jene Greise, welche nach so vielen Jahren von Kämpfen und Arbeit nicht einmal ein Dach haben; mit Einem Wort, für alle die, welche der Sonnenhitze ausgesetzt sind, deren Thränen eine Erde umsonst begießen, die sie immer unfruchtbar gefunden haben. So lange die Welt ihre Aengsten vergessen, so lange sie sich bloß damit beschäftigen wird, die Begierden der Großen und die gemeinen Leidenschaften der Fürsten und Herrn zu befriedigen, kann zwischen ihr und den Jüngern des Evangeliums kein dauerhafter Friede bestehen.

Darf man sich darüber verwundern? Christus (er selbst hat es gesagt) ist herabgekommen, um auf der Erde ein reinigendes Feuer anzuzünden. Er hat erklärt, daß er nicht den Frieden bringe, sondern das Schwert*). Daher wird auch sein Wort, gleich einem schneidenden Schwert, immer die Waffe sein, welche dazu bestimmt ist, die Enterbten der bürgerlichen Gesellschaft zu beschützen. Das Evangelium ist dauerhafter als Freiheitsbriefe und Verfassungen. Es wird das unvergängliche Gesetzbuch jener

*) *Μὴ νομίσητε ὅτι ἦλθον βαλεῖν εἰρήνην ἐπὶ τὴν γήν· οὐκ ἦλθον βαλεῖν εἰρήνην, ἀλλὰ μάχαιραν.* Matth. 10, 34.

Demokratie sein, deren höchster Zweck es ist, das Unrecht und die Ungleichheit wieder gut zu machen. Die Welt findet diesen Zweck ihrer Thätigkeit nicht würdig. Man begreift es leicht, denn sie überläßt sich, wie der vielgeliebte Apostel sagt, „der Fleischeslust, der Augenlust und dem hoffärtigen Leben*)." — „Die ganze Welt liegt im Argen**)." Aber unser Vertrauen auf die Gerechtigkeit Gottes, unser Glauben an seine heiligen Verheißungen, müssen früh oder spät den Sieg über diesen verderblichen Geist davontragen; „denn Alles, was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat***)"; dieser Glauben, der die Welt wiedergeboren, die Barbaren civilisirt, der die Freiheit und die Gerechtigkeit gehindert hat, unter den wiederholten Schlägen der ewigen Feinde der Menschheit zu unterliegen.

XXXII.

Bleibe mir Vorbild, so lang bis der Vollendete kommt!

J. S—r

Die lieblichen Wohlgerüche des Morgens gelangten bis zu meinen kaum erwachten Sinnen. Das Fenster stand offen und der Saal bildete mit seinen rebenbekränzten Hügeln und den blumigen Gängen an seinen Ufern in der Ferne einen Halbmond. Der Himmel war dunkelbau. Die Wellen blitzten, wie wenn sie Diamanten mit sich geführt hätten. Die Schlösser und alle

---

*) Johannes 1. Epistel, 2, 16.

**) Ebendaselbst 5, 4.

***) *Καὶ αὐτή ἐστιν ἡ νίκη ἡ νικήσασα τὸν κόσμον, ἡ πίστις ἡμῶν.* Johannes 1. Epistel 5, 4.

die Dörfer, die sich in den Wogen abspiegelten, verloren sich in einem leuchtenden Nebel.

Lavaters Züge, die ich am Tage vorher betrachtet hatte, waren meinem Gedächtniß noch gegenwärtig. Ich hatte die steinerne Büste der Bibliothek nicht mehr vor Augen, sondern einen Mann, dessen Stirne edel, dessen Sprache sanft und dessen Bewegungen lieblich waren, wie sein Charakter. Er weihte mich in seine patrotischen Gesinnungen, in seine heiße Sehnsucht nach dem Himmel ein, jenem zweiten Vaterland, das er über dem ersten niemals vergaß.

Ehe ich in dieses Land kam, hatte ich ihn nur in seinen schönen Arbeiten über die Physiognomie bewundert. Doch ist nur Eine Seite dieses den Volksinteressen hingegebenen Geistes, dieser christlichen Seele, welcher die Tyrannei einen unüberwindlichen Abscheu einflößte. Die Liebe zur Freiheit und zum Volke bildet den wesentlichen Charakter von vier Männern, welche die Erziehung der niedern Stände für die erste aller Pflichten angesehen haben, nämlich von E. von Fellenberg, Pestalozzi, Girard und Lavater. Diese Männer, die in sehr verschiedenen Verhältnissen hervorragten, Fellenberg in hohen Staatsämtern, Pestalozzi in den Schulen, der Pater Girard in einem Franziskanerkloster, Lavater in dem Predigtamt, sind auch die erhabensten und bewundernswürdigsten Vertreter des schweizerischen Geistes, dessen Originalität und Kraft von einigen deutschen oder französischen Schriftstellern in so ungeschickter Weise geläugnet worden ist. Diese aufrichtigen Patrioten wollten, daß sich das schweizerische Volk durch geistige Entwicklung, regelmäßige Gewohnheiten und Entschlossenheit des Charakters auszeichne. Auf diese Weise offenbart sich die wirkliche Liebe zum Volke, sie zeigt sich nicht, indem man es durch anarchische Theorien aufregt, indem man in ihm Bedürfnisse entwickelt, die unmöglich befriedigt werden können, oder seine Einbildungskraft und seine Neigungen übermäßig steigert; sondern indem man ihm Einsichten mittheilt, die seine Kraft bilden und ihm jene sittliche

bedeutenden Einfluß auf die geiſtige und ſittliche Entwicklung ihres Sohnes ausüben. Wenn ein ſo kleiner Staat, wie die Schweiz, die nur zwei und eine halbe Million Einwohner hat *), viel mehr berühmte Männer hervorgebracht hat, als die größten Reiche, ſo bin ich überzeugt, daß die Frauen viel zu dieſem wunderbaren Ergebniß beigetragen haben. Man erzieht ſie nicht für das frivole Leben der Welt und der Geſellſchaften, ſondern damit ſie die würdigen Gefährtinnen freier Bürger werden; damit ſie nicht Sklaven, ſondern Männer mit männlichen Herzen heranbilden. Daher legen die ſchweizeriſchen Sittenlehrer und alle, welche ſich in dieſem Lande mit der Erziehung beſchäftigt haben, der Stellung der Frauen in der Erziehung eine bedeutende Wichtigkeit bei. In Peſtalozzi's berühmtem Volks-Roman „Lienhard und Gertrud", iſt die Mutter die Hauptperſon. Sie iſt der Mittelpunkt, von welchem nach ihm das Glück der Familien und die Zukunft der Staaten abhängt. Dieſer Gedanke findet ſich in allen ſeinen Werken wieder. Es genügt, um ſich davon zu überzeugen, „das Buch der Mutter, wie Gertrud ihre Kinder unterrichtet", zu leſen. Der Pater Girard hatte die nämlichen Grundſätze. Die große Kunſt der Erziehung hat in ſeinen Augen niemals einen andern Zweck als den mütterlichen Trieb auf eine überlegte Weiſe nachzuahmen. Wie rührend ſprach er nicht ſelbſt von dem Einfluß ſeiner Mutter auf die Vervollkommnung ſeines Charakters? Reich an Ruhm und Jahren ſagte er, die Hand auf's Herz legend: „Ich habe ſie immer hier!" Lavater war von den nämlichen Gefühlen durchdrungen. Wenn man ihm von einem ausgezeichneten Mann ſprach, ſagte er alſobald: „Ohne Zweifel iſt dieſer Mann der Sohn einer geiſtreichen Mutter **)."

Als Lavater in die höheren Schulen trat, bemerkte man in

---

*) Zudem war die alte Eidgenoſſenſchaft viel kleiner als die jetzige.

**) Sismondi, der berühmte Genfer Schriftſteller, verdankte ſeiner Mutter, daß er zum Bewußtſein ſeines Talents als Hiſtoriker gelangte.

ihm ſchon das phyſiognomiſche Talent. Auch zeigte er große Neigung zur Naturgeſchichte, die er als ein Mittel betrachtete, die unendliche Macht des Schöpfers der Welten unabläßig vor Augen zu haben. So ſchrieb er ſeinem Freunde Heinrich Heß, der dieſe Wiſſenſchaft vernachläßigte: „Sie iſt eine Stufe zu Gott. Poeſie iſt bei mir Nichts als Empfindung, Empfindung über Gott. Meine Poeſien, die ich meines Fleißes würdig achtete, reden nur Empfindung von Gott. Er, Er ſoll mein Gegenſtand in der Betrachtung der Natur, Er meine Dichtkunſt ſein — Er, der Nahe*)!"

Solche Geſinnungen ſchienen den jungen Lavater zur Ausübung des Hirtenamts trefflich vorzubereiten. Er verſtand ſeinen Beruf und trat ihn mit dem Herzen eines wahren Jüngers Chriſti an. Das evangeliſche Geſetz war für ihn keine abſtrakte Theorie. Er zeigte ſchon in dieſer Periode ſeines Lebens glühende Liebe zur Gerechtigkeit und einen eben ſo glühenden Haß gegen die Unterdrückung, die ſich niemals verläugneten. Man hat nicht genug beachtet, wie ſich in der Schweiz die evangeliſche Ueberzeugung mit dem edlen Trieb eines freien Bürgers verbindet. Lavaters Leben iſt ein ſchönes Beiſpiel dieſer Verbindung. Er war kaum in das bürgerliche Leben getreten, als er ſich nicht ſcheute, ſich allen möglichen Unannehmlichkeiten auszuſetzen, indem er eine Anklage gegen einen Unterdrücker dieſes chriſtlichen Volks erhob, welchem er das Beiſpiel des Muths und der Weltverachtung ſchuldig war. Er entſchloß ſich mit einem ſeiner Freunde, Füßli, einen der von der Stadt Zürich ernannten Landvögte zur Rechenſchaft zu ziehen, welcher ſich mit Hülfe des Einflußes, den er ſich erworben hatte, die empörendſten Erpreſſungen zu Schulden kommen ließ. Lavater ſchrieb ihm**) voll ungerechten Unwillens: „Mit Zittern ergreife ich die Feder, an Dich zu ſchreiben, Tyrann, Böſewicht, Heuchler,

*) G. Geßner, a. a. O. I., 94.

**) Am 27. Aug. 1762.

Ungerechteſter aller Richter, Gottesſpötter, Meineidiger, Dich zur Gutmachung der Ungerechtigkeit, die noch möglich iſt, aufzufordern*)."

Da dieſe Berufung an das Gewiſſen des unwürdigen Landvogts ohne Erfolg geblieben war, entſchloß ſich Lavater, andere Mittel zu gebrauchen. Zwei Monate ſpäter richtete er eine anonyme Klage an die höchſten Beamten. Ueber die Mittheilungen entrüſtet, welche dieſe Denunziation enthielt, verlangte die Regierung, daß ſie dem Amtsbürgermeiſter auf geſetzmäßigem Wege übermittelt werde. Lavater und Füßli zögerten nicht, ihre Pflicht bis zu Ende zu erfüllen.

Seine Mutter ſtand ihm bei, ſo lange dieſer ſchwierige Kampf dauerte, in welchem ſie die Vorurtheile der Welt mit ſo großer Entſchloſſenheit unberückſichtigt ließ. „Mein Kaſpar," ſagte ſie voll Feſtigkeit, „ich weiß, daß Du das Werk nicht ohne Gott und ohne Gebet begonnen haſt; ſo wird Dir auch bis zum Ende geholfen werden." Sie hatte Recht, denn Lavater verſchaffte dem Rechte den Sieg, ohne ſich um die Beſorgniſſe derer zu bekümmern, die ihn liebten. Heut zu Tage, da die Schweiz von den ſelbſtſüchtigen Regierungen befreit iſt, welche ſie im 18. Jahrhundert ausbeuteten, iſt es ſchwer, ſich vorzuſtellen, wie viel Muth es damals brauchte, um die höheren Staatsangeſtellten anzugreifen. Es war natürlich, für Lavater eine harte Strafe ſeines muthigen Benehmens zu fürchten.

Bald darauf machte Lavater eine Reiſe nach Deutſchland, um ſich weiter auszubilden. Während dieſer Reiſe unterhielt er einen lebhaften Briefwechſel mit ſeiner Familie, in welchem ſich der ganze Adel ſeines Herzens, die Größe ſeines Geiſtes und ſeine tief chriſtlichen Anſichten offenbaren. Einige Betrachtungen über den Charakter des Heilands ſind von großem Intereſſe: „Man ſollte Jeſum um ſeiner menſchlichen Vollkommenheit willen mehr hochachten und lieben, und dazu kann nur eine

*) G. Geßner, a. a. O. I., 148.

bedachtſame Betrachtung ſeines Lebens auf Erden beförderlich ſein. Auf Erden war unſer Herr ein wahrer Menſch, und ſeine Tugend iſt von ſeiner Vereinigung mit Gott unabhängig. Das iſt, alle Tugenden der Sanfmuth, der Güte, der Geduld, der Demuth, die er hinwieder ausübte, die übte er bloß als Menſch, nach ſeinen natürlichen, unverdorbenen Kräften aus. Ein Menſch, der ſo gehandelt hat, wie Jeſus, kann kein Betrüger und kein Schwärmer ſein. — Je mehr ich das Leben Jeſu auf ſeiner moraliſchen Seite betrachte, deſto verehrungswürdiger wird mir ſeine Perſon. Ich bewundere ihn mehr, wenn er am Kreuz für ſeine Feinde betet, als wenn er dem Sturm und dem Meere gebeut*)." Man ſieht, daß Lavater das Chriſtenthum nicht bloß in ſeinen Beziehungen zum ewigen Leben betrachtete, wie es die Mönchsorden thun, ſondern daß er es als die Erziehung des Menſchengeſchlechts im höchſten Sinne des Wortes betrachtete. Bei dieſem hohen Standpunkt zeigte er die größte Gleichgültigkeit gegen die Streitigkeiten und Leidenſchaften der Secten. Als er in Berlin mit dem berühmten Euler zuſammentraf, der ein Schweizer war, wie er, ſagte ihm dieſer: „Haben Sie Spalding**) zum Reformirten***) gemacht, oder hat er Sie zum Lutherthum bekehrt?" „Wir ſind alle drei Chriſten," antwortete Lavater ruhig. Beſteht in der That das Chriſtenthum nicht aus allen Menſchen, die ein wahrhaft chriſtliches Herz haben, die alle dem Evangelium widerſprechende Tyrannei verabſcheuen, ſie mag weltlich oder geiſtlich ſein, und die dahin arbeiten, auf Erden Gerechtigkeit und Brüderlichkeit zur Herrſchaft zu bringen? In welcher Konfeſſion ſie auch geboren ſein mögen, ſind dieſe Menſchen wahrhaft Brüder und Glieder der allgemeinen Kirche, deren Namen

*) G. Geßner, a. a. O. I., 249 f.

**) Ein berühmter proteſtantiſcher Kanzelredner und ein klaſſiſcher Schriftſteller der Deutſchen.

***) D. h. zum Calviniſten.

ſich das Papſtthum frech anmaßt, ohne doch die betrügen zu können, welche die geringſte Kenntniß von den Lehren Chriſti haben.

Bei ſeiner Rückkehr nach Zürich heirathete Lavater eine ſeiner und ſeines hohen Geiſtes würdige Frau, Anna Schinz. Er hat immer mit Begeiſterung von dieſer Verbindung geſprochen, die ſo viel dazu beitrug, in ſeiner Seele jene den geiſtigen Arbeiten ſo nöthige Heiterkeit zu erhalten. Einmal hat er ſich in einem Gedicht auf den Geburtstag ſeiner Frau alſo ausgeſprochen:

„Laß mein Herz an dieſem Tage,
Freundin, voller Freude ſein,
Alles, Alles, was ich ſage,
Ströme Dir ins Herz hinein!
Worte, die vom Herzen ſtammen,
Gehen nicht Dein Herz vorbei!
Nein, Du kenneſt mein Flammen,
Kennſt und fühleſt meine Treu!

Keine Seele, die ich kenne,
Gleichet, ſchönſte Seele, Dir!
Wenn ich Deinen Namen nenne,
Wallt das Herz in Liebe mir.
Deiner Augen ſanftes Feuer
Reißt mich mächtig zu Dir hin!
Keine Luſt iſt mir ſo theuer,
Wie die, wenn ich bei Dir bin.

Wie Ein Tag flohn fünfzig Tage
Unſrer Einigkeit vorbei!
Frei von Unmuth und von Klage,
Und von allem Ekel frei.
In der Luſt, die wir genießen,
Fühlen wir die Schmerzen kaum;
Jahre werden uns verfließen,
Wie ein ſüßer Morgentraum*).“

*) G. Geßner, a. a. O.

XXXIV.

O ſchönes Land, wo ſich an jeder Stelle
Ein groß Gedächtniß hehrer Thaten ſchließt.

Tobler.

Lavater wendete ſeine poetiſchen Talente nicht bloß dazu an, die glücklichen Ereigniſſe in ſeiner Familie zu beſingen. Die Beziehungen, in denen er in Deutſchland mit Klopſtock geſtanden hatte, hatten in ihm die Neigung für die geiſtliche Poeſie erweckt. Von 1765 bis 1768 gab er eine Ueberſetzung der Pſalmen heraus. Er fand in dieſen unnachahmlichen Geſängen zwei Gefühle wieder, die in ſeinem Herzen tiefe Wurzeln geſchlagen hatten: den Glauben an die Vorſehung und die heilige Liebe zum Vaterland. Welchen tiefen Eindruck mußte der erhabene Geſang der Kinder Iſraels, die an den Ufern der Flüſſe Babylons in Gefangenſchaft ſchmachteten, auf einen Mann machen, der eine ſo glühende Liebe für ſein Geburtsland fühlte! Die „Schweizerlieder", welche er im Jahr 1767 herausgab, ſind das Werk eines Dichters, der von der Vaterlandsliebe wahrhaft begeiſtert iſt. In dieſer Sammlung, welche auf ſein Vaterland einen heilſamen und dauerhaften Einfluß ausübte, hat er ſeinen Zeitgenoſſen das Leben der alten, von Liebe zur Freiheit und zum Vaterland beſeelten Schweizer, ſo wie den glücklichen Zuſtand derjenigen, die ihnen die Unabhängigkeit verdanken, ohne welche es keine Menſchenwürde gibt, als das Vorbild dargeſtellt, das ſie ſtets vor Augen haben ſollten. Wilhelm Tell, der heldenmüthige Befreier, Nikolas von der Flüe, der Prediger des Friedens, die großen von den Eidgenoſſen gewonnenen Schlachten, alle dieſe mächtigen Scenen der Vergangenheit werden mit einer Begeiſterung erzählt, in der man den Bürger eben ſo ſehr als den Dichter bewundert. Neben dieſen geſchichtlichen Erinnerungen finden ſich Kriegsgeſänge, Lieder auf den blühenden Freiſtaat, Lieder für Mädchen, Hir-

ten, Beamte, junge Soldaten, Lieder für die „Landsgemeinde“, u. ſ. w. Es wäre zu wünſchen, daß alle Völker, denen ihre Freiheit am Herzen liegt, welche die Liebe zu derſelben im Herzen der jungen Geſchlechter wecken wollen, ähnliche Sammlungen hätten. Wäre es nicht für die Poeſie eine heilige und erhabene Aufgabe, das Andenken an die Helden zu erneuern, die Verehrung des Vaterlandes und der Freiheit zu wecken? Dieſe Gefühle betrachtete Lavater als eine nothwendige Folge ſeiner chriſtlichen Ueberzeugung. Er glich nicht jenen faulen Mönchen, die kein anderes Vaterland haben, als das Kloſter, keine andere Bewunderung kennen, als die der unſinnigen Legenden ihres Ordens. Indem Lavater das Evangelium predigte, lehrte er zu gleicher Zeit durch ſein Beiſpiel und ſeine Worte das alte Heldenland lieben. Man kann von dem beſondern Charakter der „Schweizerlieder“ aus einigen Strophen des „Abſchiedslied eines Schweizers, der auf Reiſen geht,“ urtheilen.

„Nimm, Bruder, unſer Lebewohl,
Und ſchlage Hand in Hand,
Und reiſe, wie man reiſen ſoll,
Im Schweizeralpenland!
Fühl' auf der Berge ſtolzem Haupt
Der tiefen Thäler Glück,
Die Freiheit, die kein Neid uns raubt;
Und Freude ſei dein Blick.

Schau die Natur mit Ehrfurcht an,
Ruh ſtill im Feld der Schlacht;
Was deine Väter da gethan,
Das, Bruder, das betracht.
Da dank dem Herrn auf deinem Knie,
Und ſing der Helden Muth!
Sprich: ich vergöſſe, ſtark wie ſie,
Für Freiheit heut mein Blut.

Lern jedes freien Staates Recht,
Der ſteht im Schweizerbund;
Und lieb ſei dir, wer recht und ſchlecht

Mit Herz iſt und mit Mund.
Bewundre Stärk' und ehre Fleiß,
Der rohe Felder pflügt,
Und, trieft wie Thau ſein heißer Schweiß,
Geſund iſt und vergnügt.

Laß dir ſich nicht die Neugier nahn,
Im Reiche hinzugehn;
Um auch, wie andre Herrchen ſahn,
Monarchenpracht zu ſehn.
Du lernſt das Volk des Vaterlands
Beim Spiel nicht und beim Scherz!
Veracht', o Schweizer, Fürſtenglanz,
Und Luſt bei nahem Schmerz.

Vergiftet wird dein Schweizerſinn
Von Monarchienluft!
Der Sitten Einfalt iſt dahin,
Wo Alles: Wolluſt! ruft.
Iſt dir dein Vaterland nicht gnug,
So biſt du ſein nicht werth,
Nicht werth, daß dich ein Schweizerpflug
Aus freiem Boden nährt.

Nein, ſetze keinen Fuß hinein!
O wende deinen Blick!
Schau an dein Herz! und ſei nicht klein!
Und eile ſchnell zurück!
Horch auf des Weichlings Stimme nicht!
Gezweifelt iſt gewagt!
Ach! vor der Luſt, die er verſpricht,
Wird ſeine Bruſt zernagt!

Welche heiligen und kräftigenden Gedanken! Das Land, in welchem die Diener des Evangeliums die Seelen mit ſolchen Lehren nähren, kann ſich unmöglich unter das Joch der Tyrannen beugen, noch den Druck einer fremden Herrſchaft ertragen. Die Prieſter der katholiſchen Kirche, welche die feſteſte Stütze des Despotismus ſind, könnten ſolche Ideen nicht verbreiten.

Bemühen sie sich nicht im Gegentheil, die Herzen und Charaktere durch einen entnervenden Mysticismus zu erschlaffen*) und sie unter dem Vorwand, ihnen den Himmel zu zeigen, selbst die Liebe zum Vaterland vergessen zu machen? Aber dies ist nicht Alles. Wir verdanken dem geistreichen Verfasser der »Guêpes« (Wespen), Alfons Karr, merkwürdige Enthüllungen über die geistlichen Gesänge, welche die römische Geistlichkeit der Jugend in die Hände gibt, welche sie unter der Restauration das bekannte Lied singen ließ:

„Auf immer leben in Frankreich
Bourbonen und Religion!"

Diese Dichtungen sind wirklich merkwürdig. Die jungen Mädchen lernen darin die Sprache der göttlichen Liebe unter höchst weltlichen Ausdrücken:

„Mein süßer Jesus kommt noch nicht!
Zu lange Nacht willst du denn ewig währen?"

oder:

„Wenn du den siehst, den meine Seele liebt,
So sag ihm, daß mein Herz vor Liebe bricht.
Wie sehn' ich mich, den Heißgeliebten bald zu sehn!
Mein süßer Jesus, ach! kommt der schöne Tag noch nicht?"

Alfons Karr bemerkt mit Recht, daß man in mehreren dieser Lieder füglich Arthur statt Jesus setzen könnte. Was würde er sagen, wenn er einen Blick in die Dichtungen und Abhandlungen der heiligen Theresia wärfe? Welche spanische Gluth! Welche seltsame Leidenschaft in dieser Seele, welche durch die thörichte Begeisterung eines Herzens in Irrthümer gerissen worden ist, das sich über seinen wirklichen Empfindungen allzusehr täuscht! Man kann eben so viel von der heiligen Katharina von Siena**) und von so vielen andern erleuchteten

*) Man findet höchst interessante Mittheilungen hierüber in Michelet, „Le prêtre, la femme et la famille."

**) S. Chavin de Malan, Vie de Sainte Catherine de Sienne.

Namen ſagen, welche von der Gründung der Frauenklöſter an bis zu Maria Alacoque*) und der mit Wundenmalen gezeichneten Anna Emmerich**) ſich ſo gröblich über das Weſen der Erſcheinungen betrogen, die ſie hatten***).

Zugleich mit den „Schweizerliedern" gab Lavater ein Erbauungsbuch heraus, das „Chriſtliche Handbüchlein", welches mit Beifall aufgenommen wurde, und im Jahr 1769 die Ueberſetzung der „Philoſophiſchen Palingeneſie" des Genfer Philoſophen Karl Bonnet. Die Veröffentlichung dieſes Werkes zeigte, wie aufrichtig Lavaters Duldſamkeit war. Er hatte ſeine Ueberſetzung dem berühmten jüdiſchen Philoſophen Moſes Mendelsſohn zugeeignet. Aber er beging die Unklugheit, einige vertraute Unterredungen bekannt zu machen, in welchen der ausgezeichnete Iſraelit von dem ſittlichen Charakter Jeſu mit Ehrfurcht geſprochen hatte. Von den Seinigen der Ketzerei angeklagt, beklagte ſich Mendelsſohn voll Milde und Würde über das unüberlegte Verfahren des Zürcher Pfarrers. Die Briefe, die ſie bei dieſer Gelegenheit wechſelten, ſind ein Muſter von feiner Sitte und Aufrichtigkeit. Die Demuth, mit welcher Lavater ſeinen Fehler bekennt, ſollte ein Gegenſtand des Nachdenkens ſein für den hochmüthigen und bitteren Eifer, den heut zu Tage einige Sektirer an den Tag legen, welche die Menſchheit bis in die traurigſten Zeiten des Mittelalters möchten zurückgehen ſehen. Mendelsſohn beeilte ſich ſeinerſeits, mit großem Edelſinn die biedere Abſicht Lavaters anzuerkennen: „Ich erkenne," ſagte er, „in dem Benehmen Lavaters gegen mich, ſeine Freundſchaft und ſeine gute Abſicht. Die Antwort, die er mir gegeben, zeigt, nach meiner Meinung wenigſtens, die hohe Sittlichkeit ſeines Charakters in dem günſtigſten Lichte;

*) Languet hat ihr Leben beſchrieben.

**) Clemens Bretano hat in der ſchmerzhaften Leidensgeſchichte unſeres Herrn Jeſu Chriſti ihr Leben beſchrieben.

***) S. Hecquet, „Naturalisme des convulsions."

man findet darin das Gepräge der aufrichtigsten Menschenliebe und Gottesfurcht; einen glühenden Eifer für das Gute und Wahre, eine vollkommene Redlichkeit und eine Bescheidenheit, die an Demuth gränzt. Ich schätze mich äußerst glücklich, den Werth dieser schönen Seele nie verkannt zu haben."

Eines der verbreitetsten Werke Lavaters, die „Aussichten in die Ewigkeit", folgte bald auf die Uebersetzung des Werkes von Bonnet. Dieses Buch besteht aus 20 Briefen an Zimmermann, den berühmten Verfasser der „Einsamkeit". Er gerieth bei dieser Gelegenheit in einen Briefwechsel mit fremden Gelehrten, welcher einige bemerkenswerthe Gedanken enthält. Er schrieb an Jerusalem, Pfarrer in Braunschweig, Betrachtungen über die Seligkeit der Heiden, welche an die großartigen Ansichten Zwinglis erinnern: „Ich hoffe auf Gott, der die Liebe ist, und auf seinen Sohn, den er nicht verschont, sondern den er als Lösung für unsere Sünden gegeben hat, daß nicht nur die Halbchristen, sondern auch die Verdammten endlich bekehrt*) und durch die Vermittlung Christi begnadigt werden. Wenn ich von den Auserwählten spreche, so verstehe ich darunter die Christen, welche an der ersten Auferstehung Theil haben, oder, wenn Sie lieber wollen, welche nach der Auferstehung unmittelbar zu Christus kommen. Nicht ohne Bedauern verschiebe ich die Seligkeit eines Sokrates um einige Augenblicke; ich bin überzeugt, daß, sobald er Christum sieht, er ein eben so aufrichtiger Christ wird, als selbst Paulus es gewesen ist; aber freilich giebt es wenige Sokrates."

Die schwache Seite in Lavaters Ideen war eine übertriebene Hinneigung zum Mysticismus, welche ihm bisweilen den Schein eines Enthusiasten gab. Aber wenn er auch nicht frei von Ueberspanntheit war, so verlor er doch nie den Sinn für

*) Die orientalische Kirche hat von jeher die Milderung der Höllenstrafe angenommen. Man sehe eine Abhandlung von D'Emery am Ende des „Enfer" von Carle.

das praktiſche Leben, für die täglichen Pflichten und die Obliegenheiten des chriſtlichen Lebens. Sein „Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt“, das er in zwei Bänden herausgab, liefert eine Menge Beweiſe hiefür. Der Myſticismus, der uns nicht hindert, Alles das zu thun, was wir den Menſchen und dem Staat ſchuldig ſind, iſt ſehr unſchuldig. Es wird ſchwerlich gelingen, gewiſſen Seelen Kundgebungen zu unterſagen, welche die erleuchtete Vernunft nicht vollſtändig billigt. Der Menſch wird von einem dunkeln Trieb nach dem Unendlichen gezogen. Aber dieſe, in ihrem Urſprung wohlbegründete Neigung kann die Geiſter zu den unſinnigſten Irrthümern reißen. In Indien, in der Einſamkeit von Theben, in den Klöſtern des Mittelalters hat der menſchliche Geiſt jeden Tag neue Thorheiten erdacht, um ſich mit der Gottheit inniger zu vereinen. So war Lavater's Myſticismus nicht. Dieſer beruhte hauptſächlich auf Ideen, die ſich auf Lehren bezogen, welche keinen heilſamen Einfluß auf das menſchliche Leben ausüben können. Er betrachtete zum Beiſpiel die Erſcheinungen als etwas Wahrſcheinliches; er ſprach vom tauſendjährigen Reich wie von einer von der heiligen Schrift und den erſten Kirchenvätern behaupteten Thatſache. Peter Leroux behauptet auch in ſeinem Buch „Von der Menſchheit“, daß dieß die Anſicht der älteſten Chriſten war. Wir wollen annehmen, daß es alſo war. Was hat es für Nutzen, Meinungen wieder zu erneuern, die in den Seelen den gefährlichſten Fanatismus erzeugen können, ohne ſie mit irgend einer praktiſchen Tugend zu erfüllen? Der Fanatismus iſt eine Krankheit, die unſerer ſchwachen Natur ſo ſehr anhaftet, daß man nicht genug Vorſichtsmaßregeln ergreifen kann, um ihren Einfluß zu ſchwächen. Man kann nicht, ohne zu zittern, an die Ströme Bluts denken, die durch ihn vergoſſen worden ſind, und die er noch in unſern Tagen der traurigen Nachkommenſchaft Adams koſtet. Morden ſich die Menſchen nicht am liebſten im Namen des Evangeliums? Iſt das Teſtament Chriſti in der Hand der Leidenſchaft nicht zum Werk-

zeug der fürchterlichſten Kriege geworden? Der Menſchenſohn ſagte vom Berg herab: „Glücklich ſind die Sanftmüthigen! glücklich ſind die Friedlichen!“ und im Namen des Friedensfürſten wetzt man das brudermörderiſche Schwert, zündet man Scheiterhaufen an! Solche Meinungen könnten den größten Abſcheu gegen das Leben und die menſchliche Natur einflößen. Man wäre verſucht, ſich zu ſagen, daß die erhabenſten Wahrheiten vergeblich gelehrt werden, weil die Schlechtigkeit der Menſchen ſie in wilde Lehren zu verwandeln weiß. Chriſtus, friedlicher und barmherziger König! Du, der nicht auf das gebrochene Rohr, nicht auf die noch rauchende Lampe getreten biſt, mußt du beſtimmt ſein, ein verabſcheuungswürdiges Gefolge von Meuchelmördern und Henkern zu haben? Muß dein unbeflecktes Kleid, dein ungenähter Rock in Blut abgewaſchen werden? Umſonſt haſt du das Feuer des Himmels nicht auf die wollen fallen laſſen, welche ſich weigerten, dein Wort anzuhören. Deiner Grundſätze und deines Beiſpiels vergeſſend, hat man ſie mit den abſcheulichen Werkzeugen der Folter und der Verfolgung zwingen wollen, in den göttlichen Schafſtall zu treten. Will man uns zwingen, jene grauſenhaften und ſchauerlichen Götter zurückzuwünſchen, jenen blutigen Teutates, jenen furchtbaren Molach, welche an dem Geſchrei der Opfer ihre Freude hatten? Dahin werden ohne Zweifel deine Kinder gebracht werden bei dem Anblick der empörenden Opfer, die von deinen Prieſtern deiner heiligen Majeſtät dargebracht werden. Aber nein! weil die Großen der Erde aus deinem göttlichen Worte ein Mittel der Tyrannei machen, wirſt du dich erheben und mitten unter den erſchreckten Völkern erſcheinen, nicht mehr wie ehemals an den lachenden Ufern des See's Geneſareth, auf dem Hügel von Bethſaida, in der Ebene von Jericho, der Palmenſtadt; ſondern furchtbar! die Stirne mit Sternen bekränzt, die der Phrophet von Pathmos im Geiſte ſah. Ein fürchterliches Schwert wird aus deinen brennenden Lippen hervorgehen, deine Stimme wird toben wie ein fürchterlicher

Wasserfall, und wer die Armen und die Geringen unterdrückt hat, wird zittern; denn die Kräfte des Himmels werden in Aufruhr sein. — Aber möge vielmehr, o Herr, die Strafe jener göttlichen Gnade, die einst auf den unfruchtbaren Boden Judäa's herabstieg, noch einmal diese Erde des Elends befruchten! Mögen die Menschen endlich ihren Haß und ihren Uebermuth abschwören! Statt sich in Kasten zu trennen, sich in verabscheuungswürdigen Kämpfen zu zerreißen, mögen sie sich umarmen, wie die Söhne der großen Familie, wie Krieger der heiligen Herrscher des Himmels, wie die Geliebten Gottes, der sein Leben für das Heil der Welt hingab.

Als Christus im Begriff war, für das menschliche Geschlecht zu sterben, als er seine erhabenen Abschiedsworte an seine Jünger richtete, hob er seine ehrwürdigen Hände zum Thron des Ewigen empor und sagte: „O Vater, mögen sie einig sein, wie du und ich nur Eins sind!" Das Gebet des Erlösers kann nicht unfruchtbar bleiben. Wird seine Stimme nicht die verhärteten Herzen brechen, wie sie den Stein gebrochen hat? Wird sie nicht aus den Reichen, die sich bekämpfen, aus den Stämmen, die sich einander mit Wuth zerfleischen, einen einzigen Geist und eine einzige Seele bilden können? So war die Kirche Jerusalems unter der Regierung der Apostel. So muß die Menschheit von einem Pol zum andern durch den Sieg des Evangeliums werden.

Lavater war eine von jenen auserwählten Seelen, welche nach der Ankunft des Reiches Gottes seufzen. Von gewaltthätigen Menschen, denen er den Frieden predigte, auf den Tod verwundet, betete er für seine Mörder. Er wandte sein ganzes edles Leben dafür an, jene evangelischen Grundsätze zu verbreiten, in welchen er den Fortschritt der Gesellschaft und das Heil der Welt erblickte. Als er im Jahr 1769 in seiner Eigenschaft als Diaconus die Leitung des Waisenhauses erhielt, schrieb er folgende schöne Bemerkungen in sein Tagebuch: „Siehe, ich empfange nun aus deiner Hand einen kleinen Ort, wo ich

dein Evangelium öffentlich predigen kann. — — Du weißt, Vater, wie schätzbar mir diese schöne Gelegenheit ist, Gutes zu thun; wie sehr ich mich in meinem Herzen freue, daß ich nun alle Sonntage im Namen deines Sohnes reden und seine guten, in die Ewigkeit gehenden Absichten befördern helfen kann. — — Gieb mir Freiheit zu reden Alles, was wahr, was nützlich und heilsam ist. Laß keine Furcht, keine geheime Menschengefälligkeit mich jemals hinterhalten, etwas Nöthiges zu sagen. — — Laß mich immer als vor deinem sichtbaren Angesicht reden! Laß mich, der ich dein Knecht bin, ja niemals, zu ihrem eigenen Verderben, ein Knecht der Menschen werden*)." Welch ein Unterschied zwischen dieser Sprache und der der berühmten Kanzelredner am Hofe Ludwigs XIV.! Wie muß es zur Trauer stimmen, wenn man ausgezeichnete Männer wie Bossuet oder Bourdaloue bis zu den niedrigsten Schmeicheleien sich herabwürdigen und so ihr Amt vor einem Fürsten schänden sieht, dessen Zustand und Gewohnheiten Niemanden unbekannt waren! Nichts beweist besser, wie ganz unmöglich jede ernstlich gemeinte Unabhängigkeit für die ist, welche unter dem römischen Joch leben.

Als in den Jahren 1770 und 1771 eine Hungersnoth den Kanton Zürich verheerte, war Lavater ein Muster von Mildthätigkeit und Hingebung. „Ach Gott!" rief er aus, „warum gabst du mir so viel Empfindung des Mitleidens, so starke Triebe zu helfen, und so wenig Macht! Noch habe ich kein höheres, und im eigentlichen Sinne göttlicheres Vergnügen denken können, als das aus der Harmonie und Proportion des Willens und der Macht, Gutes zu thun, entspringt. Wenn die Zukunft mir diese Seligkeit nicht giebt, so wird meine hier gesammelte Liebe ein Schatz des Zorns für mich. Höllenqual ist Liebe ohne Macht**)."

---

*) G. Geßner a. a. O. 1, 370 ff.

**) G. Geßner a. a. O. 2, 42.

Lavaters Talente und Tugenden hatten ihm einen Ruf verſchafft, der bald die Grenzen der Schweiz überſchritt. Als er ſich im Jahr 1774 nach Bad Ems begab, konnte er ſehen, wie hoch man ihn in Europa ſchätzte. In Frankfurt kam er mit Göthe zuſammen. Ungeachtet der weſentlichen Verſchiedenheit ihrer Anſichten, bildete ſich eine Vertraulichkeit zwiſchen ihnen, welche nicht auffallen wird, wenn man ſich an die bewundernswürdige Duldſamkeit des Zürcher Pfarrers erinnert. Lavater ſprach mit Begeiſterung von dem Verfaſſer des „Fauſt". „Alles war Geiſt und Wahrheit," ſchrieb er, „was Göthe mit mir ſprach. — — Viel las er mir aus ſeinen Papieren vor, und las — las, man hätte ſich verſchworen, er ſpräche eben dies das erſtemal in Feuer mit mir. Seine Arbeit, o Oceane voll wahrer, wahreſter Menſchennatur, unbeſchreibliche Naivetät und Wahrheit. — Ein Genie ohne ſeines Gleichen*)!"

Wenn Lavater von der lebendigſten Bewunderung für den großen deutſchen Dichter ergriffen wurde, ſo bemerkte dieſer ſeinerſeits mit Erſtaunen, wie viel mit ihm Uebereinſtimmendes und Erhabenes im Charakter des ſchweizeriſchen Schriftſtellers liege. „Wir andern, wenn wir uns über Angelegenheiten des Geiſtes und Herzens unterhalten wollten, pflegten uns von der Menge, ja von der Geſellſchaft zu entfernen. — — Allein Lavater war ganz anders geſinnt; er liebte, ſeine Wirkungen ins Weite und Breite auszudehnen, ihm ward nicht wohl als in der Gemeine, für deren Belehrung und Unterhaltung er ein beſonderes Talent beſitzt, welches auf ſeiner großen phyſiognomiſchen Gabe ruhte. Ihm war eine richtige Unterſcheidung der Perſonen nnd Geiſter verliehen, ſo daß er einem Jedem geſchwind anſah, wie ihm allenfalls zu Muthe ſein möchte. Fügte ſich hiezu nun ein aufrichtiges Bekenntniß, eine treuherzige Frage, ſo wußte er aus der großen Fülle innerer und äußerer Erfahrung zu Jedermanns Befriedigung das Ge-

*) G. Geßner a. a. O. 2, 127.

hörige zu erwidern. Die tiefe Sanftmuth seines Blickes, die bestimmte Lieblichkeit seiner Lippen, selbst der durch sein Hochdeutsch durchtönende treuherzige Schweizer-Dialekt, und wie manches Andere, was ihn auszeichnete, gab Allen, zu denen er sprach, die angenehmste Sinnesberuhigung; ja seine bei flacher Brust etwas vorgebogene Körperhaltung trug nicht wenig dazu bei, die Uebergewalt seiner Gegenwart bei der übrigen Gesellschaft auszugleichen. Gegen Anmaßung und Dünkel wußte er sich sehr ruhig und geschickt zu benehmen; denn indem er auszuweichen schien, wendete er auf einmal eine große Ansicht, auf welche der beschränkte Gegner niemals denken konnte, wie einen diamantnen Schild hervor, und wußte dann doch das daher entspringende Licht so angenehm zu mäßigen, daß dergleichen Menschen wenigstens in seiner Gegenwart sich belehrt und überzeugt fühlten. Vielleicht hat der Eindruck bei Manchen fortgewirkt; denn selbstische Menschen sind wohl zugleich auch gut; es kommt nur darauf an, daß die harte Schale, die den fruchtbaren Kern umschließt, durch gelinde Einwirkung aufgelöst werde. — — Durch die Beobachtung der Art, wie er die Menschen behandelte, fand ich mich sehr belehrt, jedoch nicht gebildet; denn meine Lage war ganz von der seinigen verschieden. Wer sittlich wirkt, verliert keine seiner Bemühungen; denn es gedeiht davon weit mehr, als das Evangelium vom Säemann allzu bescheiden eingesteht; wer aber künstlerisch verfährt, der hat in jedem Werke Alles verloren, wenn es nicht als ein solches anerkannt wird. — — Nun fühlte ich den Abstand zwischen meiner und der Lavater'schen Wirksamkeit nur allzusehr: die seine galt in der Gegenwart, die meine in der Abwesenheit; wer mit ihm in der Ferne unzufrieden war, befreundete sich ihm in der Nähe; und wer mich nach meinen Werken für liebenswürdig hielt, fand sich sehr getäuscht, wenn er an einen starren ablehnenden Menschen anstieß*)."

*) Göthe, Dichtung und Wahrheit.

Göthes und Lavaters Charakter waren durchaus verschiedene Grundformen der menschlichen Natur. Der Geist des ersten war erhaben und kalt wie die beeisten Gipfel der Hochalpen. Die Seele des Dichters der „Schweizerlieder" war im Gegentheil ein brennender Heerd, der stets überströmen wollte. Uebereinstimmung konnte bei zwei so verschiedenen Menschen nicht dauerhaft sein. Göthe, dessen Skeptizismus nur wenig Fügsamkeit hatte, war der Bemühungen Lavaters, ihn zu seinen christlichen Gesinnungen zu bringen, überdrüßig. Er erklärte ihn für einen „Unsinnigen und Mystiker". Als er später durch Zürich reiste, vermied er sogar, ihn zu sehen.

Die ausgezeichnetsten Männer schienen Lavater über die Kälte des Verfassers der „Egnart" trösten zu wollen. So schrieb der berühmte Zimmermann bei Gelegenheit seiner „Physiognomischen Fragmente": „Die Feinheit deiner Beobachtungen ist übermenschlich und deine Urtheile sind von einer beinahe göttlichen Wahrheit. Gott ist mein Zeuge, daß ich nach meiner wohlbegründeten tiefen Ueberzeugung dein Buch für eines der vortrefflichsten halte, die jemals auf Erden erschienen sind." — Als Kaiser Joseph II. durch Waldshut reiste, bezeugte er Lavatern die höchste Achtung. „Mit keinen Worten," sagt dieser in seinem Tagebuch, „kann ich die heitere, launigte Grazie beschreiben, womit mir der Kaiser einen Schritt entgegenkam und mich empfing*)." Der deutsche Kaiser ließ sich von ihm lange Erklärungen über sein physiognomisches System geben. Die Antworten Lavaters geben einen so klaren und genauen Begriff von seinen „Physiognomischen Fragmenten", daß wir glauben, ein Bruchstück dieser Unterhaltung mittheilen zu müssen. „Die meisten Physiognomisten," sagte er, „reden nur von den Leidenschaften, oder vielmehr von den Aeußerungen der Leidenschaften und dem Ausdrucke davon in den Muskeln. — Diese Aeußerungen sind eben nur vorüber-

*) G. Geßner a. a. O. 2, 184.

eilende Zuſtände, die leicht zu entdecken ſind. Woran mir viel mehr gelegen iſt, iſt der beſtändige Haupt- und Grundcharakter der Menſchen, woraus nach Beſchaffenheit ſeiner äußerlichen Umſtände und Verhältniſſe alle ſeine Leidenſchaften als aus einer Wurzel entſpringen. — — Und den Ausdruck davon finde ich theils in einzelnen Zügen, Endungen, Umriſſen, der Stirne, Naſe, des Schädels, der Knochen, theils in der Zuſammenſtimmung und harmoniſchen Verbindung dieſer Theile zu Einem Ganzen. Schwerer zu erkennen, aber viel ſicherer und zuverläſſiger ſind die auch im ruhenden Geſichte ſich zeichnenden Ausdrücke von Geiſtesfähigkeiten, von wirklicher und möglicher Wirkſamkeit und Leidſamkeit eines Menſchen*)."

Unabhängig von dem Syſtem im Werke Lavaters, einem Syſtem, welches wie alle von dieſer Art auf einer großen Zahl Vermuthungen beruht, hat ſein Buch einen von den Schriftſtellern aller Schulen anerkannten literariſchen und philoſophiſchen Werth. Die berühmte Verfaſſerin der „Indiana" empfiehlt die Verſuche Lavaters als „ein erbauliches, beredtes Buch voll Intereſſe, Salbung und Reiz". — „Man wird in den abſtrakteſten Theilen," fügt ſie hinzu, „den nämlichen Schwung von Güte, das nämliche Bedürfniß von Zärtlichkeit und Sympathie und zu gleicher Zeit eine ſo tiefe Kenntniß der Geheimniſſe und der Widerſprüche des ſittlichen Menſchen finden, daß dieſes allein hinreichen würde, um es für ein Werk des Genies zu erklären. Ich weiß nicht, ob man eine Lebensbeſchreibung von Johann Kaſpar Lavater hat; aber ſein Leben muß eben ſo ſchön und ſo erbaulich ſein als ſeine Schriften. Wenn ich in der Schweiz wäre, würde ich eigens nach Zürich gehen, um Materialien für das Leben dieſes außerordentlichen Mannes zu ſammeln."

*) G. Geßner 2, 186. f.

XXXV.

Hoch in der Freiheit Tempel glänzt
Des Sängers Name, hoch,
Sein Haupt mit Eichenlaub bekränzt,
Ehrt ihn die Nachwelt noch.

J. G. v. Salis.

Lavater würde ohne den Wiederhall, welchen die französische Revolution in seinem Vaterlande fand, seine Laufbahn friedlich beendigt haben. Als er erster Pfarrer bei St. Peter geworden war, hatten ihm seine Duldsamkeit und seine Kenntnisse*) die allgemeine Liebe erworben. Wie alle ausgezeichneten Geister seiner Zeit von der Nothwendigkeit einer Umwandlung des Staats in Frankreich überzeugt, begrüßte er im Jahr 1791 die Morgenröthe der französischen Freiheit in dem „Liede eines Schweizers". Aber die Metzeleien, welche später die edelste Sache besudelten, erfüllten seine Seele mit Schmerz. Er wußte, daß solche Frevel das beste Mittel sind, den Interessen der Tyrannen zu dienen und daß der Fortschritt des Menschengeschlechts durch die unsinnigen Rasereien von Menschen, welche an demselben mit Eifer zu arbeiten vorgeben, oft um mehrere Jahrhunderte zurückgedrängt wird. Lavater glaubte daher, sich gegen die französische Propaganda aussprechen zu müssen, welche die Unabhängigkeit der Schweiz bedrohte. „Frankreich," rief er auf der Kanzel aus, „beherrscht seit langer Zeit eine Menge Menschen. Möchten denn die Abscheulichkeiten, die es heute durch seine elendesten Kinder verüben läßt, durch die Ansteckung

*) Es ist schwer, einen Begriff von seiner wunderbaren Thätigkeit zu geben. Es genügt zu bemerken, daß er hundert und dreißig Bände hinterlassen hat. Außer denen, die wir schon angeführt haben, müssen wir den „Nathanael" und seine „Christliche Lieder" erwähnen, welche einen großen Ruf haben.

des Beiſpiels nicht auf unſern Nationalcharakter, auf unſere Sitten und unſere Gedanken wirken!“

Indeſſen brachen überall in der Schweiz Empörungen aus, welche den Sturz der ariſtokratiſchen Regierungen ankündigten. Das große Dorf Stäfa am rechten Seeufer wurde der Mittelpunkt des Bauernaufſtandes im Kanton Zürich. Es gelang der Regierung, die Aufſtändiſchen zu unterwerfen; ihre Führer wurden vor Gericht gezogen und mit Todesſtrafe bedroht. In dieſen ſchwierigen Umſtänden offenbarte ſich die ganze Schönheit von Lavaters apoſtoliſchem Charakter. Er konnte den Gedanken nicht ertragen, auf dem Boden der Freiheit wegen politiſcher Vergehen*) Blut fließen zu ſehen, ſehr verſchieden von gewiſſen römiſchen Prieſtern, welche, Unglück verkündenden Vögeln gleich, im Gefolge der Wiederherſtellung der abſoluten Gewalt erſcheinen, um den Tod der Liberalen mit lautem Geſchrei zu verlangen**). Er wurde der Anwalt der Gefangenen, und wendete ſeinen ganzen Einfluß an, um ſie dem Tod zu entreißen. Das iſt der wahre Diener des Evangeliums, der von Frieden und Verzeihung ſpricht, nicht aber der, der Rache predigt. Am Sonntag vor dem Urtheilsſpruch hielt er eine Predigt, die von der bewundernswürdigſten Duldſamkeit und der glühendſten Nächſtenliebe eingegeben war. Er wendete ſich mit edelmüthiger Kühnheit an die Behörden, indem er ihnen den ſchönen Titel „Väter des Vaterlands“ gab; er beſchwor ſie, als Chriſten zu handeln, ihre Hände nicht mit dem Blut ihrer Mitbürger zu beſudeln. Auch könnte man keine Ausdrücke finden, um

*) Die Schweiz iſt das einzige Land in Europa, in welchem die Todesſtrafe für politiſche Vergehen nicht beſteht.

**) Wer erinnert ſich nicht an den Mord Riego's nach der Wiederherſtellung Ferdinands VII. in Spanien, an die Greuel des „weißen Schreckens“ in Frankreich (1815); an die Galgen in Ungarn unter Franz Joſeph, an die Wiedereinſetzung Pius IX. und an die Rache Ferdinands II. in Neapel?

Lavaters Freude zu ſchildern, als er ſah, daß ſich die Richter auf die Seite der Gnade neigten.

Was Lavater vorausgeſehen hatte, trat bald ein. Die Franzoſen brachen im Jahr 1798 in die Schweiz ein. Lavater proteſtirte muthvoll gegen die Plünderungen und Frevel, deren ſich die Sieger ſchuldig machten. Er ſchrieb „Ein Wort eines freien Schweizers an die große Nation". Als er dieſen Brief Rewbeln, einem Mitgliede des franzöſiſchen Direktoriums, geſchickt hatte, ſagte er lächelnd zu ſeinem Eidam: „Ich habe Rewbeln einige Worte eines Schweizers an die große Nation geſchrieben, und ſage ihm ohne alle Schonung die ganze Wahrheit über das ſchändliche Benehmen ſeines Landes gegen das unſrige. Ich erwarte die Folgen ganz ruhig; ich habe meine Pflicht gethan, man kann mich verfolgen, eine Gewaltthat gegen mich begehen; es kümmert mich wenig; ich werde es nie bereuen." Lavater vergaß nicht, daß er ein Nachfolger des heldenmüthigen Zwingli ſei und daß der große Reformator niemals geglaubt hatte, daß ſein Predigtamt ihn von irgend einer Bürgerpflicht entbinde. Ein Diener des heiligen Evangeliums iſt weder ein Dominikaner, noch ein Jeſuit, welche kein anderes Vaterland haben als Rom und keine andere Hingebung als die eines Sektirers an die Verbindung, die ſeine Kraft bildet.

Lavater beſchränkte ſich nicht darauf, den eben erwähnten Brief zu veröffentlichen. Er erhob kräftigen Einſpruch gegen alle Handlungen, die ihm willkürlich ſchienen. Daher wurde er zweimal nach Baſel verbannt. Aber die Beſetzung der Schweiz durch die Franzoſen, die er ſo ungern geſehen hatte, ſollte ihm verderblich werden. Am 26. September 1799 zogen die Truppen der Republik in Zürich ein, nachdem ſie die Ruſſen geſchlagen hatten. Die Geſchichte dieſes Tages iſt ſo bekannt, daß wir nicht glauben, ſie erwähnen zu ſollen. Als ſich die Sieger in den Straßen der Stadt verbreiteten, ſchoß ein franzöſiſcher Soldat, der Geld bei ihm zu finden erwartete, ſeine Flinte auf

ihn ab. Die Kugel blieb in der Seite ſtecken. Er ſtarb nicht unmittelbar an ſeiner Wunde, und er zeigte in den langen Leiden, die ſie ihm verurſachte, die edlen Geſinnungen, die ſein ganzes Leben erfüllt hatten. Er dachte mehr an die Prüfungen ſeines Vaterlandes als an die ſeinigen. Er arbeitete mit ſeinem gewöhnlichen Eifer. Es war natürlich, daß er in ſeinem Zuſtand ſeine Gedanken fortwährend auf Chriſtum richtete, der uns ſo viele Beiſpiele von Ergebung und Sanftmuth hinterlaſſen hat. Seine ſchönſten Betrachtungen über dieſen unerſchöpflichen Gegenſtand erſchienen unter dem Titel: „Der Schwanengeſang, oder letzte Gedanken des Scheidenden über Jeſus von Nazareth.“ „Ich habe tauſendmal in Proſa und in Verſen von ihm geſprochen,“ ſagte er, „und ich habe eben ſo oft über die Erſcheinung eines ſo wunderbaren Weſens in dieſem vergänglichen Leben nachgedacht.“ Als er zum letztenmale mit einer ſchon ſehr ſchwachen Stimme zu ſeiner Heerde ſprach, unterhielt er ſie noch von dem Erlöſer. „Ich habe ſehr gewünſcht, ſagte der, deſſen Namen ſtets nur mit tiefer Verehrung ausgeſprochen werden darf, am letzten Abend, den er mit ſeinen Jüngern zubrachte, ich habe ſehr gewünſcht, das Oſterlamm mit Euch zu eſſen. Iſt es mir geſtattet, dieſe feierlichen Worte auf mich anzuwenden und Euch zu ſagen: Ich habe ſehr gewünſcht, dieſes feierliche Abendmahl mit Euch zu genießen? — Meine Schwäche nimmt jeden Tag zu; der Tod laſtet ſchon auf meiner beklommenen Bruſt; möge es mir vergönnt ſein, weil ich heute zum letzten Mal zu Euch ſpreche, denn ich ſtehe am Rande des Grabes, mit Euch zu beten. — Möge der Herr unſere Theilnahme an dem heiligen Pfand ſeiner Liebe ſegnen*), welche alle unſere Kraft zu lieben überſteigt! Möchte dieſe Liebe in unſern Herzen die treueſte und zärtlichſte Erwiederung finden. Möchte das immer neue Erbarmen, die immer neue Liebe Gottes in uns die demüthigſte

*) Es war ein Kommunionstag.

Dankbarkeit, das vollständigste Vertrauen erwecken. Möge seine endlose Barmherzigkeit uns eine eben so endlose Freude eingeben! — So wollen wir uns in Ihm erfreuen. Es gibt Nichts, das man mit ihm vergleichen könnte, weder auf Erden, noch in dem Himmel."

Je mehr sich Lavater nach dem Heiland der Menschen gezogen fühlte, desto größer wurde seine Abneigung gegen eine Kirche, die aus dem Evangelium ein System zu bilden gewußt hat, welches geeignet ist, die Völker dem Joch des Despotismus zu unterwerfen, und die es gewagt hat, sich der barmherzigen Worte des Menschensohnes zu bedienen, um die Menschenopfer der Inquisition zu rechtfertigen. Als der Graf Friedrich von Stolberg, ein enthusiastischer und beweglicher Mensch*), vom Protestantismus abfiel, um sich unter die Fahne des Papstthums zu begeben, schrieb ihm Lavater einen eben so gemäßigten als energischen Brief. „Ich," sagte er, „werde diesen Schritt, wie sehr es auch viele der denkendsten und verehrungswürdigsten Katholiken, die ich als Freunde innig liebe, aus den besten, liebevollsten und religiösesten Absichten wünschen mögen, gewiß nie thun. Ich werde nie katholisch werden, das ist, Aufopferer aller meiner Denkensfreiheit und Gewissensfreiheit, das ist, Entsager aller unveräußerlichen Menschenrechte werden. Ich werde, so lange ich hienieden walle (meine Wallfahrt scheint dem Ziele nahe zu sein), nie katholisch werden, das heißt: Kein Mensch und kein Engel wird mich je bereden können, eine Kirche als unfehlbar zu verehren, und eine barmherzige Mutter zu nennen, die ihre irrend erklärte Kinder lebendig verbrennt. Eine intolerante Kirche kann mir nie eine nachahmungswürdige Schülerin dessen sein, der über die boshaftesten Verwerfer des Besten die liebevollsten Thränen vergoß **)."

Die Redaktoren des „Correspondent" würden freilich sagen,

*) S. Voß, Wie Fritz Stolberg ein Unfreier ward.

**) G. Geßner a. a. O. 3, 517.

daß sich der Geist ihrer Kirche seit 1830 sehr verbessert und daß sie die liberalen Ideen, so wie die Grundsätze, welche die Grundlage der modernen Civilisation bilden, angenommen habe. Einige Katholiken haben, ich weiß es wohl, allerdings versucht, nach dem Vorgange der Lamennais, Ozanam, Maret, Lacordaire, Montalembert u. a. m. diesen Weg einzuschlagen. Aber nachdem ihre Ansichten von Gregor **XVI.** mit aller Strenge verdammt worden waren, hat sie der ganze bischöfliche Stand förmlich mißbilligt. Der Pariser „Univers" vertritt, was man auch gesagt hat, die Grundsätze der Bischöfe und der größern Mehrheit der Gläubigen, vor Allem aber die des römischen Hofs. Sein Einfluß ist ungeheuer, selbst im Vaterlande des Verfassers der „Angelegenheiten Roms" *). Ich will keinen andern Beweis anführen, als einen sehr bemerkenswerthen Artikel des „Journal des Débats" im Februar 1856."

„Seit einiger Zeit hat der „Univers" mehrere Fastenmandate der Bischöfe mitgetheilt. Diese Mandate sind alle, soweit wir nach den Auszügen des „Univers" urtheilen können, in dem nämlichen Geiste abgefaßt, sie haben zum Zweck, gegen den Geist der neuern Zeit, über die Vernunft, die Philosophie, den Fortschritt den Bannfluch zu schleudern. Heute lesen wir in dem „Univers" ein Mandat des Bischofs von Orres, in welchem sich folgende Stelle befindet:

„Der Ruhm unseres Jahrhunderts! Andere werden Euch sagen, daß er darin besteht, daß man jene gegenseitige Willfährigkeit eingeführt, die man Duldung nennt. Ach! für den, der die Charaktere in ihrer verborgenen Tiefe studirt, begreift man darunter weit weniger die Sanftmuth, als die Entnervung, weit weniger die Nächstenliebe, als die Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit; sie ist einfach eine sittliche Gefühllosigkeit, eine Art geistige Lähmung, in der man deshalb Alles ohne Widerwillen erträgt, weil man Nichts mehr fühlt. Gott

*) Lamennais.

bewahre uns, geliebteſte Brüder, das als einen Fortſchritt zu betrachten, was nur ein **bejammernswürdiger Verfall** iſt, und das Ruhm zu nennen, was nur eine Schande iſt."

Es lebe die heilige Inquiſition, der man weder Gleichgültigkeit, noch ſittliche Gefühlloſigkeit, noch geiſtige Lähmung vorwerfen kann! Man bemerke wohl, daß der Biſchof von Arras — wir erfahren es aus dem „Journal des Débats" — lange Zeit für eines der liberalſten Glieder des franzöſiſchen Episcopats galt, und daß er ſelbſt „Gewiſſensfragen" geſchrieben hat, in welchen man Anwandlung von Liberalismus fand! — **Ab uno disce omnes.**

Der Biſchof, den wir eben angeführt haben, konnte nicht anders ſprechen, ohne im Grunde des Herzens aufzuhören, ein Katholik zu ſein, ohne die von Gregor **XVI.**, dem unfehlbaren Statthalter Gottes in einem Rundſchreiben aufgeſtellte Lehre aufzugeben, welche auch von Pius **IX.** in ihrem ganzen Inhalt beſtätigt wurde.

Nachdem der Papſt „jene verderbliche Preßfreiheit verdammt hat, **die wir nicht genug verabſcheuen können,** fügt er hinzu: „Aus der verpeſteten Quelle der Gleichgültigkeit entſpringt dieſer unſinnige und irrige Grundſatz, oder vielmehr dieſer **Wahnſinn,** daß man Jedwedem die Gewiſſensfreiheit zuſichern und gewährleiſten ſolle*)!!!"

Uebrigens hatte ſchon Leo **X.** den Satz Luthers verdammt, „daß man gegen den Willen Gottes handle, wenn man die Ketzer verbrenne**)." Veuillot hat daher recht, zu behaupten, daß kein römiſcher Katholik die Menſchenopfer der heiligen Inquiſition tadeln könne***).

Daher ſcheut ſich der Domherr Morel in Angers nicht, in

---

*) S. E. de Pressensé, du catholicisme en France."

**) Haereticos comburi est contra voluntatem Dei.

***) S. den Univers vom 10. Juni 1850.

einem Briefe an das „Univers“ zu ſagen, „daß die Ketzerei „mit der ſchrecklichſten Strafe habe belegt werden müſſen*).“

Ein anderer Schriftſteller, deſſen Werke in den dem Römiſchen Hof unterworfenen Ländern ſehr verbreitet ſind, und der ſich zum entſchiedenſten Gegner unſerer Orientaliſchen Kirche aufgeworfen hat**), wagt es, ſich folgendermaßen auszudrücken: „Es iſt kein Zweifel, daß der neue Glaube***) ſich in Frankreich feſtgeſetzt hätte, wenn nicht in Ermanglung der geiſtlichen Gewalt, die ihm nicht immer hinreichenden Widerſtand leiſtete, die weltliche Gewalt, dem ſchwachen Gewiſſen zu Hülfe kommend, den Glauben unſerer Väter durch die Strenge der Geſetze und durch eine unerbittliche Härte aufrecht erhalten hätte, **die ich kein Bedenken trage, heilſam zu nennen** †).“

Martinet, Doctor der Theologie, in ſeinem „Plato, ein Hanswurſt“ ††), und eben ſo Donoſo Cortes in ſeinem nicht weniger ſeltſamen „Verſuch über den Katholizismus, Liberalismus und Sozialismus“ ſcheinen ſich es zur Aufgabe gemacht zu haben, die abſcheuliche Bulle Pius **VI. »Auctorem fidei«** zu rechtfertigen, welche, wie der Domherr Morel ſagt, „den Satz der Winkelverſammlung von Piſtoja †††) mit den ſchrecklichſten Schandmalen bezeichnet, welche die Behauptung enthält, **daß man Ketzer nicht mit Leibesſtrafen** belegen dürfe*).“

Wenn Falloux**) einige Zugeſtändniſſe zu machen wagt,

---

*) E. de Pressensé, a. a. O.

**) Dieſer Zeitungsſchreiber iſt in der „Union“ über die prophetiſchen Tiſche in Bewunderung gerathen! Die orientaliſche Kirche iſt ſtolz auf ſolche Gegner.

***) Die Reformation.

†) Laurentie, La justice au XIX. siècle.

††) Platon polichinelle.

†††) Die Kirchenverſammlung von Piſtoja.

*) E. de Pressensé, a. a. O.

**) Bekanntlich bis zu ſeinem Tod Miniſter des öffentlichen Unterrichts unter Napoleon III.

„weil die Unduldſamkeit heut zu Tage ein Unſinn und erfolglos ſein würde, ſo beeilt er ſich, mit Zerknirſchung hinzuzufügen, „daß die Duldung den Jahrhunderten des Glaubens unbekannt war, und daß das Gefühl, welches dieſes neue Wort bezeichnet, nur in einem Jahrhundert des Zweifels unter die Tugenden gerechnet werden könne*)."

Falloux iſt Miniſter der franzöſiſchen Republik geweſen; muß man ſich darob wundern, daß es ſolchen Republikanern nicht gelungen iſt, ſie zum Gedeihen zu bringen? Offenbar zieht der ehrliche Vicomte einen Pius V. mit ſeinen Scheiterhaufen Chriſto vor, der wahrſcheinlich auch nur die „Tugenden der Jahrhunderte des Zweifels" hatte, und der das Feuer des Himmels nicht auf die Samaritaner wollte herabregnen laſſen.

Wenn Lavater bis zu unſern Tagen gelebt hätte, ſo hätte er auch jetzt noch den Brief ſchreiben können, den er an den Grafen von Stolberg richtete. Er hatte eine zu große Liebe für Freiheit und Fortſchritt, als daß er jemals eine Religion hätte annehmen können, welche ſie als „Wahnſinn" behandelt. Dieſe Liebe findet ſich noch in ſeinem letzten Geſang, dem Liede auf die Stadt Zürich über den Beginn des 19. Jahrhunderts, einem rührenden Abſchied von dem Vaterland, das er ſo ſehr geliebt hatte. Indem er einen Blick auf die unter der Laſt der Schmerzen und der Tyrannei niedergebeugte Menſchheit warf, rief er aus:

„Reich Gottes, Sehnſucht aller Frommen!
Wirſt du mit dem Jahrhundert kommen?
O fleht: „Es komm!" wer flehen kann.
Ihm weiche Laſter, Wahn und Leiden,
Es kommt mit grenzenloſen Freuden —
Macht ihm durch fromme Demuth Bahn*)!"

Nach mehr als dreizehnmonatlichen Leiden, in Folge ſeiner

*) A. de Falloux, Histoire de Saint Pie V, Introduction.
**) G. Geßner, a. a. O.

Wunde, hauchte Lavater am 2. Januar 1801 seinen Geist aus. Die Schweiz verlor in ihm einen glühenden Patrioten, einen Christen, der durch seine Begeisterung für alles Gute, Große und Schöne eine Zierde der Menschheit gewesen war.

XXXVI.

Freund der Kinder!
J. R. Wyß, d. ä.

Ich ließ mich an der Hand durch ein blondlockiges Kind auf den Lindenhof, in den Schatten blühender Linden, führen. Es führte mich zu seiner Wärterin, die ihm von der andern Seite rief. Die Limmat floß zu unsern Füßen und mein junger Gefährte vermischte sein Geschwätz mit dem der Vögel.

Die Sprache der Kinder ist eine Musik, die das Ohr bezaubert. Man sucht unter ihren verworrenen Gedanken den höheren Geist zu erkennen, der sie vielleicht eines Tages beseelen wird. Man glaubt sie mit Tugenden begabt, die bald unter unsern Augen aufblühen werden. Es machte mir Vergnügen, die anmuthigen Wesen zu betrachten, welche auf diesem Spaziergang um mich herum spielten. Die Hoffnung ist erlaubt in einem Lande, das unter den Lehrern des jungen Geschlechts Führer wie den Pfarrer Lavater und den Vater Pestalozzi zählt, den man so vortrefflich den Vincenz von Paula der Erziehung genannt hat*). Und doch ist dies nicht genug gesagt. Nach unserer Ansicht steht Pestalozzi weit höher als der Stifter des Lazaristenordens. Er that nicht bloß Werke materieller Nächstenliebe, sondern er widmete sich ganz der Aufgabe, Menschen und

*) Cousin.

Bürger zu bilden, ſeinem Vaterlande ergebene Herzen und männliche Geiſter heranzuziehen. Vincenz von Paula, wird man ſagen, iſt eine evangeliſche Seele geweſen; aber iſt das Leben Peſtalozzi's nicht eine Durchführung der vom Evangelium gelehrten Aufopferung? Er hat ſich ſelbſt beſtändig vergeſſen, er hat ſich Arbeiten aufgeopfert, die oft niedrig, immer nützlich, und zuweilen bewunderungswürdig waren. Er hat in die Erziehung nicht nur einen hohen Geiſt gebracht, ſondern auch jenes Mutterherz, das nichts verdrießt, das kein Hinderniß erſchreckt, das keine Undankbarkeit entmuthigt. Oft hatte er gegen die Ungerechtigkeit oder die Sorgloſigkeit ſeiner Mitbürger zu kämpfen, gegen den Verrath vorgeblicher Freunde, gegen die Gleichgültigkeit, welche die Menſchen gewöhnlich an den Tag legen, wenn es ſich um die neuere Generation handelt*). Aber er hat ſein ganzes Leben nach dem Ziel, das er ſich vorgeſetzt hatte, mit einer unüberwindlichen Beharrlichkeit geſtrebt, und er hat ſich durch Muth und Thatkraft eine bedeutende Stelle in der Geſchichte ſeines Vaterlandes und in dem Gedächtniß der Armen und der Geringen erworben, deren Intereſſen ſein ganzes Daſein gewidmet war**).

---

*) Dr. Karl Monnard hat dieſen weſentlichen Zug im Charakter Peſtalozzis in ſeiner „Biographiſchen Notiz vortrefflich zum Bewußtſein gebracht.

**) Man hat über Peſtalozzi eine große Anzahl von Werken in deutſcher Sprache herausgegeben. Im Jahr 1846 allein iſt ein Dutzend erſchienen, ſo von Blochmann, Bandlin, Ahrends, Chriſtoffel, Collmann, Kortüm, Luger, Oppel, Hartmann, Elditt, Roſenkranz u. A. m. — Man kann noch die ebenfalls deutſch abgefaßten Schriften von Abs (1815), Biber (1827), Meyer (1850) umd Zoller (1851) anführen. — Die franzöſiſche Litteratur iſt weniger reich; doch beſitzt ſie einige geſchätzte Werke. Wir erwähnen vor Allem: Monnard, „Notice bibliographique“; Alex. Chavannes, „Exposé de la méthode de Pestalozzi“; De Guimps, „Notice sur Pestalozzi“; Adèle du Thou, „Notice sur Pestalozzi“. —

Heinrich Peſtalozzi wurde am 12. Januar 1746 zu Zürich geboren, einige Jahre ſpäter, als Lavater. Schon in ſeiner Jugend zeigte er einen ritterlichen Abſcheu gegen jede Art Unterdrückung. Die Schwachen waren in ſeinen Augen heilig. Er ſchätzte die Menſchen nur nach ihrem ſittlichen Werth, und keineswegs nach den Gaben des Zufalls. Eine rührende Hingebung, die er zu dieſer Zeit ſeines Lebens vor Augen hatte, machte den bleibendſten Eindruck auf ſeine Seele und zeigte ihm, daß die Hoheit der Gefühle ſich bei den niedrigſten Ständen finden könne.

Als Peſtalozzi's Vater ſtarb, hinterließ er ſeine Frau und ſeine Kinder in einem Zuſtand, der an die Armuth gränzte. Er ließ ein Bauernmädchen vor ſein Bett kommen, welches bei ihm diente, und vertraute ihm ſeine ganze Familie an. Peſtalozzi hat uns ſelbſt dieſe rührende Scene in ſeinem „Schwanengeſang“ erzählt. „Babeli,“ ſagte ihm der unglückliche und verlaſſene Greis, „um Gottes und aller Erbarmen willen, verlaſſe meine Frau nicht; wenn ich todt bin, ſo iſt ſie verloren, und meine Kinder kommen in harte fremde Hände. Sie iſt ohne deinen Beiſtand nicht im Stande, meine Kinder bei einander zu erhalten.“ — Gerührt, edel und in Unſchuld und Einfachheit bis zur Erhabenheit großherzig, gab ſie meinem ſterbenden Vater das Wort: „Ich verlaſſe Ihre Frau nicht, wenn Sie ſterben. Ich bleibe bei ihr bis in den Tod, wenn ſie mich nöthig hat.“ Ihr Wort beruhigte meinen ſterbenden Vater; ſeine Auge erheiterte ſich, und mit dieſem Troſt im Herzen verſchied er. Sie hielt ihr Verſprechen und blieb bei meiner Mutter bis an ihren Tod. Sie half ihr ihre drei Kinder, die damals arme Waiſen waren, durchſchleppen durch

---

Die vollſtändigſte und neueſte Schrift in franzöſiſcher Sprache iſt die „Biographie de Pestalozzi“ von Henriette Chavannes. Wir ſind dieſer Schrift, ſo wie der von Monnard in den biographiſchen Mittheilungen vorzugsweiſe gefolgt.

alle Noth und allen Drang der ſchwierigſten Verhältniſſe, die ſich nur denken laſſen, und zwar mit einer Ausharrung, mit einer Aufopferung und zugleich mit einer Umſicht und Klugheit, die um ſo bewundernswürdiger iſt, da ſie, von aller äußern Bildung entblößt, vor wenigen Monaten vom Dorf weg nach Zürich kam, um daſelbſt einen Dienſt zu ſuchen. Die ganze Würde ihres Benehmens und ihrer Treue war eine Folge ihres hohen, einfachen und frommen Glaubens*)." Iſt dies nicht die chriſtliche Magd, von der Adolf Monod ſpricht: „Dieſer ſo ſeltene, ſo falſch beurtheilte Schatz, ein gutes und edles Mädchen, das ſeinen Stand zur Höhe ſeiner Empfindungen erhebt, frei durch den Glauben, eine Sklavin aus Liebe**)." Diejenigen, welche Peſtalozzi vorgeworfen haben, in „Gertrud" ein zu ideales Gemälde der Aufopferung des Weibes gegeben zu haben, vergeſſen, daß er lange Zeit das bewunderungswürdigſte Muſter einer ſolchen vor Augen gehabt hatte. Seit jener Zeit glaubte er ſtets, daß einer wahrhaften Seele voll Hingebung Alles möglich ſei. Mehr als einmal ohne Zweifel hat er die ſchwierigſten Werke unternommen, ohne die Mittel zu ihrem Gelingen zu haben; aber eben mit dieſer heiligen Unklugheit haben apoſtoliſche Prediger die Geſtalt der Welt verändert. Es war ſicherlich ein nicht ſehr vernünftiges Unternehmen, die Welt zu den Lehren eines Gekreuzigten bekehren, den wollüſtigen Griechen, den fanatiſchen Juden, den Römer, der kein anderes Geſetz kannte als die Gewalt, dem evangeliſchen Glauben unterwerfen zu wollen. Dieſer Plan erſchien um ſo unſinniger, als diejenigen, welche ihn ausführen wollten, weder Reichthum, noch hohe Geburt, noch Kenntniſſe, noch Macht beſaßen. Vom Geſichtspunkte der evangeliſchen Klugheit handelten ſie wie Menſchen, welche ihre Ruhe und ihr Leben nutzlos in Gefahr ſetzten. Dieſe Verachtung der Berechnung und der weltlichen Politik

*) „Schwanengeſang" S. 236.

**) A. Monod, La femme.

hat aber gerade ihre Kraft und ihre Größe gebildet. Sie haben in ihrer Hingebung an die Sache der Armen und Geringen erhabene Ideen gefunden.

Dieſe Hingebung erfüllte Peſtalozzi's Herz. „Seit meiner Jugend," ſchrieb er im Jahr 1802 an den Dekan Ith, „habe ich eine ſehr ausgeſprochene Vorliebe für die Armen gehabt. Es war mein beſtändiger Wunſch, allen denen beizuſtehen, die ich für ſchwach und unterdrückt hielt."

Peſtalozzi's mütterlicher Großvater trug viel dazu bei, daß er ſeinen Blick auf die Erziehung richtete. Dieſer würdige Mann, Pfarrer im Dorfe Höngg an den herrlichen Ufern des Zürcher See's, lud ihn ein, als er erſt neun Jahre alt war, jeden Sommer einige Wochen bei ihm zuzubringen. Er führte ihn in die Schulen, deren Beaufſichtigung ihm oblag. Bei dieſen Beſuchen und Geſprächen lernte Peſtalozzi den ungeheuern Einfluß kennen, den eine gute Erziehung auf das Volk ausübt. Die Unterredungen, die er mit Arbeitern und Männern aus den niedern Ständen hatte, gaben ihm einen Begriff von dem Umfang ihres Elends. Die Leiden dieſer armen Menſchen, die er in einem Alter kennen lernte, da das Herz weder verhärtet noch abgeſtumpft iſt, entwickelten in ſeiner Seele eine lebhafte Theilnahme für ihre Prüfungen*). Ein heiliger Zorn wallte in ihm auf, ſo oft er ſah, daß ſie die Opfer der übermäßigen Forderungen ihrer tyranniſchen Vorgeſetzten ſeien. Es kann demnach nicht auffallen, daß bei ſolchen Anſichten der junge Peſtalozzi, als er heranwuchs, ſehr wenig Geſchmack für die Voltaire'ſchen Ideen zeigte. Mit unbarmherziger Ironie die Schmerzen der Menſchheit zu verhöhnen, wie es der Verfaſſer des „Candide" that, ſchien ihm bei einem Mann von Genie eine wahre Gotteslästerung. Er ſeinerſeits glaubte, daß alle

*) „Das arme, verlaſſene, ſittlich elende Volk war der erſte und beſtändige Gegenſtand von Peſtalozzi's Nachdenken." Monnard, Notice biographique sur Pestalozzi.

Talente, die man vom Himmel empfangen habe, dazu gewidmet werden ſollten, die Menſchheit glücklich und frei zu machen, nicht aber ihre Schwachheiten zu verſpotten. So lag denn ein tiefer Abgrund zwiſchen dem ariſtokratiſchen Hohn Voltaires und der durchaus demokratiſchen Geſinnung Peſtalozzi's. Rouſſeau mußte ihm beſſer gefallen. „So wie Rouſſeau's Emil erſchien," ſagte er, „ward mein Geiſt enthuſiaſtiſch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnſtube und auch in der Schulſtube, die ich beſucht, genoß, mit dem, was Rouſſeau für die Erziehung ſeines Emils anſprach und forderte. Die Hauserziehung, ſowie die öffentliche Erziehung aller Stände erſchien mir unbedingt als eine verkrüppelte Geſtalt, die in Rouſſeau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zuſtandes finden könne und zu ſuchen habe. Auch das durch Rouſſeau neu belebte, idealiſch begründete Freiheitsſyſtem erhöhte das Streben nach einem größeren, ſegensreicheren Wirkungskreiſe für das Volk in mir*)."

XXXVII.

Genien mögen an Einſicht, an Fülle des Geiſtes Dir gleichen;
Aber an Liebe des Volkes — wie, und an kindlichem Sinn?

J. S—r.

Von dieſem Gedanken ganz durchdrungen, trat Peſtalozzi der von Lavater, Füßli und Fiſcher gegründeten Verbindung bei, deren Zweck war, „das Unrecht wieder gut zu machen", alle Bedrückungen zur öffentlichen Kenntniß zu bringen und die Unterdrückten zu rächen. Aber indem Peſtalozzi dieſe wichtigen

*) Schwanengeſang S. 253.

Fragen mit größerer Aufmerksamkeit prüfte, bemerkte er, daß die Mißbräuche nicht immer auf Seite der Regierenden sind; „denn das Volk," sagte er, „fand immer irgend einen Grund den schlechtesten Bürger zu wählen, nachdem es geschworen hatte, den besten zu ernennen*)." Er sah ein, daß die Hauptursache des Elends unter dem Volk dessen Unwissenheit sei, die ihm nicht einmal erlaube, seine politischen Rechte für die Verbesserung seines Zustandes zu gebrauchen. Er gelangte endlich zu der grundsätzlichen Schlußfolgerung, daß die Demokratie bei verdummten und stumpfsinnigen Massen ohne alle und jede Frucht bleiben müsse. Diese Idee wurde in seinem Geiste äußerst fruchtbar. Nachdem er die Rechte studirt und ein Buch unter dem Titel „Versuch über die spartanische Gesetzgebung" herausgegeben hatte, warf er andere Schriften dieser Art mit den Worten ins Feuer: „Ich will ein Schulmeister werden!" Er nahm sich vor, die untern Stände durch Unterricht und Ackerbau zu regeneriren. „Schon lange," sagte er, „ach seit meinen Jünglingsjahren, wallte mein Herz wie ein Strom, einzig und einzig nach dem Ziele, die Quellen des Elends zu verstopfen, in die ich das Volk um mich her versunken sah. Zu einer Zeit und in einem Vaterlande lebend, wo die besser gebildete Jugend zu freiem Forschen nach den Ursachen der Landesübel, wie und wo sie immer vorlagen, und zu einem lebendigen Eifer, ihnen abzuhelfen, allgemein emporgehoben wurde, forschte auch ich, wie dieß die Zöglinge eines Bodmer und Breitinger alle thaten, und wie es dem Zeitgenossen eines Iselin, Escher, Hirzel, Fellenberg, Tscharner, Wattenwyl, Graffenried und so vieler edler Männer gebührt, den Quellen des Uebels nach, die das Volk unseres Vaterlandes tief unter das, was es sein konnte und sollte, herabsetzten. Wir fanden die

*) Da Pestalozzi das Volk aufrichtig liebte, scheute er sich nicht, ihm die Wahrheit zu sagen. Monnard sagte mit Recht: „Pestalozzi war der Mann des Volks in einem edlen Sinn." Monnard, a. a. O.

Menſchen in eine Kraftloſigkeit und Unbehülflichkeit verſunken, die es ihnen unmöglich machte, in derſelben das zu ſein, was ſie als Menſchen von Gottes und als Bürger von Rechtswegen darin hätten ſein und werden ſollen."

Die Ackerbauſchule war damals das Ziel, nach welchem alle Bemühungen Peſtalozzi's gerichtet waren. „Um dieſe Zeit," ſagt de Guimps*), „hatte ſich Tſchiffele durch ſeine Verſuche auf ſeinem Gute in Kirchberg bei Bern einen großen Ruf als Landwirth erworben; zu dieſem ging Peſtalozzi in die Lehre. Endlich kehrte er nach Hauſe zurück, das Herz voll Muth und Hoffnung, — mit richtigen, aber vereinzelten Ideen, mit geiſtreichen und unvollſtändigen Anſichten. Er verband ſich mit einem reichen Zürcher Haus, um den Anbau von Krapp zu unternehmen und kaufte mit ſeinem väterlichen Erbe das Gut Neuhof im Aargau an**); er war damals 22 Jahre alt."

Mitten unter den Arbeiten und Plänen, denen ſich Peſtalozzi mit allem Eifer hingab, verliebte er ſich in ein ſchönes und reiches junges Mädchen von Zürich, Anna Schultheß. Der Doctor Niederer hat einen Brief Peſtalozzi's an ſeine Geliebte bekannt gemacht, aus welchem hervorgeht, daß er über ſeiner Liebe ſeine Hingebung an die Sache der Menſchheit nicht vergaß. „Ohne wichtige, ſehr bedenkliche Unternehmungen wird mein Leben nicht vorbeigehen. Ich werde die Lehren Menalks***) und meine erſten Entſchlüſſe, mich ganz dem Vaterlande zu widmen, nicht vergeſſen; ich werde nie aus Menſchenfurcht nicht

*) Notice sur Pestalozzi. — De Guimps iſt ein Zögling Peſtalozzi's geweſen. Seine „Notiz" iſt in der „Iſſertner Zeitung" vom Jahr 1843 erſchienen.

**) Als ich dieſen Theil des Aargaus bereiste, bin ich ſo glücklich geweſen, zu finden, daß ſich das Andenken an den Vater Peſtalozzi noch lebendig erhalten hat, ein Andenken, das für die Menſchheit glücklicher iſt, als die Erinnerungen, welche man auf den von menſchlichem Blute gedüngten Schlachtfeldern findet.

***) Anſpielung auf eine Idylle von Geßner.

reden, wenn ich ſehe, daß der Vortheil meines Vaterlandes mich reden heißt; mein ganzes Herz gehört dem Vaterlande, ich werde Alles wagen, die Noth und das Elend in meinem Volke zu mindern. Welche Folgen können die Unternehmungen, die mich drängen, nach ſich ziehen, wie wenig bin ich ihnen gewachſen, und wie groß iſt meine Pflicht, Ihnen die Möglichkeit der größten Gefahren, die hieraus für mich entſtehen können, zu zeigen!"

Ungeachtet der Hinderniſſe, welche die Verbindung Peſtalozzi's mit ſeiner Anna beinahe unmöglich zu machen ſchienen, erhielt er dennoch die Einwilligung der Familie Schultheß, und er führte im Januar 1769 ſeine junge Gattin nach Neuhof. Sie fand dort bald Widerwärtigkeiten, die ſie mit edlem Sinn ertrug. In der That konnte der Eifer, den Peſtalozzi entwickelte, die Unzulänglichkeit ſeiner landwirthſchaftlichen Kenntniſſe nicht erſetzen. Aber dieſe große Seele war der Entmuthigung unzugänglich. „Der ſchöne Traum meines Lebens," ſagte er ſpäter, „die Hoffnungen eines großen, ſegensvollen Wirkungskreiſes um mich her, das in einem ruhigen, ſtillen, häuslichen Kreiſe ſeinen Mittelpunkt finden ſollte, war nun völlig dahin. Mein Nothzuſtand, den täglich wachſenden Anſprüchen meines unausgebauten Hauſes und Gutes ein Genüge zu leiſten, ſtieg in dem Grade, als ich mich in den Mitteln, ihm abzuhelfen, ungeſchickt benahm. Meine Gattin litt unter dieſen Umſtänden tief, aber weder in ihr noch in mir ſchwächte ſich der Vorſatz, unſere Zeit, unſere Kräfte und den Ueberreſt unſeres Vermögens der Vereinfachung des Volksunterrichts und ſeiner häuslichen Bildung zu widmen*)."

Es liegt etwas Erhabenes in dieſer edlen Hartnäckigkeit. Genöthigt, ſeine Pläne zu verändern, widmete Peſtalozzi die Felder und Gebäude in Neuhof der Beherbergung und Ernährung der Armen. Er verſammelte dort zerlumpte Kinder, welche

*) „Schwanengeſang".

ſonſt Hungers ſtarben. Er wollte mit ihnen das Leben der Armen leben, um ihnen zu zeigen, wie ſie bei ihrer Armuth würdige Bürger ihres freien Vaterlandes, thätige Glieder der großen menſchlichen Familie werden könnten. In Neuhof gaben ihm die Kinder, die er aufgenommen hatte, zum erſtenmal den Vaternamen — Vater Peſtalozzi — den ihm die Nachwelt bewahren wird. Und ſo ſollte er auch in Neuhof ſterben, nach langen und ſchmerzlichen Erfahrungen, aber indem er die Fülle ſeines Glaubens an dem Fortſchritte der Menſchheit, und die ganze Glut ſeiner wahrhaft evangeliſchen Liebe bewahrte. „Die Nächſtenliebe," ſagt Blochmann, „charakteriſirt Peſtalozzi als den Jünger deſſen, der die Liebe ſelbſt war*)."

Ganz Europa, die Könige der Völker und die Fürſten der Geiſter bewunderten ſpäter in Burgdorf und in Iſſerten, mit welchem Talente Peſtalozzi den Geiſt der Kinder umgeſtaltete. Dieſe dunkle und vergeſſene Zeit ſeines edlen Lebens ſcheint uns vor Allem das höchſte Lob zu verdienen. Später wurde er von dem Erfolg ſeiner Bemühungen, von Ermuthigungen jeglicher Art unterſtützt. Aber in dieſen erſten Verſuchen mußte er den bittern Kelch bis auf die Hefe leeren. Er hatte gegen Schwierigkeiten anzukämpfen, die beſtändig wieder auftauchten, gegen ſeinen Mangel an Lebenserfahrung, der durch ſeine geringe Geſchicklichkeit in der Leitung der materiellen Angelegenheiten noch ſchlimmere Folgen nach ſich zog. „Peſtalozzi," ſagt Monnard in ſeiner biographiſchen Notiz ſehr richtig, „beſaß eine große Einbildungskraft und ſelbſt Genie, aber er war kein praktiſcher Menſch. Die Natur ſcheint in den Fähigkeiten eines Jeden wie in der bürgerlichen Geſellſchaft die Trennung der Gewalten zu verlangen." Trotz ſo vieler Hinderniſſe verfolgte Peſtalozzi ſeinen Weg voll Entſchloſſenheit. Sein Leben war ein Gottes und der Engel würdiges Schauſpiel. Was gibt es Größeres auf dieſer Welt als einen Menſchen, der ſeinen eigenen

*) K. Juſtus Blochmann, Heinrich Peſtalozzi.

Vortheil vernachläßigt, jeder Aussicht auf die Zukunft entsagt, um nur an die zu denken, welche im Elend und in Hülfloſigkeit ſchmachten?

Peſtalozzi war mit Recht der Ueberzeugung, daß es nicht genüge, die Kinder zu unterrichten, ſondern daß man ſich vor Allem mit ihrer Erziehung beſchäftigen und daran denken müſſe, ſie mit Hülfe landwirthſchaftlicher und induſtrieller Beſchäftigungen an die Arbeit zu gewöhnen. Er betrachtete jedoch die Verwendung der jugendlichen Arme für die Induſtrie nur für eine von den Umſtänden auferlegte Nothwendigkeit. Die Induſtrie hatte in ſeinen Augen den unberechenbaren Nachtheil, die natürlichen Neigungen zu ſchwächen, und den kaufmänniſchen Geiſt zu entwickeln, ohne daß ſie die Hülfsquellen und die Beruhigung gewähre, welche man in den ländlichen Arbeiten findet. Er glaubt vielmehr, daß es vor Allem nöthig ſei, in den untern Ständen die Freude am häuslichen Leben und das Gefühl der Menſchenwürde zu entwickeln. Er ſprach dieſe Ueberzeugung mit Wärme aus. „Von meiner Liebe für mein Vaterland voll," ſagte er, „die beinahe auch das Unmögliche für daſſelbe hoffte, und es zur urſprünglichen Würde und Kraft zurückzuleiten ſich ſehnte, ſuchte ich mit der größten Thätigkeit die Mittel auf, durch die es nicht unmöglich, ſondern gewiß ſein ſollte, dem Unterliegen vorzubeugen, und den Ueberreſt des alten Hausglücks, der alten Hauskraft und der alten häuslichen Beſchränkung von Neuem zu beleben. Dieſer Gedanke bewegte mein Herz tief und machte mich oft mit Wehmuth fühlen, welche hohe, unerläßliche Menſchenpflicht es ſei, für den Armen und Elenden durch alle in der Hand unſeres Geſchlechts liegende Mittel kirchlich, bürgerlich und individuell dahin zu wirken, daß das Bewußtſein ſeiner innern Würde durch das Gefühl ſeiner allgemein in ihm belebten Kräfte und Anlagen ſich dahin entfalte, daß er das Segenswort der Religion: Der Menſch ſei nach Gottes Bild erſchaffen und müſſe als Kind Gottes leben und ſterben, nicht bloß auswendig plappern lernen, ſondern

ſeine Wahrheit mit der Kraft Gottes, die in ihm ſelbſt liegt, auf eine Weiſe in ſich ſelbſt erfahre, die ihn nicht bloß über den pflügenden Stier, ſondern auch über den Mann in Purpur und Seide, der ſeiner höhern Beſtimmung unwürdig lebt, weſentlich und nothwendig emporhebt."

Peſtalozzi hat in Neuhof die Hingebung bis zu den äußerſten Grenzen getrieben. Er wurde, wie es nur zu oft geſchieht, mit Undank und Niederträchtigkeit belohnt. Die Kinder, die er aufgenommen hatte, an ein herumſchweifendes Leben gewöhnt, konnten ſich niemals in das arbeitſame und regelmäßige Leben fügen, das er ihnen auferlegen wollte. Alles ſchien eine Zeit lang dem Wohlthäter der Armen Schwierigkeiten in den Weg legen zu wollen. Man betrog ihn auf niederträchtige Weiſe. Bald war das ganze Vermögen ſeiner Frau aufgeopfert. „Aber mitten im Hohngelächter der mich wegwerfenden Menſchen," ſagte er, „hörte der mächtige Strom meines Herzens nicht auf, einzig und einzig nach dem Ziele zu ſtreben, die Quellen des Elends zu verſtopfen, in das ich das Volk um mich her verſunken ſah; und meine Kraft ſtärkte ſich, mein Unglück lehrte mich immer mehr Wahrheit für meinen Zweck." Es wäre ſchwer, glaube ich, tief chriſtlichere Geſinnungen zu finden: denn die chriſtliche Tugend liegt eben vor Allem in dem Vergeſſen ſeiner ſelbſt. Nun dachte aber Peſtalozzi, als er in Armuth gerathen war, nicht einmal an ſein eigenes Unglück. Er ſieht in demſelben nur eine Prüfung, die ſeinem Nächſten nützlich werden kann, da es ihm erlaubt, die Leiden, die er lindern will, gründlicher kennen zu lernen. Um alſo zu denken, muß man das große Beiſpiel des Menſchenſohns fortwährend vor Augen haben. Auch machte es Peſtalozzi zum Gegenſtand ſeines beſtändigen Nachdenkens. „Der Chriſt," ſagte er, „erkennt in ſeinem Glauben und durch denſelben, daß er das Opfer ſeines Eigenthums, wie dasjenige ſeiner ſelbſt dem Wohl ſeiner Brüder ſchuldig iſt, und achtet ſeinen Beſitzſtand in der hohen Anſpruchsloſigkeit ſeines ſich Gott und dem Nächſten

hingebenden und aufopfernden Glaubens nicht als ein eigentliches Recht, sondern als eine ihm göttlich anvertraute Gabe, die zu heiliger Verwaltung im Dienste der Liebe in seine Hand gelegt wurde*)."

Als die Anstalt in Neuhof im Jahr 1780 zu Grunde gegangen war, suchte Pestalozzi im Studium einen Trost für seinen Gram. Er schrieb die „Abendstunde eines Einsiedlers", welche Herder „das Programm und den Schluß seines pädagogischen Lebens" genannt hat. Man findet darin einige Gedanken, welche seine Gesinnungen und das wesentlich praktische Christenthum seines Vaterlandes vortrefflich charakterisiren. „Freiheit ruht auf Gerechtigkeit, Gerechtigkeit auf Liebe, also auch Freiheit auf Liebe. — Die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinns der Menschheit beruht auf dem großen Gedanken, daß wir Kinder Gottes sind. — Gottesvergessenheit, Verkennen der Kindesverhältnisse der Menschheit gegen die Gottheit ist Gift, das alle Segenskraft der Sitten, der Erleuchtung und der Weisheit auflöset. Daher ist dieser verlorene Kindersinn der Menschheit gegen Gott das größte Unglück der Welt, indem er alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherstellung dieses verlorenen Kindersinnes ist Erlösung der verlorenen Gotteskinder auf Erden."

Die Prüfungen des Lebens sind, wenn man sie muthig erträgt, die beste Erziehung des Herzens und selbst des Geistes. Es schien, als ob Pestalozzi, da er unter Armen, Bauern und Kindern lebte, nur Täuschungen und Leiden gefunden habe. Er fand dabei jedoch einen großen Gedanken; er wurde der Schöpfer des volksthümlichen Romans, einer Gattung, welche durch einen seiner Landsleute, den Berner Pfarrer Albert Bitzius*) zu so großer Berühmtheit gelangen sollte. Seine Liebe zum Volk machte ihn zu einem berühmten Schriftsteller.

---

*) „Ueber Politik und Industrie".

**) Obgleich in Murten (Kanton Freiburg) geboren, wird Bitzius

Er gelangte auf dem schönsten Weg — durch die Hingebung — zum Ruhme.

Um die Zeit, als Voß seine „Luise“ dichtete, schrieb Pestalozzi seinen anmuthigen Roman „Lienhard und Gertrud“ (1781), der die Freuden und Leiden des ländlichen Lebens so reizend darstellt, und das Gesetz der Arbeit nebst den häuslichen Freuden in so lieblicher Weise lehrt. Dieses Werk erhielt schon bei seinem Erscheinen eine unermeßliche Verbreitung. Die einfache Bäurin, die muthige Hausmutter, die gute Gertrud ward bald ein volksthümlicher Name in den Ländern deutscher Zunge. In der Vorrede gibt der Verfasser einen richtigen Begriff von seinem Buch: „Diese Bogen,“ sagt er, „sind die historische Grundlage eines Versuches, dem Volke einige ihm wichtige Wahrheiten auf eine Art zu sagen, die ihm in den Kopf und ans Herz gehen sollte. Ich suchte sowohl das gegenwärtige Historische, als das folgende Belehrende auf die möglichst sorgfältige Nachahmung der Natur und auf die einfache Auslegung dessen, was allenthalben schon da ist, zu gründen. Ich habe mich in dem, was ich hier erzähle, und was ich auf der Bahn eines thätigen Lebens selbst gesehen und gehört habe, sogar gehütet, nicht einmal meine eigene Meinung hinzuzusetzen zu dem, was ich sah und hörte, daß das Volk selber empfindet, urtheilt, glaubt, redet und versucht.“

Dieser Schrift folgten zwei andere Werke „Christoph und Elsi“ und „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“. Aber diese beiden Bücher fanden wenig Beifall. Die dramatische Ader war in Pestalozzi nicht unerschöpflich wie in Bitzius; er mußte seiner Thätigkeit eine andere Richtung geben. Die Umstände verschafften ihm ein Mittel, sie auch auf eine seiner Natur entsprechende Weise auszuüben. In Stanz, Kantons Unterwalden, hatte der Krieg gegen die Franzosen viele Kinder ihrer Eltern beraubt.

---

doch als Berner betrachtet, da er beinahe sein ganzes Leben im Kanton Bern zubrachte.

Die neue helvetiſche Regierung hatte den glücklichen Gedanken, ſie in einer Anſtalt zu vereinigen, deren Leitung man Peſtalozzi anvertraute. „Die Mittel dazu," ſagt er, „waren unbedingt nur Reſultate der Noth, mit der ich mich durch die grenzenloſe Verwirrung meiner Lage durcharbeiten mußte. Aber mein Eifer, endlich einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hatte mich dahin gebracht, in den höchſten Alpen, ich möchte ſagen, ohne Feuer und Waſſer anzufangen."

Dieſe kräftigen Worte drücken den heldenmüthigen Eifer nur ſchwach aus, welchen der große Lehrer entfaltete. Nie hatte ſeine evangeliſche Liebe, ſeine heilige Begeiſterung, ſeine Liebe zu den Armen und Geringen in hellerem Glanze geſtrahlt. Er verſah zu gleicher Zeit das Amt eines Krankenwärters, eines Bedienten und einer Kindermagd. Er lebte als Armer unter den Armen, als Kind unter den Kindern, er war „Allen Alles", um mich des ſchönen Ausdrucks des heiligen Paulus zu bedienen, um ſie Alle für Tugend, Wahrheit und Freiheit zu gewinnen. Er ſchildert ſelbſt in einem Brief an ſeinen Freund Geßner die Gefühle, die ihn damals beſeelten. Wenn man dieſen Brief lieſt, erinnert man ſich des herrlichen Wortes von Georg Sand: „Die großen Männer ſind Ehrenmänner." — „Ich war," ſagt Peſtalozzi, „vom Morgen bis zum Abend allein in ihrer Mitte, Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geſchah, ging aus meiner Hand. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Auge ruhte auf ihrem Auge. Meine Thränen floſſen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, ſie waren außer Stanz, ſie waren bei mir und ich war bei ihnen. Ich hatte Nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienſte um mich her, ich hatte nur ſie."

Zſchokke hat den Beſuch, den er in Stanz machte, auf eine ſehr intereſſante Weiſe erzählt:*)

*) Selbſtſchau.

„Als ich nach Stanz kam, ging Niemand mit ihm (Peſtalozzi) um. Man hielt ihn für einen gutmüthigen Halbnarren, oder armen Teufel. Drum ſpazier' ich öfters Arm in Arm recht abſichtlich und den ſpießbürgerlichen Hoheiten zum Trotz mit ihm; verrichte nicht ſelten auch Kammerdiener-Arbeit bei ihm, bürſte ihm Hut und Rock oder mahne ihn an die ſchiefgeknöpfte Weſte, ehe wir im Publikum erſcheinen."

„Welche Gegenſätze!" ſagt Blochmann, indem er dieſe Stelle anführt. „Aeußre Niedrigkeit, Verkennung und Schmach bei einer Hoheit der Seele, bei einer Reinheit und Stärke der Liebe, wie ſie ſo wahrhaftig nur ſelten Menſchen mit göttlichem Gepräge adelt. Hier iſt die Blüthe ſeines Lebens, hier die Heldenzeit all ſeines pädagogiſchen Strebens und Thuns. Hier, wo das, was ihn begeiſterte, noch nicht in Begriffe gefaßt, noch nicht in Worte außer ihn hingeſtellt war, wo die unbewußte Kraft wie ein göttlicher Inſtinkt in die unmittelbarſte Berührung mit den Bedürfniſſen der verwahrloſten Kinder trat, hier, wo er nicht die Idee, ſondern die Idee ihn hatte, hier zeigt ſich die ungeſchwächte That ſeines Genius als wunderſam wirkend; die Entwilderung, die Verſittlichung einer Horde der roheſten Kinder in der Zeit eines halben Jahres war das glänzende Ergebniß der ihm kaum bewußten Kraft ſeiner Gottbegeiſterung und Liebe. All ſein Thun war voll religiöſer Weihe*); lebendig aus dem innerſten Leben ausſtrömend, regte es die Gemüther der Verwaiſten energiſch an und lockte mit ſchöpferiſcher Kraft die Anlagen hervor, die in ihnen ſchlummerten." **)

---

*) Die Deutſchen haben lange über die theologiſchen Anſichten Peſtalozzis geſtritten. So „Schul-Chronik von Zahn (1846), „Heinrich Peſtalozzi" von Blochmann. Zſchokke, wie Frau von Stael in ihrem Werke über Deutſchland, in dem Abſchnitt: Ueber die Privat-, Erziehungs- und Wohlthätigkeitsanſtalten — berührt die dogmatiſche Seite nicht.

**) Blochmann, Heinrich Peſtalozzi.

Die Wirren in dieſer unruhigen Zeit ließen Peſtalozzi nicht lange an der Spitze der Anſtalt in Stanz. Das Haus wurde im J. 1799 in einen Militärſpital verwandelt. Von der Anſtrengung erſchöpft, ſuchte Peſtalozzi Erholung im Bad Gurnigel. Da er von der Regierung keine Anſtellung erhielt, übernahm er die Stelle eines Unterlehrers an der Schule des Städtchens Burgdorf im Kanton Bern Der Mann, der durch ſeine Schriften die Aufmerkſamkeit ſo vieler berühmter Perſonen und fremder Gelehrten auf ſich gezogen hatte, der Schöpfer jener Methode, über welche man ſo viele Bände geſchrieben hat, derſelbe, deſſen Geburtstag ſpäter in mehrern bedeutenden Städten Deutſchlands wie ein Jubiläum gefeiert werden ſollte, nahm ohne das geringſte Widerſtreben die beſcheidenſte Stellung beim Unterrichte an. Alles ſchien ihm groß, ſobald es ſich darum handelte, an der Entwicklung des Geiſtes und Charakters zu arbeiten.

XXXVIII.

Der Kampf iſt aus!

Aug. Näff.

Günſtigere Umſtände erlaubten Peſtalozzi, das Schloß in Burgdorf zu beziehen, um eine Anſtalt zu gründen, deren Gedeihen alle ſeine Hoffnungen übertraf. Man kann dieſe Epoche die goldene Zeit ſeiner thätigen Laufbahn nennen. Eine Kommiſſion, welche von der helvetiſchen Regierung den Auftrag erhielt, Peſtalozzis Methode zu prüfen, veröffentlichte im J. 1802 einen vom Dekan Ith abgefaßten Bericht, in welchem ſie erklärte, daß Peſtalozzi „die wahren und allgemeinen Geſetze eines jeden Elementarunterrichts entdeckt habe.“ Der glückliche Lehrer hatte ſogar die Freude, daß die Schweiz ſein Haus unter ihren

Schutz nahm. Dies war die gerechte Belohnung für so viele Leiden und Arbeiten.

Wir unternehmen es nicht, hier die pädagogische Methode zu prüfen, welcher Pestalozzi seinen Ruhm verdankt; die sachverständigsten Männer haben von ihr als von einer der schönsten Eroberungen des menschlichen Geistes gesprochen. „Die Arbeiten Pestalozzi's," sagt ein gelehrter Professor der Bonner Universität, „bilden in der Geschichte der Erziehung eine neue Epoche; dieser außerordentliche Mann hat auf eine gewisse Weise uns noch einen Grundsatz aufgestellt, dessen Folgerungen erst die späteren Geschlechter ziehen werden, von dem aber auch das gegenwärtige Geschlecht schon einige Entwickelungen gesehen hat, ohne immer zu wissen, auf welchen Grundsatz sie dieselben beziehen sollen. Die Idee, welche Pestalozzi während eines ganzen Lebens verfolgt hat und an der er mit vollem Glauben, selbst am Rande des Grabes hing, ist keine von denen, welche mit dem Menschen sterben; sie ist ein edles, der Menschheit hinterlassenes Vermächtniß*).

Nach den Arbeiten von D. A. Chavannes**), A. Jullien***) und Karl Justus Blochmann†) bleibt wenig mehr über die Pestalozzische Methode zu sagen.

Da die Berner Regierung das Schloß von Burgdorf zurückgefordert hatte, nahm Pestalozzi den Vorschlag seines Freundes, des berühmten Landwirths Emanuel von Fellenberg an, welcher ihm die alte Burg zu Münchenbuchsee anbot, aber obgleich von

---

*) Monnard, Notice biographique sur Pestalozzi.

**) Chavannes, Exposé de la méthode élémentaire de H. Pestalozzi. Vevey, 1805.

***) Jullien, Esprit de la méthode d'éducation de Pestalozzi. — Diese bedeutende Schrift, welche aus 2 Bänden von je 500 Seiten besteht, ist im J. 1822 erschienen.

†) Blochmanns Schrift enthält einen inhaltsreichen Abschnitt über Pestalozzis Methode.

den nämlichen Gesinnungen beseelt, waren Fellenberg und Pestalozzi doch von allzu verschiedenem Charakter*), als daß sie sich hätten verständigen können. „Bei Pestalozzi," sagt sein Sekretär Ramsauer, „herrscht das Gemüth vor, bei Fellenberg der Verstand" **). Pestalozzi bezog daher das Schloß von Ifferten, einer kleinen Stadt an der südlichen Spitze des Neuenburger Sees.

Man weiß, daß Pestalozzi in dieser neuen Anstalt der Gegenstand der Bewunderung für ganz Europa wurde. Jeder wollte die wunderbaren Ergebnisse seiner Bemühungen betrachten. Frau von Stael hat in einem Kapitel ihres Werkes über Deutschland ihren Besuch in Ifferten geschildert. Ein Geschichtschreiber, der zwar weniger berühmt, aber aufmerksamer ist, der ihn mehreremal in seiner Anstalt aufsuchte, entwirft von derselben ein interessantes Gemälde.

„Den Ausdruck abgerechnet, kann man unmöglich häßlicher sein, als Pestalozzi. Man stelle sich einen fünf Fuß zwei Zoll hohen Greis vor, breitschultrig, und in seinem Aeußern von einer Nachläßigkeit, die niemals besser hervortritt, als wenn man ihm einen schwarzen Frack, sein Staatskleid, angezogen hat. Seine grauen Haare hängen herab, in seinem stark von den Blattern gezeichneten Gesicht ist kein einziger, nur einigermaßen regelmäßiger Zug zu sehen; ich weiß nicht, welche Verwirrung hindert, die Ordnung der Elemente dieser Physiognomie aufzufassen. Der obere Theil des Hinterkopfs ist abgeplattet, und um mich so auszudrücken, nach vornen gedrängt. Aber unter der edelsten Stirne strahlen zwei Augen, nicht von jenem Feuer, welches Blitze schleudert, sondern von dem innern Licht einer von einem großen Gedanken ergriffenen Seele. So war Pestalozzi. Ich habe ihn in seiner Anstalt zu Ifferten öfters gesehen, wenn er die verschiedenen Klassen seiner Schüler an

*) Pestalozzi nannte ihn einen „Eisenmann."

**) Johann Ramsauer, Kurze Skizze meines pädagogischen Lebens.

den Stunden ihrer Uebungen beſuchte, wie er ſich auf eine Bank ſetzte, ohne das, was um ihn vorging, weder zu ſehen, noch zu hören, nur mit dem Gedanken beſchäftigt, der ſich in der Thätigkeit offenbarte, welche in dem nämlichen Augenblick in allen Theilen dieſer weitläufigen Anſtalt bemerkbar wurde; ſein Blick hatte etwas Tiefes und Unbeſchreibliches. Er ging nur auf Augenblicke aus ſich ſelbſt heraus, um ſeinen Kindern, die ihn ihren Vater nannten, auf das Liebreichſte zuzulächeln*)."

Peſtalozzi's Inſtitut, welches in Burgdorf einen ſo hohen Glanz um ſich verbreitet hatte, nahm in Iſſerten ab. Verſchiedene Urſachen, welche es zu lang wäre aufzuführen, trugen zu ſeinem Verfall bei und Peſtalozzi ſah ſich gezwungen, ſich im Jahr 1825 nach Neuhof zu ſeinem Enkel zurückzuziehen. Seine Laufbahn, welche dort mit Prüfungen begonnen hatte, ſollte mit Bitterkeiten jeglicher Art ſchließen, von denen er in ſeiner „Selbſtbiographie" (Leipzig, 1826) und in ſeinem „Schwanengeſang" ſpricht. Jedoch hatte ſeine Thätigkeit nicht abgenommen. Obgleich ſeine Zeitgenoſſen die unermeßlichen Verdienſte vergeſſen zu haben ſchienen, die er ſeinem Vaterlande geleiſtet hatte, und ob er gleich den Angriffen von Schmähſchriften ausgeſetzt war, arbeitete er fortwährend, ohne den Muth zu verlieren. Aber unter den Beleidigungen, mit denen man ihn nicht verſchonte, ergab er ſich gern in den anrückenden Tod. Dem Gedanken ſeines ganzen Lebens getreu, vergaß er ſeine eigenen Schmerzen, um nur an die ſeiner Brüder zu denken, an die Unglücklichen, die er ſo ſehr geliebt hatte.

„Und Ihr, meine Armen, die Ihr verlaſſen, unterdrückt, verachtet ſeid! man wird Euch auch verlaſſen und Eurer Leiden ſpotten! Im Schooße ſeines Ueberfluſſes denkt der Reiche nicht an Euch, er gibt Euch ein Stück Brod und Nichts weiter. Er ſelbſt iſt arm, er hat nur Geld. Euch ein geiſtiges Mahl zu bereiten und anzubieten, aus Euch Menſchen machen zu wollen,

*) Monnard, Notice biographique sur Pestalozzi.

daran denkt Niemand, und wird lange Niemand denken. Aber Gott, der vom Himmel herab an die Schwalben denkt, wird Euch nicht vergessen, wie er auch mich trösten und mich nicht vergessen will."

Diese letzten Betrachtungen geben auf wunderbar schöne Weise den Inhalt eines ganzen Lebens, das bald erlöschen sollte. Da die Krankheit Fortschritte machte, brachte man ihn nach Brugg, der Vaterstadt Zimmermanns. Dort litt er sieben Tage lang an unerhörten Schmerzen. Aber er war selbst gegen den Tod sanft, wie er gegen die Bösen friedfertig gewesen war. Er versammelte die Seinigen um sein Bett und sprach zu ihnen mit der Heiterkeit eines Engels und der Ueberzeugung eines Propheten. Seine Reden waren die eines Christen, und er wünschte ihnen den Frieden, den er selbst von der Barmherzigkeit Gottes erwartete.

Nach einem schmerzlichen Todeskampf starb Pestalozzi mit lächelndem Angesicht; er wurde seinem Wunsch gemäß im Dorf Birr ohne alles Gepränge in der Nähe des Schulhauses begraben. Die Schweiz verlor in ihm einen seiner größten Bürger und die Menschheit einen der Männer, welche dem evangelischen Glauben zur größten Ehre gereichten.

XXXIX.

Wo bei Wiesen jetzt goldene Saat hinwogt, und der Obstbaum
Prangt, warf Kies nur und Schlamm zürnend der Strom um sich her.

J. H. v. Wessenberg.

Nicht weit von diesen Wogen, welche zwischen den Hügeln wie in einem Blumenkorb glänzen, liegt ein düsterer, von unfruchtbaren Felsen eingeschlossener See. Es ist der Wallenstadter See, der mit dem Zürcher See durch einen Kanal verbunden

iſt, wie um von ihm Leben und Bewegung zu erhalten. Dieſen Kanal verdankt man der Willenskraft eines Mannes, deſſen Thätigkeit und Patriotismus ſicherlich die Anerkennung aller edlen Herzen verdient.

In dem ſtürmiſchen Zeitraum, der das 18. Jahrhundert ſchließt, unter der Menge von ausgezeichneten Bürgern, welche die Schweiz hervorbrachte, iſt Eſcher von der Linth ohne Zweifel eine der mächtigſten und heiterſten Geſtalten. Mitten unter den glühendſten politiſchen Leidenſchaften zeigt er ſich ruhig und gemäßigt, beherrſcht er die Intriguen, die ihn umgeben, und er bleibt trotz aller Reaktionen in ſeinen Ueberzeugungen unerſchütterlich. Und dann, als das Vaterland von allen Gefahren befreit iſt und ſeiner Dienſte nicht mehr bedarf, ſieht man ihn, ohne ſich durch tauſend Schwierigkeiten abhalten zu laſſen, und allein mit den Mitteln, die er von Privatleuten zuſammenbringt, eines der größten Werke unſerer Zeit vollenden, die Kanaliſirung der Linth. Nach dieſer großen Arbeit wendet ſich Eſcher zu den Naturwiſſenſchaften. Er behandelt ſie mit demſelben Eifer; er will die geheimnißvollen Geſetze durchdringen, die der Bildung der Erdkugel zum Grunde liegen. Dieſe Beſchäftigung mit ſo wichtigen Gegenſtänden waren der letzten Jahre eines Daſeins würdig, das gänzlich der Erfüllung der höchſten Pflichten gewidmet war.

In Eſcher von der Linth ſpricht ſich der Charakter der ſchweizeriſchen Staatsmänner auf das Vollſtändigſte aus. In dieſem glücklichen Land fordern die politiſchen Einrichtungen den Bürger auf, dem Vaterlande in den verſchiedenſten Richtungen zu dienen. Als Jüngling war Eſcher unter der Miliz; als junger Mann ſpielte er eine Rolle bei den berathenden Verſammlungen; im gereiften Alter nahm er an der Regierung Theil. In allen dieſen Stellungen diente er durch ſeine Hingebung, ſeine Thatkraft, den Adel ſeiner Geſinnungen ſeinen Landsleuten zum Vorbild. Wenn man die verſchiedenen Epochen dieſes ſchönen, ſo patriotiſchen, ſo arbeitſamen, ſo edlen Lebens überſchaut,

welches Hottinger so vortrefflich beschrieben hat*), fragt man sich unwillkürlich, ob es eine bessere Abhandlung über die Moral gibt. Solche Beispiele machen mehr Eindruck, als alle Theorien; sie wirken zugleich auf Herz und Geist, sie lehren die Liebe zur Menschheit, und in dieser Liebe die Ehrfurcht zu dem, der Alles, was da ist, an Güte und Weisheit übertrifft.

Ohne hervorragende Talente an den Tag zu legen, zeigte Escher auf der Universität eine Neigung zu den positiven Wissenschaften, welche den künftigen Geologen in ihm ahnen ließen. Auch bemerkte man schon die Festigkeit seiner politischen Gesinnungen, welche sich vor keiner Rücksicht beugten. Eines Tags las er einen Aufsatz vor, in welchem er mit Wärme von den Vorzügen der republikanischen Verfassung sprach. Der Professor nahm ihn ironisch auf und unterwarf ihn einer Kritik, die wenig Wohlwollen für den Verfasser zeigte. In einer zweiten Arbeit zeigte der junge Zürcher die Gebrechen der monarchischen Staaten in ihrer ganzen Blöße. Sein Verdienst war um so größer, als er ein Studiengenosse und Freund der englischen Prinzen war. Die Reisen, welche er hierauf im Norden Deutschlands machte, boten ihm oft die Gelegenheit dar, die demokratischen Ideen zu vertheidigen, denen er sein ganzes Leben lang auf eben so feste als gemäßigte Weise treu blieb.

Diese Mäßigung ließ ihn bald erkennen, daß es der Bürgerschaft von Zürich an Billigkeit gegen die Bauern fehle. Obgleich selbst Stadtbürger, sprach er muthig seine Mißbilligung gegen die Strenge aus, mit welcher man die Bauernaufstände am Ende des 18. Jahrhunderts unterdrückte. Zweimal verfaßte er eine Bittschrift, in welchen er eine Amnestie verlangte. Er sah, wie alle bessern Geister jener Zeit, voraus, daß die von aristokratischen Vorurtheilen beherrschten Regierungen der Schweiz sich selbst zu Grunde richteten, wenn sie die von den Umständen gebieterisch geforderten Zugeständnisse verweigerten. Die Be-

*) „Charakterbild eines Republikaners" von J. J. Hottinger.

gebenheiten zeigten bald, wie richtig er vorausgesehen hatte. Als er berufen wurde, an den öffentlichen Geschäften im Kanton Zürich und später in der Eidgenossenschaft Antheil zu nehmen, zeigte er stets die nämliche Theilnahme an dem Wohle des Volkes und den nämlichen Abscheu vor den Uebertreibungen, welche die besten Sachen in Gefahr bringen. Ob er gleich seit der Mediationsakte, welche die Schweiz der Oberherrlichkeit Napoleons unterwarf, keine Rolle mehr gespielt hatte, wurde er doch von den beiden Partheien, welche den Kanton Zürich entzweiten, in die Regierung berufen, denn beide ließen der Weisheit seiner Ansichten Gerechtigkeit widerfahren. Es war im Jahr 1814, und diese Stellung war um so wichtiger, als Zürich damals Vorort war und ihm als solchem die Leitung der eidgenössischen Angelegenheiten zukam. Umsonst versuchte er die Rechtsgleichheit zwischen Bauern und Bürgern bei der Wahl der Mitglieder des Großen Raths durchzusetzen; er war in diesen billigen und vorsichtigen Bestrebungen nicht glücklicher, als am Anfange seines politischen Lebens.

Aber der höchste Ruhm, der Eschers Andenken ehrt, ist die Kanalisirung der Linth. Dieses Werk beweist, was ein unermüdlicher und von redlichem Eifer beseelter Mann für sein Vaterland vermag. Der einfachste Bürger kann das Unmögliche machen, wenn er von beharrlicher Thatkraft, wahrer Einsicht und aufrichtiger Liebe zum Vaterland und zum Menschengeschlecht erfüllt ist. Die Linth, welche aus den Glarner Thälern herabströmt, hatte seit langer Zeit in ihrem Bette bei ihrer Einmündung eine so große Masse von Trümmern aller Art angehäuft, daß ihr Wasserspiegel und der des Wallenstadter See's um mehr als sechs Fuß gestiegen war. Daher entstanden fürchterliche Ueberschwemmungen, welche die ganze Ebene zwischen Weesen und dem Zürcher See in verpestete Sümpfe verwandelten. Die Bewohner dieser Gegend waren Wechselfiebern unterworfen, welche sie tödteten oder zur Auswanderung zwangen. Escher beschloß, diesem bejammernswerthen Zustand abzuhelfen. Er

rief im Jahr 1807 einen Beſchluß der Tagſatzung hervor, welcher verordnete, daß die untere Linth kanaliſirt, in den Wallenſtadter See geleitet und daß ein zweiter Kanal zwiſchen dieſem und dem Zürcherſee gegraben werden ſolle. Die Arbeiten begannen ſogleich unter Eſchers Leitung, der ſie jedoch erſt im Jahr 1822 vollendete. So machte er 20000 Juchart vortrefflichen Bodens urbar, der jetzt eine geſunde und zahlreiche Bevölkerung ernährt.

In Anerkennung des der Schweiz und der Menſchheit von einem einfachen Bürger geleiſteten Dienſtes ertheilte ihm die Zürcher Regierung den glorreichen Namen Eſcher von der Linth. Im Jahr 1832 ließ man eine Tafel von ſchwarzem Marmor in einen Felſen am Fuß des Bibelikopfs einfügen; auf derſelben lieſt man zwei Inſchriften in goldenen Buchſtaben, von denen die eine in lateiniſcher, die andere in deutſcher Sprache abgefaßt iſt. Die letztere lautet:

Dem Wohlthäter dieſer Gegend,

Johann Konrad Eſcher von der Linth,

geb. den 24. Aug. 1767, geſt. den 9. März 1823.

Die Eidgenöſſiſche Tagſatzung.

Ihm danken die Bewohner Geſundheit,
Der Fluß den geordneten Lauf,
Natur und Vaterland hoben ſein Gemüth.
Eidgenoſſen!
Euch ſei er Vorbild!

Dieſe Auszeichnung war wohl verdient. In der That hatte Eſcher alle ſeine Talente, ſeine ganze Hingebung und ſeinen ganzen patriotiſchen Eifer dieſer ungeheuern Arbeit gewidmet. Er war beinahe immer an Ort und Stelle, leitete die Arbeiten und legte ſelbſt Hand ans Werk an. Die Anſtrengung und der Aufenthalt an ungeſunden Oertern untergruben ſeine Geſundheit. Wie es nur zu oft begegnet, fand er bei denen, für die er arbeitete, keine Anerkennung. Er war genöthigt, gegen die Vorurtheile der Bewohner der Gegend anzukämpfen, und

ihnen die Wohlthat, die ihre traurige Lage verbessern sollte, mit Gewalt aufzulegen. Zu diesen Schwierigkeiten kam, daß er keineswegs über die Finanzen des Kantons verfügte. Die Kosten, welche sich auf eine und eine halbe Million beliefen, wurden durch Subscription gedeckt. So erschöpft die Schweiz damals war, fand sie in ihrem Patriotismus die zu diesem großen Unternehmen nöthigen Hülfsquellen.

Wir müssen auch von den geologischen Untersuchungen ein Wort sagen, welche das Ende dieses so gut angewendeten Lebens krönten. Er begann seine ersten Studien im Jahr 1791 und setzte sie bis an das Ende seiner Laufbahn fort. Während 30 Jahren erforschte er die ganze Schweiz. Er studirte insbesondere den Bau der Alpen und des Jura; die Geologie, die damals als Wissenschaft noch so tief stand, machte durch ihn unbestreitbare Fortschritte. In diesen Arbeiten, welche rein wissenschaftlicher Natur zu sein schienen, dachte der treffliche Bürger stets an die theuersten Interessen seines Vaterlandes. Die Eidgenossenschaft verdankt ihm kostbare Nachweisungen über die Hülfsquellen, welche der Boden bei einem feindlichen Einfall darbieten kann.

So groß ist die Macht der Hingebung, so groß der Werth eines jeden einzelnen Menschen, wenn er seine ganze Kraft fühlt. Den Meisten von uns ist die Unterstützung unserer Nebenmenschen unerläßlich, um den Kampf zu beginnen. Nun darf man aber niemals auf diese Unterstützung zählen, sobald man die allgemeinen Grenzen und die gewöhnlichen Handlungen überschreitet. Die größte Zahl denkt nicht einmal daran zu handeln. Auf einen oder zwei Menschen, welche in jedem Jahrhundert wahre Helden werden, bleiben Tausende von Menschen in der ganzen Welt nutzlos für ihr Vaterland von der Wiege bis zum Grabe. — Mit einem Geiste, der fähig ist, Alles zu begreifen, mit glücklichen Anlagen, mit einer Thätigkeit, die sich in geringfügigen Dingen offenbart, gleichen sie den Maschinen, welche sich bewegen, ohne zu denken, oder auch jenen Narren des Mittel-

alters, welche um das Wohlleben der Höfe zu genießen, ſich unter die niedrigſten Thiere herabwürdigten. So tief ſinken die vollkommenſten Geſchöpfe Gottes. Und doch gibt uns die Geſchichte manches Beiſpiel, das geeignet wäre, uns dieſem ſchmählichen Stumpfſinn zu entreißen. Wir ſollten endlich wiſſen, daß der menſchliche Wille die Welt in Bewegung ſetzen kann. Unſer Geiſt iſt jeder Art Entwicklung fähig. Wir können allein dem empörten Weltall widerſtehen, das keine Macht über den feſten Willen hat; wir können die Unterdrücker der Menſchheit bezwingen und bis ans Ende für die Unabhängigkeit unſers Denkens, unſerer Ueberzeugungen kämpfen. Weh unſern Zeitgenoſſen, die ſich täglich unter der Macht der Faulheit und der Gleichgültigkeit beugen und ihr Vaterland den Launen eines einzigen Menſchen überlaſſen! Weh über Europa, wenn es ſich nicht aus ſeinem Todesſchlummer aufrafft. Eine neue Welt, welche in Amerika und in Oceanien durch Thatkraft und rieſige Anſtrengung geſchaffen worden iſt, arbeitet jeden Tag dahin, ſeine Stelle einzunehmen und ſich der Krone zu bemächtigen, welche es von ſeiner alten Stirne herabfallen läßt.

XL.

Plötzlich müſſen die Leute ſterben, und zu Mitternacht erſchrecken und vergehen: die Mächtigen werden kraftlos weggenommen.

Hiob, 34, 20.

Ich ging über die Limmatbrücke, um in die ſteilen Straßen der kleinen Stadt zu gelangen. Von dort erblickte ich die Thürme der St. Peterskirche und die Univerſität, in der ſo viele berühmte Profeſſoren wirken. Der Fluß brauste zu den Füßen einer alten maſſiven Kirche, die jetzt zur Bibliothek dient.

Indem ich den reißenden Lauf der Limmat mit dem Blicke verfolgte, traten die seltsamsten Scenen vor meine Seele. Bald glaubte ich dem merkwürdigen Schauspiel beizuwohnen, das in Zürich an dem nämlichen Orte, wo ich mich befand, vor wenigen Jahren Statt fand. Ich sah die Bauern mit ihren Heugabeln und ihren Hacken unter kriegerischem Geschrei ankommen, um einen Theologen von seinem Lehrstuhl zu stürzen, dessen Lehren sie bis in ihre Thäler in Schrecken gesetzt hatten.

Die Geschichte des Doctor Strauß ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten in der neuern Geschichte der Schweiz, die die Partheien auf die willkürlichste Weise entstellt haben. Man kann sich keine Vorstellung von der Aufregung machen, welche den Kanton Zürich ergriff, als er zum Professor der Theologie an der Universität ernannt wurde, wenn man die religiöse und politische Bewegung jener Zeit nicht kennt. Der Verfasser des „Lebens Jesu" hat selbst sehr gut gesagt, daß er nicht eine „vereinzelte Woge" sei. Dieses Wort gibt einen Begriff von seiner Bedeutung in der Entwicklung der Ideen in Deutschland. Wie seltsam! ein Mann, der derselben Schule angehörte wie **Dr.** Strauß, der Professor De Wette, hatte zwanzig Jahre lang in der Stadt des Erasmus seine Ansichten ruhig vorgetragen, ohne daß Jemand seine Studien störte oder seinen Unterricht hemmte, während die bloße Ernennung des **Dr.** Strauß die Schweiz bis auf den tiefsten Grund aufregte. Doch war die Verschiedenheit zwischen den Lehren des Basler Theologen und des Zürcher Professors nicht sehr groß. Beide gehörten jener Richtung des Protestantismus, die sich in Deutschland und in den Vereinigten Staaten eine bedeutende Stellung erworben hat, einer Schule, die dem Philosophiren eine größere Bedeutung einräumt als dem Glauben, und die je länger je mehr dahin strebt, die christliche Religion als eine jener zahlreichen Erscheinungen dessen anzusehen, was sie „die ewige Offenbarung Gottes in der Natur und Menschheit" nennt. Hat man einmal diesen Standpunkt eingenommen, so enthalten die heiligen Bücher

des Christenthums die absolute Wahrheit in nicht höherem Maße als die heiligen Bücher Chinas und Indiens. Wenn sich Gott seit Anbeginn der Welt allen Völkern offenbart hat, so findet man überall die Spuren seiner Lehren, aber man findet sie nirgends ohne menschliche Zusätze. Nach den Rationalisten haben sich die Völker in ihrer Kindheit der poetischen Schwärmerei nicht entziehen können, welche die Mythologien erzeugte. So haben sie denn behauptet, daß die Juden von der Neigung der ersten Menschen zu den Legenden und übernatürlichen Thatsachen nicht frei waren.

Die deutschen Theologen, welche diese Ansicht zuerst auf eine systematische Weise annahmen, zogen Anfangs nicht die kühnsten Folgerungen aus derselben. Aber die Logik erlaubt nicht, stehen zu bleiben. Sobald einmal der Grundsatz aufgestellt war, gelangte man in einem Lande, in welchem Nichts die Freiheit der religiösen Untersuchungen beschränkte, bald zu Anwendungen von unglaublicher Kühnheit. In der That, wenn de Wette gezwungen wurde, die Universität Berlin zu verlassen, wo er mit einem Talente lehrte, das nie in Zweifel gezogen wurde, so hängt das in keiner Weise mit seinen theologischen Meinungen, sondern mit rein politischen Gründen zusammen. Man beschuldigte ihn, für Karl Sand, den Mörder Kotzebues, Theilnahme gezeigt zu haben. Mochte diese Beschuldigung richtig oder falsch sein, immerhin zwang sie ihn, in die Schweiz zu gehen, wo er sich durch seinen Charakter und seinen friedlichen Sinn die allgemeine Achtung erwarb. Man glaubte in Basel, daß die freie Forschung eine unvermeidliche Folge des protestantischen, ja selbst des christlichen Grundsatzes sei*). Was, in der That, bildet das Wesen dieses Grundsatzes? Daß der Staat nicht mehr, wie in den heidnischen Jahrhunderten, das Gewissen der Einzelnen

*) Von diesem Standpunkte aus vertheidigte der berühmte Philologe Orelli von Zürich die Ernennung des Dr. Strauß in einer besondern Schrift.

zu beaufsichtigen hat, und daß sich diese für ihren Glauben nur vor dem Richterstuhl des obersten Richters zu verantworten haben. Wenn es also ist, wie soll man die Prüfung der Dogmen, ja selbst der Grundlagen des Christenthums verhindern? Es wird diese Untersuchung freilich zum Ergebniß haben, daß gewisse Geister außerhalb des Evangeliums bleiben. Aber wäre der christliche Glaube frei und verdienstlich, wenn er durch Polizeiverordnungen geboten wäre? Hat man in den ersten Jahrhunderten des Christenthums jemals gesehen, daß es den Neubekehrten verboten war, die Beweise zu prüfen, auf welchen die Ueberzeugung der Jünger Christi beruhte? Damals gab es weder Bannflüche noch Verdammungen, welche vernünftigen Wesen die Prüfung der Wahrheiten untersagten, von denen unser sittliches Leben abhängt. Wer sich für den evangelischen Glauben aussprach, that es mit jener vollen Freiheit und jenem aufrichtigen Eifer, der die Gläubigen fähig machte, vor den Proconsuln und Henkern für ihren Glauben einzustehen. Seit aber das Papstthum dem Abendland sein Joch auferlegt hat, haben sich die Verhältnisse geändert. Es wurde selbst die rechtmäßigste Prüfung der religiösen Fragen gewaltthätig untersagt. Man wendete Schwert und Feuer gegen die Unklugen an, welche die Freiheit der alten Zeiten forderten. Jeder Versuch, über die Grundlagen des Glaubens nachzudenken, über dieselben klar zu werden, wurde von der Gesetzgebung den Verbrechen gegen die Personen und das Eigenthum gleichgestellt. Dank der Reformation, die das Joch der Päpste zerbrochen hat, ist ein solcher Zustand, der dem Christenthum zur Schande gereichte, durchaus unpopulär geworden. Die Männer von allen Meinungen müssen ihn heute verdammen, wenn sie auf die Unabhängigkeit der Wissenschaft und des Geistes irgend Gewicht legen.

Dieser Standpunkt war der des frommen Neander. Der Eindruck, den das Werk des Dr. Strauß bei seinem Erscheinen im Jahr 1836 machte, war sehr bedeutend. Als das Ministerium

Friedrich Wilhelms III. die Aufregung bemerkte, die es hervorgebracht hatte, erſchrack es darob, und berieth ſich bei Neander, der damals Profeſſor in Berlin war. Dieſer antwortete, ohne ſich zu bedenken, das Werk des Dr. Strauß ſei ganz gegen ſeine Ueberzeugung; er glaube nicht, daß deſſen Grundſätze auf der wahren Wiſſenſchaft beruhten, aber er vertraue vollſtändig auf die Macht der freien Prüfung. Er verlangte daher auf das Inſtändigſte, daß die Erörterung fortgeſetzt werde, denn er ſei überzeugt, daß ſie früher oder ſpäter zum Vortheil der Wahrheit ausfallen müſſe. Die Regierung trat dieſer Anſicht bei und überließ es der chriſtlichen Wiſſenſchaft, auf die in dem „Leben Jeſu“ vorgebrachten Einwürfe zu antworten. Durch dieſe Handlungsweiſe zeigten die Miniſter Friedrich Wilhelms III. eben ſo viel geſunden Menſchenverſtand als wahre evangeliſche Geſinnungen. Es ſcheint uns, daß alle diejenigen ſie nachahmen ſollten, welche in der Verbreitung der Ideen, deren berühmteſte Repräſentanten der Profeſſor de Wette und Dr. Strauß ſind, eine ernſte Gefahr erblicken.

Jedoch iſt die Ernennung dieſer zwei Schriftſteller zu Profeſſoren an den Hochſchulen Baſel und Zürich eine Frage von anderer Art. Ohne Zweifel iſt es jedem Einzelnen erlaubt, die verſchiedenen Probleme, welche ſich bei dem Studium des Chriſtenthums ergeben, nach den Eingebungen ſeiner Vernunft und ſeines Gewiſſens zu löſen. Aber handelt die Regierung eines chriſtlichen Volkes auf eine vorwurfsloſe Weiſe, wenn ſie Männer zu hohen Stellen beim Unterricht beruft, deren Meinungen offenbar mit denen der großen Mehrheit der Bürger im Widerſpruch ſtehen? Was in Zürich vorging, beweist, wie ſehr ſich die Behörde gegen die Grundſätze der Weisheit und der Politik verfehlte. Die wiſſenſchaftliche und religiöſe Freiheit fordert keineswegs, daß man einem Mann einen Lehrſtuhl anvertraue, der nicht an die Göttlichkeit des Chriſtenthums glaubt.

Es iſt nach unſerer Anſicht eine gebieteriſche Pflicht, daß man ihn in Nichts in ſeinen perſönlichen Studien ſtöre, daß

man ihm keines ſeiner bürgerlichen Rechte beraube, daß man gegen ihn die größte Duldung beweiſe; aber auf der andern Seite iſt man auch durch Nichts ermächtigt, den Glauben derer zu beunruhigen, die den chriſtlichen Ueberlieferungen treu geblieben ſind. Wenn man anders handelt, ſetzt man ſich Reaktionen aus, deren Folgen nicht zu berechnen ſind. Ich fürchte mich nicht zu ſagen, daß der Dr. Strauß ſelbſt jetzt dieſer Meinung iſt; denn er hat vollſtändig der Ausübung ſeiner geiſtlichen Verrichtungen entſagt, die allerdings mit ſeinen allgemein bekannten Anſichten nicht verträglich ſind. Seine jetzige Stellung ſcheint richtiger und offener, als da er den theologiſchen Lehrſtuhl in Zürich annahm. Iſt es möglich, zu gleicher Zeit Pfründen der Rechtgläubigkeit und die Freiheit des Zweifelns zu heben? Wenn man die Meinungen der Kirche Chriſti nicht mehr theilt, ſo ſuche man auch nicht, deren Pfarrer und Prediger zu werden. Man muß Jedem ſeine Thätigkeit und ſeine Aufgabe laſſen. Der Unterricht im Glauben kommt den Gläubigen zu. Die Philoſophen ſollen ſich hüten, das Kleid der Theologen anzuziehen, das ihnen ſo ſchlecht ſteht, ſonſt wird man weder bei den Chriſten, noch bei den Freidenkern Frieden haben. Die erſten werden ſich ärgern, von den heiligſten Glaubensſätzen ſelbſt von denen höhnend ſprechen zu hören, die der Staat beauftragt, die evangeliſche Lehre zu verkünden. Die Rationaliſten dagegen werden ſich immer beklagen, daß die Gläubigen ihre Freiheit beſchränken.

Das Beiſpiel Frankreichs kann darin manchem deutſchen Theologen aus der Schule der de Wette und Strauß empfohlen werden. An den Ufern der Seine ſieht man keine Diſſidenten nach den Lehrſtühlen der Theologie ſtreben, noch wollen ſie dem Volk die Dogmen des Katholizismus lehren. Wenn man die Anſichten der Staatskirche nicht mehr annimmt, muß man thun, wie ſo viele hervorragende Geiſter dieſes Landes von Calvin an bis zu de Lamennais gethan haben; man muß offen auf die Seite ihrer Gegner treten. Niemals wird ein ſolches Be-

nehmen von Männern von Herz und Geist getadelt werden können. Dummköpfe oder Heuchler allein können es einen Abfall vom Glauben nennen. Victor Hugo hat in seinen „Betrachtungen" recht gut gesagt: „Anytus rief: In den Tod mit dem Abtrünnigen Sokrates!" Seltsam wäre es dagegen, wenn man einen Schriftsteller, der die „Angelegenheiten Roms" und die „Worte eines Gläubigen" verfaßt hat, einen katholischen Lehrstuhl besteigen sähe. Man fühlt beim ersten Blick den Widerspruch, der darin liegt. Wenn man auf den Grund der Dinge geht, wird man die Stellung des **Dr.** Strauß in Zürich nicht angemessener finden. Der gelehrte Tübinger Professor konnte wohl ohne Widerwillen einen Lehrstuhl der Philosophie, der Literatur, der Geschichte übernehmen, aber einen Lehrstuhl der Theologie! Um eine solche Wissenschaft vorzutragen, muß man doch einigermaßen wenigstens ein Christ sein. Nun aber bekennt es **Dr.** Strauß offen auf jeder Seite seines Buchs, daß er keiner ist. Er ist weder Katholik, noch Anglikaner, noch Lutheraner, noch Kalvinist, er ist ganz einfach ein Schüler Hegels. Wir fühlen uns nicht berufen, ihm einen Vorwurf daraus zu machen, noch ihn zu bekehren; wir wollen nur eine Thatsache feststellen, die eben so klar ist als die Sonne. In allen Dingen ist Logik und Offenheit nöthig, am allermeisten wenn es sich um die Religion handelt.

Uebrigens hatte sich **Dr.** Strauß einen großen Ruf erworben, den man schwerlich begreifen würde, wenn sein System den Darlegungen entspräche, welche die römischen Katholiken von demselben gegeben haben. Diese sind ein solches Gewebe von Unsinn, daß man sich fragt, wie es möglich gewesen, daß er den geringsten Einfluß auf die Geister habe ausüben können. Hat man aus Unredlichkeit oder aus Unwissenheit so seltsame Karrikaturen von **Dr.** Strauß und seinen Ansichten gegeben? Es scheint auf den ersten Blick schwer zu sein, über eine so zarte Frage zu entscheiden. Jedoch ist es empörend anzunehmen, daß man die Wahrheit wissentlich entstellen könne. Wir wären daher

geneigt zu glauben, daß man von den Werken des berühmten Profeſſors ſpricht, ohne ſie nur durchblättert zu haben, und dieß ſcheint um ſo wahrſcheinlicher, als es den Katholiken bekanntlich unterſagt iſt, unter Strafe der Exkommunikation, die verbotenen Bücher ihrer Gegner zu leſen. Es darf daher nicht auffallen, daß ſie die Werke der Reformatoren oft auf eine gar luſtige Weiſe beurtheilen, wie z. B. Nicolas in ſeinem Buch „über den Proteſtantismus".

Was den **Dr.** Strauß betrifft, konnten die Schriftſteller der römiſchen Kirche, wenn ſie die Erlaubniß nicht hatten, das „Leben Jeſu" zu leſen, nicht wenigſtens die beredte Widerlegung deſſelben durchblättern, welche Edgar Quinet in der Revue des deux Mondes bekannt gemacht hat? Wenn Crétineau-Joly dieſe Vorſicht gebraucht hätte, würde er nicht folgende ſeltſame Darſtellung geſchrieben haben: „Es lebte in Deutſchland ein gewiſſer **Dr.** Strauß, den die Verirrungen ſeines Urtheils und die Ungereimtheit ſeiner Lehren bei einigen Vereinen von Gottesläugnern berühmt gemacht hatten. Seine Theorien waren eben ſo nebelhaft, eben ſo unbegreiflich als ſeine Rede, die allen Winden des menſchlichen Widerſpruchs Preis gegeben war. **Dr.** Strauß entwickelte nicht, er dogmatiſirte. Was man mit aller Anſtrengung aus dem Labyrinth entnehmen konnte, in welchem ſeine grundſätzlich unlogiſchen Beweiſe herumſchweiften, war, daß Jeſus Chriſtus niemals gelebt habe, daß er eine Mythe ſei. Die Bibel war für Strauß ein Roman. Nach dieſem Sophiſten waren alle alten und neuen Religionen nur auf den Charlatanismus des Prieſterthums gegründet, welcher die Leichtgläubigkeit der Geiſtesſchwachen ausbeutete*)."

Alles dieß iſt eben ſo falſch als ſchimpflich. Der Verfaſſer haſcht nach einem ſchneidenden Ton, deſſen Zweck es wahrſcheinlich iſt, in den Augen ſeiner Partei für einen tiefen Theologen zu gelten. Es iſt wirklich luſtig, wenn er über einen Mann

*) Histoire du Sonderbund.

von europäiſchem Ruf ſagt: „Es lebte in Deutſchland ein gewiſſer Dr. Strauß," ganz wie man ſagte: „Es war einmal ein König und eine Königin." Der Ton der plumpen Poſſe, den die Ehrwürdigen Väter der Geſellſchaft Jeſu im Gebrauch haben, hat wirklich etwas Lächerliches. Man bekämpfe die Ideen des Dr. wie es Harles*), W. Hoffmann**), A. Tholuck***), A. Neander†), Oſiander††), Eſchenmayer†††), Klaiber*), Hug**), Sepp***) und mehrere andere ausgezeichnete Gelehrte gethan haben†), man widerlege ſie vom philoſophiſchen, theologiſchen und geſchichtlichen Standpunkt: dawider iſt Nichts einzuwenden. Dr. Strauß, der ſich ſo oft auf die Wiſſenſchaft beruft, kann ſich dadurch nicht verletzt fühlen. Aber daß man ſein Buch als das gemeine Machwerk eines kenntniß- und verſtandloſen Gottesläugners darſtellt, kann man nicht zugeben, ſobald man einige Achtung vor der Wahrheit hat.

Athanaſius Coquerel, einer der Pfarrer der reformirten Kirche in Paris, ſpricht nicht in demſelben Tone von dem Verfaſſer des „Lebens Jeſu". So ſehr er bedauert, daß der berühmte Profeſſor ſeine Talente im Dienſte des Skeptizismus angewendet

---

*) „Die kritiſche Bearbeitung des Lebens Jeſu, von Dr. Strauß." Erlangen, 1836.

**) „Das Leben Jeſu, kritiſch bearbeitet von Dr. Strauß." Stuttgart, 1836 u. 1839.

***) „Die Glaubwürdigkeit der evangeliſchen Geſchichte. Hamb., 1837.

†) „Leben Jeſu Chriſti." Hamb., 1837 — 1838.

††) „Apologie des Lebens Jeſu." Tüb., 1839.

†††) „Ueber den Iſchariotismus." Tüb., 1836.

*) „Bemerkungen über das Leben Jeſu" u. ſ. w. Stuttg., 1836.

**) „Gutachten über das Leben Jeſu."

***) „Leben Jeſu Chriſti." Regensb., 1853.

†) Ich übergehe mehrere andere Werke dieſer Art. Zeller hat in einer merkwürdigen Schrift die hauptſächlichſten Widerlegungen des Dr. Strauß zuſammengeſtellt, ebenſo Muſſard von Genf für die franzöſiſchen Lehrer.

habe, gesteht er doch gern und ohne Widerstreben, daß er mit einem außerordentlichen Verstand begabt und daß sein Wissen unermeßlich ist. Edgar Quinet, der das „Leben Jesu" vortrefflich beurtheilt hat, erklärt, es sei das Stärkste, was man seit Voltaire gegen das Neue Testament geschrieben habe. Daher haben auch die gelehrtesten Theologen Deutschlands, wie Tholuck und Neander*), nicht ihre Zeit zu verlieren geglaubt, wenn sie es in Folge gewissenhafter Prüfung widerlegten. Sie haben sich nicht begnügt, mit aristokratischer Geringschätzung zu sagen: „Ein gewisser Dr. Strauß", wie man etwa sagen würde ein gewisser Hans oder Michel. Ich will den liebenswürdigen Ausdruck in folgendem Satze nicht hervorheben: „den die Verirrungen seines Urtheils und die Ungereimtheit seiner Lehren bei einigen Vereinen von Gotteslängnern berühmt gemacht haben." Dr. Strauß hielt Vorlesungen an der Universität Tübingen, einer der berühmtesten im protestantischen Deutschland. Wenn Dr. Strauß von einem Professor am **Collège de France** sagte: „Herr **N. N.**, den die Verirrungen seines Urtheils und die Ungereimtheit seiner Lehren berühmt gemacht haben," würde man ihn mit Recht für einen gemeinen Menschen halten. Ist man vom Gesetze des Anstandes entbunden, weil es sich um Gelehrte handelt, die jenseits des Rheins leben? Wir haben einen bessern Begriff von der französischen Höflichkeit. Was die Ungereimtheit der Meinungen des Dr. Strauß betrifft, so kann ein Buch, das nur ungereimt ist, nicht ganz Europa in Aufregung bringen, es kann nicht alle Universitäten beschäftigen und so viele Widerlegungen hervorrufen**). Als Victor von Bonald***), ein katholischer Schriftsteller, ein Werk heraus-

*) S. Zeller, Die Stimmen der deutschen Kirche.

**) Mussard gibt ein langes Verzeichniß derselben in seiner zu Genf bei Keßmann herausgegebenen Widerlegung. Es ist auch noch die des Zürcher Professor Lange hervorzuheben.

***) V. de Bonald, Moïse et les géologues.

gab, um zu beweiſen, daß ſich die Erde nicht drehe, hat man ſich mit einer ſolchen Ungereimtheit beſchäftigt? Es wäre dem Dr. Strauß daſſelbe begegnet, wenn ſein Buch von der nämlichen Art geweſen wäre.

Es iſt nicht zu verwundern, daß der Lieblingsſchriftſteller der Jeſuiten den Dr. Strauß der Gottesläugnung anklagt. Für dieſe Schule iſt man ein Gottesläugner, ſobald man die Viſionen des Ignaz von Loyola nicht für Offenbarungen des Himmels und den Pater Loriquet nicht für einen Kirchenvater hält. Das Wahre an der Sache iſt, daß Strauß als Schüler Hegels die chriſtliche Vorſtellung von der Perſönlichkeit Gottes nicht annimmt. Warum ſoll man es nicht ſagen? Muß man übertriebene Ausdrücke gebrauchen, ſelbſt wenn es ſich um ganz unbegründete Anſichten handelt? Wenn man von einem Radikalen ſagt, er ſei ein Socialiſt, könnte er nicht antworten, daß man ihn verläumdet? Dieſe unbeſtimmten, dem Styl der Inquiſitoren entlehnten Bezeichnungen haben das Ueble, daß ſie Alles verwirren und meiſtentheils durchaus ungerecht ſind.

Da Strauß ein Deutſcher iſt, vergißt Crétineau-Joly nicht, ihm „nebelhafte Theorien“ beizulegen, „die eben ſo unbegreiflich ſeien, als ſeine Worte“. Auch dieß iſt bloßer Wortſchwall. Für viele Franzoſen iſt es unmöglich, klar zu ſein, wenn man in Wittenberg oder Stuttgart geboren iſt. Welcher Feuilletoniſt hat nicht ſchon hundertmal über die Nebel des Rheins und die deutſchen Wolken geſpöttelt? Das kann man bei bedeutungsloſen Zeitungen hingehen laſſen. Aber in einer Geſchichte — und zwar in einer Geſchichte, die den kriegeriſchen Heldenthaten der Geſellſchaft Jeſu gewidmet iſt — iſt dieſe Phraſe um ſo unglücklicher, als der Dr. Strauß vollkommen klar iſt. Er iſt weder „nebelhaft“ noch „unbegreiflich“, nicht einmal abſtrakt. Man könnte ihn für einen Schüler der franzöſiſchen Encyclopädiſten halten. Mit Ausnahme einiger ſeinem Lehrer Hegel entlehnten Formeln bleibt er immer auf dem feſten Boden der Thatſachen, er unterſucht die Texte, und ſucht, wie Bayle in

ſeinem Wörterbuch, Widerſprüche hervorzuheben. Kann man aber von Bayle ſagen, daß ſeine Theorien nebelhaft und unbegreiflich ſind? Wenn man einen ſolchen Ausdruck von Bonet, Hegel, Schelling, Jacobi, Schleiermacher gebraucht, namentlich wenn man an den Ufern der Seine geboren iſt, ſo wird es Niemandem auffallen. Aber wenn man ihn gbraucht, wenn es ſich um Niebuhr, Leopold Ranke, Leſſing oder Strauß handelt, ſo ſcheint uns dies — man erlaube uns, unſere Meinung offen zu ſagen — allerwenigſtens ſeltſam. Selbſt wenn man der officielle Geſchichtſchreiber der Jeſuiten wäre; ſelbſt wenn man mit ihrem Segen Etwas von ihrer Unfehlbarkeit erhalten hätte, würde man ſich nichts deſtoweniger durch Veröffentlichung ſolcher Behauptungen auf immer lächerlich machen. Ich übergehe dieſe prächtigen Phraſen, daß „Strauß niemals entwickelte, daß er nur dogmatiſirte und allen Winden des menſchlichen Widerſpruchs Preis gegeben war". Horaz hätte dies „Worte von einem halben Fuß" genannt,

sesquipedalia verba.

Ohne die Phraſe des Verfaſſers der „Geſchichte des Sonderbunds" ſo ſtreng zu bezeichnen, iſt es ſchwer, ihn von jedem Wortſchwall freizuſprechen.

Ich komme zu etwas Ernſthafterem. Crétineau-Joly behauptet, daß nach dem Verfaſſer des „Lebens Jeſu" Chriſtus niemals gelebt habe, daß er nur eine „Mythe" ſei. Es iſt wahrſcheinlich, daß man den Sinn dieſes griechiſchen Worts, das man ſo oft gebraucht und gemißbraucht hat, nicht recht verſteht, oder vielmehr, daß der Gegner des Dr. Strauß deſſen Syſtem mit dem der Franzoſen Dupuis und Volney vermengt. Dieſe Gelehrten haben behauptet, daß Chriſtus nur als ein rein aſtronomiſches Symbol anzuſehen ſei. Aber hat der deutſche Profeſſor jemals etwas Aehnliches behauptet? Er hat wohl hundertmal wiederholt, daß die Geburt Chriſti nichts Uebernatürliches habe, daß ſeine Taufe von keinem Wunder begleitet worden ſei, daß die Erzählung ſeiner Wunderthaten durchaus

den Charakter der Legende habe, daß man ſeine Auferſtehung und ſeine Himmelfahrt als Mythen anſehen müſſe; aber er hat niemals weder ſein Daſein als Handwerker, noch ſein arbeitſames Predigen, noch ſeine Angriffe gegen die Phariſäer, noch ſeinen Kampf gegen die Großen, noch ſeinen Prozeß, noch endlich ſeine Kreuzigung geläugnet. Er drückt ſich hierüber auf das Entſchiedenſte aus. Wie kann man, nach allem dem, darauf beſtehen, ihm Ungereimtheiten zuzuſchreiben, an die er nicht gedacht hat? Dieſes Wort, das mir ſo eben entſchlüpft iſt, kann vielleicht eine Erklärung geben. Die Männer einer gewiſſen Partei haben ungereimte Gegner gern. Es gibt nichts Bequemeres; man hat mit ungereimten Menſchen weder Gelehrſamkeit, noch Geduld, noch lange Forſchungen nöthig. Die Ungereimtheit widerlegt ſich von ſelbſt, und dann, wie ruhmvoll iſt es für die römiſche Lehre, daß ſie nur von Unſinnigen bekämpft wird! wie angenehm iſt es für ihre Vertheidiger zu ſagen, daß, wenn man ihre Kirche verläßt, man zugleich auch den geſunden Menſchenverſtand aufgibt. Das iſt wahrſcheinlich der Grund jener Politik, welche die Vertheidiger Roms veranlaßt, ihren Gegnern die abſcheulichſten Namen beizulegen. Nicolas weiß recht wohl, daß der Socialismus nicht in der Mode iſt; daher ſchreibt er ein Buch, um zu beweiſen, daß die Proteſtanten Socialiſten ſind. Man iſt in Berlin zum Beiſpiel ſo entſetzlich ſocialiſtiſch geſinnt!

Nach der angeführten Auseinanderſetzung zieht Crétineau-Joly ſeine Schlüſſe; erſtlich iſt Dr. Strauß ein Sophiſt. — Das iſt bald geſagt! — Ein Gotteslängner, der nur Ungereimtheiten und Widerſprüche aufeinanderhäuft, iſt nothwendiger Weiſe ein Sophiſt. Das Wort ſelbſt iſt ziemlich gemäßigt, wenn man ſich an die Vorderſätze erinnert. Aber wie eckelhaft iſt dieſe Polemik, welche die Geſellſchaft Jeſu unter ihren Schutz nimmt! Dieſe Polemik, welche ihre Beweiſe nicht aus Büchern, ſondern in den Kneipen zu nehmen ſcheint, und die von Perſönlichkeiten lebt, welche alle ehrenhaften Menſchen empören

muß! Dieſe Betrachtungen erinnern mich an ein unverdautes Machwerk, das einer der berühmteſten Jeſuiten unſerer Zeit gegen den Proteſtantismus geſchrieben hat. Ich habe darin ein Kapitel gefunden, welches gegen die Perſonen ſo vieler katholiſcher Prieſter gerichtet iſt, die in den letzten Zeiten mit der römiſchen Kirche gebrochen haben. Ein ſeltſames Beweismittel gegen die Reformation! Was liegt an den Einzelnen, an ihren Täuſchungen, ihren Verkehrtheiten, und ſelbſt an ihren Laſtern? Will man die Dinge von einem ſolchen Geſichtspunkte würdigen, ſo iſt der Katholizismus bald verurtheilt. Was ſind in der That die meiſten Päpſte? Sind Alexander **VI.** und Johannes **XXIII.** Apoſtel oder Märtyrer? Wenn man bei dem, den man den „Statthalter Gottes“ und „unfehlbar“ nennt, Kleinigkeiten überſieht, wie Blutſchande oder Meuchelmord, ſo ſollte man ſich, ſcheint es, weniger beeifern, ärgerliche Anekdoten aufzuſuchen, oder Schmähſchriften zu ſammeln.

Der Katholizismus, der an politiſchen Auskunftsmitteln reicher iſt als an Beweiſen, hat in dem „Leben Jeſu“ eine Gelegenheit gefunden, die Kirchen niederzuſchmettern, welche den päpſtlichen Deſpotismus nicht annehmen. Alle diejenigen „zerſtreuen,“ hat er geſagt, „welche nicht mit dem römiſchen Papſt ſammeln; und wenn man nicht auf die Orakelſprüche hört, die aus ſeinem unfehlbaren Munde kommen, verfällt man früher oder ſpäter in Skeptizismus. Wenn man dem Grafen Joſeph von Maiſtre Glauben ſchenkt, ſo neigt ſich ſelbſt die orientaliſche Kirche nach dieſer Richtung. Der Anklage fehlt es, wie man ſieht, weder an Bedeutſamkeit noch an Tragweite, und wir ſind eben ſo ſehr genöthigt, darauf zu antworten, als die abendländiſchen Chriſten, die keine andere Autorität anerkennen als die heiligen Bücher. Wir haben es hier mit der oberſten Anmaßung Roms zu thun, das da behauptet, daß es für die Staaten wie für die Einzelnen eine Arche des Heils ſei. Ohne Rom geräth die Theologie in Skeptizismus, die Philoſophie in Gottesläugnung, die Politik in den Socialismus; es allein bewahrt vor

allen Uebeln und vor allen Irrthümern. Das ist Roms Glaubensbekenntniß, oder wenn man will, sein Ideal. Im Abendlande nehmen viele Leute, welche über den Zustand der verschiedenen Kirchen nicht genug nachgedacht haben, diese übertriebenen Anmaßungen nur zu gern an.

Und doch, wenn man nicht Worte für Ideen, oder Phrasen für Thatsachen hielte, würde man bald sehen, daß der religiöse Skeptizismus bis heute eine durchaus abendländische Krankheit geblieben ist. Man könnte sogar weiter gehen und beweisen, daß er im Schooß der katholischen Völker viel vollständiger, viel unehrerbietiger, viel kühner ist, als unter den protestantischen Nationen des 19. Jahrhunderts. Ist der Skeptizismus auf protestantischem Boden erzeugt worden? Waren die Kardinäle Leos **X.**, welche bei den „unsterblichen Göttern"*) schwuren, Schüler Luthers oder Zwinglis? Waren die kühnsten Denker am Ende des Mittelalters, waren Jordano Bruno, Telesio, Pomponazzi, Vanini, Servet, Ochino, Gentilis in katholischen Ländern geboren? oder in katholischen Ländern im höchsten Sinne des Worts? Findet man in den protestantischen Staaten während des 17. Jahrhunderts kühnere Schriftsteller als Molière, La Fontaine, Gassendi und ihre Freunde? Wurden nicht die verwegensten Neuerungen des 18. Jahrhunderts in jenem Frankreich ausgebrütet, welches Rom seine „erstgeborne Tochter" nennt. Waren Voltaire, d'Alembert, Diderot, Helvetius, der Abbé Raynal, Holbach, Condocet, Buffon, Montesquieu, Marmontel, Laharpe, Mirabeau, Lamettrie, d'Argens etwa Zöglinge von Oxford oder Genf? Die Männer, die im J. 1792 die Altäre in den Staub geworfen und den Atheismus verkündigt haben, waren nicht auf deutschen Universitäten gebildet worden!

Man sieht, wie weit die hauptsächlichste Behauptung des Katholizismus begründet ist, der aus allen christlichen Kirchen

*) Nisard, Études sur la Renaissance.

Schulen des Zweifels macht. Gibt es in der Welt ein weniger gläubiges Volk als das französische, das 40,000 katholische Priester zu geistlichen Führern hat, ohne die Jesuiten, die Kapuziner, die Dominikaner, die Ligorianer, die Maristen, die Trappisten und andere weiße, schwarze und graue Mönche zu rechnen*)? Wenn man einige Theile der katholischen Erde anführen kann, wo der Glaube des Mittelalters unversehrt geblieben ist, irgend eine mexikanische Stadt, die sich in den Pampas verliert, irgend einen alten Flecken in den Pyrenäen, der von der ganzen Welt vergessen ist, so muß man gestehen, daß die Bücher dort ebenso selten sind als das Nachdenken, und daß an dem nämlichen Tage, da die Prüfung dort Eingang findet, sie nothwendig die nämlichen Früchte hervorbringen wird, als in Paris, Rom, Turin oder Brüssel. Die papistischen Schriftsteller, welche mit stolzer Verachtung von der orientalischen Kirche sprechen, sollten anerkennen, daß es ihr besser gelungen ist, in den Völkern, die unter ihrer Leitung geblieben sind, eine größere Anhänglichkeit an das Christenthum zu erhalten. Die Irrthümer, welche den Glauben an das Evangelium in der Wurzel untergraben, sind bei uns, so zu sagen, unbekannt. Der Atheismus, der bei den germanischen Völkern so viele Verwüstungen angerichtet hat, hat bei uns keinen Eingang gefunden. Und doch haben wir nicht zu den abscheulichen Gewaltthaten gegriffen, deren sich die päpstliche Kirche bedient, um ihre Herrschaft sicher zu stellen. Die Flamme der Scheiterhaufen der Inquisition hat in den Gegenden, welche unter dem Schutz des griechischen Kreuzes leben, niemals geleuchtet. Wir kennen jene Religionskriege, jene Metzeleien ganzer Völkerschaften, jene Bartholomäusnächte nicht, welche die römische Kirche mit so vielem Recht verabscheuungswürdig gemacht haben. Wir wissen Nichts von jenen lächerlichen und widrigen Mitteln, die sie gegen Bücher und Schriftsteller angewendet. Wir beneiden

*) S. E. de Pressensé, du catholicisme en France.

Rom nicht um ſeine Congregation des Index, und wir lieben es nicht, das abſcheuliche Verfahren des geiſtlichen Deſpotismus anzuwenden, um den chriſtlichen Glauben zu erhalten. So iſt denn die Behauptung des Katholizismus, als ob er allein die Mittel beſitze, die Völker von der Anſteckung des Skeptizismus zu bewahren, ſchlecht begründet.

Allerdings bietet die proteſtantiſche Geſellſchaft eine abſolute Einheit des Glaubens nicht dar. Aber ob man ſich gleich ſo viel als möglich dieſem Ziel nähern muß, ſo kann doch im Voraus verſichert ſein, daß man es nie erreichen wird. Die Verſchiedenheit der Meinungen, ſelbſt der religiöſen, iſt eine nothwendige Folge der menſchlichen Freiheit und der Verſchiedenheit in den geiſtigen Anlagen. Die Wahrheit iſt ohne Zweifel in ihrem Weſen eins; aber die Menſchen betrachten ſie mit mehr oder wenigen ſchwachen Augen. Ein ſcharfer Blick überſchaut alle einzelnen Gegenſtände in einer Landſchaft. Obwohl ſich dieſe Landſchaft nicht ändert, werden weniger kräftige Augen immer nur einen Theil derſelben ſehen. Der halbblinde Maulwurf, der ſeine Wohnung in unſern Furchen gräbt, hat nicht den Blick des Adlers, der hoch im Himmel ſchwebt. Man muß ſich in unvermeidliche Folgen der menſchlichen Natur ergeben. Ein aufmerkſamer Beobachter wird leicht eingeſtehen, daß dieſe Natur ſehr unvollkommen iſt; allein man wird ſie nicht durch künſtliche oder gewaltthätige Mittel verändern. Oder, wenn man es verſucht, wird man Blutſtröme vergießen müſſen, und nach jahrhundertlangen Kämpfen und Metzeleien wird der Menſch ſein wie am erſten Tage. Dieſe Betrachtungen reichen hin, um die Schmähungen nach Verdienſt zu würdigen, welche das Werk des **Dr.** Strauß und der geiſtige Zuſtand in den proteſtantiſchen Ländern hervorgerufen haben.

Was den Beſchluß der Zürcher Regierung betrifft, durch welchen der **Dr.** Strauß zu einem theologiſchen Lehrſtuhl an einer ſchweizeriſchen Univerſität berufen wurde, ſo haben wir ſchon geſagt, was wir davon denken. Crétineau-Joly verſchwen-

det, wie es ſich von ſelbſt verſteht, bei dieſem Anlaß die volltönendſten Phraſen wie folgende: „In den Händen der geheimen Geſellſchaften wurde der **Dr.** Strauß mit ſeiner an berechneten Dunkelheiten reichen, an menſchenfreundlichem Geſchwätz unerſchöpflichen Darſtellung eine koſtbare Erwerbung.“ Hier erſcheint die jeſuitiſche Beredtſamkeit in ihrem vollen Glanz. Es wäre Schade, kein Beiſpiel derſelben zu geben. Der Verfaſſer der „Geſchichte des Sonderbunds“ ſagt, indem er von den deutſchen Profeſſoren ſpricht, die wie **Dr.** Strauß an verſchiedene Lehrſtühle berufen worden waren: „Von dem Groll des beleidigten Hochmuths ganz in Galle aufgelöst, verachten dieſe Profeſſoren auf Antrieb der demagogiſchen Race gewaltthätige Anwendungen und thaten der Wirklichkeit Gewalt an.“ Unglücklicher Weiſe für Crétineau-Joly iſt **Dr.** Strauß, weit entfernt, zur „demagogiſchen Race“ zu gehören, — welch ſchöner Styl — ein entſchiedener Konſervativer. Als Mitglied der Deputirtenkammer hat er ſtets gegen die Radikalen geſtimmt und hat ihnen genug harte Worte geſagt.

Wie dem auch ſei, ſo beſchäftigte ſich die Zürcher Synode mit den Gefahren, mit welchen der Vortrag des **Dr.** Strauß den chriſtlichen Glauben des Kantons bedrohte. Sie verlangte, daß er durch einen andern Gelehrten erſetzt werde. Sie machte offenbar von dem Recht einer jeden geiſtlichen Körperſchaft Gebrauch, welche an die Spitze einer Staatskirche geſtellt iſt. Die Regierung ſah darin nur eine vereinzelte Aeußerung, oder wenigſtens ſtellte ſie ſich, als ob ſie das Verlangen der Geiſtlichen für eine ſolche halte. Indeſſen hat die Zürcher Geiſtlichkeit ſeit der Reformation beſtändig viel Aufklärung und Duldſamkeit an den Tag gelegt. Es iſt ſchwer zu glauben, daß ſie ſich diesmal von den Eingebungen des Fanatismus habe leiten laſſen. Zu ihren Gunſten ſpricht aber, daß ſie nach dem Sieg ihrer Partei Nachſicht und Vergeſſenheit predigte. Da die radikale Behörde ihre Forderungen unbeachtet ließ, erhob ſich das Volk in der Nacht vom 5. auf den 6. September 1839. Die Bauern eilten

aus ihren Thälern herbei, mit Stutzern und Ackerwerkzeugen bewaffnet. In ihren Reihen ertönte das alte Lied Zwingli's, das von ihren Vätern so oft angestimmt worden war, wenn sie gegen die Soldaten Roms marschirten. Wie hätte man einem solchen Aufschwung widerstehen können? Die Regierung war bald gestürzt und durch Männer ersetzt, deren religiöse Meinungen mit denen des Volkes übereinstimmten.

Groß war die Ueberraschung in ganz Europa bei der Nachricht eines solchen Aufstandes im Kanton Zürich. Männer, welche sich für scharfsichtig hielten, behaupteten, daß dergleichen Ereignisse in Europa nunmehr unmöglich seien. Der Sonderbundskrieg, der römische Feldzug und die spätern Begebenheiten haben ihnen das Gegentheil hinlänglich bewiesen. Die religiösen Fragen steigen aus ihrer Asche wieder empor. Die Einzelnen, wie die Nationen, werden müde, ihr Blut für die Interessen der Gegenwart zu vergießen. Früher oder später wenden sie ihre Blicke wieder gegen das Ewige. Kann man dergleichen Erscheinungen für ein Zeichen des Verfalls halten? Was man auch davon denke, so müssen sie den Staatsmännern unserer Zeit eine ernste Lehre sein. Sie werden vielleicht daraus lernen, welch eine innige Verbindung zwischen dem Glauben und der socialen Reform besteht. Glaubt man zum Beispiel, daß Spanien ein wahrhaft freies Land werden könne, so lange es dem Aberglauben des 10. Jahrhunderts unterworfen ist? Wenn die Gemüther Sklaven sind, ist im Staat kaum Freiheit möglich. Die freien und freigebliebenen Völker wie England, die Schweiz, Holland, haben mit einer religiösen Reform begonnen. Sie haben den geistlichen Despotismus gebrochen, um nicht auch im Weltlichen unter das Joch der absoluten Gewalt zurückzufallen.

Der Aufstand der Zürcher Bauern war, man kann nicht daran zweifeln, ein Religionskrieg; aber die Folgen beweisen, bis zu welchem Grad dieses Volk aufgeklärt und liberal war.

Als Papst Gregor **XVI.** im Jahr 1831 den Aufstand der Legationen unterdrückte, weiß man, welchen Gewaltthätigkeiten

ſich ſeine Agenten überließen. Der Kardinal Albani hat ſich bei dieſer Gelegenheit eine ziemlich traurige Berühmtheit erworben. Es iſt unnöthig, die Geſchichte der Reaktion zu erzählen, welche auf die Reſtauration Pius **IX.** gefolgt iſt. — So ging es in Zürich nicht. Das proteſtantiſche Glaubenscomité erließ eine Proklamation, welche in unſerer Zeit, wo die Mäßigung bei den Parteien ſo ſelten iſt, mitgetheilt zu werden verdient. „Mitbürger! Brüder! Gott hat der gerechten Sache den Sieg verſchafft. Aber er iſt theuer erkauft. Manche Eurer Brüder haben ihn mit dem Leben, viele mit ſchweren Wunden errungen. Sie haben für das Vaterland, ſie haben für ihren Heiland geblutet. Gott wird es ihnen jenſeits lohnen: ihrer Wittwen und Waiſen wird das Vaterland, werden ihre begüterten Brüder gedenken. Erinnert Euch des ernſten, wichtigen, aber theuer erkauften Sieges. Er macht es Euch zur Pflicht, im Andenken an die für die heilige Religion Gefallenen, durch die That zu beweiſen, daß es Euch Ernſt war, die heilige Religion zu ſchützen, daß Ihr dies und Nichts Anderes wolltet, und daß Ihr in Eurem häuslichen und öffentlichen Leben Tugend und Frömmigkeit als Eure Leitſterne bewahret. Brüder! Wir beſchwören Euch bei der heiligen Religion, für die Ihr in den Kampf getreten ſeid, verübt keine Vergeltung für erlittene Unbill; zeigt Euch als wahre Jeſusbekenner, die, wie Er, auch den Feinden zu vergeben wiſſen; die Rache ſei Gottes; er wird Jeden zur Rechenſchaft ziehen, früher oder ſpäter; die Strafe der Ungerechten und Unglücklichen iſt durch den errungenen Sieg ſchon hart genug."

Crétineau-Joly nimmt an „ſolchen Homilien" Aergerniß. Er zürnt darüber, daß die ſiegende Partei „ihren Sieg nicht habe zu benützen" verſtanden. Man begreift, was dieſe Worte in dem Munde derjenigen bedeuten, welche den Index und die Inquiſition in Schutz nehmen. Glücklicher Weiſe ſind ſolche Konſervative in Zürich nicht zu finden. In Zwinglis und Lavaters Vaterland wäre ein Albani unmöglich. Muß man die

Schweiz deshalb bedauern? Wir unſerſeits geſtehen gern, daß wir von der Anſicht Voltaire's ſind:

„Vertilge, großer Gott, von unſrer Erde
Wer freud'gen Herzens Menſchenblut vergießt!"

Ich entfernte mich nachdenkend durch die krummen Straßen der alterthümlichen Stadt. Hier, an den Ufern des Sees, an der Stelle, wo die klaren Wellen der Limmat ihn verlaſſen, blieben die Römer ſtehen, welche die Civiliſation überallhin mit ihren ſiegenden Adlern brachten. Sie gründeten daſelbſt eine Station, welcher ſie den Namen „Thuricum" gaben. Der Einfall der Barbaren, welche im 5. Jahrhundert wie ein verheerender Strom alle lateiniſchen Länder überzog, zerſtörte auch Thuricum. Aber die Lage war zu glücklich, als daß ſie hätte verlaſſen werden ſollen. Die **Statio quadragesima Galliarum** ſtieg bald aus ihren Ruinen hervor, wurde eine Burg oder Stadt des deutſchen Reichs. Die römiſche Station erfuhr damals eine vollſtändige Umwandlung. Sie ward als ein **Castellum** betrachtet, d. h. wie eine Zufluchtsſtätte gegen die Streifzüge der wilden Horden; ſie diente einigen Bürgern zum Schutz, welche vom Schwert der Herzoge von Zähringen, dann von den Grafen von Kyburg, endlich von den Freiherrn von Regensberg beſchützt waren. Bei ihrer herrlichen Lage an der Straße von Deutſchland nach Italien mußte ihr Wohlſtand raſch zunehmen. Mit Kaufleuten, Reiſenden und Gaſtwirthen angefüllt, war ſie bald von einer unruhigen Bevölkerung bewohnt. Sie machte, wie ſo viele Städte des Mittelalters, Anſpruch, als Gemeine aufzutreten, ihren Wachtthurm, ihre Obrigkeiten, ihre kriegeriſchen Zünfte zu haben. Dieſe Wünſche wurden verwirklicht. Als ſie im Jahr 1218 freie Reichsſtadt geworden war, bekriegte ſie gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts unter dem Befehl ihres Feldhauptmanns Rudolf von Habsburg, der ſpäter Kaiſer wurde, die Barone in ihrer Nachbarſchaft, und zerſtörte ihre Geierneſter. Ihre demokratiſchen Sitten entwickelten ſich ſchnell. Schon im Jahr 1335 verjagten die Zürcher, vom berühmten Rudolf

Brun angefeuert, die Adelichen, welche bis dahin an der Spitze der unruhigen Bürgerschaft gestanden hatten. Sie schlossen einen Bund mit den Schweizern der Waldstätte, deren Land die Wiege der Eidgenossenschaft war.

In unsern Tagen hat Zürich seine engen und düstern Wälle niedergerissen. Täglich erheben sich neue Häuser vor seinen Thoren oder innerhalb seiner Mauern. Die Stadt mit ihren engen und bergigen Straßen verwandelt sich zusehends, ohne ihr altes Gepräge zu verlieren. Man könnte es für zwei neben einander liegende Städte halten, zwischen denen die mit mehreren Brücken bedeckte Limmat ihre Fluthen wälzt. Die alte Stadt, über welcher die massiven Thürme des im byzantinischen Style erbauten Großmünsters sich erheben, entfaltet sich an den Seiten des Zürcherbergs und steigt zu den lieblichen Ufern des See's herab, welchen moderne Häuser und große mit Balkonen und Blumen besetzte Gasthöfe zieren. Die kleine Stadt, welche von den Gewässern der Limmat und der Sihl umgeben und von Kanälen durchschnitten ist, liegt zum Theil auf den Hügeln des Lindenhofs und von St. Peter, zum Theil in dem Thal, das sich von dem Zürichberg zum Uetliberg erstreckt. Die Aussicht, welche ich auf den Abhängen des Uetlibergs bewunderte, ist von einem unbeschreiblichen Reiz. Von hier überschaut mein Blick Zürich und seinen schönen See, das Thal, welches die Limmat, einem Silberband ähnlich, mit ihren Wellen befruchtet, die wolkenansteigenden Gipfel der Gletscher des Oberlandes und die Berge des Jura von den durch Rousseau berühmt gewordenen Ufern des Bielersee's bis zu den letzten Rücken des Jura, die sich gegen Aarau abdachen, wo Zschokke lebte, und über welche hinweg, beinahe mit dem Horizont verschwimmend, die entfernten Kuppen der Vogesen und die Abhänge des Schwarzwaldes erscheinen.

Glückliche Stadt, welche mit den Gaben der Natur, der Macht des Geistes, dem Genie der Gewerbthätigkeit, der Wissenschaft, des Landbaues und den Wohlthaten der Freiheit überhäuft

worden iſt, ohne welche es unmöglich iſt, ſich der herrlichſten Geſchenke des Himmels zu erfreuen!

XLI.

> Er wird ein wilder Menſch ſein, ſeine Hand wider jedermann, und jedermanns Hand wider ihn; und wird gegen allen ſeinen Brüdern wohnen.
>
> 1 Buch Moſis, 16, 12.

Die Sonne glänzte ſchon über dem Zürichberg, als unſer Schiff den Hafen verließ. Die zauberiſchen Ufer des See's waren in einen ſpäten Schlummer getaucht. Der Nebel verbreitete ſich noch mit einer ſo launenhaften Leichtigkeit über die Wellen, daß man hätte glauben können, es ſeien weiße Nymphen, welche ihren fantaſtiſchen Reihen bald bildeten und bald wieder lösten. In weiten Strecken hin ſchienen die gelblichen Wogen mit einem goldenen Flor bedeckt. Es war die wunderbare Offenbarung des Lebens und der Liebe, die ſich im Frühling in den zierlichen Waſſerpflanzen kund gibt. Ich ſah in der Ferne die fröhlichen Häuſer kaum mehr, welche die Hügel bedecken, Zürich allein ſchwamm in Wellen von Licht und ſchien eine Diamantkrone zu tragen. Gern betrachtete ich dieſe Stadt noch einmal, die man das moderne Athen nennt.

Nichts kann ſich nach meiner Meinung in der geiſtigen Welt mit der Stadt der Minerva vergleichen, welche die Wiege eines Aeſchylus, Ariſtophanes, Euripides, Sokrates, Thucydides, Demoſthenes und Plato war! Wenn man jedoch ſagen will, daß Zürich der Hauptſtadt Attikas gleicht, in dem Sinne nämlich, daß es mehr bedeutende Männer hervorgebracht hat, als große, dem Deſpotismus unterworfene Reiche, erkenne ich gern die Wahrheit dieſer Vergleichung an. Das ungeheure, dem König

der Könige untergebene Reich hat in der Geschichte der Gedanken keine einzige Spur seines Daseins hinterlassen, während Athen durch das Genie seiner Dichter, seiner Philosophen und seiner Künstler die Fackel der Menschheit geworden ist. Es ist ein seltenes Geschick für eine Stadt, den Trieb zur Poesie, zur Kunst und zur Wissenschaft in gleich hohem Grade gehabt zu haben. So kann auch nach dem unsterblichen Athen die Vaterstadt Pestalozzis, Geßners und Lavaters wegen seiner Fruchtbarkeit gepriesen werden. Auf diesem herrlichen Boden erlöscht das geistige Leben niemals. Wie jene Lufterscheinungen, welche am Himmel verschwinden, ohne einen leeren Raum zurückzulassen, so sieht man immer erhabene Geister die ersetzen, welche mit Ruhm gelebt haben.

„Et quasi cursores vitaï lampada tradunt."

In der Theologie hat Zürich zahlreiche berühmte Männer gezählt. Zwingli, der in seinen Mauern gepredigt hat, war der gelehrteste unter den Reformatoren. Sein Nachfolger Bullinger*) hatte den Beinamen eines Nume der neuen Kirche. Leo Juda, Pellican, Wolf, Zimmermann, Stoltz, J. J. Heß, J. Schultheß sind berühmte Exegeten gewesen; Breitinger, Clauser, Lavater, J. G. Schultheß, Häfeli, J. Konrad Orelli haben auf der Kanzel geglänzt.

Die weltlichen Wissenschaften sind in Zürich nicht weniger gepflegt worden, als die heilige. Nachdem Konrad Geßner**), den man mit Recht den „Plinius der neuern Zeiten" genannt hat, den Anstoß gegeben, hat J. von Muralt die Pflanzen der Schweiz unter dem poetischen Namen „Das Paradies Helvetiens" (**Paradisus Helvetiae**) beschrieben; Scheuchzer, welcher auf Leibnitzens Empfehlung an den Hof Peters des Großen berufen wurde, hat eine sehr geschätzte „Naturgeschichte des Schweizerlandes" hinterlassen. Usteri war ein ausgezeichneter Schüler

*) Man sehe sein Leben in Meister, Berühmte Männer der Schweiz.

**) S. Meister a. a. O.

Juſſieu's, während Hegetſchweiler in ſeiner „Schweizeriſchen Flora" und ſeiner Abhandlung „über die Giftpflanzen der Methode Linnés" folgte. Oken hat die Naturwiſſenſchaften mit Liebe behandelt, Ebel und Eſcher von der Linth, deſſen Arbeiten von ſeinem Sohn Arnold Eſcher fortgeſetzt werden, die Geologie. Rahn und Pommer haben ſich in der Medizin ausgezeichnet.

In der Philologie und Pädagogik muß man Bibliander, H. Hottinger, Steinbrüchel, J. C. von Orelli, Peſtalozzi und Scherr anführen.

J. J. Leu, von Meiß, L. Keller, J. J. Peſtalutz, Bluntſchli haben ſich als Rechtsgelehrte ausgezeichnet.

Aus Zürich ſtammten ferner die Geographen Felix Faber, der im 15. Jahrhundert Paläſtina bereiſte, J. C. Fäſi, der im Jahr 1790 einen „Verſuch über die Geographie und Statiſtik der Schweiz" herausgab, und H. Heidegger, der Verfaſſer eines „Handbuchs für Reiſende in der Schweiz".

Feer, Kaſpar Hirzel und G. Horner ſind gute Aſtronomen geweſen.

Mehrere Einwohner Zürichs haben ſehr geſchätzte geſchichtliche Arbeiten hinterlaſſen. Der Diakonus Ratpert hat im 9. Jahrhundert eine „Geſchichte des Kloſters St. Gallen" geſchrieben; Felix Hämmerlin hat die Laſter der Geiſtlichkeit im 15. Jahrhundert kräftig geſchildert; Gerold Edlibach hat die älteſte Geſchichte Zürichs geſchrieben. Die „Schweizerchronik" von Stumpf iſt lange das Lieblingsbuch des Volkes geweſen. J. J. Hottinger hat eine gründliche „Kirchengeſchichte" herausgegeben und ein Schriftſteller des nämlichen Namens iſt einer der Fortſetzer des großen J. von Müller geweſen. J. C. Füßli hat die Annalen der Reformation geſchrieben; Uſteri und H. Füßli haben gründliche Forſchungen über die Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft angeſtellt.

Die Dichtkunſt iſt in Zürich ſchon im Mittelalter gepflegt worden. Unter den berühmteſten Minneſingern dieſer Zeit nennt man Konrad von Mure und J. Hadloub. In den neuern

Zeiten haben Bullinger, L. Meyer von Knonau, Lavater, Bodmer, Salomon Geßner*), J. M. Usteri und Tobler der Zürcher Muse so großen Ruhm verliehen, daß die Dichtungen einiger von ihnen einen europäischen Ruf erlangt haben. Namentlich ist Geßner sehr beliebt gewesen. Er hatte sich durch seine „Idyllen" einen wahren Ruhm erworben, welche zu einer Zeit (1756) erschienen, wo ein abgestumpftes Jahrhundert sich in das Landleben verliebte. Die Hirtengedichte des schweizerischen Poeten verbreiteten sich über ganz Europa und trugen vielleicht mehr dazu bei, die Aufmerksamkeit auf seine Geburtsstadt zu leiten, als die riesigen Arbeiten des berühmten Gelehrten gleichen Namens, des trefflichen Konrad Geßner, des würdigen Vorgängers des großen Haller, der zu gleicher Zeit ein berühmter Arzt, ein ausgezeichneter Philolog, ein Naturforscher ersten Ranges, ein tiefer Denker, ein Christ voll Hingebung und ein Arbeiter von heldenmüthiger Beharrlichkeit war. Heute, wo man das Alterthum besser würdigt, würde sich Niemand erlauben, die allzugekünstelten Dichtungen Salomon Geßners mit den Meisterwerken Theokrits und Virgils zusammenzustellen. Aber man dürfte daraus nicht den Schluß ziehen, daß der Verfassers des „Todes Abels" und des „ersten Schiffers" nicht einige Funken des heiligen Feuers gehabt habe. Das rührende Gemälde, das er von der Schlacht bei Näfels entwirft**), beweist, mit welchem naiven Reiz sein geschickter Pinsel die großen Scenen der vaterländischen Geschichte hätte darstellen können, wenn er, statt ein chimärisches Arkadien zu preisen, die tapfern Hirten des alten Helvetiens besungen hätte.

Aber es hat Zürich vorzüglich in der Kritik und Aesthetik Großes geleistet. J. G. Sulzer***), Verfasser einer „Theorie

*) S. dessen Leben in Meister a. a. O.

**) In der Idylle „Das hölzerne Bein" (Anm. d. Ueb.).

***) S. Meister a. a. O.

der ſchönen Künſte", wurde von Friedrich II. zum Präſidenten der philologiſchen Klaſſe an der Berliner Akademie berufen. Ein dritter J. J. Hottinger hat eine ausgezeichnete Abhandlung „Vergleichung der deutſchen Dichter mit den Griechen und Römern" herausgegeben. Man findet eine ſeltene Gelehrſamkeit in dem Werke J. J. Horners: „Gemälde des griechiſchen Alterthums" und in der „Geſchichte der Medicin und Bildhauerkunſt in Griechenland" von H. Meyer. Die Werke J. H. Meiſters geben einen hohen Begriff von ſeinem Geſchmack und ſeinen Kenntniſſen.

Aber, wie ich ſchon geſagt habe, hat die Zürcher Schule hauptſächlich durch die Schriften Bodmers und Breitingers einen ungeheuern Einfluß ausgeübt. Durch dieſe trug ſie in Deutſchland einen vollſtändigen Sieg über Grundſätze, die geeignet geweſen wären, der deutſchen Literatur alle Selbſtſtändigkeit zu rauben.

Unter den Muſikern glänzt zunächſt der berühmte Nägeli hervor. Man könnte aber, ohne ungerecht zu ſein, ſo geſchickte Komponiſten wie Leo Juda, H. Goldſchmid und Raphael Egli nicht mit Stillſchweigen übergehen. Zürich hat ebenſo auch eine Menge Maler hervorgebracht, unter denen wir den Dichter Salomon Geßner, Landolt, J. H. Füßli, Freudweiler, Graf, D. Sulzer, Hitz, Aberli, Vogel, L. Heß, Wüſt, J. Meyer nennen. In der Bildhauerkunſt ragt Balthaſar Keller hervor, welcher die Gärten von Verſailles und der Tuilerien mit ſeinen Meiſterwerken angefüllt hat; in der Baukunſt ſind Felder und Rüziſtorfer zu erwähnen.

Hat das prächtige Wien, dieſe in Sinnlichkeit verſunkene Hauptſtadt der Oeſterreichiſchen Kaiſer, die vorzüglich für deren ſinnliches Glück beſorgt ſind, jemals eine ſo große Menge ausgezeichneter Menſchen hervorgebracht? Der Deſpotismus erniedrigt nicht bloß den Charakter, er macht auch den geiſtigen Aufſchwung unmöglich; er hindert jede bedeutende Entwicklung der Wiſſenſchaft und Literatur.

Die lieblichen Formen des Ufers traten immer deutlicher

hervor und ſchmückten ſich mit den glänzenden Farben des Tags. Die Forch und der Pfannenſtiel, die man jetzt ſah, ſchoben ihre Kornfelder, deren Seiten mit rothen Blumen beſetzt waren, bis in die glänzenden Wogen hinab. Weiter oben ſpiegelten ſich im See die reich geſchmückten Häupter der Apfel- und Pfirſichbäume mit den lieblichen Rebgewinden, welche ſanft auf die feuchte Erde herabfielen. Kräftige Tannen, die ſich mit Ahorn- und Lärchenbäumen vermiſchten, zogen ſich wie ein Vorhang über die rundlichen Gipfel. Der Schatten breitete ſich leicht über die Albiskette, deren Obſt- und Gemüſegärten, Wieſen und Felder eben ſo viele köſtliche Stätten ſind, in denen man leben möchte, um zu ſingen und zu träumen. Es iſt, als ob ganze, von allen Seiten herbeigezogene Volksſtämme ſich an dieſem zauberiſchen Strand niedergelaſſen hätten; denn die menſchlichen Wohnungen bedecken die beiden Ufer. Weiler und einzelne Häuschen ſtehen zwiſchen Fabriken und reichen Bauernhöfen, und überall herrſcht Wohlbehagen, das die menſchliche Natur veredelt, Friede, dieſe höchſte Gabe, die nur durch Prüfung erworben wird; Ueberfluß, die Frucht einer beſtändigen und allgemeinen Arbeit, welche zu dem Schmuck dieſer ſchönen Gegend eben ſo ſehr beiträgt als die Natur.

Bald verſchwand Alles wie ein Traum. Ich fuhr dem Horgereck zu. So verflüchtigt das ſchönſte Bild, ungreifbar und ſchnell. Mein Blick lag noch auf dem blauen See; er war ſo ruhig und ſo ſchön! Dieſe Ufer ſind die Wohnung, die einem von Kummer erfüllten Leben angemeſſen wäre! Die Inſel Ufnau, die ſich in einiger Entfernung über dieſen durchſichtigen Wogen erhebt, war ein friedliches Elyſium für die ermüdete Seele Ulrichs von Hutten. Der von ſeinen Feinden verfolgte furchtbare Gegner Roms verdankte dem Wohlwollen Zwinglis dieſe glückliche Zufluchtsſtätte, in der er ſeine Laufbahn beſchloß.

Im 16. Jahrhundert erhoben ſich mehrere Edelleute mit ſeltener Thatkraft gegen die Mißbräuche des Papſtthums. Sie hatten durch die Verbindungen, die ſie mit den Gelehrten unter-

hielten, Unwiſſenheit und Aberglauben verachten lernen. Diejenigen, welche die Hochſchulen, namentlich die Pariſer Univerſität beſuchten, fanden unter den Profeſſoren eine große Oppoſition gegen den Deſpotismus der Mönche. — Unter dieſen Gliedern des Adels, welche für die neuen Ideen günſtig geſtimmt waren, hat keiner ein berühmteres Andenken hinterlaſſen als Ulrich von Hutten. Seine heftigen Reden gegen das Papſtthum haben ihm den glorreichen Namen eines deutſchen Demoſthenes erworben. Es war, ſagt ein Schriftſteller jener Zeit, eine große und ſtolze Seele*). Er zeichnete ſich eben ſo ſehr durch ſeine Schriften, als durch ſeine ritterliche Tapferkeit aus. Aus einem alten fränkiſchen Geſchlecht entſproſſen, war er ſchon im eilften Jahre in das Kloſter zu Fulda geſchickt worden. Dort lernte er die Mönche kennen und verachten. Weit entfernt, daß ihm ſein Aufenthalt im Kloſter Neigung für das Mönchsleben eingeflößt hätte, faßte er einen ſo großen Widerwillen gegen daſſelbe, daß er im 16. Jahre entfloh, um die Hochſchule in Köln zu beſuchen. Er widmete ſich dort mit dem größten Eifer dem Studium der Sprachen und der Dichtkunſt. Im Jahre 1513 wohnte er als einfacher Soldat der Belagerung von Padua bei, und ſah Rom in ſeinem ganzen Glanz und mit allen ſeinen Abſcheulichkeiten. Als er nach Deutſchland zurückgekehrt war, verfaßte er eine bittere Satyre unter dem Titel „Die Römiſche Dreieinigkeit".

„Es ſind," ſagt ein Reiſender, der in dieſer Schrift vorkommt, „drei Dinge, die man gewöhnlich von Rom mitbringt: ein ſchlechtes Gewiſſen, einen verdorbenen Magen und einen leeren Beutel. Es ſind drei Dinge, an die Rom nicht glaubt: die Unſterblichkeit der Seele, die Auferſtehung der Todten und die Hölle. Es ſind drei Dinge, mit denen Rom Handel treibt: die Gnade Chriſti, die geiſtlichen Würden und die Frauen."

Mit der Veröffentlichung dieſer Schrift begannen die Leiden

*) Animus ingens et ferox.

Huttens. Er mußte sogleich den Hof des Erzbischofs von Mainz verlassen, bei welchem er sich befand. Der berühmte Reuchlin war gerade damals mit den Dominikanern in Streit gerathen. Er hatte die Gelehrten, die Obrigkeiten und den gegen die Mönche feindlich gesinnten Adel gegen sie vereinigt. An der Spitze dieses glänzenden Heeres zeichnete sich Ulrich von Hutten durch sein unerschöpfliches Feuer aus. Er gab jetzt die berühmte Satyre „Briefe einiger Dunkelmänner" heraus, an welcher einer seiner Universitätsfreunde, Crotus Robianus, und mehrere im Schlosse des Ritters Franz von Sickingen vereinigte Gelehrte arbeiteten. Dieses Werk hat alle Vorzüge und Fehler der Satyren des 16. Jahrhunderts. Man darf die Feinheit Voltaire's oder den attischen Witz Paul Ludwigs Cauriers nicht darin suchen. Es fehlt ihr nicht an Kraft und Wahrheit; aber die Züge sind roh und im Geschmack einer Zeit, welche an den Büchern Rabelai's das höchste Vergnügen fand.

Die Wirkung dieser Schrift war in ganz Europa höchst bedeutend. Es unterhalten sich darin mehrere Mönche, Gegner Reuchlins, welchen diese Briefe untergelegt werden, über die Zeitverhältnisse im barbarischen Klosterlatein. Sie richten an ihren Correspondenten, Ortius Gratius, Professor in Köln, die leersten und lächerlichsten Fragen. Man findet darin ihre unerträgliche Unwissenheit, ihren Skeptizismus, ihre gemeinen und abergläubischen Ansichten, ihre Gefräßigkeit, ihren Hochmuth, ihre Verfolgungssucht wieder. Zugleich erzählen sie ihrem Freunde mehrere von ihren lächerlichen Abenteuern und die Ausschweifungen der Häupter ihrer Partei. Die wüthenden Mönche beschworen Leo **X.** die Verbreitung dieses Buchs durch eine Bulle zu untersagen; aber der Papst verweigerte es. Leo **X.** war, wie man weiß, den Gelehrten und Humanisten gewogen. Er wollte ein Werk nicht verdammen, in welchem die Unwissenheit der Mönche so geistreich verhöhnt war. Er legte daher seiner Verbreitung keine Hindernisse in den Weg. Es war eine furchtbare Schlappe für die mönchische Partei. Bei einer solchen

Gelegenheit ſelbſt vom Papſtthum im Stiche gelaſſen zu werden, war doch gar zu viel!

Des Schutzes des Erzbiſchofes von Mainz beraubt, hoffte Ulrich von Hutten den Karls V. zu erhalten, der damals mit dem Papſt zerfallen war. Er begab ſich eben nach Brüſſel, als er erfuhr, daß der Papſt den Kaiſer erſucht hatte, ihn gefeſſelt auszuliefern. Voll Zorn verließ er Brabant und begab ſich in das Schloß Ebernburg, wo Franz von Sickingen allen denen, welche von der ultramontanen Partei verfolgt wurden, eine Zufluchtsſtätte anbot. Dort ſchrieb Hutten bemerkenswerthe Briefe an den Kaiſer und mehrere mächtige Perſonen. Durch dieſe Briefe gelangte ſein Ruhm auf den höchſten Punkt. Sie ſind von patriotiſchem Eifer für die Befreiung Deutſchlands und von kriegeriſchem Feuer gegen Rom beſeelt. Dort ſchrieb er auch ſeine populären Werke, welche den Haß gegen die römiſche Tyrannei unter ſeinen Landsleuten verbreiteten*). Er ſah im Geiſte ſchon ſeine ſtolzen Schaaren unter den Mauern der ewigen Stadt lagern und der Macht, die ſeit ſo langer Zeit die chriſtliche Welt bedrückte, Geſetze vorſchreiben. Nur mit dem muthigen Kampf beſchäftigt, den er unternommen hatte, vergaß er darüber ſeine theuerſten Intereſſen. Ob er gleich der älteſte Sohn war, überließ er doch ſeinen Brüdern die Güter ſeines Hauſes. Er bat ſie, ihm kein Geld zu ſchicken, ihm nicht einmal zu ſchreiben, um ſie nicht auch der Rache der Prieſter auszuſetzen.

Nach dem Fall von Landſtein, wo Sickingen mit den Rittern umkam, die ſeine Partei ergriffen hatten, verzweifelte Hutten, die Träume verwirklicht zu ſehen, denen er ſich bis dahin hingeben hatte. Umſonſt hatte er darauf gerechnet, ſie mit Hülfe des Adels ſiegen zu ſehen. Von nun an verlangte er nur ein wenig Ruhe und Stille. Er verſuchte, ſie in Baſel bei Erasmus zu finden, der lange ſein Freund geweſen war. Der kluge Ge-

*) Huttens Werke ſind von Ernſt Münch herausgegeben worden (5 Bde. Berl., 1822—1825).

lehrte hütete ſich wohl, ſein Haus einem armen und kranken Manne zu öffnen, der vom Papſt verfolgt wurde, von Karl V. in die Reichsacht erklärt worden und doch entſchloſſen war, Niemanden zu ſchonen. Er weigerte ſich ſogar, ihn zu ſehen und der Rath von Baſel zwang den berühmten Gegner der Mönche, ſich ohne Aufenthalt zu entfernen. Er flüchtete nach Mühlhauſen, wo er eine heftige Schrift gegen Erasmus herausgab; Erasmus antwortete, wie gewöhnlich, mit Geiſt. Aber reicht der Geiſt hin, ein ſo freches Benehmen wie das ſeinige bei der Nachwelt in Vergeſſenheit zu bringen?

Zwingli war entſchloſſener. Keine Macht in der Welt hätte ihn verhindert, eine Pflicht zu erfüllen. Er nahm Hutten mit der dem Talente, dem Unglück und dem Muth ſchuldigen Rückſicht auf. Bald darauf beſtimmten die Intriguen der Stadt den unglücklichen Hutten, ſich auf die Inſel Ufnau zurückzuziehen. Er ging mit einem Empfehlungsbrief Zwingli's für den Pfarrer Schnepp hin. Dieſer unbekannte Geiſtliche, der keine Beſchützer hatte, zeigte ſich muthiger als Erasmus, der Günſtling der Könige. In der Arzneikunſt erfahren, konnte er dem berühmten Geächteten die rührendſte Pflege erweiſen. Der Anblick der ſchönen Natur, die reizenden Ufer des See's beruhigten ohne Zweifel Hutten's Seele, die von ſo viel Kämpfen und Leiden niedergebeugt war. Er ſtarb Ende Auguſt 1527 in einer ſolchen Armuth, daß er mit Ausnahme der Feder, die ihn unſterblich gemacht hat, durchaus nichts hinterließ.

Zwingli, der uns dieſe Umſtände erzählt, konnte damals über das Loos nachdenken, das die Reformatoren erwartet. Ahnte er nicht das Schickſal, das ihn auf dem Schlachtfeld bei Cappel erwartete, wo ſein Leib in Stücke zerriſſen und ſeine Aſche mit der der niedrigſten Thiere vermiſcht wurde? Wenigſtens verweigerte man dem berühmten Freunde des Franz von Sickingen, dem Volksſchriftſteller, vor dem der Papſt und der Kaiſer gezittert hatten, nicht ein beſcheidenes Grab auf der Erde der Freiheit.

Ein Aarauer Dichter, A. E. Fröhlich, hat das Poetiſche erkannt, welches das Leben darbietet, von dem wir eben geſprochen haben *). Es hat ihn zu einem Gedicht von 17 Geſängen begeiſtert („Ulrich von Hutten"). Der Verfaſſer hatte ſchon Zwingli in einer Dichtung beſungen, in welcher ſich die Poeſie mit der Geſchichte verbindet. Hutten bot einen mannigfaltigeren Stoff dar, als der Züricher Reformator. Ein Dichter, Künſtler, Ritter, nach Unabhängigkeit und Abenteuern begierig, heute in Wien, morgen in Köln, vom Rhein an die Tiber, von den Alpen nach der Oſtſee ziehend, in mehr oder weniger vertrauten Beziehungen zu den berühmten Männern ſeiner Zeit ſtehend, war ſein Leben ein wirkliches Epos.

XLII.

Welches Land nährt beſſer Krieger?
J. E. Fiſcher.

In der Ferne leuchteten die Gipfel des Säntis, des Speer und der Kuhfirſten. Ich ſtieg in das Sihlthal herab; der Rigi und der Pilatus erhoben ſich vor meinen Angen. Die Felder waren mit Blumen durchwirkt, der reichſte Pflanzenwuchs entfaltete auf allen Seiten ſeine ganze Pracht. Fichten erhoben ſich wie die Säulen eines fantaſtiſchen Tempels, und zu ihnen wuchſen Eſchen empor, die von oben bis unten mit Epheu umſchlungen waren, deſſen Grün ſich mit dem der biegſamen Aeſte vereinigte. — Glänzenden Sylphen gleich durchflogen goldene

*) Merle d'Aubigné hat in ſeiner ſchönen „Geſchichte der Reformation" eine Skizze von Hutten's Leben gegeben; aber es iſt dieſes auch der Gegenſtand einer gründlichen Arbeit geworden: Chaufour-Kestner, Etudes sur le Réformateur Ulrich de Hutten.

und himmelblaue Schmetterlinge den Luftraum und verweilten auf den schönsten Blumenkronen. Die himmelblaue Waſſernymphe flatterte hin und her, ihren langen Wuchs buhleriſch wiegend. Neben ihr flogen der Apollo, der Schwalbenſchwanz; die Baumheuſchrecke verbarg ſich in den Gebüſchen. Ein Eichenfalter, mit ſeinen weiß geſäumten Flügeln und ſeinem ſchwarzen Leib flog allein bis zum merkwürdigen Lindenthaler Gottesacker. Es iſt ein katholiſcher Kirchhof. Es waren viele Blumen dort, viele Vergoldungen und ſeltſame Inſchriften. Der Schmetterling flog herum und ſetzte ſich auf eine von jenen flitterhaften Verzierungen, welche die Stätte des Todes ſchmücken. Ich glaubte einen Augenblick wie die Alten, es ſei eine Seele, welche ihren ſterblichen Leib betrachten wollte.

Durch lachende Obſtgärten, maleriſch an Felſen gruppirte Dörfer und Obſtbäume, die ſich über weiß ſchäumenden Waſſerfällen herabbeugten, gelangte ich zum Fuß des Zugerbergs, wo die alte Stadt Zug am Fuß ihres See's ruht. Fiſcher breiteten ihre Netze in der Sonne aus; andere ſchifften auf dem ruhigen Waſſerſpiegel. Im Süden wird der Rigi, der König des Landes, von den jungfräulichen Gipfeln des Mönchs, des Eigers und der Jungfrau überragt. Die Kirchthürme erglänzen über den anmuthigen Häuſern, welche bei den alten von Feuersbrünſten oder Einſtürzen verheerten Stadttheilen erbaut ſind. Gärten und ſchöne Brunnen beleben die alten Gebäude des 15. Jahrhunderts. Dieſe Stadt, deren Gründer unbekannt ſind, hat nur die Spuren einer einzigen Periode bewahrt. Die Dächer der aufgethürmten Häuſer ragen über die in eine vollſtändige Stille verſunkenen Straßen. Hirten erklimmen den Zugerberg, wo die Ziegen den kaum blühenden Cityſus abnagen.

Die Bergbewohner der Gegend ſind kräftige Männer von unbeugſamem Muth und mit eiſernen Armen; von wie vielen glorreichen Schlachten wird am Abend erzählt, wenn ſie ſich um den Heerd ſammeln! Der Gedanke an ihre Kämpfe für die Unabhängigkeit, das Beiſpiel ihrer demokratiſchen Freiheit

ſchwebte ſtets den Thalbewohnern in andern Kantonen vor. Zug hat mächtig zum Aufſtand des 17. Jahrhunderts beigetragen, der im Entlibuch begann und deſſen traurige Folgen die Tagſatzung von 1693 beſchäftigten. Dieſe merkwürdige Tagſatzung wurde gerade in Zug (am 20. November) abgehalten, und man verſuchte auf derſelben, die Tyrannei der Landvögte zu beſchränken. Aber man konnte die Nachtheile der oligarchiſchen Verfaſſung nicht verhindern, deren Frevel den Stürz der alten Eidgenoſſenſchaft herbeiführten.

XLIII.

Dieſelben mögen ſchreien, wenn ihnen viel Gewalt geſchieht und rufen über den Arm der Großen.

Hiob, 35, 9.

Wir haben berichtet, wie die Entwicklung des ariſtokratiſchen Elements und des Söldnerdienſtes den Geiſt vollſtändig neugeſtaltete, der die Schweiz beſeelte. Zwingli ſah mit ſeinem außerordentlichen Scharfblicke die wahre Urſache der Uebel, welche das Vaterland zerriſſen. Er begriff vollkommen, daß eine ſociale Reform die Folge der religiöſen Reform ſein müſſe. Unglücklicher Weiſe verhinderte ſein frühzeitiger Tod dieſen großen Mann, ſeine umfaſſenden Pläne auszuführen. Die Mißbräuche, welche die Reformation nicht abgeſchafft hatte, verurſachten die Volksaufſtände im 17. und 18. Jahrhundert. Dieſe Mißbräuche waren wahrlich nicht von der Art, daß ſie ewig ertragen werden konnten. Ungefähr tauſend patriziſche Geſchlechter, die Landleute der drei Kantone und einige Alpenſtämme beherrſchten damals ohne Kontrolle die 150 Landvogteien in den verbündeten Staaten und die 20 Landvogteien, welche jene gemeinſchaftlich beſaßen. Die Oberaufſicht der Tag-

satzung war nur dem Namen nach vorhanden. Drei Jahrhunderte lang brachten diese Tagsatzungen nicht Ein Gesetz, nicht Ein nützliches Werk hervor. Sie schienen alles Bewußtsein der Bestimmung der Schweiz vergessen zu haben, für die so viele Helden ihr reinstes Blut vergossen hatten. Sie erlaubten den herrschenden Geschlechtern die Angelegenheiten des Lands willkürlich zu verwalten; die Vogteien wurden gewöhnlich durchs Loos vertheilt, und die Vögte, deren Wahl so wenig Bürgschaft gewährte, waren meistens übermüthig und habsüchtig. Sie bestraften die leichtesten Fehler mit der größten Strenge. Die Gefängnisse, welche damals wahre Schlammgruben waren, öffneten sich für Alle, die die geringste Opposition versuchten. Die Klagen wurden übrigens leicht unterdrückt, denn alle Oeffentlichkeit war streng untersagt und die abscheulichsten Tyrannen fanden in den Räthen und bei den Gerichten Verwandte, die fest entschlossen waren, sie gegen Alle zu vertheidigen. Die Untervögte, die Landschreiber und selbst die Weibel, Alle glaubten als Bürger das Recht zu haben, die Bauern straflos zu bedrücken, deren Lage beinahe eben so traurig war, als in den monarchischen Staaten. Man hätte glauben können, daß alle Staatseinrichtungen den Zweck hatten, ihnen den Handel, die Industrie und die höhern Studien zu verbieten. Die Zölle waren unzählbar und man that Nichts, um die Straßen zu verbessern, die vor 1740 kaum befahren werden konnten. Dieß war noch nicht genug. Man verbot die Ausfuhr der nöthigsten Lebensmittel aus einem Kantone in den andern. Um die Schranken, welche die verbündeten Staaten von einander trennten, noch unübersteiglicher zu machen, hatte man in jedem einen besondern Münzfuß, besonderes Maß und Gewicht eingeführt.

So war denn der liberale Geist bei den schweizerischen Regierungen vollkommen verschwunden. „Zuweilen," sagt ein konservativer Schriftsteller, „geben sich im Verlauf der menschlichen Dinge die Religion und die Freiheit die Hand, und dann

brechen für die Erde schöne Tage an. Bald aber gehen sie wiederum getrennt; die Majestät des einen bestrahlt die Stirne der andern nicht mehr, der Ruhm der letztern erhöht den Frieden der ersten nicht mehr; so stand es im 17. Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung. Beide hatten durch ihre Trennung ihren Anspruch auf die Liebe der Völker verloren; die Könige hatten sich in den Monarchien, und einige Männer in den Republiken die Herrschaft zugeeignet, welche früher die Religion und die Freiheit besaßen" *).

Die Freiheit, deren sich die Waldstätte erfreuten, rief den Bauern der andern eidgenössischen Staaten stets ihre alten Freiheiten in's Gedächtniß zurück. Zwar hatten sich die Urkantone seit der Reform vollständig unter das Joch der ultramontanen Geistlichkeit begeben, aber doch war das Volk von Schwyz, Uri und Unterwalden seit ihrer Befreiung nie unter eine aristokratische Herrschaft gerathen. Es war nur den Gesetzen unterworfen, die es sich selbst gab, es zahlte nur die Steuern, die es sich selbst auferlegte. „Warum," sagten sich die Landleute in den andern Kantonen, „warum sollten wir weniger frei sein, als die Männer der Waldstätte! Haben unsere Väter nicht wie die ihrigen bei Sempach, St. Jakob und Grandson gekämpft?" In allen Kantonen hörte man nur von geraubten Rechten, von verfälschten oder entwendeten Freiheitsbriefen sprechen. „Der letzte Schweizer", sagt L. Vulliemin sehr gut, „hatte das Bewußtsein, einem königlichen Volke anzugehören." **) — „Wir sind freie Eidgenossen," sagten sie, „und wir dürfen nicht gleich den Unterthanen der Könige behandelt werden." Solche Ansichten versprachen dem Patriziat keine ruhige Herrschaft. Auch sehen wir seit dem Ende des 15. Jahrhunderts den Kampf des Volkes gegen die Vorrechte

*) L. Vulliemin, Histoire de la Confédération Suisse, livre XII, Chap. 1.

**) Vulliemin, a. a. O.

der es unterdrückenden Klasse beginnen. Auf den Aufstand Waldmanns im J. 1489 folgten die Empörungen von 1513 und 1531, später der Bauernaufruhr der Luzerner im J. 1570, der Basler im J. 1591, der Berner und Züricher während des 30jährigen Kriegs. Nach denselben steigerten neue Ursachen die Erbitterung des Volkes und führten eine Empörung der Bauern gegen „ihre Gnädigen, Hochgeachteten Herren und Obern" herbei. Die nämlichen Fehler erzeugen überall die nämlichen Folgen. Die Geschichte von ganz Europa beurkundet die Selbstsucht jener aristokratischen Regierungen, von denen einige Schriftsteller, besonders unter den Katholiken, mit wirklich auffallender Theilnahme sprechen. Die Großen beuteten überall die Masse zum Vortheil ihrer Interessen und ihrer Leidenschaften aus, und bestraften dann auf gräßliche Weise die durch ihre Strenge hervorgerufenen Aufstände. „Der Hof, die Parlamente und Bürgerschaften waren nur darin einig, die armen Frohnpflichtigen, welche sie Barfüßer nannten, zu erdrücken. Da die Verzweiflung diese Unglücklichen in der Guienne dazu gebracht hatte, die Waffen zu ergreifen, wurden 8000 derselben vom Schwert der Edelleute niedergemacht." So drückt sich ein gelehrter Schriftsteller aus, den man nicht beschuldigen wird, ein Anhänger der revolutionären Ideen zu sein*). Wenn das Benehmen der Bauern in der Schweiz nicht tadellos war, „so zeigten sich", sagt einer der besten Geschichtschreiber des schweizerischen Volkes, „die Kantonsregierungen um so grausamer in ihrem Sieg, als sie in der Gefahr feig gewesen waren**).

*) Vulliemin, a. a. O.

**) Alex. Daguet, Histoire de la nation suisse, IIe partie, chap. XIV.

XLIV.

Denn die Weisheit kommt nicht in eine boshaftige Seele, und wohnet nicht in einem Leibe, der Sünde unterworfen.
Weisheit Salomons 1, 4.

Als im Auguſt 1652 Bern in ſeinem Kanton die Scheidemünze der andern Staaten der Schweiz verbot und den Werth ſeiner eigenen herabſetzte, brach eine allgemeine Unzufriedenheit unter dem Volk aus, denn wer zehn Batzen*) zu beſitzen glaubte, hatte nur noch fünf. Eine Verordnung, welche in Luzern ebenfalls den Werth der Scheidemünze herabſetzte, brachte eine große Aufregung hervor, namentlich unter den kriegeriſchen Bauern des Entlibuchs. In den Kantonen Bern und Luzern hörte man überall bittere Klagen: „Was hilft," ſagten ſich die Landleute, „was hilft es den Eidgenoſſen, die alte Knechtſchaft abgeſchafft zu haben, wenn ſie ſich eine neue auferlegen laſſen? Zölle, Weggelder, Steuern, kann ein freies Volk alle dieſe Abgaben ertragen? Was dünkt Euch? Wird die Abgabe einer Krone für jedes ausgeführte Stück Vieh von den Ausländern erhoben, welche für unſere Kühe und Pferde um ſo weniger bieten? Man fängt damit an, daß man eine Abgabe für eine gewiſſe Zeit, für einen beſondern Fall auflegt, und dann bleibt ſie ewig. Iſt es nicht genug, daß die Herren das Salz- und Pulvermonopol an ſich geriſſen haben? Sie bringen zur Entſchuldigung die Nothwendigkeit vor, Eure Grenzen zu vertheidigen; aber warum ſollt Ihr mit Euerem Gelde zahlen, nachdem Ihr ſchon mit Euerem Leibe bezahlt habt? Wenn Euch dieſer Dienſt wenigſtens einigen Ruhm gewährte. Wenn Ihr nach der Rückkehr in die Heimath, nachdem Ihr Euere Herren vertheidigt habt, wenigſtens mit Billigkeit von ihnen regiert würdet

*) Ein Batzen galt 15 Centimen.

Aber welche Gegend ſchmachtet nicht unter der Strenge der Landvögte? Ihr Uebermuth iſt noch größer geworden, ſeitdem unſere Unabhängigkeit in Weſtphalen anerkannt worden iſt *). Täglich werden Leibesſtrafen oder willkürliche Bußen erkannt. Und laſſen wir unſere Stimme in der Hauptſtadt hören, ſo werden wir mit Strenge zurecht gewieſen. Was iſt aus jener ſo ſehr geprieſenen Gerechtigkeit der Eidgenoſſen geworden? Allerdings hat Bern aus Furcht vor den Folgen der Tyrannei ſeiner Vögte eine Unterſuchung angeordnet; es hat ſchöne Verordnungen gegeben, aber ſie werden nicht vollzogen. Unſere Obern ſtellen nur Fallſtricke, um uns zu Fehlern zu verleiten, die ſie bereichern. Wenn die Rechnung des Landvogts in Ordnung iſt, kommt noch die der Landvögtin dazu. Ihr kennt jene Geſchichte von dem Landvogt, der einen Todten mit Buße belegt hat, damit, wie er ſagte, der Verſtorbene in ſeinem Grabe ruhig ſchlafen könne. Man begegnet auf den Straßen nur Anwälten, welche überall hin gehen, um den Armen ſeiner letzten Hilfsquelle zu berauben. Bald wird dieſes gute Schweizerland geknechteter und ärmer ſein, als die Unterthanenländer der Könige. Unſere Behörden verſtehen nichts, als uns unſere Urkunden zu ſtehlen, und unſerer Freiheiten, einer nach der andern, zu berauben. Wir zweifeln aber, daß es ihnen gelingt, wie ſie ſich's einbilden. Seit mehreren Jahren ſchon geſchehen Wunder und Zeichen, welche Gottes Zorn offenbaren. Weiß gekleidete Männer haben ſich am Himmel gezeigt; es iſt bei dieſer Gelegenheit ein allgemeines Faſten angeordnet worden. Die Aar hat die Brücken weggeriſſen und die große Schleuſe in Bern zerſtört. An vielen Orten hat die Erde gebebt. In Zürich iſt das Feuer des Himmels auf den Pulverthurm gefallen. Und dieſer Komet mit ſeinem langen Schweif, der bleich und zitternd am Himmel wandelt, was ſollte er verkünden, wenn nicht die Strafen Gottes, die bereit ſind, ſich

*) d. h. durch den weſtphäliſchen Frieden.

auf unſere Unterdrücker zu entladen? Glaubt nur, daß das Ende ihrer Herrſchaft nahe iſt. Warum ſollten wir denn nicht frei werden, wie das Volk der kleinen Kantone? Tönt das Wort: „Wiederkehr zur Freiheit“ in Euren Ohren nicht angenehm?“ *)

Dieſe Reden verfehlten ihre Wirkung auf die Menge nicht. Sie wurden nicht allein von denen mit Begierde aufgenommen, welche einzig und allein von dem Wunſch beſeelt waren, ihre Rechte wieder zu erobern, ſondern auch von jenen Menſchen, welche jedwede Veränderung ungeduldig erwarten, um irgend einen Vortheil für ihr Vermögen oder ihren Ehrgeiz daraus zu ziehen. Uebrigens hatte die ſchlechte Erziehung, welche die Ariſtokratie den Bauern geben ließ, dieſe nicht ſo gebildet, daß ſie mit Geduld und Mäßigung an ihrer Befreiung gearbeitet hätten. „Dieſe ſtürmiſchen Volkshaufen,“ ſagt ein Geſchichtſchreiber, deſſen Liebe für die Sache des Volks nicht in Zweifel gezogen werden kann, „gingen weder mit der frommen Rechtlichkeit und ſtrengen Eintracht zu Werke, wie vor Zeiten die Männer in den Waldſtätten, noch mit der Klugheit und beſonnenen Kraft, wie vor Alters die Städte.“ **)

Wir haben geſagt, daß die Bauern des Entlibuchs über den Beſchluß, der den Werth der Scheidemünze herabſetzte, am erbittertſten waren. Es gibt in der Schweiz kein Land, das auf ſeine Freiheiten eiferſüchtiger wäre, als das lange und fruchtbare Thal, das von der Luzerner Emme bewäſſert wird ***). Die Männer dieſer Gegend haben einen natürlichen Stolz und eine von ihren kriegeriſchen Gewohnheiten unterhaltene That-

*) Dieſe Rede iſt ganz aus gleichzeitigen Urkunden gezogen. — Die Quellen ſind in L. Vulliemin, Histoire de la Confédération Suisse (Fortſetzung von E. v. Müller) a. a. Orte angegeben.

**) Zſchokke, des Schweizerlands Geſchichte, Kap. 42.

***) Das von der Berner Emme bewäſſerte Thal iſt fruchtbarer und heißt vorzugsweiſe „Emmenthal.“

kraft. Das Entlibuch hatte jene Körperübungen bewahrt, die das alte Griechenland so sehr liebte*), und die ihm die heldenmüthigen Krieger von Marathon, den Thermopylen, von Salamis und Platäa erzogen. Die Bedingungen, unter welchen sich das Entlibuch der Stadt Luzern unterworfen hatte, sicherten ihm eine beinahe vollständige Unabhängigkeit zu. Das Thal hatte sein eigenes Siegel, ernannte seinen Feldhauptmann, seine Pannerherren und seine vierzig Richter. Als daher die Luzerner Regierung die Fischerei und Jagd von Erlaubnißscheinen abhängig gemacht, als sie die Handwerker gezwungen hatte, in der Stadt in die Lehre zu gehen, als sie Steuern aufgelegt**) und ihre Verordnungen über die Münzen bekannt gemacht hatte, beschloß das Entlibuch, Abgeordnete nach Luzern zu schicken, um dagegen Einsprache zu erheben. Eine Kommission wurde zur Anhörung ihrer Klagen aufgestellt, ohne daß es ihr jedoch gelang, sie zufrieden zu stellen.

Von Luzern verbreitete sich die Bewegung über den Kanton Bern. Durch die Fortschritte der Aufregung ermuthigt, belagerten die Luzerner Bauern die Hauptstadt ihres Kantons, welche sich gezwungen sah, die Waldstätte um Hülfe zu bitten. Auf das erste Gerücht des Aufstandes gab die in Baden versammelte Tagsatzung eine drohende Proklamation gegen die Bauern. Der durch dieselbe hervorgebrachte Eindruck und einige Zugeständnisse siegten dieses Mal über ihre kriegerischen Absichten.

Aber die Ruhe war nicht von langer Dauer. Der Aufstand erhob das Haupt von Neuem im Kanton Luzern und verbreitete sich mit Schnelligkeit über das Gebiet der Kantone Bern, So-

---

*) Sie werden noch jetzt am 29. Juni, 29. September und am ersten Sonntage des Oktobers in Schüpfheim, am zweiten und letzten Sanntag des Augusts und am Sonntag nach dem 21. September in Enneteck abgehalten.

**) Selbst das Wort war früher im Entlibuch unbekannt.

lothurn und Basel. Zahlreiche Versammlungen, welche in Sumiswald und in Hutwyl Statt fanden, flößten den Bauern großes Vertrauen in ihre Macht ein. Energische Männer leiteten die Bewegung. Man bemerkte unter ihnen den Luzerner Schybi und Leuenberg aus dem Emmenthal. Ersterer, ein alter Soldat, entfaltete eine ungewöhnliche Thätigkeit und Kraft. Wenn er an der Spitze des Aufstands gestanden hätte, wäre er vielleicht gelungen, aber Leuenberg, der der Dictator der Insurgenten war, verlor viele Zeit mit leerem Schaugepräng. Wenn er mit dem Schwert an der Seite und in seinem großen rothen Mantel, einem Geschenk der Luzerner Bauern, durch die Dörfer zog, eilte man in Menge herbei und begrüßte mit entblößtem Haupte den „Führer der großen Eidgenossenschaft." Eine Schaar Freiwilliger wachte Tag und Nacht über seiner Sicherheit. Niemals hat, wenn man den Bauern Glauben schenkt, irgend Jemand so große Beredtsamkeit entfaltet. Der Pfarrer auf der Kanzel wurde weniger angehört, „denn man widerspricht bisweilen den Pfarrern, wenn sie zum Frieden mahnen, während es beispiellos ist, daß man ihm nicht auf der Stelle gehorcht hätte."

Die Tagsatzung benutzte die unverzeihliche Langsamkeit Leuenbergs, um ihre Vertheidigungsmittel zu ordnen. Bern versammelte seine Milizen aus dem Waadtland, die wegen der Sprache der Sache der Bauern in der deutschen Schweiz fremd geblieben waren. Sigismund von Erlach wurde zum General der Berner Truppen ernannt. Oberst Zweyer hatte unter seinem Befehl ungefähr 5000 Mann aus den katholischen Kantonen und der Züricher General Werdmüller befehligte die übrige Truppenmacht der Eidgenossenschaft, ungefähr 8000 Mann. Die Insurgenten hatten umsonst auf die Theilnahme der Waldstätte gerechnet, diese bekämpften Schweizer, die die Rechte forderten, welche die Urkantone besaßen. Aber diese Kantone hatten Unterthanen; sie waren römisch-katholisch, und zeigten sich seit der Reformation beständig geneigt, der aristokratischen Partei

zu dienen. Ihre Soldaten wurden als Beſatzung nach Luzern geſchickt.

Der Kampf entſpann ſich unter Verhältniſſen, in denen der Sieg der Städte ſchon geſichert war. Die Bauern hatten weder Mannszucht, noch Geſchütz, noch genug andere Waffen, noch erfahrene Führer. So wurden ſie denn auch überall geſchlagen, zuerſt in Wohlenſchwyl von den Zürichern unter Werdmüller, dann von S. v. Erlach in Herzogenbuchſee, wo ſich die Bauern mit allem Heldenmuth der Verzweiflung vertheidigten.

Man vergißt leicht die Fehler der Bauern, wenn man an die gräßliche Rache denkt, welche von der Ariſtokratie der Kantone geübt wurde. Sobald die Generäle der Tagſatzung ihre Verbindung bewerkſtelligt hatten, ſetzten ſie zwei Kriegsgerichte ein, um die Inſurgenten zu richten. Die Kantonsregierungen wütheten ihrerſeits mit einer Strenge, die man nicht zu ſcharf bezeichnen kann. Die Bauern, welche einen nur einigermaßen wichtigen Antheil am Aufſtand genommen hatten, wurden enthauptet, aufgehängt, geviertheilt. Man ſchickte die, gegen welche man Nachſicht üben wollte, auf die Galeeren und ließ ihnen Zunge und Ohren abſchneiden*). Schybi wurde in Surſee enthauptet, nachdem ſie ihn mit ſolchen Foltern gequält hatten, vor deren bloßen Gedanken man ſchon ſchaudert. Da der Richter Pfyffer ſah, daß er alle Qualen mit einem Muth ohne Gleichen ertrug, ſo erklärte er ihn für „behext.“ Die Hinrichtung Leuen-

*) „Vertilgt ſie — haltet nichts von dem, was ihnen verſprochen worden iſt — verbietet ihre Geſänge, da ſie nur ſchlechte Gedanken auf ihre Nachkommen übertragen können.“ Deutſche Miſſiven. — Hier folgt ein Bruchſtück aus jenen Liedern:

„Fröhlich will ich ſingen
Am Gnaden Herren J. C.
Zu lib dem frommen Thellen ſpringen,
Der vorlängſt g'ſtorben iſt.“

berg's fand in Bern Statt. Der „Lumpenkönig" hielt ſeinen Einzug in die Stadt mit einem hölzernen Schwert und einer Schärpe von Stroh. Die Einen überhäuften ihn mit Verwünſchungen, und die Andern hatten Mühe, ihr theilnahmvolles Mitleid zu verbergen. Man ſchlug ihm den Kopf ab, und ſein geviertheilter Körper wurde an den vier großen Wegen des Kantons ausgeſetzt. „So endigte ein Mann," ſagt der Geſchichtſchreiber von „Chillon" und des „Dekans Bridel", „der, ſo lang er 40,000 Mann unter ſeinem Befehle hatte, nicht einen einzigen Kopf hatte abſchlagen laſſen. Er hatte gehofft, durch den bloßen Anblick der Volksmacht die Regierungen zwingen zu können, die alten Freiheiten in einer Zeit wieder herzuſtellen, wo die Regierungen ohne die Freiheit regierten" *).

XLV.

> Und tröſten mein Volk in ſeinem Unglück, daß ſie es gering achten ſollen, und ſagen: Friede, Friede! und es iſt doch nicht Friede.
>
> Jeremias 6, 14.

Wir haben das auffallende Benehmen der kleinen Kantone während des Bauernkriegs erwähnt. Ihre Regierung war, obgleich demokratiſch, im Grunde nicht freiſinniger als die Berner oder Basler. Jede Gewiſſensfreiheit war ihnen verhaßt, und ſie regierten ihre Unterthanen mit eben ſo viel Härte als die ariſtokratiſchen Kantone. So tief war damals der alte Schweizergeiſt geſunken. Man liebte die Freiheit für ſich, man wollte ſie nicht für die Andern. Wie weit war man ſchon von den ruhmvollen Zeiten entfernt, wo die Befreier eben ſo viel Ge-

*) L. Vulliemin, a. a. O.

rechtigkeitsliebe als Eifer für die Unabhängigkeit zeigten! Wir haben oben einen Kampf der Bauern gegen die Städte kennen lernen, den der Wunsch erzeugt hatte, die alten Rechte wieder zu gewinnen; wir werden jetzt sehen, wie andere Bauern aus Haß gegen die religiöse Freiheit die Städte bekriegen.

Die Reformation war zu der Zeit, da Zwingli sie im Kloster Einsiedeln verkündigte, in das Dorf Arth am Fuß des Rigi gedrungen. Seit dieser Zeit waren mehrere Geschlechter, unter andern die Hospital oder Ospenthal, dem evangelischen Glauben treu geblieben. Einige von ihnen waren streng bestraft worden, weil sie gesagt hatten, daß die Graubündner als gute Christen handelten, da sie die Gewissensfreiheit achteten. Die Protestanten versammelten sich, um zu beten, in einem einzeln stehenden Haus, Humelhof genannt, und wurden daselbst von verkleideten Züricher Pfarrern besucht. Die Züricher nannten sie Nikodemiten, wegen ihrer Vorsichtsmaßregeln, um den Verfolgungen zu entgehen, welche der Charakter der katholischen Bauern wahrhaft fürchterlich machte. Doch erfuhren die Kapuziner, die wie alle Mönche sehr geschickt sind, Jagd auf die Ketzer zu machen, bald, was vorging. In einer Versammlung dieser Mönche und der Pfarrer des Schwyzerlandes beschloß man, „den weltlichen Arm" gegen die Abtrünnigen anzurufen. „Kommt der Gefahr zuvor," sagten sie ihnen, „und der Schande unserer Familien. Fallt, Thränen vergießend, vor dem nächsten Kreuz auf die Knie. Beichtet. Bringt den Kapuzinern Rahm; ein Kapuziner zum Freund ist mehr werth als zehn Rathsherren." Es scheint, daß nicht alle Verdächtigen von der Sanftmuth der „guten Väter" überzeugt waren, denn sieben Familienhäupter entflohen nach Zürich mit ihren Weibern und Kindern. Der Erfolg zeigte, wie klug sie daran gethan hatten. Zürich nahm die Flüchtlinge unter seinen Schutz und schickte Abgeordnete nach Schwyz, damit dieser Kanton den Geflüchteten gestatte, ihre Besitzungen zu verkaufen und sich anderswo niederzulassen, wie dies durch das Bundesrecht erlaubt

war. Dieſe außerordentlich mäßige Forderung wurde mit Zorn zurückgewieſen. „Dieſe Männer, für die Ihr Euch verwendet,“ antworteten die Schwyzer, „ſind nicht freie Eidgenoſſen, ſondern Verbrecher, deren Güter der Gerechtigkeit verfallen ſind. Wir ſind Herren bei uns, und ſind über das, was uns zu thun gefällt, nur Gott*) Rechenſchaft ſchuldig.“

Schwyz hatte nicht bis zu dieſer übermüthigen Erklärung gewartet, um zu handeln. Am Tage nach der Flucht der Proteſtanten nach Zürich wurde Arth von den Kantonstruppen beſetzt, und die Nikodemiten, welche die Unklugheit begangen hatten, zu bleiben, wurden gebunden nach dem Hauptort geführt. Unter den Gefangenen bemerkte man Barbara von Ospenthal, eine alte und reiche Wittwe, welche der frommen Tabitha gleich, ſich durch Wohlthätigkeit die Liebe des ganzen Landes erworben hatte. Als ſie in das Gefängniß ging, begegnete ihr eine Schaar Kinder, welche bei dem Anblick derjenigen, die ſie alle als eine Mutter betrachteten, in Thränen ausbrachen. „Fürchtet nichts, meine lieben Kinder,“ ſagte ihnen dieſe Frau, die durch ihre Mildthätigkeit und ihren Muth der erſten Kirche würdig war, „der Weg, den ich gehe, führt nach dem Himmel.“**) Siebenzehn Perſonen wurden auf die Folter geſpannt. Als man Martin von Ospenthal ermahnte, ſich zum wahren Glauben zu bekennen, antwortete er, er thue es unter den Qualen, wie er es in ſeinem ganzen Leben gethan habe. Vier Greiſe, S. Körner, Vater von ſieben Kindern, Seb. Kennel, Melchior und Barbara von Ospenthal, zeigten nicht weniger Muth. Die Herren von Schwyz, welche ſich zu blinden Werkzeugen der gräßlichen Rachſucht der römiſchen Geiſtlichkeit herabgewürdigt hatten, ſchickten ſie zum Tod. Die weniger in die Sache verwickelt waren, wurden gefoltert und an die Mailänder Inquiſition ausgeliefert. Ein Mann von geradem Herzen, Ammweg,

*) d. h. den Geiſtlichen.

**) Pfarrer Faßbind, Geſchichte von Schwyz.

Bäcker in Schwyz, beging, von einer wirklich christlichen Gesinnung getrieben, die edle Unklugheit, zu sagen: „Was ist die Freiheit, wenn die Gewissen nicht frei sind?“ Man ließ ihn heimlich ermorden; denn man fürchtete, es möchte noch nicht alles Gerechtigkeitsgefühl durch den Einfluß der Mönche und der Geistlichkeit erstickt sein.

Nach diesen Greueln war der Krieg unvermeidlich. Aber Zürich und Bern waren nicht in der Lage, ihn mit Vortheil zu führen. Ihre militärischen Einrichtungen standen tief unter denen der kriegerischen Urkantone. Die aristokratische Berner Regierung hatte aus Mißtrauen gegen die Stimmung ihrer Unterthanen die militärischen Uebungen vernachläßigt. Sie hatte die Zahl der Lanzknechte vermindert, ohne sie durch geschickte Schützen zu ersetzen. Uebrigens zeigten die Offiziere, die an die Ausschweifungen des 30jährigen Kriegs gewöhnt waren, weder Thätigkeit noch Wachsamkeit. Freunde der Tafel, beschäftigte sie Spiel und Wein mehr als die Mannszucht. Der Söldnerdienst hatte die Sitten so sehr umgewandelt, daß sich die beiden Parteien an Rohheit, Räubereien und Schändungen überboten. Das thörichte Vertrauen des Züricher Generals Rudolf Werdmüller*) und des Berners Sigismund von Erlach, der die Berner Truppen anführte, verschaffte den kleinen Kantonen den Sieg.

Der noch sehr junge Werdmüller war in Genf „Armbrustkönig“ gewesen. Er hatte sich unter den Fahnen Venedigs, des Kaisers und Frankreichs durch Tapferkeit ausgezeichnet. Der allerchristlichste König hatte ihn selbst zum Generallieutenant ernannt und ihm den Michaelsorden verliehen. Aber dieser muthige Krieger hatte in diesem zügellosen Leben allen sittlichen Halt verloren. „Er zeigte namentlich große Geschicklichkeit, die Kirchen zu bestehlen, das Vieh zu rauben und sich zu bereichern. Er machte sich aus dem Evangelium ebensowenig wie aus der

*) Ein Bruder desjenigen, der im Bauernkrieg befehligt hatte.

Ehre. Man glaubte, daß er einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen habe. Man hatte ihn auf dem Züricher See mit einer übernatürlichen Schnelligkeit fahren sehen*). Ein solcher Mann war wenig geeignet, das bei einem solchen Krieg nöthige religiöse Bewußtsein zu wecken. Auch scheiterte er schon am Anfang des Feldzugs in seinen Angriffen auf Rapperswyl**). Die Rapperswyler sangen damals, indem sie Wortspiele auf den Namen des Züricher Generals machten, von ihren Mauern herab: „Rapperschwyl, eine reine Magd, Ihren Kranz noch tragt. Die heilige Jungfrau hat Gott angefleht, daß er die Ehre der züchtigen Schönen bewahre; sie spottet des plumpen Müllers und seiner Nachstellung. Fort mit dir, suche anderswo, was für Dich besser paßt. Heirathe Deines Gleichen. Spreuer für Dich und Kleienstaub!" Die Züricher mußten diese Schmähungen hören, ohne die Stadt einnehmen zu können.

Die Berner waren nicht glücklicher. Sie hatten 12,000 Mann in das Aargau geworfen. Sigismund von Erlach, der sie anführte, gestattete, auf seine Ueberlegenheit an Mannschaft vertrauend, seinen Soldaten im Lager bei Villmergen, sich dem Trunk und der Liederlichkeit zu ergeben. Das katholische Heer sammelte sich bei dem berühmten Kloster Muri, indem es sich zum Kampf gegen die „beherten" Berner rüstete. Die Priester segneten die Waffen ihrer Soldaten, um sie in den Stand zu setzen, über die Zaubereien zu siegen. Sie ermahnten sie, die Worte; **„Verbum caro"*****) zu singen, indem sie hinzufügten, dieß seien die „heiligsten Worte." Man theilte geweihte Kugeln und Zettel aus, welche die Kapuziner gegen die Zaubereien

---

*) Dieser Glaube an Werdmüller's Zauberkenntnisse hat sich lange erhalten. S. Helvetischer Kalender, 1796, S. 50—65.

**) Stadt in einer reizenden Lage am Züricher See, der Katholizismus ist daselbst überwiegend. Sie war ehemals eine freie Stadt und gehört jetzt zum Kanton St. Gallen.

***) Das fleischgewordene Wort.

des Teufels, „dieſes Vaters aller Ketzer", gemacht hatten. — Von der Sorgloſigkeit der Berner Offiziere unterrichtet, überfielen die Katholiſchen das proteſtantiſche Heer und griffen es unter Anrufung der heiligen Jungfrau an. In dieſem Augenblick zeigte ſich die Mutter Gottes im Himmel, mit einem himmelblauen Mantel, blendend wie ein Blitz. Trotz dieſer Erſcheinung vertheidigten ſich die Waadtländer kräftig; die Aargauer zogen ſich erſt zurück, als ſie kein Blei mehr hatten. Aber endlich ſiegte die „heilige Jungfrau" in Folge der ſchlechten Anordnungen des Generals von Erlach und der Unthätigkeit eines Theils der Berner Truppen. An dem nämlichen Tage verlor Werdmüller 1800 Mann unter den Mauern von Rapperswyl, deſſen Belagerung er aufheben mußte. Der Friede, welcher am 26. Februar 1656 zu Baſel geſchloſſen wurde, gab den Schwyzer Bauern gewonnenes Spiel.

In der nämlichen Zeit, da der Katholicismus in der Eidgenoſſenſchaft den Sieg davontrug, entwickelte ſich das ariſtokratiſche Prinzip mit einer ſeltenen Schnelligkeit. Es wurden mehrere Unterſchiede eingeführt, welche in einer Republik ſeltſam waren. Der Name „Frauen", welcher den einfachen Bürgerinnen unterſagt war, wurde den Gattinnen der Räthe vorbehalten. Die Gerechtigkeit war ſo käuflich, daß ſich ein Landvogt in ſechs Jahren eine Rente von 30,000 Thalern erwerben und alle Schulden bezahlen konnte, welche er zum Erkauf ſeiner Vogtei gemacht hatte, denn die Aemter wurden verkauft wie das Recht. So war jene „gute alte Zeit", welche gewiſſe Schriftſteller mit ſo poetiſchen Farben dargeſtellt haben!

Die Regierungen von Genf und Baſel zeichneten ſich durch die Gewaltthätigkeiten ihrer Oligarchie aus. Einige Familien theilten ſich dort unter alle Aemter. Um dieſe übermäßigen Vorrechte zu erhalten, mußte man zum Scharfrichter ſeine Zuflucht nehmen. Der Präſident der Basler Abgeordneten, Fatio, wurde am 18. Dezember 1691 hingerichtet. Der einflußreichſte

unter den Genfer Demokraten*) wurde am 6. September 1707 im Gefängnißhof erschossen. Die Häupter der Aristokratie hüllten ihren Kopf nach dem Beispiel Ludwigs XIV., den die französischen Bischöfe zum Halbgott machten, in ungeheure Perücken, um sich ehrwürdiger zu machen. Sie sagten mit Cicero: „Die Macht darf in einer Republik niemals der Menge anvertraut werden“ **). Ein edler Geschichtschreiber hat mit Recht gesagt, indem er von dieser traurigen Zeit spricht, in welcher Tausende von Eidgenossen auswanderten: „Die Schweiz war für ihre Söhne nicht mehr, was sie gewesen war.“ „Da riß das Verderben des Vaterlandes unaufhaltsam ein,“ sagt in eben dem Sinne der beredte Zschokke: „Man erniedrigte sich vor dem Auslande, um im Lande hoch zu stehen; man stellte den Kanton über die Eidgenossenschaft, und die Familie über den Kanton; man war in großen Dingen klein, und in kleinen groß; man trachtete nach Ehrenstellen um des Geldes willen, und versteigerte Aemter für Geld oder erwarb sie durch Heirathen; man nannte die Schweizer frei, aber ihrer die meisten waren arme Unterthanen und hatten weniger Freiheit und Recht, als die Angehörigen der Könige; ja man verschmähte oft nicht Gewalt und List, um auch die wenigen Rechtsame des Volks nach und nach zu vertilgen, auf daß die Gewalt der Herren unbeschränkter würde“ ***).

Die Toggenburger erfuhren es, der Abt von St. Gallen hatte im 15. Jahrhundert die Oberherrlichkeit über diese Landschaft gekauft. Seit dieser Zeit arbeiteten die Vorsteher der Abtei mit mönchischer Beharrlichkeit daran, alle Freiheiten dieses Volkes zu vernichten. Endlich glaubte einer dieser Aebte, der Sohn eines Schuhmachers, der auf seinen Titel eines Fürsten des heiligen

*) Er hieß ebenfalls Fatio.

**) Ein Richter des Basler Fatio sagte ihm: Vox populi, vox diaboli.

***) Zschokke, des Schweizerlands Geschichte, Kap. 44.

Römiſchen Reichs und über ſeine Abtsmütze ſtolz war, Leodegar Burgißer, die Toggenburger als abſoluter Herr behandeln zu können. Wie leicht vergeſſen die Mitglieder der katholiſchen Geiſtlichkeit ihren niedern Urſprung, wenn ſie in den Reihen der Ariſtokratie Platz genommen haben! Iſt nicht Eines der Häupter des Sonderbunds der Sohn eines Bauern geweſen? „Seine Gnaden der hochwürdigſte Herr Stephan Marilley, Fürſt des heiligen römiſchen Reichs, Biſchof von Lauſanne und Genf, Aſſiſtent des päpſtlichen Stuhls, Commandeur der Orden des heiligen Moriz und Lazarus u. ſ. w.?" Das Volk hat nie ſchlimmere Gegner gehabt, als die, welche aus ſeiner Mitte in ein anderes Lager übergegangen ſind. So war der Abt Leodegar. Er wollte, daß man ihm gehorche, wie Ludwig **XIV.** in Verſailles; und wie alle Führer der katholiſchen Partei in der Schweiz zählte er auf Oeſterreich, dieſen ewigen Feind der Eidgenoſſenſchaft, der ſeinen alten Plänen nicht entſagt hatte. Man drängte den Kaiſer und den König von Frankreich, die Schweiz zu theilen *). Rom wird ihr niemals verzeihen, daß ſie auf dem Kontinent die Zufluchtsſtätte der Gewiſſensfreiheit iſt. Die öſterreichiſchen Staatsmänner hielten den Augenblick für günſtig. Ein Miniſter richtete folgende Worte an Leopold **I.**: „Es iſt nöthig, daß Eure Majeſtät Ihre Anſprüche auf die Schweiz, die Wiege Ihres erhabenen Hauſes, ſtets vor Augen habe. Eure Majeſtät wiſſen beſſer als Ihre Vorgänger, wie man die Kantone zum Gehorſam bringen muß. — Man ſpare die Schmeicheleien nicht; es wird der Tag kommen, da man wird ärndten können, was Ihre Agenten ausgeſäet haben. — Laſſen Sie Sich herab, vergeſſen Sie Ihre Größe; ſeien Sie ein Lamm, bis der Zwieſpalt ausgebrochen iſt; dann zeige ſich der Löwe und Ihre Armeen mögen in die Schweiz ziehen, um Ihre Rechte wieder herzuſtellen. — Die Anſichten, die ich ausſpreche, ſind dieſelben, die ich in mehr als

*) Mémoires du général Saint-Saphorin, 1702.

einer Unterhaltung aus Ihrem Mund vernommen habe" *).

Oesterreich bedurfte also der Zwietracht. Der Abt von St. Gallen, der in seine verbrecherischen Pläne eingeweiht war **), übernahm es, die Eidgenossenschaft in Verwirrung zu stürzen. Seine Streitigkeiten mit seinen Toggenburger Unterthanen wurden bald die Veranlassung, daß sich die Kantone gegen einander bewaffneten. Zürich und Bern ergriffen die Partei der Toggenburger, während Wallis, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug sich auf die Seite des Abtes schlugen. Die Bauern der kleinen Kantone sollten noch einmal für den politischen Despotismus und gegen die Gewissensfreiheit kämpfen. Daher gab ihnen auch der päpstliche Nuntius 26,000 Thaler aus dem päpstlichen Schatz und in allen Kirchen von Rom wurden alle Heiligen für sie angerufen. Ihre Soldaten waren mit Amuletten und geweihten Kugeln versehen. Aber diesmal kam ihnen die heilige Jungfrau nicht zu Hülfe. Im Gegentheil schienen unglückliche Vorzeichen ihnen eine Niederlage zu verkünden. Dumpfes und schreckliches Geschrei hatte sich in der Luft vernehmen lassen; ein furchtbares Gewitter hatte die Waldstätte verwüstet, ganze Wälder niedergerissen und überall die Kreuze umgeworfen; eine Fackel war in der Frauenkirche aus den Händen des Engels gefallen, der das Wappen Luzerns trug, dieser Hauptstadt des schweizerischen Katholicismus. „Wenn der Himmel," sagten die vorsichtigen Leute, „ein Volk mit Unglück bedroht, zeigt er es ihm durch Wunder an." Aber die Kapuziner erwarteten andere Wunder. Sie stellten dem Volk vor, daß man mit den Zwinglianern ein Ende machen müsse. Uebrigens schöpften die gnädigen Herren von Luzern an der Tafel des Nuntius frischen Muth, jenes hochmüthigen Caraccioli, aus dem Hause der Fürsten von Melfi, der seine

*) Testament politique du baron de Hocher.

**) Man sehe seinen geheimen Briefwechsel mit Greuth.

Verachtung gegen dieſes Bauern- und Bürgervolk ſchlecht verbarg. Er verſuchte jedoch, ſeinen Widerwillen zu beſiegen. Mußte er doch den Soldaten des Glaubens die Formel lehren, welche ſie vor allen Gefahren ſchützen ſollte. „Behüte uns, verehrteſte Maria, vor den holländiſchen, engliſchen und berneriſchen Hunden, die wie Teufel um uns verbreitet ſind.“

Es iſt ſchwer, einen Begriff von der Thätigkeit zu geben, mit welcher die Agenten Roms Zwietracht ausſtreuten. Sie beklagten ſich, daß ihre Partei den Sieg bei Villmergen ſo ſchlecht benutzt habe, und erwartete mit Ungeduld eine günſtige Gelegenheit, die Schweiz den Klauen des öſterreichiſchen Adlers zu überliefern. Die Ausſicht auf dieſes Reſultat erfüllte den Nuntius mit einem heiligen Eifer. Indeſſen war der Tag gekommen, wo die Vorſehung die Anſchläge Roms vereiteln ſollte. Am 25. Juli 1712 trafen die Heere der Proteſtanten und der Katholiſchen bei Villmergen, einem ſchon berühmten Ort, auf einander. Das Geſchütz gab das Zeichen zum Blutbad. Nach vierſtündigem Kampf, in welchem die Krieger der Urkantone bewieſen, daß ſie die Tapferkeit ihrer Väter geerbt hatten, verbreiteten die Berner Schrecken und Unordnung in den Reihen ihrer Feinde. Mehr als 2000 Katholiken blieben auf dem Kampfplatz. Der Sieg bei Villmergen führte den Aarauer Frieden herbei (9. und 11. Auguſt), der das Zeichen zum Verfall der päpſtlichen Macht in der Eidgenoſſenſchaft war. Der Ultramontanismus machte im J. 1847 unter dem Namen Sonderbund eine letzte Anſtrengung, um ſie unter das Joch zurückzuführen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß der Papſt und der Nuntius den Aarauer Frieden niemals anerkennen wollten. Sie erklärten ihn für nichtig und ungültig. Das Blut hatte aufgehört, für ihre Sache zu fließen, wie konnte man ſich über ein ſolches Unglück tröſten! Der Abt von St. Gallen war von der nämlichen evangeliſchen Geſinnung beſeelt; er wollte lieber in der Verbannung ſterben, als den Aarauer Vertrag anerkennen.

Von ihren Prieſtern verführt, willigten fünf katholiſche Kantone zu Verſailles in die Vertheilung ihres gemeinſamen Vaterlandes zwiſchen Frankreich und Oeſterreich. Die Furcht vor England hielt den alten König Ludwig XIV. zurück. Man ſieht aus dieſem einzigen Zug, daß, wenn die Schweizer noch ein Volk ſind, man es nicht der ultramontanen Partei zu verdanken hat.

XLVI.

Der Titlis mit dem ſpitzen Kopf,
Der ſtolze Uriſtock,
Der Bürgen mit dem großen Zopf,
Der Roßberg im zerriſſ'nen Rock,
Die ſehn mit gar verliebter Mien'
Stets zu der ſchönen Rigi hin.

J. F. Müller.

„Seit den brudermörderiſchen Schlachten bei Villmergen," ſagt ein berühmter Geſchichtſchreiber, „haben zwar die Eidsgenoſſen ſechsundachtzig Jahre lang keinen Krieg mehr geführt, weder gegen Ausländer, noch unter einander ſelbſt. Doch ſind darum die Zeiten weder glückſeliger, noch ruhiger, noch ruhmreicher, ſondern unter ewigen Staatshändeln, bald eines Kantons mit den andern, bald der Obrigkeiten mit den Unterthanen, zugebracht worden. Jedes neue Jahrzehnd hat bald dort bald hier neue Umtriebe, neue Verſchwörungen, neue Aufrühre zur Schau geführt, bis endlich das morſchgewordene Gebäude der alten Eidgenoſſenſchaft beim erſten Stoß zuſammenbrechen mußte, den es nachher von der feindſeligen Hand Frankreichs erlitt. — Man hat zwar geſagt: es ſei der Krieg das größte der Uebel, und Andere haben es nachgeſagt. Aber alſo haben die alten Heldeneidsgenoſſen nicht geſprochen, welche zuerſt den Schweizernamen vor Gott und Menſchen verherrlichten. Die gingen in

den Krieg für ihr heiliges Recht, und kannten wohl etwas Beſſeres als Wohlleben und feige Sicherheit, und dachten: das größte der Uebel iſt Knechtſchaft unter dem Scepter des Hochmuths und der Ungerechtigkeit.

Auch iſt dem Schweizerlande ſeit der letzten Villmerger Schlacht bis zur zerſtörenden Ankunft der Franzoſen mitten im Frieden größeres Verderben gekommen, als in allen Kriegen zuvor wider Oeſterreich und Burgund. Denn in der ſechsundachtzigjährigen Ruhe, da die Schwerter der Winkelriede, Fontana, Waldmanne, Hallwyle und Erlache verroſteten, zerfraß ſchnöde Selbſtſucht und Ueppigkeit immer mehr und ganz und gar den ehrlichen Bund der Alten, und die Eidsgenoſſenſchaft zerlöſete ſich wie ein verweſender Leichnam. Und ſie deckten den Leichnam mit Wappenſchildern der Väter prunkvoll, daß man nicht ſähe, wie der Geiſt aus ihm gewichen ſei. Es ward nichts Großes mehr gethan. Das Größeſte dünkte Allen oder den Meiſten, Reichthümer zu ſammeln, nicht Tugenden; Herren und Unterthanen, nicht freie Bürger zu ſein. Die Einen erſteigerten Landvogteien, und verkauften darin Recht und Ungerechtigkeit wie gemeine Waare; die Andern buhlten um Jahrgelder, Ordensbänder und Ehrentitel bei Ausländern. Andere trachteten, ſtatt nach Verdienſten um's Vaterland, nach der Hand der Rathsherrntöchter, damit ſie in obrigkeitliche Würden gehoben werden könnten. Andere thaten auf andere, Wenige auf rühmliche Weiſe. Das Volk in den unterthänigen Landſchaften hatte kaum mehr Recht, als daß es nebſt ſeinem Vieh das Feld bauen durfte; es blieb gar unwiſſend, denn ſo unverſtändig waren die Obrigkeiten, daß ſie fürchteten, der Landmann könne zu verſtändig werden. Die herrſchenden Städte und Länder nagten an den Freiheiten der Unterthanen, und die vornehmen Geſchlechter der Städte an den Freiheiten der Bürger. Hin und wieder erwachten und ermannten ſich zwar die Beeinträchtigten und retteten ihr bedrohtes Recht, oder ſchreckten doch von neuer Willkür ab."

Dieſe Worte des berühmten Verfaſſers der „Aarauer Abende“ ſtellen den ſittlichen Zuſtand der Schweiz im 18. Jahrhundert trefflich dar; aber er hat Unrecht, daß er nicht die Keime der Wiedergeburt zeigte, welche überall aus dem fruchtbaren Boden der Eidgenoſſenſchaft hervorſproßten. Eine Menge berühmter Männer, welche ihrem Vaterland und der Menſchheit mitten in den Alpen zur Ehre gereichten, breiteten durch ihre Arbeiten und ihre edlen Eingebungen die Befreiung und Wiedergeburt ihres Landes vor. Je größer die Schwierigkeiten des Augenblicks waren, deſto mehr muß man ihnen Dank wiſſen, daß ſie nicht an der Zukunft und der guten Sache der Schweiz verzweifelt haben.

Die Nachwelt darf auch die vortrefflichen Männer nicht vergeſſen, welche in den politiſchen Kreiſen gegen die Gewaltthaten des ariſtokratiſchen Prinzips gekämpft haben. Der Erfolg macht nicht Alles aus. Die unparteiiſche Geſchichte muß die Namen der Opfer der Freiheit mit eben ſo viel Sorgfalt ſammeln, als den der Bürger, deren Andenken ihre Siege verkündet. Wer ſteht heldenmüthiger und reiner da, als der Major Devel, der das Waatland von der Tyrannei Ihrer Excellenzen zu befreien ſuchte? Während man ihn mit ſo viel Grauſamkeit folterte, daß die Nägel ihm von den Daumen ſprangen, die man in zwei Schraubſtöcken zerquetſchte, fragten ihn ſeine Richter, ob er Schmerzen fühle. „Ja,“ antwortete der Märtyrer mit heiterem Geſicht, „aber ich bin überzeugt, daß Sie eben ſo viel Schmerzen fühlen als ich.“ Devel ſtarb auf dem Schaffot mit der Kraft eines Weiſen und eines Chriſten.

Das Bisthum Baſel hat das Andenken an die muthigen Patrioten bewahrt, welche dem Deſpotismus des Fürſtbiſchofs von Baſel*), Sigismund von Reinach geopfert wurden. Mit Hülfe der franzöſiſchen Bajonette ſchickte der Biſchof drei Ab-

*) Seit der Reformation reſidirten die Biſchöfe in dem katholiſchen Theile der Schweiz, den man noch jetzt das Bisthum nennt.

geordnete der Landschaft, Patignat, Lion und Riat auf das Schaffot. Das Volk dieser Gegend feiert noch das Andenken Patignats in einem eigenthümlichen Liede mit kräftiger Melodie.

Die Männer, welche an der Verschwörung Samuel Henzis Theil nahmen, waren nicht alle von so reinen Gesinnungen beseelt, aber es scheint, daß die Führer der Bewegung aufrichtig an der Wiederherstellung der alten Freiheiten Berns arbeiteten. Die Regierung dieses Kantons hatte den oligarchischen Nepotismus bis zum höchsten Uebermaß getrieben. Es konnte dem großen Haller niemals verzeihen, daß er aus einer einfachen Bürgerfamilie stamme. Seine mit dem Lorbeer des Genius bekrönte Stirne wurde nicht für würdig erachtet, das schwarzsammtne Barett der Mitglieder des kleinen Raths zu tragen. Der Geheime Rath, der an der Spitze des aristokratischen Gebäudes stand, hatte sich in eine allgemein gefürchtete Inquisition verwandelt. Um diese Zeit lebten in Bern ausgezeichnete und unabhängige Männer, wie Fueter, Wernier, Kupfer, Bondeli, Lerber, Knecht, Herbort, Wyß u. A. Henzi verband sich mit ihnen und wurde durch seine Einsicht und Beredtsamkeit die Seele ihrer Unternehmungen gegen die Aristokratie. Ein Patrizier, der Sohn eines Schultheißen von Erlach, war unter den Verschworenen. Henzi, Fueter und Wernier wurden unter abscheulichen Umständen enthauptet. Wernier starb erst nach dem dritten Hieb. Henzi's Kopf wurde nicht sogleich vom Rumpf getrennt; beim ersten Hieb hatte er so viel Seelenkraft, sich gegen den Scharfrichter zu wenden und ihm zu sagen: „Du richtest hin, wie Deine Herren richten." Man mußte seinen Kopf mit einem Messer ablösen. Fueter starb ebenfalls erst beim zweiten Hieb. Was den Patrizier von Erlach betrifft, so wurde er verbannt.

Die Freiburger Regierung war nicht weniger oligarchisch als die Berner. Sie hatte alle Fehler derselben, ohne sie mit einem Schein von Größe zu bedecken. Peter Nikolaus Chenaux, der sich durch seinen rechtlichen und festen Charakter die Liebe

des Volks erworben hatte, wiegelte die Bauern gegen die Freiburger Oligarchie auf und zog mit ihnen am 2. Mai 1784 gegen die Hauptstadt. Nachdem Chenaux von den Regierungstruppen geschlagen worden war, wurde er von zwei Verräthern ermordet. Aber sein Grab wurde ein Wallfahrtsort trotz der Bannflüche des Bischofs und der Wuth der Gnädigen Herren von Freiburg. Das Volk verehrte in ihm den Märtyrer für seine Sache.

In Genf konnte sich die aristokratische Partei nur mit Hülfe der fremden Bajonette behaupten. Die Stadt wurde im Jahr 1792 von Berner, französischen und savoyardischen Truppen besetzt. Die Berner Regierung schämte sich nicht, das Gebiet eines freien Staates im Interesse einer Kaste den Soldaten der Despoten zu überliefern. Aber der Tag des Gerichts war nicht mehr ferne. Die, welche sich des Schwerts der Fremden bedient hatten, sollten es bald gegen sich selbst gewendet sehen.

Die geistliche und österreichische Partei zog auf die Schweiz den Sturm herbei, der die alte Eidgenossenschaft vernichten sollte. Der Bischof von Basel, der der Unzufriedenheit seiner Unterthanen nicht zu widerstehen vermochte, rief im J. 1791 die Truppen des Kaisers zu Hülfe. Im J. 1792 zogen die Franzosen in das Bisthum und verjagten die österreichischen Besatzungen. In den folgenden Jahren schwächte die Hartnäckigkeit der Oligarchien die Schweiz immer mehr; daher konnte sie auch im J. 1798 dem Einfall der Franzosen nicht widerstehen. Die schweizerischen Milizen unterlagen jedoch ruhmvoll. Die vom Obersten Graffenried angeführten Berner schlugen Brune's Truppen bei Neuenegg. Karl Ludwig von Erlach, der in der Schlacht beim Grauholz an ihrer Spitze stand, zeigte sich des Bluts der Sieger vom Donnerbühl und von Laupen würdig. Obgleich er an Truppen weit schwächer war als der General Schauenburg, hielt er doch zwei und eine halbe Stunde den furchtbaren Angriff der französischen Republikaner aus. Viermal fing er, durch die Gegenwart des vom Alter gebeugten

Schultheißen Steiger angefeuert, das Gefecht wieder an. Dieſer großherzige Beamte ſah, an eine Eiche gelehnt, der Schlacht zu. „Wir haben einen ſchweizeriſchen Greis," ſagten die franzöſiſchen Huſaren, „am Rande eines Waldes ſitzen ſehen; er war militäriſch gekleidet, aber ſein ehrwürdiges Ausſehen hat uns gehindert, ihn zu ergreifen." Wie in Neuenegg kämpften auch hier Weiber in den Reihen der Berner. In dem Gefecht bei Fraubrunnen fielen 180 Frauen mit der Senſe in der Hand. Die Franzoſen erkannten den Heldenmuth der Berner voll Achtung an. „Dieſe tapferen Leute," ſagte der „Moniteur", „zerſtreut und ohne andere Waffen als Senſen und Stöcke, ſtellten ſich vor die Mündung der Kanonen und ließen ſich von den Kartätſchen zerreißen. Selbſt wenn die franzöſiſchen Soldaten ſie aus Menſchlichkeit verſchonen wollten, und ihnen zuriefen, ſich zu ergeben, warfen ſie ſich auf das Geſchütz, um zu verhindern, daß man es gegen ihr Vaterland vorwärts bringe."

Aber der ariſtokratiſchen Regierung müde und von den Proklamationen der Franzoſen verführt, blieben die Kantone unthätig und ließen Bern vereinzelt. Das Pariſer Direktorium gab der Schweiz eine neue Verfaſſung. „Die Eidgenoſſenſchaft," ſagte es, „hat aufgehört, zu beſtehen. Ganz Helvetien ſoll eine einzige und untheilbare Republik unter einer Centralregierung bilden. Dieſe ſoll mit den zum geſetzgebenden Körper vereinigten Abgeordneten des Volks in Aarau ihren Sitz haben. Alle Schweizer, Stadtbürger und Bauern, ſollen an Rechten und vor dem Geſetz gleich ſein."

Leider ahmte die franzöſiſche Regierung die Selbſtſucht der ſchweizeriſchen Ariſtokratie nach. „Wenn ihr keine anderen Maßregeln ergreift," ſchrieb ihr Cäſar de la Harpe, den ſie nicht als einen Feind betrachten konnte, „ſo zählt auf eine Vendée, welche unſere Bevölkerung und unſere Hülfsquellen verſchlingen wird, indem ſie eure eigenen Kräfte aufzehrt." Dieſe Prophezeiung ging bald in Erfüllung. Bald zerriſſen die Urkantone die dreifarbige Farbe der helvetiſchen Re-

publik*) und pflanzten das weiße Kreuz auf. Die Männer von Schwyz machten sich in diesem letzten Kampf unsterblich, so wie der Landeshauptmann Alois Reding, der der Leonidas der alten Schweiz wurde. Die Höhen bei Morgarten sahen noch einmal die Flucht der fremden Bataillone. Am folgenden Tag bedeckten sich die Waldstätte im Gefecht bei Arth mit neuem Ruhm. Die Hirten zeigten sich überall ihrer glorreichen Vorfahren würdig. Dieses Volk wird immer ein Heldenvolk sein, so oft es für eine große Sache kämpft. Aber damals war der Kampf allzu ungleich. Ein ehrenvoller Friede belohnte die Anstrengungen dieser Tapfern, und der General Schauenburg, der ihnen denselben bewilligt hatte, ehrte im französischen „Moniteur" ihre unvergleichliche Tapferkeit durch das schönste Lob.**)

„So endete der alte Bund der Eidgenossen," sagt Zschokke. „Vierhundert und neunzig Jahre lang war er bestanden; in vier und siebenzig Tagen zertrümmert. — — Sag' an, o Schweizermann, was hat deine hohen Felsenwälle niedrig, die undurchdringbaren Bergschluchten offen, die weiten Seen, die reißenden Ströme durchgänglich, die Waffen der Zeughäuser stumpf und die Geldsummen im Schatz der Städte unfruchtbar gemacht? Lernet, ihr Gewarnten." ***)

Die von dem Auslande aufgedrungene Einheitsrepublik gab der Schweiz die Ruhe nicht. Als Napoleon sie den innern Zwisten Preis gegeben sah, hielt er den Augenblick für günstig,

---

*) Wer diese große Begebenheit genauer will kennen lernen, findet in Zschokke's „Geschichte der schweizerischen Revolution" Aufschluß.

**) Vrgl. Zschokke, „Geschichte vom Kampf und Uebergang der schweizerischen Berg- und Waldkantone." Bern und Zürich, 1801. — Der berühmte Geschichtschreiber war Augenzeuge bei diesen großen Begebenheiten gewesen und hatte an denselben Theil genommen.

***) Zschokke, des Schweizerlands Geschichte, Kap. 60.

ſie zum Werkzeug ſeiner Politik zu machen. Unter dem Deckmantel der Theilnahme hatte er nur ſeinen Vortheil im Auge. Ohne den Wünſchen der ariſtokratiſchen Kantone Gehör zu geben, welche ihre Unterthanen zurückforderten, trennte er die Schweiz in unabhängige Theile, damit ſie immer ſchwach bleibe und ſeines Schutzes beſtändig bedürfe. In neunzehn Kantone getheilt, mußte ſie Seiner Majeſtät dem Kaiſer und König 16,000 Mann Soldaten ſtellen, welche auf den Schlachtfeldern kämpften und ſtarben, um den Brüdern des gewaltigen Herrn des Abendlandes Throne zu verſchaffen*). So war die Mediationsakte beſchaffen. Der Tag war noch nicht erſchienen, wo ſich die Schweiz in ihrer Kraft und Unabhängigkeit zeigen ſollte.

Wenn auch Napoleon die Eidgenoſſenſchaft einer fremden, oft ſehr drückenden Herrſchaft unterwarf**), ſo hinderte er doch die ariſtokratiſche Partei, ſich wieder zu erheben. Aber dieſe Partei benutzte die Ereigniſſe von 1814 und 1815, um zu zeigen, daß ſie keine ihrer Anſprüche, ſelbſt nicht die veralteſten, aufgegeben habe. Die Oeſterreicher brachen im J. 1813 in die Schweiz ein. Unwillig ſah das Volk die ewigen Feinde der Eidgenoſſenſchaft auf ſeinem Gebiete, welche von ſeinen alten Bedrängern herbeigerufen worden waren. Die ſchweizeriſchen Truppen wurden, die Seele voll Scham und Schmerz, entfernt gehalten. Auf allen Seiten zeigten ſich die ausſchweifendſten

*) In dieſer engen Abhängigkeit wußte die Schweiz ihre Würde zu bewahren. Während die Könige und der Adel aus den älteſten Häuſern Europas ſich zu den Füßen des Günſtlings des Glückes demüthigten, „blieb die Schweiz", ſagt der gelehrte Bonner Profeſſor, „wenn ſie auch das Joch trug, das auf dem Kontinent laſtete, doch aufrecht ſtehen, ſie kroch nicht, ſie war geknechtet, aber nie knechtiſch." „Geſchichte der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft" von Monnard (Fortſetzung von J. v. Müller).

**) Daguet, Hist. de la nation suisse, zeigt recht gut, wie viele Laſten der Vermittler der Schweiz auferlegte. S. 2. Th. Kap. 25.

Hoffnungen. Selbst die absoluten Monarchen, welche beim Wiener Congreß vereinigt waren, glaubten nicht, einen rückwärts schreitenden Eifer unterstützen zu dürfen, der ihnen maßlos schien. Ein Beschluß des Congresses vom 20. Mai 1815 erkannte die Freiheit der Unterthanenländer definitiv an, und theilte der Eidgenossenschaft drei neue Kantone zu: Genf, Neuenburg, Wallis*). Die Schweiz, die nunmehr aus 22 Kantonen bestand, hatte drei Vororte oder geschäftsführende Kantone: Zürich, Bern und Luzern. Aber die Kantonalverfassungen gewährten der aristokratischen Partei, welche Napoleon mit solcher Klugheit im Zaume gehalten hatte, ein außerordentliches Uebergewicht. Als diese Partei mehrere ihrer Wünsche verwirklicht sah, zeigte sie ihre Ungeschicklichkeit durch Fehler von jeder Art. Sie bereitete auf diese Weise eine Reaktion vor, welche sie von der Höhe, auf die sie die Fürsten gestellt hatten, stürzen, die Schweiz von jeder fremden Herrschaft vollständig befreien, und ihr die Stelle wieder geben sollte, welche ihr ihre Thatkraft und ihre Bildung in der großen europäischen Familie anweisen.

Widersprüche, Spaltungen und Zwietracht, das sind nach Zschokke die Ergebnisse der Aristokratie in der Schweiz von 1815 bis 1830.

Trotz des von dem Wiener Congreß feierlich anerkannten Grundsatzes, daß es auf dem schweizerischen Gebiet keine Unterthanenländer mehr gebe, zeigte sich die Geißel der Unterthanenschaft beinahe überall unter milderen Formen wieder. Sollte man glauben, daß es dem nur zu berühmten Kloster Einsiedeln mitten im 19. Jahrhundert gelang, die Bewohner von Reichenburg wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen?**) Ueberall zeigte die geistliche Partei die nämliche Frechheit. Der Bischof

*) Das Basler Bisthum wurde mit dem Kanton Bern vereinigt.

**) Vicomte de Melun, Einsiedeln, Souvenir de voyage, kann doch diese Mönche nicht genug preisen. So beschränkten Geistes sind gewisse Ultramontanen.

Jenni, „Fürst des heiligen römischen Reichs," wagte es, im Jahr 1817 ein Fest zu Ehren des Siegs bei Villmergen einzusetzen, und verdammte im J. 1822 die Methode des gegenseitigen Unterrichts, deren sich der berühmte Pater Girard bediente. Jenni's Nachfolger, der, wie er, von den Jesuiten beherrscht wurde, sollte später mit den ehrwürdigen Vätern an der Gründung des Sonderbunds arbeiten. Man hat es den Anstrengungen Jenni's in Freiburg zu verdanken, daß seine bischöfliche Stadt nach 1815 der Hauptsitz des religiösen und politischen Jesuitismus in der französischen Schweiz wurde.

Die aristokratischen Bestrebungen und die Kämpfe gegen den Geist des Jahrhunderts störten den Frieden in den protestantischen wie in den katholischen Kantonen. Man bewies eine maßlose Strenge gegen die Publizisten, die den Muth hatten, die Verordnungen der Regierungen und die heiligen Personen der Gewalthaber zu kritisiren. Man verbot die Zeitung Stephan Franscini's, jetzt verstorbenen Bundesraths, dessen gelehrte Arbeiten seinem Lande zur Ehre gereichen. Der berühmte Philosoph Dr. Troxler wurde in Luzern mit Verbannung und Gefängniß bestraft. Dem Grundsatz der freien Prüfung zum Trotz ahmte Bern diesen Kantonen und Luzern nach. Die in Zürich vom Regierungsrath Usteri und in Aarau vom unermüdlichen Zschokke herausgegebenen liberalen Blätter wurden von der Berner und andern Regierungen verboten. Als die fremden Mächte von den Männern, welche die Schweiz regierten, strenge Gesetze gegen die Preßfreiheit verlangten, bewilligte man sie mit Freuden (1823). Man sah im freien Helvetien, wie in Oesterreich Rom oder Neapel Censoren, welche ohne weitere Berufung entschieden, welche Wahrheit für die Oeffentlichkeit zu verbieten, welcher Irrthum zu erlauben sei*)." Die Oeffentlichkeit wurde durch übermäßige Stempelgebühren gelähmt. Das ist ein Mittel,

*) Zschokke, Geschichte des Schweizerlands, Kap. 64.

das noch in vielen Ländern üblich ist, um den Volksunterricht unmöglich zu machen.

„Lichter aus und Feuer an!
Es leben die Jesuiten!" *)

Die Gefälligkeit gegen die absoluten Regierungen blieb nicht dabei stehen. Die Tagsatzung bestrebte sich, sich der Gunst der heiligen Allianz würdig zu machen, indem sie die Geächteten verfolgte, welche sich unter dem damaligen Despotismus von Tag zu Tag mehrten. Die heutige Schweiz ist mit Recht stolz darauf, daß sie die Zufluchtsstätte der Schlachtopfer der willkürlichen Gewalt ist. Sie betrachtet die Gastfreundschaft, die sie ihnen gewährt, als eines der schönsten Vorrechte eines freien Landes und als die Pflicht eines republikanischen Volkes, das von der Vorsehung zwischen Staaten gestellt ist, deren Verfassungen nicht eben sehr liberal sind **). Die Männer, welche die Schweiz von 1815 bis 1830 regierten, hatten ganz andere Ansichten! Dem Ausland sklavisch untergeben, wurden sie dessen Polizeischergen. Basel gab jedoch das schöne Beispiel des Widerstandes gegen Anmaßungen, welche mit der Unabhängigkeit und der Würde der Eidgenossenschaft im Widerspruch standen.

Solche Mißbräuche mußten nothwendig den Fall der aristokratischen Regierungen noch einmal herbeiführen. Man hat sich getäuscht, wenn man die Reaktion, welche dieselben stürzte, als eine Rückwirkung der glorreichen Revolution dargestellt hat, die eine rückschreitende und den Jesuiten Preis gegebene Familie vom französischen Throne verjagte. Die demokratische Bewegung in der Schweiz hatte sich in mehreren Kantonen schon vor den denkwürdigen Julitagen gezeigt. So hatte schon im Februar 1829, durch eine Schrift des **Dr.** Troxler hervorgerufen, eine theilweise Revision der Verfassung in Luzern

*) Chamisso nach Béranger.

**) Doch ist die Gastfreundschaft der angelsächsischen Völker viel sicherer und größer.

Statt gefunden. Im Teſſin wurde die politiſche Reform zuerſt von dem **Dr. Karl Lurati**, Stephan Franſcini und dem Advokaten Peter Peri angeregt. Dieſe muthigen Bürger gründeten **»L'Osservatore del Cerasio«**, um ihre Anſichten zu verbreiten. Der Landammann Quadri, der Führer der Rückſchrittspartei, klagte ſie durch Dekret vom 21. April 1830 des Hochverraths an und verſuchte, ſie zum Tod verurtheilen zu laſſen. Aber das Teſſiner Volk erklärte ſich für ſie. Sie wurden in ihrem edlen Unternehmen von Jakob und Philipp Cioni, dem Oberſten Luvini, dem Buchdrucker Joſeph Buggia, dem Ingenieur Pacobelli, dem Grafen Grilanzoni, dem Juriſten J. B. Monti und dem Domherrn Santini unterſtützt. Die Sache der Reform trug am 9. Juni 1830 den Sieg davon*). An dieſem Tage verkündeten Glocken und Geſchütz dem Teſſiner Volk den Sturz der Partei des Rückſchritts, an deren Händen noch das Blut des Prieſters Vanelli klebte**). Die demokratiſche Bewegung verbreitete ſich vom Teſſin über die ganze Schweiz. Ueberall gelang es dem Volk, welches Kraft mit Mäßigung verband, ſeinen Sieg zu behaupten, eine große Lehre für die Liberalen der andern Völker. „Inmitten der ſtürmiſchen Aufwallungen," ſagt Zſchokke ſehr gut, „blieb die Sicherheit des Eigenthums, der Perſonen und der obrigkeitlichen Würde geehrt. **Nicht Blutſtröme und Mordflammen,** wie in denſelben Zeiten zu Paris, Brüſſel, Braunſchweig, Warſchau, Modena und andern Orten, **entweihten die Wiederverjüngung ſchweizeriſcher Freiheit.*****)

Crétineau-Joly hat in ſeiner merkwürdigen „Geſchichte

---

*) Ich habe auf dieſe Thatſachen Gewicht gelegt, um zu zeigen, daß die reformatoriſche Bewegung nicht von Paris ausgegangen iſt, wie man es ſo oft geſagt hat.

**) Er wurde zur Zeit der helvetiſchen Republik ohne Prozeß in Lugano erſchoſſen.

***) Zſchokke, a. a. O. Kap. 65.

des Sonderbunds", die er zum Preis der Ehrwürdigen Väter der Gesellschaft Jesu geschrieben hat, deren officieller Schriftsteller er ist, ein seltsames Zerrbild dieser großen nationalen Bewegung gegeben. Ich will in einigen Sätzen ein Muster der Urtheile dieses Schriftstellers mittheilen. „Die Schweiz erfährt die Rückwirkung des Machiavellismus des Königs Ludwig Philipp. — Die Schweiz hatte keine Fürsten zu entthronen, keine Krone zu schänden, sie stand gegen sich selbst auf*). Das Prinzip der Volkssouverainetät war in diesem Lande der reinen Demokratie**) bestimmt ausgesprochen worden***); man empörte sich, um es mit großen Buchstaben auf das Titelblatt der Verfassungen zu schreiben. Die liberale Schweiz eroberte den Namen, sie verlor die Wirklichkeit†). Vor 1830 war die Schweiz ebenfalls souverain, eben so frei, als man es einem Staat gestatten darf, es zu werden. — Die Gesandten Ludwig Philipps säeten Zwietracht in ihr aus. — Um der Anarchie zu entgehen, die er in Frankreich wieder belebte, entfesselte er sie bei seinen Nachbarn" u. s. w.††).

Man würde schwerlich in der Schweiz außerhalb der kleinen ultramontanen, im Jahr 1847 besiegten Faktion Jemanden finden, der die Verantwortlichkeit solcher Behauptungen übernehmen möchte. Und doch schreibt man so in den fremden

---

*) Wie tief dies ist!

**) Die Schweiz war 1829 ein Land der reinen Demokratie! Zschokke, der die Schweiz etwas besser kannte, als der Geschichtschreiber der Jesuiten, sagt von der Zeit, welche auf das Jahr 1814 folgte: „Die alten Aristokratien standen wieder aufgerichtet, ohne die ehemalige Würde alterthümlichen Herkommens, aber mit demokratischem Goldschaum verziert." Des Schweizerlands Geschichte, Kap. 61.

***) Diese historische Entdeckung ist sehr interessant. Der Verfasser zeichnet sich in solchen Kraftstücken aus.

†) Rührende Besorgniß für die Freiheit bei dem absolutistischen Biographen Clemens XIV.!

††) Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund, T. I. ch. 2.

Monarchien die Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft zum Gebrauch ſogenannter Konſervativen, ſelbſt auf die Gefahr hin, das Gelächter der Staatsmänner der Schweiz zu erregen, die man am wenigſten beſchuldigen wird, den revolutionären Leidenſchaften zu ſchmeicheln, und welche ihr Vaterland eben ſo gut kennen müſſen, als der Pariſer Verfaſſer des Sonderbundskriegs.

Ein ausgezeichneter Schriftſteller, Joel Cherbuliez, ſpricht ſich über den Zuſtand der Schweiz in dem Zeitraum von 1830 bis 1845 in der Revue des deux Mondes auf folgende Weiſe aus: „Die Religionsfreiheit herrſchte beinahe ohne Beſchränkung; der öffentliche Unterricht blühte unter der Leitung ausgezeichneter Lehrer; Handel und Induſtrie entwickelten ſich in Folge der freien Konkurrenz; die Verwaltungen endlich erfüllten ihre Aufgabe mit einer vorwurfsfreien Sorgfalt: der Staat bot das Bild einer großen Familie dar*).

Wenn der Sturz der ariſtokratiſchen Partei in den Kantonen Zürich, Bern, Luzern, Freiburg, Solothurn, Schaffhauſen, St. Gallen, Aargau, Thurgau, Teſſin und Waadt ohne viel Kämpfe zu Stande kam, ſo wurde die Schweiz doch erſt im J. 1847 vollſtändig von ihr befreit. In einigen der genannten Kantone waren die Männer des Rückſchritts darauf vorbereitet, die Sieger bei der erſten Gelegenheit zu ſtürzen. In andern, wie Baſel, Uri, Schwyz, Neuenburg, Unterwalden und Wallis organiſirten ſie einen energiſchen Widerſtand gegen den Fortſchritt der liberalen Ideen, und Baſel zeichnete ſich durch ſeine Hartnäckigkeit aus, eine dem Untergang geweihte Ordnung der Dinge zu vertheidigen. Golbéry hat in ſeinem gelehrten Werke über die Schweiz**) ein kräftiges Gemälde des traurigen

*) Joël Cherbuliez, La Suisse dans le gouvernement des radicaux, in der Revue des Deus Mondes vom 1. Juli 1851.

**) Man ſehe in dem „Univers pittoresque“ von Didot, „La Suisse“ von de Golbéry, Mitglied der franzöſiſchen Akademie.

Kampfs der Basler Aristokratie *) gegen die Bauern dieses Kantons entworfen, welche endlich doch durch Eintracht und Muth siegten. „Wenn diese Kämpfe zwischen einigen Bezirken einer Republik, welche wenig mehr als zwei Millionen Einwohner hat, kleinlich erscheinen, so kann es nur in den Augen des Menschen sein, der kein Gefühl für das Schöne und die Freiheit hat. Der philosophische Leser wird etwas ganz Anderes darin erblicken. In seinen Augen gehören diese Bewegungen dem großen Sturm an, der die Menschheit seit dem 15. Jahrhundert bewegt. Nach einander siegreich, bedecken die entgegengesetzten Prinzipien den Boden der alten Welt mit Trümmern. Der Absolutismus führt überall Krieg gegen den Fortschritt; die Freiheit siegt überall über die Finsterniß. Bei volkreichen Nationen, bei mächtigen Monarchen sind diese Erschütterungen fürchterlich; und wenn die Kämpfenden zu Tausenden umkommen, wenn die Heere sich gegenseitig vernichten, wenn der Krieg Tausende hinwürgt, so zieht die Geschichte diesen Kampf in ihr Bereich, sie fügt ihren blutigen Seiten eine neue hinzu, und die Menge bewundert und schaudert. Aber wenn sich auf einem weniger großen Schauplatz die nämliche Opposition bei einem Volke zeigt, das seinen ursprünglichen Charakter, seine erbliche Tapferkeit bewahrt hat, dann schenken ihr die gewöhnlichen Menschen wenig Aufmerksamkeit, und man erinnert höhnisch an das kalt ironische Wort, mit welchem der oberflächliche Geist, der die Literatur und die Philosophie des letzten Jahrhunderts beherrschte, die Genfer Unruhen brandmarken wollte **). Für den Beobachter verhält sich die Sache anders."

Das Jahr 1833, in welchem sich Basel in zwei Halbkantone

---

*) Diese Aristokratie hat die traurige Ehre, das Lob des Geschichtschreibers der Jesuiten zu verdienen. S. Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund, I, 63.

**) „Ein Sturm in einem Glas Wasser" sagte Voltaire.

trennte, schien der Rückschrittspartei von Schwyz und Bern günstig, um neue Verschwörungen anzuzetteln. In Schwyz verweigerten die Führer des innern Bezirks, welcher das altgefreite Land Schwyz heißt, den Bewohnern der äußern Bezirke Gleichheit der Rechte. Selbst innerhalb des alten Landes herrschte Ungleichheit. Dieser Zustand der Dinge erscheint dem Geschichtschreiber der Jesuiten als das Ideal der Demokratie. „Niemals", sagt er, „hatte die Demokratie eine umfassendere Bedeutung, als in der Verfassung dieser drei Kantone (Uri, Schwyz und Unterwalden)." Crétineau-Joly spricht von der Demokratie in Schwyz wie Nicolas von dem Protestantismus, d. h. ohne den mindesten Begriff von derselben zu haben. Aber die ultramontanen Schriftsteller halten sich als Jünger des unfehlbaren Papstthums für die von Gott eingegebene Wissenschaft. Es scheint, daß die Unterthanen von Schwyz die gute Meinung der Jesuiten nicht theilten, denn sie verlangten Gerechtigkeit von ihrer Regierung. „Die Bitten der von ihrem Recht Verdrängten," sagt Zschokke, „ernstere Unterhandlungen, Vermittlungsversuche der Eidgenossenschaft waren fruchtlos." *) Unwillig bildeten die äußeren Bezirke mit Bewilligung der Tagsatzung einen besondern Staat.

Die hartnäckige Haltung der kleinen Kantone während dieser für die Schweiz entscheidenden Zeit, entzückt den Geschichtschreiber des Sonderbunds. „In den wahrhaft katholischen (d. h. ultramontanen Kantonen) fand die Revolution von 1830 keinen Eingang. Schwyz, Uri und Unterwalden warteten auf die Auferstehung Luzerns in ungeduldiger Hoffnung. — Ihr Glück bestand in der Unbeweglichkeit der Grundsätze. — Diese einfachen Männer wollten lieber den Muth haben, in die Vergangenheit zurückzugehen, als die Thorheit begehen, revolutionäre Abenteuer aufzusuchen; — diese Meister in der Kunst, frei und reine Demokraten zu sein, hatten nie

*) Zschokke, a. a. O. Kap. 65.

Etwas gelernt, als den Katechismus." *) Er fügt sogleich hinzu: „Wallis befand sich ungefähr in denselben Verhältnissen." **)

Unglücklicher Weise neigten sich diese „reinen Demokraten, diese Meister in der Kunst, frei zu sein," „im Interesse ihrer geistlichen und weltlichen Herren zur Sache Basels, der Patrizier und anderer Gegner staatsbürgerlicher Gleichheit." ***) Sie sahen mit Freude, wie die sogenannten Berner Konservativen sich zum Sturz der liberalen Regierung verschworen. Aber diese „hatten ihrer Ohnmacht jetzt nur noch das Siegel der Schande aufgedrückt." †)

Unter diesen Verhältnissen faßte die Basler Aristokratie einen Plan, der die Freiheiten und die Wiedergeburt der Schweiz nicht weniger bedrohte. Sie schloß ein enges Bündniß mit vier ultramontanen Kantonen, mit Uri, Schwyz, Unterwalden und Wallis und mit dem protestantischen und halb monarchischen Kanton Neuenburg, über welchen der König von Preußen die Oberhoheit hatte. So verständigten sich die Royalisten dieses Kantons und die Basler Aristokraten mit den „reinen Demokraten" der kleinen Kantone, um das gemeinschaftliche Vaterland in zwei feindliche Theile zu trennen, und den Grund zum Sonderbund zu legen. Dieser volksfeindliche Bund hieß der „Sarnerbund"; er sollte im Jahr 1847 den Bürgerkrieg hervorrufen. ††)

Die erste Handlung der Sarner Verbündeten war, daß sie den von Rossi redigirten Entwurf einer revidirten Bundesverfassung vom Volke verwerfen ließen. „Die kleinen Kantone",

---

*) Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund, I, 74, 77, 78, 76, 75.

**) Ibid. I, 79.

***) Zschokke, a. a. O. Kap. 66.

†) Zschokke, a. a. O. Kap. 66.

††) Die innern Zerwürfnisse in Wallis hinderten diesen Kanton, in Sarnen zu erscheinen.

ſagt ein berühmter franzöſiſcher Schriftſteller, „haben dadurch, daß ſie ſich der regelmäßigen Gewalt in der Eidgenoſſenſchaft entgegengeſetzt haben, deren frühern Charakter getrübt und je länger je mehr ihren Jahrhunderte alten Einfluß verloren. Man ſollte glauben, daß die Parteien, weil ſie den Kampf der Verſtändigung vorziehen, ſich dazu verurtheilen, freiwillig weit mehr zu verlieren, als was ſie hätten zugeſtehen müſſen." *)

Man blieb nicht dabei ſtehen. Schwyz warf 600 Mann nebſt Artillerie nach Küßnacht, einem Dorfe in dem äußern Bezirke am Ufer des Vierwaldſtätterſees. „Schwyz", ſagt Golbéry vortrefflich, „hatte die Wiege ſeiner Freiheit im Namen eines Deſpotismus zerſchmettert, der nicht weniger haſſenswerth und ungerecht iſt, als der, deſſen Joch ſeine Ahnen abgeſchüttelt hatten." **) Aber die Luzerner Truppen drängten dieſen ſeltſamen Einfall zurück und die mit Recht aufgebrachte Tagſatzung ließ Schwyz beſetzen. Die ganze Eidgenoſſenſchaft ward von gerechtem Zorn gegen dieſe hartnäckigen Bergbewohner erfüllt. Am 4. Auguſt 1833 zogen die eidgenöſſiſchen Truppen in Schwyz ein. Die Beſetzung dieſes Fleckens traf mit der von Baſel zuſammen, denn die eidgenöſſiſche Fahne flatterte am 10. Auguſt auf den Wällen dieſer ſtolzen Stadt. Der Sarnerbund wurde aufgelöst und Neuenburg, das von 10,000 Mann bedroht wurde, ſah ſich gezwungen, ſeinen Austritt aus demſelben zu erklären.

Dieſe kräftigen Maßregeln ſtellten den Frieden in der Schweiz wieder her. Die Krieger, welche die eidgenöſſiſche Binde trugen, ehrten ſich durch ihre Mannszucht, die Nation durch das gerechte Bewußtſein ihrer Kraft gegen diejenigen, welche ihre Einheit zu vernichten ſuchten. Die weltliche Ariſtokratie und die geiſtliche Hierarchie wurden gezwungen, ſich vor dem ſouverainen Ausdruck des Volkswillens zu beugen. Die

*) Mignet, Notice sur la vie et le travaux de Mr. Rossi.
**) De Golbéry, La Suisse, 306.

Tagsatzung zeigte eben so viel Festigkeit als Mäßigung; sie widerstand den absoluten Mächten, welche sich der Sache Basels angenommen hatten, ohne sich jedoch zu gewaltthätigen Maßregeln hinreißen zu lassen. Die Basler Bauern gelangten definitiv zur Freiheit. Was Schwyz betrifft, so gelang es, die beiden Parteien unter einer gemeinschaftlichen Verfassung zu vereinigen.

Aber in den darauf folgenden Jahren hielt die aristokratische Partei, welche so viel Niederlagen nicht entmuthigt hatten, den Augenblick für günstig, um eine Reaktion zu versuchen. Der Sieg, der ihr in einigen Kantonen zu Theil wurde, flößte ihr ein Vertrauen ein, das ihr Verderben herbeiführen sollte.

Die ersten Versuche, welche in den Kantonen Bern und Aargau unternommen wurden, fielen jedoch so aus, daß sie diejenigen außer Fassung brachten, welche später die Urheber des Sonderbunds wurden. Die Beschlüsse der Badener Konferenz *) wurden der Vorwand, dessen sich die Ultramontanen bedienten, um die Bevölkerungen in Aufregung zu bringen. Der sehr natürliche Gedanke, die Beziehungen zwischen der weltlichen Macht und dem Klerus zu regeln, Beziehungen, die durch die Intriguen und Anmaßungen des Priesterthums so oft gefährdet werden, hatte eine Konferenz hervorgerufen, welche zu Baden am 20. Januar 1834 zwischen den Abgeordneten von Luzern, Bern, St. Gallen, Thurgau, Aargau, Solothurn und Basel-Landschaft Statt fand. Die Abgeordneten vereinigten sich über die Annahme von vierzehn Artikeln, welche in vielen monarchischen Staaten Geltung hatten.

Crétineau-Joly hat über die Unterzeichner der Badener Artikel alle Blitze seines Geistes geschleudert. „Man beraubte die Kirche ihrer Vorrechte, man gerieth auf den Einfall, sie

*) Ueber die Badener Konferenzen vergleiche man die vortreffliche Arbeit von L. Vulliemin, L'Eglise romaine en Suisse in der Bibliothèque universelle de Genève.

auszuplündern. Man belud sie mit Ketten, man rief alle ihre Feinde zu Hülfe, daß sie ihre Habsucht auf ihren Trümmern befriedigten. Man beraubte die Klöster, man erhob die Ungerechtigkeit zum Grundsatz, u. s. w." *) — Alles Uebrige ist in diesem Ton. Unglücklicher Weise hat der Vertheidiger der Gesellschaft Jesu zu sagen vergessen, daß die Badener Konferenz ihre Verordnungen den Gesetzen des Reichs Seiner kaiserlich königlichen apostolischen Majestät entlehnt hatte. „Wenn der Berner Bär so sehr nach dem neuen Honig der Kirche dürstete" **), so war diese arme Kirche nicht weniger „von dem mächtigen und weisen gekrönten (sic) Adler" überwacht***). Crétineau-Joly gibt zu, daß die schweizerischen Demokraten gegen Rom, das ihnen so viele Beweise seiner Feindseligkeit gegeben hatte, nur diejenigen Vorsichtsmaßregeln in Anwendung brachten, welche von dem Haupt des heiligen römischen Reichs für nothwendig erachtet worden waren. „Es war," sagt er, „die alte†) Schuld Josephs II., welche über die Berge stieg††), nachdem sie Deutschland verderbt hatte†††)."

Hatten Ludwig XIV., Ludwig XV., Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII., Karl X., diese „allerchristlichsten Fürsten", nicht auch ihre Badener Artikel in den Freiheiten der gallikanischen Kirche, und später in den organischen Artikeln? Welche vernünftige Regierung wird sich mit gebundenen Händen und Füßen der Gewalt der römischen Hierarchie über-

---

*) Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund I, 215.

**) Ibid. I, 306.

***) Ibid. I, 306.

†) Welches merkwürdige Beiwort! Rühmt er denn nicht in jedem Augenblicke die alte Schweiz? Warum also diese Verachtung gegen die alten Kaiser? In seinen Augen muß Franz Joseph den neuen Geist gegen den rückschreitenden Joseph II. vertreten!

††) Crétineau-Joly a. a. O. I, 216.

†††) Die Schweiz handelte also wie ganz Deutschland.

liefern wollen? Man hat es freilich in Mexiko, Madrid, Lissabon, Neapel u. s. w. u. s. w. gethan, aber es kann Jeder sehen, wohin diese armen Länder gekommen sind. Die Schweiz nahm andere Muster. Wer könnte ihr zum Vorwurf machen, daß sie nicht auf dem Wege des geistlichen Despotismus zu einer Regierungsform hat gelangen wollen, die durch den Stock herrscht, wie das neapolitanische Königthum, oder durch den Säbel, wie das apostolische Kaiserreich?

Indessen konnte die Geistlichkeit, welche unter der Herrschaft des Fürsten Metternich die Verordnungen Josephs **II.** und unter Ludwig Philipp von Frankreich die organischen Artikel sehr wohl ertrug, nicht genug Bannflüche gegen die Badener Artikel finden. Gegen Ende Februar 1836 brach eine lebhafte Unzufriedenheit im Berner Jura aus, welches katholisch ist und unter dem Bischof von Solothurn steht. Von Pruntrut verbreitete sich die Aufregung über die benachbarten Dörfer. Die Weiber, welche nur zu leicht zu Werkzeugen der Sektirer werden*), die von ihren Beichtvätern aufgereizten Weiber nahmen den thätigsten Antheil am Aufstande. Sie hielten eine Prozession, welche mit dem Aufpflanzen eines Baumes der religiösen**) und katholischen Freiheit endigte. Auf dem Land erschallte das konservative Geschrei: „Nieder mit der Regierung! Tod den Hugenotten!" Einige Bernische Bataillone reichten hin, um die Ordnung wieder herzustellen und die Unruhstifter zu verjagen, unter denen sich einige einflußreiche Priester befanden.

In den andern Kantonen setzte man alle Triebfedern des Fanatismus und der Unwissenheit in Bewegung. Geheime

---

*) Michelet, Les femmes de la révolution, hat nachgewiesen, daß sie den ganzen Aufstand in der Vendée organisirt hatten.

**) Man hat in Frankreich unter Ludwig Philipp gesehen, wie eifrig eine thätige Partei die „religiöse Freiheit" forderte. So das „Univers". Man weiß, welche Freiheit diese Partei jetzt predigt!

Boten durchzogen das paritätiſche Thurgau, einen Kreuzzug predigend. In St. Gallen verbot der Kapuzinerprovinzial ſeinen Untergeordneten, den Badener Beſchlüſſen Gehorſam zu leiſten. Im Kanton Luzern wiegelte die Geiſtlichkeit das Entlibuch auf. Der päpſtliche Nuntius hatte die Fäden aller dieſer Intriguen in den Händen. Er bereitete in der Dunkelheit die Elemente des großen reaktionären Dramas von 1847 vor. Monſignor de Angelis geberdete ſich damals als Erzbiſchof der Schweiz, wenn ſchon die römiſche Politik die Gründung eines nationalen Erzbisthums immer verhindert hatte. Es läßt ſich ſchwer begreifen, wie die Regierungen, welche ſeit 1830 die Schweiz verwaltet haben, die Schwäche haben konnten, im Herzen der Eidgenoſſenſchaft einen beſtändigen Heerd reaktionärer Verſchwörungen beſtehen zu laſſen. Die liberalen Behörden von Luzern verſuchten wenigſtens, den Kanton von den Umtrieben der Nuntiatur zu befreien. Man gab dem Monſignor de Angelis die Weiſung, das Luzerner Gebiet zu verlaſſen. „Aber die Urkantone beugten vor einem Firman einiger Flüchtlinge die Knie nicht. Nach dem Worte des Evangeliſten Johannes kannten ſie die Wahrheit und die Wahrheit machte ſie frei," *) — ja frei unter dem Joche Roms! Der Nuntius fuhr über den Vierwaldſtätterſee und wurde in Schwyz unter großen Ehrenbezeugungen empfangen. „Der Geſandte des gemeinſchaftlichen Vaters entzog ſich den Beſchimpfungen der Revolutionäre." **)

Einige Jahre ſpäter erhoben ſich die Ultramontanen des Aargau. Am 11. Januar 1841 wurde das Villmerger Feld, das im 18. Jahrhundert ſchon die Soldaten Roms auf der Flucht geſehen hatte, den Nachkommen derſelben nochmals verderblich. Am folgenden Tag unterlagen ſie zum zweiten Mal

*) Crétineau-Joly a. a. O. I, 231.

**) Ibid. p. 232.

in Muri. Aber ein „neuer Macchabäer“ *), ein Rächer sollte am Ufer des Vierwaldstättersees erscheinen: es war Joseph Leu!

Es ist wahrhaft auffallend, daß der Katholizismus nach allen Wundern, welche die heilige Jungfrau und die Heiligen der Schweiz seit Karl Borromäus, dem Stifter des „Goldenen Bundes“, bis zu Stephan Marilley, Bischof von Lausanne und Genf, gewährt haben, auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft so viele Niederlagen erlitten hat. Wenn die römische Kirche in London, Amsterdam und Berlin unterlegen ist, so hat eben der himmlische Hof Nichts gethan, um sie zu vertheidigen; aber in den Alpen sind die Dinge nicht auf diese Weise vor sich gegangen. In der ersten Schlacht bei Villmergen zog die Mutter an der Spitze ihrer Anbeter. Mitten im 19. Jahrhundert hatte Luzern den Ruhm, einen Macchabäer zu besitzen, dessen Vorgänger Wolf, größer als Johannes der Täufer, Wunder verrichtete. Die heilige Jungfrau erscheint zum zweiten Mal im Sonderbundskrieg, und der Bischof Marilley versichert, daß sie seine rechtgläubigen Freiburger vor den eidgenössischen Kugeln schützen würde. Ich übergehe viele eben so gut beglaubigte Wunderzeichen, die keine besseren Ergebnisse hatten. Wie seltsam! Die Waadtländer Artilleristen, diese „Kinder des Teufels“, haben die ganze himmlische Hierarchie unter den Mauern von Freiburg und Luzern besiegen können! Sie haben, wie Diomedes, gegen die Unsterblichen gekämpft, selbst als diese den apostolischen Adler des Hauses Lothringen über ihren Häuptern schweben sahen. Das ist ein wahres Aergerniß, und man wird, um es wieder gut zu machen, viele Ketzer und Freidenker einkerkern und foltern müssen!

In Freiburg und Luzern war der Ultramontanismus glück-

*) „Ein Mann verzweifelte weder an der Ehre, noch am Glauben, noch an seinem Vaterland. Dieser Mann, der „Macchabäer“, den Luzern zu erwarten schien, hieß Joseph Leu.“ Cretineau a. a. O. I, 293.

licher als im Berner Jura und im Aargau. „Freiburg hatte die (liberale) Revolution eher versuchsweise als grundsätzlich angenommen. — Die revolutionären Ideen gewannen wenig Boden in diesem Kanton. „Die Geistlichkeit wachte“ *). Dank der Wachsamkeit der Jesuiten erfüllte sich im J. 1837 die Reaktion**) „ohne Erschütterungen.“ ***)

Da sie, wie es scheint †), in Luzern nicht so leicht zu Stande kommen konnte, so erweckte der heilige Ignatius den „Maccha-bäer Joseph Leu“, der, wie Matathias, die Leiden gezählt hatte, welche das Volk Judä und jenes „schweizerische Jerusa-lem, sein Vaterland“, erdrückten††). Leu war mit dem Jahr-hundert im Dorf Ebersol geboren, „in einem von hundert-jährigen Bäumen beschatteten Thal.“ Er zeigte schon in seiner Jugend „einen seltenen Verstand“, der mit einem glühenden Katholizismus verbunden war. „Er war rein, einfältig, kräftig und gottesfürchtig.“ Dieser Wiederhersteller des Luzerner Vaterlandes mußte einen Vorläufer haben. Diesem jungen Mann, „der, um so zu sagen, in Beschaulichkeit mit (sic) dem Himmel lebte, war ein Führer, ein Vorbild, ein Freund nöthig. Joseph fand ihn.“ Nikolaus Wolf, den Crétineau-Joly zum Johannes dem Täufer Joseph Leu's macht, war ein Wunderthäter von der Gattung des Fürsten von Hohenlohe. „Er brachte sein Leben im Gebet zu. — Oft ward ihm die Heilung der Kranken gewährt.“ Im Jahr 1819 sagte

*) Crétineau, a. a. O. I, 286 f.

**) Die Geistlichkeit hat im Jahr 1857 das nämliche Resultat erreicht. In allen Staaten, in denen die katholische Hierarchie herrscht, ist jeder geistige oder politische Fortschritt unmöglich. Jede Verbesserung ist wesentlich nur vorübergehend.

***) Crétineau, a. a. O.

†) Ibid. I, 293.

††) Ibid. I, 294. — Diese Stelle enthält ein Selbstgespräch Leu's: „Weh mir, bin ich denn geboren, um die Trübsale meines Volkes zu sehen, u. s. w.“

dieſer merkwürdige Prophet zu Leu's Mutter, „daß Gott ihren Sohn offenbar zu großen Dingen beſtimme", was in der gewöhnlichen Sprache bedeutet, daß er die heilige Geſellſchaft des Loyola nach Luzern zurückbringen ſolle! „Joſeph glaubte; Wolf gab ihm durch ſeinen Unterricht die Taufe der Ueberzeugung. — Bei jedem Heerd, der den Mann Gottes gaſtlich aufnahm, ſprach Nikolaus von der ſeinem Joſeph beſtimmten Zukunft" *).

Der Vorläufer benahm ſich dabei mit ſo viel Geſchicklichkeit, daß Leu zum Mitglied des Großen Raths ernannt wurde. Dort hatte der auserwählte Bauer, der wie Johanna d'Arc **) „die Liebe und die Hoffnung des Volks" und der Jeſuiten geworden war, den „Domherrn Melchior Kaufmann" zum vertrauten Freund. Leu war, wie Stofflet und Cathelineau ***), ein blindes Werkzeug der Herrſchſucht der Geiſtlichkeit. Die katholiſchen Geiſtlichen beſitzen eine beſondere Kunſt, ſich der rohen und naiven Seelen zu bedienen, deren Eitelkeit ſie zu ſchmeicheln verſtehen, wie ſie ihren natürlichen Ungeſtüm zu ſteigern wiſſen. Aber bei Leu „ſchloß die Einfalt die Liſt nicht aus"; daher bereitete er mit Geſchicklichkeit „durch Beſprechungen und Gebete" den Sieg ſeiner Gönner vor. „Der 31. Januar 1841 beleuchtete den Sieg des Volks", ſagt Crétineau-Joly mit einer demokratiſchen Begeiſterung, welche bei dem ehemaligen Redakteur des abſolutiſtiſchen **Écho français** wahrhaft rührend iſt. Es iſt jedoch nicht ſchwer zu begreifen, was der Verfaſſer der „Militäriſchen Vendée" unter dem Volk verſteht, es iſt das, welches die Chouannerie gebildet und die brudermörderiſchen

---

*) Crétineau-Joly a. a. O. L. I, chap. V.

**) Guido Görres, der ein Buch über Johanna d'Arc geſchrieben hat, und L. Carné in der Revue des deux Mondes von 1856 ſprechen von derſelben, wie Crétineau von Leu. Die Leichtgläubigkeit iſt anſteckend.

***) Berüchtigte Anführer in der Vendée. A. d. U.

Kriege im Westen Frankreichs geführt hat; es sind jene unwissenden und fanatischen Massen, welche man gegen die Männer des Fortschritts, der Freiheit und der Vernunft aufwiegelt. Es ist das nämliche Volk, welches später den Sonderbund stiften, aber von der unter der eidgenössischen Fahne vereinigten Schweiz besiegt werden wird.

Man drängte mich, Zug zu verlassen. Ein Führer, Namens Peter Jaun, hatte sich anerboten, mich auf die Berge zu begleiten. Er war kräftig, und seine Taschen waren mit Zeugnissen angefüllt, in denen die Personen, welche von ihrem eigenen Muth berichten wollten, unter dem Vorwand, den Diensten des Führers Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihre fürchterlichen Reisen am Rand der Abgründe schilderten. Jaun war ein entschlossener Soldat. Er hatte sich für den König von Neapel geschlagen, der ihm, ich weiß nicht mehr, welchen Orden gegeben hatte. Er konnte nicht erwarten, bis er mich auf dem Wege nach Arth sah, wo wir für die Besteigung des Rigi Pferde nehmen wollten.

Der Weg wurde immer schöner; er bewahrte längs des Zuger Sees und unter den majestätischen Abhängen des Roßbergs sein ländliches Gepräge. Zur Rechten hatte ich den Rigi, und weiterhin die weiße Festung des Berner Oberlands. Einige hervorragende Gletscherspitzen glänzten wie der Giebel eines jener Dome, welche Swedenborg in seiner Verzückung im Paradies erblickte. Ein geheimnißvoller Zug fesselte meinen träumerischen Blick. Der Mönch, der Eiger und die Jungfrau strahlten in unvergleichlichem Glanz. Meine Gedanken konnten sich nicht von ihnen trennen. Diese Eis- und Schneewelt, sagte ich zu mir, muß in der Nähe einen ergreifenden Anblick gewähren.

XLVII.

Wer ein Mann iſt, vertheidigt ſein gutes Recht,
Der Feige nur iſt des Tyrannen Knecht.

Zedlitz.

Die koloſſale Pyramide des Rigi ſteigt vor meinen Augen empor. Auf ſeinen Seiten, welche ſich in natürlichen Terraſſen erheben, zeigen ſich Abhänge von Trümmergeſtein und liegen herabgerollte Felſen, welche mit dem Staub der Jahrhunderte bedeckt ſind. Wie entzückend iſt es, in einſamen Grotten und auf den Gipfeln, welche ſich weit über die Städte erheben, traumgleiche Empfindungen und Ueberraſchungen aufzuſuchen! Was weiß ich? Vielleicht ſind dort Gefahren zu finden, die nicht ohne Reiz ſind. Meine Ungeduld, hinzukommen, iſt bisweilen ſo ſtark, daß ich mein Pferd heftig antreibe. — Ach! die Täuſchung verſchwindet allmälig, Entmuthigung bemächtigt ſich meiner und ich laſſe den Zaum gleichgültig fallen. Soll ich heute Etwas erfahren, deſſen Nichts ich nicht ſchon ergründet habe? Ich werde auf dieſen Höhen nochmals allein mit mir ſein, das heißt mit jener unmächtigen Vernunft, welche Alles umfaßt, ohne jemals die beſchränkten Gränzen der Wirklichkeit zu überſchreiten, und die ſich in den finſtern Abgründen des Unendlichen verirrt. Warum muß meine Seele dieſe ſchwere Materie nach ſich ſchleppen? Warum kann ſie nicht wie ein Lufthauch, dem breitgeflügelten Geier gleich, frei in den Raum ſich ſchwingen, wohin die erbärmlichen Atome unſerer ſchweren Körper nicht gelangen? Warum neigt ſich dieſer Himmel ſo verführeriſch, da er doch unzugänglich für uns bleibt? Warum haben die Geheimniſſe, die er verbirgt, ſo viel Reiz? Warum erzeugt die Sehnſucht, die uns nach ihm zieht, eine unüberwindliche Verſtimmung, die das Herz frißt, wie Prometheus Geier? Die Natur iſt zu groß für die ſchwachen Weſen, die in ihrem Schooße kriechen. Und doch, ſo unermeßlich ſie iſt, kann ſie

den unersättlichen Bedürfnissen derer nicht genügen, die beim Festmahle des Ewigen gewesen sind.

Aber ich höre eine fürchterliche Stimme, welche aus den Tiefen der Erde hervorzukommen scheint. In dem Schlund, über welchen ein enger hölzerner Steg führt, auf dem mein Pferd zusammenstürzt, schäumt, hoch aufspringend, ein eisiger Wasserfall. Er stürzt von den Gipfeln herab, die sich im Osten erheben, verbirgt sich zuerst in dem Schiefer der Felsen, drängt seine ungeduldigen Wellen durch ihre Spalten, erscheint dann in dem tönenden Abgrund wieder, um sich im hohen Gras des Thales zu verlieren. Ich hatte schon die ersten Abhänge des Berges erstiegen. Die Luft war kühler geworden; ein reiner und erquickender Wind zog durch die Felsen. Man fühlte, um so zu sagen, die Nähe des Schnees mitten zwischen den tiefen Felswänden, wohin die Junistrahlen nicht hatten dringen können. Plötzlich stürzt von diesen grauen und kantigen, altem Getrümmer ähnlichen Gipfeln ein Block von erweichtem Schnee herab, der die noch grüne Tanne entwurzelt und auf den schlammigen Boden hinabreißt. Die Raubvögel verlassen unter wildem Gekrächze die Lerchenbäume, die ob meinem Haupte zittern. Mit diesem lauten Lärm verbinden sich die sanfteren Töne der Alpengesänge. Das Echo wiederholt diese in der Luft verbreiteten Töne. Ein unwiderstehlicher Reiz zieht mich nach jenen Höhen, auf die ich mich auf Windesflügeln gerissen wähne, während mein Pferd, meinem Antrieb gehorchend, das Gestein mit den Eisen seiner Füße zerreibt.

Ich habe die Führer und die Karavane, die mich begleitet, aus den Augen verloren. Die mich umgebende Einsamkeit ist eben so großartig, als jene Gebirge. Der unfruchtbare Rücken des Pilatus, traurig und wüst, scheint mir ein versteinerter Riese, den der Wind auf allen Seiten geißelt, den die Stürme unaufhörlich peitschen, den der Blitz jeden Augenblick durchfurcht, ohne ihn erschüttern, noch aus seinem dumpfen Schlaf erwecken zu können.

Eine Wolke ſchwebt um ſeinen einſamen Gipfel: ſie verkündigt einen ſchönen Tag. Immer offenbart ſich die Natur den einfältigen Herzen in einer poetiſchen Sprache, die ſie verſtehen, ſo wie die Vögel und die furchtſamſten Weſen der Schöpfung die Ungewitter im Voraus fühlen, und die dem Auge undurchdringlichen Geheimniſſe ahnen. Schwarze Dünſte ſteigen aus dem Schwyzer Thal auf. Der Lowertzer See erſcheint wie ein trüber Spiegel, in welchem ſich die herabgeſtürzten Felſen abſpiegeln, deren Trümmer an furchtbare Unglücksfälle erinnern. Oft erblicke ich von ferne verlaſſene Sennhütten. Dort wird man, wenn die Hitze des Sommers die Ziegen und Kühe aus dem Thale auf jene ſchattigen Pfade verjagt, ihre Milch und ihre Wolle ſammeln. Jeden Augenblick zeigt ein frommes Bild, an den moſigen Stamm eines Baumes genagelt, oder in den Stein gegraben, daß dieſer Weg von Pilgern betreten wird.

Was man bedarf hier Bilder, um Gott überall zu finden? Iſt zum Gebet eine andere Begeiſterung nöthig, als die, mit welcher dieſe majeſtätiſche Natur erfüllt? Dieſe grotesken Bilder kommen mir jämmerlich vor; ſie ziehen mir das Herz zuſammen, ſie halten deſſen Schwung auf, der ſich an dem wurmſtichigen Holze bricht. Ich finde alle die Gedanken wieder, die ich vergeſſen wollte. Die Erinnerung an die Erbärmlichkeit der Welt erſcheint bei dieſen Zeichen wieder, die mich auf die Erde zurückwerfen. Nein, die Menſchen ſollten nie eine gottesläſterliche Hand an die Werke des Schöpfers legen! Die Spuren des Deſpotismus, an den ſie uns unbarmherzig feſſeln, ſollten uns nicht folgen, der Kugel gleich, die an die Füße des Gefangenen geſchmiedet iſt. Und wie ſchön iſt doch dieſer koloſſale Tempel, deſſen Säulen ſich bis zu den Wolken erheben! Da athmet man Freiheit; die Freiheit, welche das Leben und die Kraft der menſchlichen Seele iſt. Hier wage ich zu hoffen. Und wenn ich fühle, wie jener Windhauch von der Tiefe des Abgrunds bis auf die Höhe jener erhabenen Gipfel zieht,

begreife ich, daß ſich auch meine Seele gen Himmel ſchwingen kann.

Indeſſen betrete ich die Ebene von feuchtem Schnee, welche die letzten Abſtufungen des Berges bedeckt. Dieſer Schnee erwartet nur einen heißen Sonnenſtrahl, um zum ſilbernen Waſſerfall zu ſchmelzen. Jetzt laſſen die Führer einen lang gedehnten Schrei ertönen. Ich antworte ihnen. Jaun läuft herbei und ergreift mein wieherndes und ſich bäumendes Pferd. Schon erblicke ich auf der oberſten Hochfläche das weiße Haus des Rigikulm. Dort haben alle Gegenſtände, der Himmel ſelbſt eine eintönige und eiſige Färbung.

Ich war auf dem nördlichen Abhange zum Gipfel des Berges gelangt. Ich hielt einen Augenblick an und wendete mich um, um den Weg zu überſchauen, den ich eben zurückgelegt hatte. Mein Blick drang in den fernen Horizont, der von dem majeſtätiſchen Vorhang des Schwarzwaldes abgeſchloſſen war, verweilte auf dem Cappeler Thurm, der ſo viele beredte Erinnerung in meiner Seele hervorrief, und ruhte endlich auf dem Aegeriſee, der von den ſteilen Abhängen des Roßberges geſchirmt wird. Ich glaubte, die glorreichen Geſtalten von Morgarten hinter dem zürnenden Schatten Leopolds von Oeſterreich an den Ufern des Sees ſchweben zu ſehen. Dieſe Trauerbilder auf dieſem ernſten Schauplatz machten mich eben ſo ſehr ſchaudern, als der Wind, der von den Eisgipfeln der Alpen herabwehte.

Als ich wieder vorwärts eilte, welches Schauſpiel erwartete mich am Ende der Hochfläche! An den Gränzen der großen einfärbigen Ebene, die ſich am Fuße des Berges bis in die weiteſte Ferne verlor, durchzogen brennende Lichtſtrahlen die dunkeln Wolken. Die Natur ſchien in einer geheimnißvollen Erwartung zu ſchweben. Einen Augenblick lang war ich in Entzücken verloren, und glaubte mich in jene höheren Welten verſetzt, welche des Nachts über unſern Häuptern glänzen. Die Sonne ſtand, wie eine ihres Glanzes beraubte Weltkugel un-

beweglich in der Nähe der Erde. Plötzlich ertönte das Alpenhorn. Da ſtieg das Geſtirn, wie wenn es einem Signal gehorchte, ſchnell hinab, als ob es ſich beeilen müßte, in die glänzende Wolke zu treten, die es mit einem königlichen Kleid umhüllte. Als es verſchwunden war, entbrannte Alles rings herum. Es war, wie wenn Genien mit flammenden Fackeln es eiferſüchtig vor unſern unheiligen Blicken unter Gold- und Purpurvorhängen verbergen wollten. Lange erglänzten kaum bemerkbare ſchimmernde Farben auf den entfernten Seen und den zahlreichen Thürmen von Luzern. Nach und nach erbleichte der Horizont; nächtliche Schatten verbreiteten ſich traurig über die Erde. Die Stille ward feierlich. Der erſte Stern, — der, welchen liebende Herzen zum Sinnbild gewählt haben, — erſchien am Himmel, wie ein geheimnißvoller Troſt oder ich weiß nicht welche Verheißung von Frieden und Glück.

Als Alles in die Ruhe des Schlafes gefallen, die Thore verſchloſſen waren, kein Schritt mehr den Bergſchnee erkrachen machte, fingen die entfeſſelten Winde an zu ſeufzen. Es war ein wildes Geheul, das aus tiefen Höhlen hervorzudringen ſchien, oder durchdringendes Pfeifen, wie von geflügelten Drachen ausgeſtoßen. Bald waren es heiſere Seufzer eines ſterbenden Rieſen, bald unbeſchreibliche Töne einer hölliſchen Muſik, oder das fürchterliche Geſchrei der zerreißenden Klagen gequälter Geiſter.

Sollte denn dieſer Gipfel der fürchterliche Ort ſein, auf welchem des Nachts die furchtbaren Stimmen aus den Thälern heraufſteigen, um die Verbrechen und Ruchloſigkeiten der Menſchen zu erzählen? Will das Chaos Alles verſchlingen? Und warum heftet jenes Geſtirn, kälter als das ewige Eis, ſeine unempfindlichen Blicke auf dieſe Scene? Bleiches Geſpenſt ohne Seele und Leben, wirſt du niemals Theilnahme an unſerer Verzweiflung und unſerer Freude zeigen? Wirſt du die thörichten Kundgebungen des Glücks, oder die Thränen, die du wie

die Wogen der unergründlichen Meere an dich zu ziehen ſcheinſt, ſtets gleichgültig betrachten? Wie viel edle Herzen haben oft bei deinen eiſigen Strahlen geſeufzt! Möchten doch nur unſchuldige und unerfahrene Seelen dir ihren Kummer erzählen! — —

Als der erſte Schimmer der Morgenröthe einen bleichen Schein auf die Unterwaldner Gletſcher und Gebirge warf, legte ſich der Wind. Es war eine durchdringende Kälte; feuchte Dünſte überſchwemmten die Erde. Man ſah die Seen kaum durch den Nebel; die nächſten Gipfel, welche einen Wall ob dem Rigi bilden, waren mit dichten Wolken bedeckt. Eine dunkle Farbe verſchleierte den Himmel und das Licht der Sterne verlöſchte nach und nach. Meine Sinne nahmen, um ſo zu ſagen, Theil an der Erſtarrung der Natur. Unbegreifbare Bilder des Traumes verfolgten mich, den dunkeln Dünſten gleich, welche ſich, in langen Streifen aufgerollt, um die Berge winden.

Aber wie eine mitten unter leichenhaften Geſpenſtern lächelnde Jungfrau erglänzt der Gipfel des Säntis am fernen Horizont. Ein leichter Goldſtreifen, dem Schweif eines Kometen vergleichbar, umſchwebt ihn, während feuchte und lautloſe Nacht über dem Tödi und den Thälern ruht. Der Lichtſtreifen erglänzt nach und nach in allen Farben des Frühlings. Er breitet ſich nach Oſten aus und färbt die Spitzen des Titlis und den bläulichen Schnee der entfernten Hörner des Glärniſch. Die zahlreichen, über einander geſchichteten Alpengipfel kommen nach einander zum Vorſchein. Ein roſiger Flor verbreitet ſich über die majeſtätiſchen Berge des Kantons Appenzell. Die ſcharfen Spitzen der rothen Mythen ſind mit einem leuchtenden Dunſt bekränzt; an ihrem Fuß tritt der Flecken Schwyz aus dem nächtlichen Schatten hervor. Die grünenden Abhänge, die dunklen Wälder und die langen Seen erſcheinen immer deutlicher. Aller Glanz des Himmels vereinigt ſich auf den Bergen. Die leichten Wolken, welche ſich aus den gehöhlten Felſen erheben, verdünſten in der Luft wie Opferdampf. Die gigantiſchen Pyramiden der Alpen, „dieſe Berge Gottes", wie David die

Gebirge nennt, flößten, ich weiß nicht welches unaussprechliche Gefühl von Frömmigkeit ein. Es ist, als ob die Töne einer himmlischen Harfe sich in diesen prächtigen Tempeln hören ließen. Hier unten, am Fuß jener Silbergletscher, welche aus dem brennenden Horizont hervortreten, ist es, als ob ganze Völker knieend die Orakelsprüche der Wahrheit erwarten, deren Stimme bereit ist, in der Mitte der glühenden Flammen zu ertönen; es ist, als ob sie in erhabenen Hymnen die Wunder besingen, die sich ob ihrem Haupte offenbaren. Plötzlich ziehen lange Strahlen durch die Luft, dem Wiederschein des göttlichen Lichts gleich, das auf der begeisterten Stirne Mosis hervorquoll. Die rothe Scheibe der Sonne flammt auf, einer ungeheuern Gluthpfanne vergleichbar. Man möchte sich an ihren Wagen binden und mit der ihr gegebenen Schnelligkeit das Weltall durchfliegen. Einen Augenblick bleibt sie stehen. Endlich schwingt sie sich, mit neuem Lichte geschmückt, einem Riesen gleich, in das weite Himmelsblau. — Jetzt bricht auf allen Seiten Leben hervor; die Seen beleben sich; die entfernten Thürme leuchten im Morgenglanz. Es scheint, als ob das Echo die Schwingung ihrer helltönenden Glocken wiederholte.

Meine Seele ist jetzt wie von einer göttlichen Wärme erweitert. Sie fühlt sich der ganzen sichtbaren Schöpfung überlegen. — Diese Macht, die das Weltall geschaffen, diese Macht, die mir Empfindung gibt, und welche alle Nationen, alle Jahrhunderte erkannt haben, gibt meinem Geist neues Leben und zieht ihn mit unwiderstehlicher Gewalt an sich.

„Herr, der Du mir in Deiner Gnade einen Hauch Deines eigenen Wesens verleihst, Vater alles Daseins, segne meine glühende Sehnsucht! Sende Deinen reinen Geist, Deinen Geist der Wahrheit auf diese Welt, die Du erfüllst. Zünde, o Gott, die Fackeln Deiner Herrlichkeit in der dunkeln Nacht an, in der sich unsere Schritte verirren — ach! seit so langer Zeit verirren! Möchte dieses Licht in die verborgensten Pfade, in die Abgründe dringen, in denen sich die unsichtbaren Sonnenstäubchen ver-

lieren! Jenen Strahlen gleich, deren Glanz die verborgenſten Tiefen des Waldes und die dunklen Höhlen der rieſigen Gebirge beleuchten, ſo, Ewiger, möge dein Ruhm die Schöpfung überfluthen! Möge der hellſte Tag unter deinen Kindern anbrechen! Dann wird ſich eine einzige Stimme, der Ausdruck eines einzigen Gedankens, bis zu dir erheben. — Und dieſe Stimme wird wie ein Lobgeſang, der deiner würdig iſt, in aller Ewigkeit ertönen!“

Die letzten Töne einer feierlichen Muſik erſtarben im Innern des Hauſes auf dem Klavier. Eine reine Stimme ſang die erhabenen Strophen des Lobgeſangs der Engel in Haydn's „Schöpfung“. Einen Augenblick darauf erſchien eine Frau und verſchwand auf dem Wege nach Küßnacht.

Ich folgte ihren Schritten, als der Nebel die Gegend bedeckte und die Sonne ſich mit einem grauen Vorhang zu verſchleiern begann. Der Weg zog ſich in Schlangenwindungen durch den glatten Schnee. Und doch erblickte ich zu meinen Füßen das dunkle Grün der Fichten und die Zweige der Eichen, deren Blätter wie Smaragd erglänzten. Ich hatte einen mit Eiſen beſchlagenen Stock, deſſen Spitze mit einem Gemshorn verſehen war, und wenn die Steine des Wegs in den Abgrund rollten, Schneeblöcke mit ſich fortreißend, blieb ich, an einen Felſen angelehnt, ſtehen, um deren Getöſe zu hören. Bald hörte der felſige Weg auf und ich kam auf weißlichen Schlamm; jetzt zeigten ſich Moos und die mikroskopiſchen Pflanzen, die in den Schründen des Thonſchiefers wachſen; dort hingen Eisnadeln an den rauhen Zacken der ſchroffen Felſen. Weiterhin machten die entblätterten Stämme und dürren Sträuche dem hundertjährigen Epheu Platz, das ſich um biegſame Stengel windet, oder der Gundelrebe, deren herzförmige Blätter ſich längs der Bäche hinziehen. Ich fühlte ſchon die Frühlingsluft, welche das Herz der Pflanzen belebte, und die glänzenden Marienkäfer und die flinken Libellen erweckte. Laue Windſtöße brachten auf Augenblicke den Duft des Thymians und des Veilchens, die

sich mit jenen durchdringenden Wohlgerüchen vermischten, mit denen sich die Biene in den fruchtbaren Alpenthälern berauscht. Ich irrte einige Zeit in den Wäldern umher. Meine Hände waren mit Sträußen von Genzianen und von den mannigfaltigsten Blumen angefüllt, die ich auf den Felsen und den jähen Abhängen gefunden hatte.

„Dort ragt das hohe Haupt vom edlen Enziane
Weit überm niedern Chor der Pöbel-Kräuter hin;
Ein ganzes Blumen-Volk dient unter seiner Fahne,
Sein blauer Bruder selbst bücket sich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt sich am Stengel auf und krönt sein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt von dem bunten Blitz von feuchtem Diamant;
Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,
In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele*)."

Wie lieblich waren sie, diese Waldanemonen und dieses silberweiße Fingerkraut, zwischen welchen die Blüthen des Flachses und des Wolverlei der Gebirge, mit Thau bedeckt, hervorglänzten! Im Wald sproßten die Veilchen in dichten Büscheln hervor; weit entfernt, sich zu verstecken, blühten sie selbst an dem Rand des Weges frei auf. Ich pflückte eine Menge und band sie an meinen Alpenstock.

Auf einer nackten Erhöhung beugte sich ein von Moos überzogenes Kreuz über den Hohlweg. Zu seinem Fuß saß die, welche am Morgen die Morgenröthe mit ihrer melodischen Stimme begrüßt hatte. Aber kaum hatte sie meine Tritte gehört, als sie davon eilte und sich wie eine wilde Gazelle verbarg. Eine geheime Sympathie zog meine Gedanken zu der Unbekannten hin. Es schien mir, daß ihre Seele, die nach Stille und Vergessenheit verlangte, eine Schwester der meinigen sei. Ich beschleunigte meine Schritte, um ihre Einsamkeit nicht mehr zu stören.

---

*) Haller, Die Alpen.

Ich ſtieg ſchnell die immer weniger ſteilen Terraſſen herab, die ſich nach der Ebene ſenken. Die letzten beſtanden aus großen Wieſen, auf denen die Obſtbäume ihre ſchneeweißen Blüthen ſchüttelten. Die Sonne brannte heiß. Ich ruhte von Zeit zu Zeit an Pfirſich- oder Kaſtanienbäumen aus, welche ihre langen gezackten Blätter zur Erde ſenkten.

XLVIII.

Wir wollen frei ſein, wie die Väter waren,
Eher den Tod, als in der Knechtſchaft leben.
Schiller.

Durch den geheimnißvollen Vorhang der alten Bäume, welche mein Haupt überwölbten, erblickte ich auf dem jenſeits des Wegs gelegenen Hügel eine armſelige hölzerne Kapelle. Ich ſtieg hinauf und ſetzte mich neben einigen Bauernfrauen auf die geſpaltenen Platten, die von dunklem Moos überwachſen ſind. Dieſe dem Muth und der patriotiſchen Aufopferung zu Ehren errichtete Kapelle hatte eine unbeſchreibliches Gepräge von tiefer Ruhe. Sie erſchien mir wie ein der Menſchheit errichtetes Denkmal, um den Sturz des Uebermuths und der Tyrannei zu verſinnbildlichen.

„Frei ſind die Hütten, ſicher iſt die Unſchuld
Vor dir, du wirſt dem Lande nicht mehr ſchaden*)."

Meine Seele wuchs bei der Erinnerung an Wilhelm Tell und an das erhabene Drama, deſſen Spuren ich auf meinem Wege zu finden glaubte. Ich las die Inſchrift über dem Chore der Kapelle:

*) Schiller, Wilhelm Tell.

„Geßlers Hochmuth Tell erſchoſſen,
Und edle Schweizerfreiheit entſproſſen,
Wie lange wird aber ſolche währen?
Nach lange, wenn wir die Alten wären.

Ueber der Ueberſchrift iſt ein Gemälde, den Wilhelm Tell darſtellend, wie er hinter Geſträuch ſeinen Pfeil auf Geßler abſchießt, welcher ſein weißes Roß, das ſo ſtolz iſt, als er, gegen eine knieende Frau lenkt. Ich trat in die ſtillen Mauern, die von den engen Fenſtern nur ſpärlich beleuchtet waren. Ich trat ſodann an den Altar, um darauf die wohlriechenden Blumen, die ich vom Berge brachte, als ein dem Sieg der heldenmüthigen Tugend dargereichtes Opfer niederzulegen, während Lavaters Geſang in meinem entzückten Geiſt die glorreichen Erinnerungen erweckte, welche die tapfern Arme der Urkantone unſterblich gemacht haben.

Wilhelm Tell.

Nein! vor dem aufgeſteckten Hut,
Du Mörderangeſicht!
Bückt ſich kein Mann voll Heldenmuth'
Bückt Wilhelm Tell ſich nicht!

Knirſch immer du, Tyrannenzahn!
Wer frey iſt, bleibet frey;
Und, wenn er ſonſt nichts haben kann,
Hat er doch Muth und Treu.

Der Landvogt voll von Rache, ſchnaubt,
Und ruft: Tell! ſchieß dorthin,
Dem Sohn den Apfel weg vom Haupt;
Sonſt würg' ich dich und ihn.

Tell hört's, und flehte den Tyrann:
Hier bin ich, tödte mich!
Umſonſt! — Er ſah den Knaben an,
Und weinte bitterlich,

Drückt an die Bruſt ihn; welch ein Schmerz,
Und liſpelt ihm: Steh ſtill,

Und weiſe, wie dein Vater Herz!
Ich treff' nicht dich! Steh ſtill!

Und führt ihn ſanft an einen Baum,
Legt ihm den Apfel auf,
Und eilt den angewieſ'nen Raum
Zurück im bangen Lauf;

Nimmt eilends Pfeil und Bogen, — ſpannt,
Blickt ſcharf; (feſt ſteht der Knab —)
Er drückt mit kaum bewegter Hand —
Es knallt! — der Apfel ab!

Voll jugendlicher Munterkeit
Jauchzt ihm der Sohn, in Eil
Bringt er dem Vater — welche Freud! —
Am Apfel ſeinen Pfeil.

So ſchlug ihm nie ſein Vaterherz,
So pries er niemals Gott;
So quoll ihm Freude nie aus Schmerz,
Und Ehre nie aus Spott.

Doch, ach! kaum konnt' er der Gefahr
So heldenhaft entgehen,
Der Vogt, noch eines Pfeils gewahr,
Fragt drohend ihn: Für wen?

Tell lächelt: Das iſt Schützenart.
Doch Geßler merkte Scherz;
Rief laut: Für wen? — Er war geſpart,
Rief Tell ihm: für dein Herz!

Der Vogt, von neuer Wuth entflammt,
Bindet ſchnell ihm Händ' und Füß',
Und ſchäumt, und ſtampfet und verdammt
Den Tell zur Finſterniß;

Und wirft ihn höhniſch in den Kahn:
Dem Schloſſe Küßnacht zu!
Sitzt zu ihm ein, und lacht ihn an:
Jetzt, Wilhelm! haſt du Ruh?

Gebunden bleibt der Held ein Held,
In Ketten Tell noch Tell;

Und Gott, dem Unſchuld ſtets gefällt,
Sieht ihn, und hilft ihm ſchnell.

Er winkt dem Sturm; der Sturm brauſt her;
Die Schiffer ſtehn erblaßt,
Und rufen: Keine Rettung mehr,
Wenn Tell das Steur nicht faßt!

Der blaße Tod war allzu nah;
Gefahr und Angſt zu groß;
Und todtbleich ſteht mein Landvogt da,
Und knirſcht: So laßt ihn los!

Des Helden freigebundner Arm
Arbeitet fort zum Strand:
Tell ſpringt, und ſtößt, von Freiheit warm,
Das Schiff zurück vom Land!

Die Wellen rauſchen fürchterlich
In des Tyrannen Ohr.
Tell ſieht zu Gott auf, ſtärket ſich,
Und läuft dem Vogte vor,

Der nach ihm kömmt, im Auge Zorn,
Verwirrung im Gehirn,
Stolz trabt er hinter einem Dorn!
Wuth runzelt ſeine Stirn.

Tell ſieht ihn, ſtill, und ungeſehn,
Den Bogen in der Hand,
Und hört des Vaterlandes Flehn,
Denkt ſeinen Sohn, — und ſpannt,

Und zielt und drückte tapfer los
Den Pfeil in Geßlers Bruſt;
Sah Mörderblut, das niederfloß,
Mit Patriotenluſt; —

Wie er erblaßt vom Pferde ſank,
Dann hülflos lag — und todt!
Tell kniet vor Gott hin, voll von Dank,
Und frey von aller Noth!

Die Freyheit ſeines Vaterlands
Steht auf mit dieſem Fall;

Bald, bald verbreitet ſich ihr Glanz,
Und ſtrahlet überall.

So berichtet die Poeſie, welche die nationalen Ueberlieferun gen getreulich benutzt hat. Der Zweifel an denſelben hat ihr Intereſſe während mehreren Jahrhunderten nicht vermindert. In den langen Winterabenden erzählten ſie die Alpenhirten, um den Heerd verſammelt, auf dem die Fichte kniſterte, ihren ſtaunenden Kindern. Der Windſtoß in den Gebirgsſchluchten ſchien dann ein Wiederhall jenes Sturmes zu ſein, der die Wogen des Vierwaldſtätterſee's aufrührte, als der Befreier der Schweiz ſich auf die Felsplatte ſchwang, ehe er den Tyrannen durchbohrte. Aber in unſern Tagen hat die Wiſſenſchaft die alten Volksüberlieferungen einer unbarmherzigen Prüfung unterworfen. Der berühmte neapolitaniſche Denker Vico bemerkte, daß man beim Urſprunge der Völker immer Helden mit wunderbaren Handlungen finde. Bei den Hellenen iſt es Herkules, der die Ungeheuer bezwingt, Theſeus, der den Minotaurus erſchlägt, Jaſon, der trotz des Drachen das goldene Vließ erbeutet. Sind das nicht Perſonifikationen des Kampfes, welche die erſten Stämme Griechenlands gegen die unbezwungenen Naturkräfte, gegen die ſchädlichen Thiere zu beſtehen hatten, mit denen der Boden bedeckt war? In der römiſchen Geſchichte — Niebuhr hat es beſtätigt — ſind Romulus, der in den Himmel entführt wird, und Numa, der ſeine Eingebungen von der Nymphe Egeria erhält, ſo wie ihre Nachfolger, der Ausdruck der politiſchen Umwälzungen bei jenen Römern, welche dazu berufen waren, der Welt Geſetze vorzuſchreiben*). In Aſien verhält es ſich eben ſo. Die Legenden von Zoroaſter, Kriſchna, Brama ſind aus dem Bedürfniß der Urvölker entſtanden, die im Dunkel der Zeit untergegangenen Perioden in irgend einer großen

*) S. Niebuhr, Römiſche Geſchichte. — Michelet, Hist. de la république romaine.

Gestalt zu vergegenwärtigen*). Die noch jungen Völker werden, wie die Kinder, von einer glühenden Einbildungskraft beherrscht. Sie geben den Gedanken, die einen starken Eindruck auf sie machen, den Träumen, die ihren Geist erfüllen, Gestalt und Leben. Sie können sich keinen religiösen oder socialen Umschwung ohne die Einmischung phantastischer Wesen denken, in denen sich Gott und Mensch vereinen. Die Griechen nannten diese Mittelspersonen Halbgötter. Sie gehören durch den heiligen Hauch, der sie begeistert, dem Himmel, und durch die lebhaften menschlichen Leidenschaften, die sie auf großartige Weise beurkunden, der Erde an.

Der Verfasser des „Prometheus" hat mit seltenem Glück die Majestät dieser gigantischen Schöpfungen reproduzirt. Unter allen Dichtern ist Aeschylus der, welcher den titanischen Geist am besten verstanden hat. Der Held von Marathon, der Bruder des muthigen Cynegiros, hatte sich durch sein mächtiges Talent und die bewundernswürdige Kraft seines eigenen Charakters zu einem vollständigen Verständniß der heroischen Zeiten erhoben. Niemand hat, wie er, diese außerordentlichen Gestalten geschildert, welche die rohe Kraft der Elemente zu haben scheinen, die man für die Personifikation der mächtigen Naturkräfte halten möchte, die nicht einmal der Stimme der Götter gehorchen. Welches Schauspiel gewährt Prometheus, auf dem Eisgipfel des Kaukasus angeschmiedet, und doch der Wuth Jupiters trotzend! Diese bewundernswürdigen Gemälde stehen freilich in keiner Beziehung zur historischen Wirklichkeit. Es handelt sich lediglich um Wesen, die von der Einbildungskraft geschaffen sind, und die sich mit den ersten Revolutionen der Erde vermengen.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Völker bis zu einer unsern Zeiten sehr nahen Periode die poetische Kraft bewahrt haben, welche die Legende mit der Geschichte, das Ideal

*) S. Quinet, Génie des religions.

mit der Wirklichkeit verschmilzt. Sicherlich waren die alternden Nationen unfähig, eine Person zu erdenken, deren Dasein und Thaten durchaus erfunden gewesen wären. Aber sie haben lange eine besondere Neigung gezeigt, selbst das prosaischste Leben zu verschönern, wenn es der Ausdruck einer politischen oder religiösen Idee war. Findet man diese seltsame Erscheinung nicht bei uns in den Schriften des Simeon Metaphrastes*), und im Abendland in den Erzählungen der „Goldenen Legende" von Jacobus a Voragine**)? Die Macht der Phantasie ist bei den Massen so groß, daß man auf diese Schöpfungskraft anwenden kann, was Boileau von dem Gedanken gesagt hat:

„Was er berührt, verwandelt sich in Gold."

Giebt es etwas Gewöhnlicheres, Unbedeutenderes, als das Leben eines Franz von Assisi oder eines Anton von Padua? Vom Standpunkt der Geschichte betrachtet, findet man in ihnen nur arme, den Täuschungen eines schwärmerischen Geistes hingegebene Geister, welche durch Ueberspanntheiten oder unsinnige Büßungen die alten Einsiedler nachzuahmen suchen, deren Leben einen so großen Eindruck auf die Völker gemacht hatte. Aber man beachte die Macht des Legenden dichtenden Geistes***). Franz von Assisi ist nicht mehr der bescheidene Einsiedler Portiunculas. Es ist ein Wesen, welchem die Gottheit außerordentliche Vorrechte gewährte. Ein Engel steigt vom Himmel herab, um seinen Füßen und Händen die Zeichen des Leidens Christi aufzudrücken. Er befiehlt der Natur als Herr. Die Thiere des Waldes ge-

---

*) Ein Mönch, Namens Agapius, hat im Abendland einen Auszug derselben gemacht unter dem Titel: „Liber dictus Paradisus etc., desumptus ex Simeone Metaphrasta". 4. Venet. 1541.

**) Jac. de Voragine, Historia Lombardica, seu Legenda sancta (oder aurea)."

***) Ich beschränke mich darauf, J. de Luca, Oratio de laudibus Divi Franscisci Assisisatis." Rom. 1712 u. Potenza, Orazione in lode di S. Francesco d'Assisi" anzuführen.

horchen ſeinen Befehlen; die Vögel der Felder hören auf ſeine Predigten. Eine innige und geheimnißvolle Gemeinſchaft verbindet ihn mit der Schöpfung. Alles, was einen Lebenshauch beſitzt, nimmt an ſeinen Freuden und Schmerzen Theil. Welche Kraft zu idealiſiren liegt darin, den vernunftloſen Weſen eine Rolle in dem großen Drama des Lebens anzuweiſen, ſie als feindliche oder wohlwollende Mitſpieler erſcheinen zu laſſen, ihnen im menſchlichen Daſein bald als demüthigen Dienern, bald als widerſtrebenden Mächten einen Antheil zu geben! Auf dieſe Weiſe verſchönert die Menſchheit die Geſchichte der Helden mit der Poeſie, die ſie ſelbſt beſitzt. Sie beraubt ſich, ſo zu ſagen, um dieſe zu erheben. Sie ertheilt ihnen in ihrer edlen Freigebigkeit unvereinbare Eigenſchaften und außerordentliche Fähigkeiten, die für ihre Stellung nothwendig ſind.

Die Schweizer, ſagt man, ſind dieſem Geſetze des menſchlichen Geiſtes eben ſo wenig entgangen, als andere Völker. Es genügt, die Legende des Nicolaus von der Flüe als einen glänzenden Beweis anzuführen. Lange Zeit haben die Eidgenoſſen geglaubt, daß der berühmte Einſiedler zwanzig Jahre lang keine andere Nahrung zu ſich genommen habe, als das heilige Abendmahl; ſo ſehr, ſagten ſie, hatte in dem frommen Friedensſtifter auf der Stanzer Tagſatzung die Macht des Geiſtes und des Gebets über die groben leiblichen Bedürfniſſe geſiegt.

Es iſt nichts Auffallendes, daß man zu einer gewiſſen Zeit ein ſolches Wunder geglaubt hat, wenn man ſich an die Gewohnheiten des Mittelalters erinnert; auffallender iſt, unter unſern Zeitgenoſſen Vertheidiger dieſes unſinnigen Wunders zu finden. Guido Görres, der Sohn des berühmten Münchner Profeſſors, und Ludwig Veuillot, Redacteur der franzöſiſchen Zeitung „L'Univers", halten dieſe Thatſache für unbeſtreitbar. Wenn aber eine ſo merkwürdige Leichtgläubigkeit noch zu unſern Zeiten möglich iſt, darf man ſich wundern, daß die Menſchen des 14. Jahrhunderts die Begebenheit, welcher ſie die Freiheit

ihres Vaterlandes verdankten, mit mythiſchen Verſchönerungen geſchmückt haben?

Solcher Art ſind die philoſophiſchen Gründe, welche die Erfindung einer die Befreier die Schweiz betreffenden Legende wahrſcheinlich machen. Aber es gibt hiſtoriſche Gründe, welche dieſen Betrachtungen ein bedeutendes Gewicht geben. Eine Thatſache verliert an Wahrſcheinlichkeit, wenn ſie ſich mit den nämlichen Hauptumſtänden im Leben verſchiedener Perſonen wieder findet. Wenn man nun in dem Leben der Zoroaſter, Buddha, Kriſchna, Rama, Lao-Tſeu durchaus ähnliche Erzählungen lieſt, iſt es ſchwer, ſie nicht aus einer legendenmäßigen Dichtung zu erklären, beſonders wenn dieſe Erklärungen den Charakter des Wunderbaren haben. Dieſes iſt eben bei Wilhelm Tell der Fall. Schon Herodot berichtet einen Zug, der mit der Geſchichte des Befreiers einige Aehnlichkeit hat. Die griechiſche Anthologie enthält ein Epigramm auf Alkon, einen kretiſchen Bogenſchützen, deſſen Geſchicklichkeit an die des Tell erinnert. Die Geſchichte von Punkler, von William Bell aus Cloudesley, von Heming, Ilbreid, Egil, und beſonders die von Palna-Toko, welche Saxo Grammatikus in ſeiner Däniſchen Geſchichte erzählt, ſind im Grunde die nämlichen, wie die des Schweizeriſchen Helden. Wenn man einigen Gelehrten Glauben ſchenkt, ſo wären die Worte Tell (telum, Pfeil), Toko (τόξον, Bogen) und Bell (βέλος, Pfeil) gleichbedeutend. Man fügt hinzu, daß die zum Gedächtniß der Geſchichte Wilhelm Tells errichteten Kapellen eine andere Beſtimmung hatten, als die, welche ihnen von der Ueberlieferung beigelegt wird. Es iſt ſicher, daß kein Chroniſt vor der Mitte des 15. Jahrhunderts dieſe Perſon erwähnt. So ſehr man die Archive der Urkantone durchſucht hat, ſo hat man kein Anzeichen eines Geſchlechts dieſes Namens, noch die geringſte Anſpielung auf das Daſein Tells gefunden. Kopp hat lange und vergebliche Forſchungen in den Regiſtern der Pfarrkirche von Bürglen angeſtellt, welches als die Heimat des Helden bezeichnet wird. Dieſer Gelehrte hat

ſogar angenommen, daß Tell nicht ein Familienname ſein könne, und daß Geßler niemals Landvogt von Küßnacht geweſen ſei. Viele Gelehrte haben aus allen dieſen Thatſachen den Schluß gezogen, daß die Volksſtämme der kleinen Kantone, welchen Mehrere einen ſkandinaviſchen Urſprung zuſchreiben, dieſe den alten Sagas entlehnte Legende von den Ufern der Oſtſee in die Alpen gebracht hätten*).

Was auch die Wiſſenſchaft über die Gewißheit dieſer Geſchichte für Zweifel vorgebracht hat, ſo wird dieſelbe doch nichts deſto weniger volksthümlich bleiben, und zwar mit Recht. Sie iſt in der That der dramatiſche Ausdruck der Macht des guten Rechts und der Kraft des Unterdrückten gegen die Ungerechtigkeit und die Gewaltthätigkeit; ſie perſonifizirt auf eine wunderbar ſchöne Weiſe jenes kleine Bergvolk, das, mit dem Hirtenpfeil bewaffnet, Jahrhunderte lang mit ſo großem Erfolg und unvergleichlicher Thatkraft gegen die Lehensariſtokratie ankämpft. Iſt Tell, der ſich an ſeinen Felſen lehnt, und mit ſeinem Adlerblick den vom Sturm aufgewühlten Vierwaldſtätterſee überſchaut, nicht ein ausdrucksvolles Sinnbild der muthigen Krieger von Näfels und Morgarten?

Was dieſer Geſchichte ſo große Aufnahme verſchafft hat, das iſt ihr menſchlicher und prophetiſcher Charakter. Sie hat einen menſchlichen Charakter — weil Nichts die Menſchen ſo ſehr für ſich gewinnt, als der Kampf des Schwachen gegen den Starken, des Unterdrückten gegen den Unterdrücker, des Rechts gegen das Unrecht. Sie hat zudem ganz die Bedeutung einer Prophezeiung. Der gegen den Oeſterreichiſchen Landvogt abgeſchoſſene Pfeil, wird, ſobald er einmal von dem Bogen geflogen iſt, die Tyrannen der Schweiz ewig verfolgen. Der Hirte hat in ſeiner

---

*) Man ſehe für und gegen das Daſein Tells: Uriel Freudenberger, „Guillaume Tell, fable Danoise“. — J. A. de Balthazar, „Défense de Guillaume Tell“. — J. J. Hisely, „Guillaume Tell, mythe et histoire.“

Unmacht und Abgeschlossenheit den Kampf gegen das mächtige Haus Habsburg begonnen. Er hat in diesem ungleichen Kampf keine andere Hülfe als Gott und die Gerechtigkeit. Aber dieses Recht wird über zahlreiche Heerschaaren siegen, der österreichische Adler wird, dem Alpengeier gleich, vergeblich über diese Feste der Freiheit schweben. Nirgends, wo das silberne Kreuz erglänzt, dieses Symbol der christlichen Bruderliebe, wird er seine furchtbaren Klauen ansetzen können. Das allmächtige Oesterreich wird ebenso wenig über die Schweizerischen Bauern siegen können, als die wilden Landvögte Kaiser Albrechts. Das eben hat in einer erhabenen Anschauung das Schweizerische Volk geehrt, als es in Wilhelm Tell seine Unabhängigkeit, sein glühendes Streben nach der Freiheit personificirte, das er mehr als das Leben liebte. Es ist wenig daran gelegen, ob die Volkssage geschichtlich wahr sei oder nicht. Sie ist als Ahnung der Zukunft, als der Ausdruck der Bestimmung eines Volkes von der tiefsten Wahrheit, eines Volkes, dessen Aufgabe es immer war, einen ungleichen Kampf gegen die brutale Gewalt zu bestehen, einen Kampf auf Tod und Leben für die Unabhängigkeit des heimathlichen Bodens.

Wie es auch sei, so hat man die Folgerungen übertrieben, die aus den Zweifeln der Gelehrten gezogen werden können. Die Hingebung der Befreier wäre nicht weniger bewundernswürdig, selbst wenn Tell den Apfel nicht vom Haupte seines Sohnes geschossen, und den Tyrannen in einer Regung edlen Unwillens nicht getödtet hätte. Ich behaupte sogar, daß die Geschichte von der Befreiung der Schweiz ein mächtigeres Interesse darbietet, wenn man sie nicht zum Werke des Zufalls macht, sondern sie, wie alle Thatsachen es zu beweisen scheinen, dem heldenmüthigen Entschluß, der unüberwindlichen Festigkeit einiger Hirten in den Urkantonen zuschreibt.

Um den Kampf recht zu verstehen, der sich zwischen dem Haus Oesterreich und den Männern dieser Kantone entspann, muß man auf den Ursprung der Habsburger zurückgehen. Ru-

dolf von Habsburg, der berühmte Gründer dieſes Hauſes, ſtammte aus der Schweiz. Ich habe ſein Schloß geſehen, das auf dem Wülpelsberg im Aargau liegt. Er war Vogt über mehrere Städte, über Aarau, Baden, Mellingen. Rudolf war einer von jenen hochſinnigen und großherzigen Edeln, wie man ſie in den ſchweizeriſchen Chroniken oft wieder findet. Voll Fähigkeit und Thatkraft war ſein Leben eben ſo einfach, als das der Gebirgsbewohner; er war mäßig und ohne alle Anmaßung. Statt die Städte zu unterdrücken, ſich ihres Gebiets zu bemächtigen, ſich zum Mitſchuldigen der Gewaltthätigkeiten des Adels zu machen, erklärte er ſich zum Beſchützer der Bürger und Bauern und erwarb ſich in der ganzen Schweiz eine große Popularität. Rudolf verdankte ſeinen Tugenden den erſten Thron Europas; er wurde zum Kaiſer gewählt, weil er, ſagte der Erzbiſchof von Köln, „weiſe, gerecht, bei Gott und Menſchen beliebt war.“ Seine Wahl erfüllte die Schweiz mit Freude. Abgeordnete von Städten und Landſchaften eilten in Menge nach Brugg im Aargau, um ihm Glück zu wünſchen. Seine Regierung war für die Schweiz eine Zeit der Ruhe. Zürich, Schaffhauſen, Solothurn erhielten das Vorrecht, ſich nach eigenen Geſetzen zu regieren. Luzern und Laupen erhielten die nämlichen Freiheiten wie Bern. Auch andere Städte wurden mit kaiſerlichen Gunſtbezeugungen begnadet. Die Gebirgsbewohner der Waldſtätte wurden unmittelbare Reichsländer. Es iſt ſo wohlthätig, in dieſer traurigen Zeit einige edle Seelen zu finden, welche ſich über die Vorurtheile der Kaſten und die Gewohnheiten einer kläglichen Erziehung erheben! Wenn ein Großer zu einer Zeit, da die Demokratie vorherrſcht, ſich zu liberalen Ideen bekennt, ſo liegt darin eben kein großes Verdienſt, noch eine außerordentliche Tugend; aber wenn in einem Jahrhundert, wo die Gewaltthätigkeit das allgemeine Geſetz war, wo die Bauern wie Thiere mit menſchlichem Angeſicht behandelt wurden, ein Glied der Lehensariſtokratie den ewigen Geſetzen des Evangeliums und der Menſchlichkeit gemäß handelt, ſo iſt dies eine

wahrhaft wunderbare Erſcheinung. Rudolf von Habsburg, Bertholb V., Rudolf von Erlach, Rudolf von Werdenberg werden ewig der Bewunderung aller derer würdig ſein, welche einſehen, wie ſchwer es iſt, die Irrthümer ſeiner Zeit und des Standes, dem man angehört, abzulegen.

Leider iſt das Gute nur von vorübergehender Dauer, wenn die bürgerliche Verfaſſung grundſchlecht iſt. Umſonſt werden die Anhänger der ariſtokratiſchen Staatseinrichtung ſagen, daß es unmöglich iſt, keine großen Ideen und edlen Geſinnungen zu haben, wenn man das Beiſpiel ſo vieler ruhmvoller Vorfahren vor Augen hat. Die ganze Geſchichte des Mittelalters iſt die beſte Widerlegung dieſer ſentimentalen Politik. Alles beweist, daß die einzigen Bürgſchaften für Völker und Einzelne in Geſetzen liegen, welche geeignet ſind, die ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften niederzuhalten. Die rein perſönlichen Bürgſchaften werden immer täuſchen. Das Leben der erſten Kaiſer aus dem Hauſe Oeſterreich iſt ein glänzender Beweis dieſer Wahrheit. Man ſollte glauben, daß dieſes Haus, deſſen Wurzeln im Boden des alten Helvetiens lagen, das ſich eine ungeheure Popularität erworben hatte, den edeln Ueberlieferungen des Herrn von Habsburg hätte treu bleiben, und die Schwäche und Billigkeit gegen die brutale Wildheit der Lehensbarone hätte vertheidigen ſollen. Aber es war nicht alſo. Kaum hatte König Rudolf die Augen geſchloſſen, als ſein Sohn Albrecht es ſich zur Aufgabe machte, eine ganz entgegengeſetzte Politik zu befolgen. Sein Beſtreben ging einzig und allein dahin, die Domainen ſeines Hauſes zu vergrößern, und er war bereit, die Rechte der Städte und Landſchaften mit Füßen zu treten, um ſeinen Ehrgeiz zu befriedigen.

Aber er ſollte in der Schweiz einen unüberwindlichen Widerſtand finden. Zürich war nicht geneigt, ſich dem Joch zu unterwerfen: es gelang Bern, von Solothurn unterſtützt, den mit dem Hauſe Oeſterreich verbündeten Grafen zu widerſtehen. Dieſe muthigen Städte baten nicht um Frieden und ließen ſich nicht

durch die Drohungen einer fremden Macht einschüchtern. Ein freies Volk will lieber untergehen, als sich den Gesetzen einer rohen Gewalt unterwerfen. Als der Adel die Berner Grenzen überschritt, gingen ihm die Bürger unter Ulrich, Herrn von Erlach, entgegen. Dieses Geschlecht, das schon unter dem Adel hervorragte, erwarb sich in diesen barbarischen Zeiten durch seinen beharrlichen Widerstand gegen die Gewaltthätigkeiten der Barone noch unvergänglicheren Ruhm. Ulrich war ein Mann von Muth und Erfahrung, der in den schwierigsten Lagen unüberwindliche Kaltblütigkeit bewahrte. Der Feind hatte eine starke Stellung auf der Höhe des Donnerbühels eingenommen, und das ganze Immerthal besetzt. Die Berner rückten muthig bis an die ersten Reihen des feindlichen Heeres vor. Es war das erstemal, daß sich diese muthigen Männer mit den eisengerüsteten Rittern maßen. Auf das erste Zeichen Erlachs stürzten sich seine Krieger mit solchem Ungestüm auf den Adel, daß der linke Flügel des feindlichen Heeres voll Schrecken die Flucht ergriff. Eine geschickte Bewegung Ulrichs und die kriegerische Hitze der Berner vermehrten das Entsetzen, und die Herren kamen beinahe sämmtlich auf der Flucht um. Die Berner brachten achtzehn Panner in die St. Vincenzkirche, sie erstürmten und zerstörten eine große Zahl Burgen. Dieser Sieg vom Donnerbühel (1298) eröffnete den Kampf der Schweizer gegen das Haus Oesterreich auf ruhmvolle Weise.

Zürich bewies nicht geringern Muth. Albrecht überzog das Gebiet der Stadt mit der Erklärung, daß er die Zürcher als Empörer gegen die kaiserliche Gewalt behandeln würde. Statt ihre Thore zu schließen, rüsteten sich diese zu kräftigem Widerstand, zum Zeugniß des Vertrauens, welches ihnen die Gerechtigkeit ihrer Sache einflößte. Der Kaiser lagerte auf den Höhen. Er überschaute die Stadt, wo er sah, wie sich die Krieger, ja selbst Frauen und junge Mädchen zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bewaffneten. Auf alle Drohungen Albrechts von Oesterreich erwiederten die Zürcher, daß sie die Rechte des

Reichs gern anerkennen würden, wenn man ihre Gerechtſame achten wollte. Der Kaiſer verzweifelte, ſie zu bezwingen, und beſtätigte die Freiheiten der Stadt.

Die Bauern ſollten keine andere Haltung einnehmen, als die Städte. Sobald die Bergvölker von Uri, Schwyz und Unterwalden die Abſichten Albrechts erfuhren, erneuerten ſie ihren Bund. „Jedem ſei zu wiſſen," heißt es in dieſem Vertrag, „daß die Männer des Thales Uri, die Gemeine von Schwyz, wie auch die der Männer im Gebirg von Unterwalden ſich wohlvertraulich verbunden und geſchworen haben, mit aller Macht und Anſtrengung an Gut und Leuten einander in und außer den Thälern auf eigene Koſten auf und wider alle die zu helfen, welche ihnen oder Einem von ihnen Gewalt anthun möchten. Wer einen Herrn hat, gehorche ihm pflichtgemäß. Wir ſind eins geworden, in dieſe Thäler keinen Richter aufzunehmen, der nicht Landmann und Einwohner iſt, oder der ein Amt kaufte. Unter den Eidgenoſſen ſoll jeder Streit ausgemacht werden durch die Klügſten; wenn Einer den Spruch derſelben verwürfe, den wollen die Andern dazu nöthigen."

Dieſes alte Denkmal des Schweizerbundes iſt von hohem Intereſſe. Es drückt jene Mäßigung und Kraft aus, die das Schweizervolk in den glorreichen Kämpfen, die es für ſeine Unabhängigkeit führte, niemals verläugnete.

Was die Sache der Freiheit in Gefahr geſtürzt, ja ſelbſt in den meiſten europäiſchen Staaten vernichtet hat, das ſind die thörichten Uebertreibungen der Menſchen, die ſich zu ihren Vertheidigern aufwerfen. Sie liefern auf dieſe Weiſe denjenigen, welche bei der Erhaltung der Mißbräuche betheiligt ſind, zahlloſe Vorwände, um dieſe als einen gegen Freiheit und ſchlechte Leidenſchaften nothwendigen Damm zu verewigen. So iſt es in der Schweiz nicht geweſen. In allen großen Bewegungen hat ſich dieſe Nation vor dem Einfluß der Schönredner und Utopiſten bewahrt. Sie iſt feſt auf ihr Ziel losgegangen, ohne wilde Wuth, aber auch ohne Schwäche. In Frankreich

um Beiſpiel verdankten die Bauern die Fortdauer ihrer Knechtſchaft eben ſo ſehr den Gräueln und Thorheiten der Jacquerie, als der Macht ihrer Gegner. Wir werden ſehen, wie einfache Alpenhirten, welche auf unwürdige Weiſe von dem gereizt wurden, welcher damals das Haupt der Fürſten in der Chriſtenheit war, ihm mit beſcheidener Thatkraft widerſtanden, die Rechte Aller achteten, die Gewaltthätigkeit, welche ſelbſt die beſte Sache entehrt, den Unterdrückern überließen, und ihre Feinde zwangen, ihrer Seelengröße, ihrer Großherzigkeit und ihrem Muth Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen.

Vor der Schlacht am Donnerbühel hatten die Waldſtätte einen Geſandten an den Kaiſer geſchickt, um ſeiner Abſichten gewiß zu werden. Albrecht empfing ihn in Straßburg. „Ich gedenke," ſagte er mit ſeinem gewöhnlichen Hochmuth, „Euch nächſtens eine Veränderung Eures Zuſtandes anzutragen." Indeſſen unterſchätzte er die Tapferkeit dieſer muthigen Bergvölker nicht. Er glaubte ſich dieſesmal der Verſtellung bedienen zu müſſen, eine Taktik, welche der Despotismus im Allgemeinen liebt. Er zieht die Liſt dem Schwert vor, und er wendet die brutale Gewalt erſt an, nachdem er alle Kunſtgriffe erſchöpft hat. Indem Albrecht voll Liſt mit den kleinen Kantonen unterhandelte, machte er die Fürſten ſeines Hauſes mit der verderblichen Politik bekannt, welche ſie den freien Staaten gegenüber befolgen ſollten. Er ſchickte zwei Herren ſeines Hofes, die Grafen von Ochſenſtein und Lichtenberg, in die Waldſtätte, um ſie zu bewegen, ſich Oeſterreich zu unterwerfen, deſſen Oberhoheit von ſo vielen edlen Herren und mächtigen Städten anerkannt ſei.

Albrecht war ſchon Herr der Gegenden, welche die Bergvölker umgeben. Er beſaß die Schirmvogtei über die Klöſter, deren Güter in ihrem Gebiete lagen. Er hatte die Herrſchaften der Grafen von Lenzburg und Kyburg geerbt. Er gab zu verſtehen, daß in den Alpen abgelegene Bauerndörfer den Waffen des Kaiſers nicht widerſtehen könnten, daß er aber das

Vergnügen, ſeine Arme „ſeinen lieben Kindern“ zu öffnen, dem Ruhm ihrer Unterwerfung vorziehen würde. War das Haus Oeſterreich nicht ihre Mutter? Waren die Gründer dieſes Geſchlechts nicht alle Schutzherren von Lenzburg geweſen? Hatte ſie ſein immer ſiegreicher Vater Rudolf nicht gegen ihre Feinde vertheidigt? Dieſer erhabene und vielgeliebte Vater hatte ihm ſo oft von ihrer Tapferkeit erzählt, daß er gehofft hatte, eines Tages nicht ſowohl als Herr, ſondern vielmehr als ihr Feldhauptmann an ihrer Spitze zu ziehen. Wenn ſie ſeine guten Abſichten einſehen wollten, würde er ſie aus ihrer Armuth ziehen, und die, welche ſich unter dem Panner Oeſterreichs auszeichnen würden, zu Rittern ſchlagen und ihnen reiche Lehen ertheilen.

Die Bauern ließen ſich durch die ſchmeichelhaften Worte der öſterreichiſchen Staatskunſt nicht verführen. Sie antworteten mit bewundernswürdiger Schicklichkeit, daß das Gedächtniß Kaiſer Rudolfs den Alpenbewohnern ſtets theuer ſein würde, aber daß die Dankbarkeit, die ihnen ſo ſehr am Herzen liege, ſie nicht verhindern dürfe, die Freiheit, die ſie von ihren Vorfahren erhalten hätten, auf ihre Kinder zu vererben. Weil der Kaiſer der ihnen von ſeinem erhabenen Vater ertheilten Wohlthaten gedenke, warum wolle er ihnen nicht die Gerechtſamen bewahren, die ihnen dieſer auf ewige Zeiten zugeſichert habe? Sie weigerten ſich nicht, die Oberhoheit des Reichs anzuerkennen, und ſie ſeien auch hierin dem Beiſpiele ihrer Väter getreu. Aber warum wolle man ihnen eine Abhängigkeit auferlegen, die allen ihren Ueberlieferungen und allen ihren Gewohnheiten zuwider ſei? — Nach dieſer edlen Antwort ſchickten ſie Abgeſandte an den Hof Albrechts, um die officielle Anerkennung ihrer Freiheiten zu verlangen, indem ſie zugleich um einen Reichsvogt baten, der die Oberhoheit des Kaiſers handhaben ſollte.

Albrecht gab ihnen nun öſterreichiſche Landvögte, welche den Auftrag hatten, ſie zu bedrücken und ſie zur Annahme ſeiner Vorſchläge zu zwingen. Dieſe Vögte waren Hermann

Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg. Sie wohnten im Lande, was die Reichsvögte nie gethan hatten. Landenberg wählte das Schloß Sarnen in Unterwalden zu seinem Sitz, und Geßler baute eine Feste im Lande Uri, um es in Furcht zu erhalten. Nichts war geeigneter, die Gebirgsbewohner aufzureizen. Unglücklicher Weise hatte die österreichische Partei einen mächtigen Bundesgenossen in ihren Thälern. Es war die Geistlichkeit, welche Nichts an den öffentlichen Lasten beitragen wollte. So sieht man, wie die katholischen Priester schon zur Zeit der Befreier die volksfeindliche Haltung einnehmen, die sie seitdem bewahrt haben. Diese Haltung ist übrigens leicht zu begreifen, wenn man sich an ihr theologisches System erinnert. Das katholische Prinzip, das im wahrsten Sinne des Worts Absolutismus ist, ist mit der Idee der Demokratie unvereinbar, welche die Schweiz auf dem Kontinent stets vertreten und vertheidigt hat. Was ich von dem Katholizismus sage, läßt sich keineswegs auf das Christenthum der Apostel anwenden. Das Wesen dieses Christenthums ist durchaus liberal, weil es dem Menschen das Gefühl seiner persönlichen Würde zum Bewußtsein bringt, weil es ihn lehrt, seinen persönlichen Vortheil und selbst sein Leben dem Gesetz der Pflicht, dem Glück des Vaterlandes zum Opfer zu bringen.

Indessen war die Unterstützung der Geistlichkeit keine große Hülfe für die österreichische Partei. Die tapfern Gebirgsbewohner in diesen Ländern, welche seit der Reformation gelehrige Werkzeuge des Ehrgeizes der Priester geworden sind, waren damals Rom und dessen Vertretern gegenüber sehr unabhängig, und sie werden es ohne Zweifel nach dem Beispiel ihrer ruhmvollen Vorfahren wieder werden. Bann und Kirchenstrafen machten keinen Eindruck auf sie. Mehr als einmal haben sie während des Mittelalters den Drohungen und den Donnerkeilen des Papstthums getrotzt*). Sie haben sogar einige Mal das

*) S. Cherbuliez, De la démocratie en Suisse.

unerhörte Schauſpiel eines Volks von Bauern gewährt, das zu gleicher Zeit dem Papſte und dem Kaiſer widerſtand. Warum haben die Waldſtätte in unſern Tagen dieſer heldenmüthigen Ueberlieferungen ganz vergeſſen? Wenn ſie ſich nur Einen Augenblick derſelben erinnert hätten, würden ſie, die unſterblichen Gründer der Eidgenoſſenſchaft, im Jahr 1847 das eidgenöſſiſche Kreuz haben mit Füßen treten und die rothe Armbinde zerreißen können, die ein Zeichen des gemeinſchaftlichen Bundes iſt?

Der Ehrgeiz, der die Geiſtlichkeit fortriß, verführte auch einige Jünglinge: ſo erhielt Wolfenſchieß den Befehl über die Burg Roßberg. Dieſer Mann zeigte ſich, wie alle Verräther, tyranniſcher, als ſelbſt die öſterreichiſchen Vögte. Eines Tages ſah er eine ſchöne junge Frau in einer Wieſe ſitzen. Als er erfuhr, daß ihr Mann abweſend ſei, trat er in ihr Haus und verlangte ein Bad. Die Frau durchſchaute ſeine Abſicht, und rief ihren Mann herbei, der den Wolfenſchieß im Bad erſchlug. Eine ähnliche Begebenheit trug ſich auf der Inſel Schwanau zu, welche ſich wie ein Raſenteppich aus dem Lowerzer See erhebt. Da der Vogt, der auf dieſer Inſel wohnte, einem Mädchen von Arth Gewalt angethan hatte, wurde er von den Bewohnern dieſes Dorfs getödtet.

Stauffacher's Frau, deren warmes Herz beim Anblick dieſer Niederträchtigkeiten kochte, reizte ihren Mann an, ſein Vaterland gegen die Tyrannei zu vertheidigen. Die alten Sitten verliehen den Frauen dieſer Zeit einen unerſchrockenen Sinn. Das Leben hatte noch ſeine urſprüngliche Poeſie bewahrt. Die Häuſer lagen am Rande der Wälder, auf den Abhängen der Berge, in der Nähe der Quellen zerſtreut. Stauffacher's Haus im Dorf Steinen war eines der ſchönſten im Lande. Man bewunderte die große Zahl ſeiner kleinen Fenſter, die Gemälde und Sprüche, mit denen es geſchmückt war. Als Geßler einſt vorüberging, rief er aus: „Wie lange wird man dulden, daß die Bauern ſo prächtige Wohnungen haben?“ Ueber dieſe

Vätern empfangen hatten, auf ihre Kinder zu vererben, zu handeln, wie wenn sie nur Ein Herz und Eine Seele hätten, die Rechte Aller zu achten, wie sie wollten, daß man die ihrigen achte. Als sie so übereingekommen waren, hoben Werner Stauffacher von Steinen, Erni an der Halden vom Melchthal und Walther Fürst von Attinghausen, der alle Andern an Adel, Reichthum und Geschäftserfahrung übertraf, die Hände gen Himmel und schwuren, im Namen Gottes, der Kaiser und Bauern geschaffen hat, und von dem Alle auf gleiche Weise die unveräußerlichen Rechte der Menschheit zu Lehen tragen, ihre bedrohte Freiheit tapfer und mit gemeinschaftlicher Anstrengung zu vertheidigen. Die andern Verschworenen hörten diesen Eid in tiefem Stillschweigen an. Hierauf erhob Jeder die Hand gen Himmel, wiederholte ihn, Gott und alle Heiligen zu Zeugen anrufend. Die Nacht des Jahres 1308 wurde zur Ausführung der Verschwörung bezeichnet.

In dieser Versammlung thatkräftiger Volksfreunde bemerkt man die Gegenwart eines Mannes wie Walther Fürst von Attinghausen nicht ohne Rührung. Eine von den Erscheinungen, welche der Geschichte des Schweizervolkes ein ganz besonderes Gepräge aufdrücken, ist, daß in allen gefahrvollen Zeiten, in welchen die heiligen Interessen des Volkes in Frage stehen, Helden, welche zum Adel gehörten, sich der Vertheidigung der Unterdrückten widmen. Nichts Aehnliches findet sich anderswo in jenen traurigen Zeiten des Mittelalters, wo die Gewalt das allgemeine Gesetz war, als die adelichen Tyrannen gegen die elenden Leibeigenen in Schändlichkeit und Barbarei wetteiferten. Diese elende Masse schien nur geboren zu sein, um unter den goldenen Sporen der Ritter mit Füßen getreten zu werden, und als ob der Mensch mit dem Bauernkittel, der auf seiner Scholle seufzte, von anderer Natur sei, als der mit Sammt und Hermelin bedeckte Baron. In der Schweiz fand sich allerdings auch ein Adel, der von denselben Gesinnungen beseelt und von ähnlichen Grundsätzen geleitet war; aber mitten unter den Gebirgs-

bewohnern, welche ihre Freiheit vertheidigten, glänzte zu allen Zeiten der gekrönte Helm einiger Helden, welche dieſes Namens wahrhaft würdig waren und die Erhabenheit des Ritterſchwurs begriffen. In der That, wie das Ritterthum eingeſetzt worden war, um Wittwen und Waiſen zu vertheidigen, hätte es nicht vor Allem die Opfer einer Staatseinrichtung beſchützen ſollen, welche die weſentlichſten Rechte der Schwachen und Geringen mißkannte? Wenn es ſeine Aufgabe auf dieſe Weiſe verſtanden hätte, könnte die Geſchichte der chriſtlichen Völker viele ruhmvolle Namen neben dem eines Walther Fürſt und Anderer erwähnen, welche ewiglich geſegnet ſein werden, ſo lange in den Alpen ein Sohn der Schweiz lebt, ſo lange die Menſchen das Andenken an die großen Seelen bewahren werden, welche der Menſchheit zur Ehre gereichen.

Die Ueberlieferung hat die Geſchichte Wilhelm Tells und den Tod des Landvogts Geßler in die Zeit verſetzt, bei der wir angelangt ſind. Ob wahr oder falſch, hat dieſe Begebenheit keinerlei Einfluß auf die Verſchwörung ausgeübt. Es iſt eine dramatiſche Epiſode in dieſem herrlichen Kampf, deſſen wahre Helden, was man auch annehme, die Männer ſind, welche auf dem Grütli ſchwuren, die Tyrannen aus ihrem Vaterlande zu jagen. Der Name dieſer muthigen Männer iſt weniger berühmt geworden, als der des Tell. Das iſt eine von den Launen der Phantaſie des Volkes, von denen die Geſchichte manches Beiſpiel darbietet. Nicht die lang überdachten Entſchlüſſe, nicht der beharrliche Muth, der ſie ausführt, macht auf die Maſſen einen bleibenden Eindruck, ſondern die plötzlichen Entſchlüſſe und die ritterliche Begeiſterung. Aus dieſem Grund war die Geſchichte, oder wenn man lieber will, die Legende des Tell beſſer geeignet, im Gedächtniß des Volks zu bleiben, als die weniger glänzende Hingebung derjenigen, welche durch den muthigen Schwur auf dem Grütli den Grund zur Eidgenoſſenſchaft legten. Für die Franzoſen war die Geſchichte der Schlacht bei Waterloo in einem dem General Cambronne zugeſchriebenen helden-

müthigen Worte zuſammengefaßt*). Wer aber die großen Thatſachen der Vergangenheit ernſtlich überlegt, wird finden, daß die unerſchrockenen Bürger, welche den Sturz der öſterreichiſchen Herrſchaft durch ihre Klugheit, ihren Muth und ihre Feſtigkeit vorbereiteten, ein wenigſtens ebenſo vollſtändiger Ausdruck des Schweizervolks ſind, als der poetiſche Armbruſtſchütze. In der That liegt der Charakter dieſes Volks weit eher in der geduldigen Ruhe, mit welcher es ſeine Abſichten verwirklicht hat, als in jenen raſchen Eingebungen, in dieſer plötzlichen Begeiſterung, die den ſüdlichen Nationen eigen iſt. Aber die Poeſie bekümmert ſich wenig um dieſe Betrachtungen und die Poeſie hat ohne Zweifel Recht. Ihr Zweck iſt, die Phantaſieen zum Ideellen zu erheben. Als Ideal iſt aber Schillers Wilhelm Tell vollkommen wahr, ſowie der Polyeuctes von Corneille, der Achilles des Homer, der Aeneas des Virgil, der Vasco de Gama des Camoëns, der Rinaldo des Taſſo. Dieſe wunderbaren Weſen, welche die höchſten Beſtrebungen der Menſchen perſonifiziren, verlaſſen das enge Gebiet der Wirklichkeit, um ſich unter dem Schutz jener mächtigen Fee, welche Poeſie heißt, über die von Bewunderung hingeriſſenen Völker zu erheben. Für ſie iſt die wahre Geſchichte, die Geſchichte, die ſie ergreift, die ſie über den Kreis ihres gewöhnlichen Daſeins hinausreißt, diejenige, wie ſie die bewundernswürdigen Dichter der „Iliade", des „befreiten Jeruſalems" und des „Wilhelm Tell" dargeſtellt haben.

Was uns betrifft, ſo wagen wir es, dieß nicht allzuſehr zu bedauern. Die Wiſſenſchaft verliert vielleicht Etwas dabei, aber der Fortſchritt der Menſchheit gewinnt viel; die Menſchen haben oft genug das ſchmerzliche Schauſpiel der Wirklichkeit vor Augen, die verkannte Hingebung, die verrathene Freundſchaft, die frech mit Füßen getretenen heiligſten Eidſchwüre. Sie erleben nur

*) Das bekannte Wort: „Die Garde ſtirbt, aber ſie ergibt ſich nicht." (A. d. U.)

zu oft den Sieg der ſchamloſen Liſt und der brutalen Gewalt. Sie ſehen, ach! nur zu oft, wie diejenigen, welche ihnen das Beiſpiel der Unabhängigkeit und des Muths geben ſollten, feig unter dem Joch des Deſpotismus kriechen und ſich zu gemeinen Vertheidigern aller ſeiner Launen erniedrigen. Möge es ihnen wenigſtens mit Hülfe der Zauberkünſte der Poeſie vergönnt ſein, jenes düſtere Gefängniß zu verlaſſen, das man die Welt nennt, jene irdiſche Hölle des Materialismus und der knechtiſchen Geſinnung, die die menſchliche Geſellſchaft genannt wird, und ihre in Thränen gebadeten Augen zum wolkenloſen Himmel des Ideals emporzuheben. Dort zeigen ſich, mit einem Heiligenſchein bekränzt, diejenigen, welche für die Menſchheit gekämpft und gelitten haben; die heldenmüthigen Märtyrer der Urkirche, die erſten Verkündiger des Evangeliums und der Brüderlichkeit, die biederen Ritter ohne Furcht und Tadel, welche Europa von dem Joch der Ungläubigen gerettet haben; die muthigen Befreier, welche, wie der Schütz von Bürglen, ihre unbezwungene Stirne kühn vor den Tyrannen erhoben haben. Dieſe auserwählte Schaar beugt ſich liebevoll auf unſere Erde voll Elend herab; ſie ſpricht ihr von Milde, von Liebe, von Freiheit; ſie verflucht die Unterdrücker und tröſtet die Opfer. Sie iſt es, deren himmliſche Stimme mitten im Dunkel der Nächte im Ohre derer ertönt, welche in der Verbannung oder in den unterirdiſchen Kerkern von beſſeren Tagen für ihr Vaterland träumen. Sie iſt es, die dem Schriftſteller, der ſein Leben und ſeine Ruhe dem Glück ſeiner Brüder zum Opfer bringt, muthige Worte eingibt. Sie iſt es, welche den ſchwächſten Kindern des Menſchengeſchlechtes Löwenkraft gibt. Sie iſt es, welche vorwärts geht, und die uns mitten in der Finſterniß der Gegenwart das kaum anbrechende Licht zeigt, welches ſchon den unermeßlichen und prachtvollen Horizont der Zukunft beleuchtet.

Indeß brach der 1. Januar des Jahres 1308 an. Bei Tagesanbruch wurde Einer der Verſchworenen des Grütli vermittelſt eines Seils in das Zimmer eines Mädchens gezogen,

das auf der Burg Roßberg in Obwalden diente. Zwanzig junge Männer drangen ihm in die österreichische Feste nach, bemächtigten sich des Vogts und seiner Leute. An demselben Tag, während Landenberg, der in dem Schloß zu Sarnen wohnte, sich bereitete, in die Messe zu gehen, kamen zwanzig Männer aus Unterwalden, um ihm, wie es gebräuchlich war, Neujahrsgeschenke darzubringen. Es waren Hühner, Ziegen, Lämmer und Hasen. Der zufriedene Landvogt lud sie ein, in die Feste zu kommen. Sobald sie die Fallbrücke der düsteren Burg überschritten hatten, blies einer der Verschworenen auf dem Horn. Auf dieses Zeichen zogen alle aus ihren Kleidern Lanzenspitzen hervor, welche sie an ihre Alpenstöcke befestigten, und verjagten dann den Vogt. Ihrem Schwur getreu, begnügten sich die Schweizer, ihre Freiheit wieder zu erobern, ohne einen einzigen Anhänger Oesterreichs zu verfolgen. Sie begrüßten voll Begeisterung die Sonne des neuen Jahres, welche ihre Freiheit beleuchtete, und zündeten Signale und Freudenfeuer auf den weißen Berggipfeln an. Am folgenden Sonntag vereinigten sich die Abgeordneten der drei Länder und erneuerten feierlich ihren ewigen Bund. Sie hatten ihre alten Rechte wieder gewonnen, ohne einen Tropfen Bluts zu vergießen, ohne selbst die alten Rechte Oesterreichs anzutasten.

Als Albrecht diese großen Begebenheiten erfuhr, gerieth er in entsetzliche Wuth. Er versammelte eine große Anzahl Herren und Edle, und ging in's Aargau, um das, was er einen Bauernaufstand nannte, zu züchtigen. Der Kaiser brachte seinen Neffen, den Herzog von Schwaben mit, der sein Mündel war, und dem er sein Erbe vorenthielt. Dieser junge Herr war im Herzen von Rachebegierde erfüllt. Statt den muthigen Aufstand der Schweizer zum Muster zu nehmen, bestürmten ihn unglückbringende Gedanken; seine Hand zitterte, wenn sie den Mörderdolch berührte. Der über den Ehrgeiz Albrechts unzufriedene Adel reizte noch den Groll des Herzogs Johann. Er beredete sich mit mehreren Edelleuten, den Kaiser zu ermorden. Sie

beſchloſſen, ihren Vorſatz in dem Augenblicke auszuführen, wo Albrecht das Schloß Baden verlaſſen würde, um in der Nähe der alten Vindoniſſa über die Reuß zu gehen. Die Verſchworenen richteten es ſo ein, daß ſie ſich allein auf dem Schiff des Kaiſers befanden. Man war im Angeſicht des Schloſſes Habsburg, mitten unter den Ruinen der Römerſtadt, als ſich Herzog Johann auf ſeinen Oheim ſtürzte. Eſchenbach ergriff den Zaum des Pferdes und der Herzog durchſtach den Kaiſer mit ſeiner Lanze. Zu gleicher Zeit zerſpaltete ihm Balm den Kopf und Eſchenbach ſchlug ihm in's Geſicht, der Fürſt ſtieß einen Angſtſchrei aus und fiel in ſein Blut nieder. Eine arme Frau, die ein unwillkürlicher Zeuge dieſes Dramas war, hob den Kaiſer auf, der in ihren Armen den Geiſt aufgab. Unterdeſſen kam ſein alter Kanzler, der Biſchof von Straßburg herbei, küßte ſeine blutigen Wangen und führte ihn auf einem Wagen weg. Die ganze Stadt Brugg zog hinaus, um dieſes traurige Schauſpiel anzuſehen. Welch ein Unterſchied zwiſchen dem unſeligen Tode Albrechts und dem glänzenden Schickſale Rudolfs von Habsburg! Rudolf hatte die Stadt- und Landleute gegen die Gewaltthätigkeiten des Adels beſchützt. Er verdankte ſogar ſeine Erhebung auf den kaiſerlichen Thron der Liebe, welche er für die Gerechtigkeit und die Unterdrückten bezeugt hatte. Als Haupt der europäiſchen Fürſten hatte er ſich das Herz derer zu erhalten gewußt, deren Stütze und Vater er ſo lange geweſen war. Sein Name war in den Alpenthälern verehrt geblieben. Dieſe von dem Gewiſſen, von dem chriſtlichen Bewußtſein eingegebene Politik mißfiel dem ehrgeizigen Albrecht. Er wollte alle die von ſeinem Vater beſchützten Rechte der Vergrößerung ſeines Hauſes opfern. Um dieſen Zweck zu erreichen, wandte er abwechſelnd Liſt und Gewalt an. Aber die, denen er Hohn ſprach, wurden die Werkzeuge der Rache des Himmels. Die Gebirgsbewohner der Schweiz waren die erſten, die ſeinen Uebermuth demüthigten, indem ſie ſeine pflichtvergeſſenen Landvögte verjagten. Die Herren, die er nicht mehr geſchont hatte,

als die Bauern, entriſſen ihm das Reich mit dem Leben. Unglücklicherweiſe zogen die Fürſten ſeines Hauſes ſeine Politik den edlen Geſinnungen Rudolfs von Habsburg vor. Sie konnten es der Schweiz nie verzeihen, daß ſie, das Joch Albrechts zerbrechend, ihre Freiheit wieder erobert hatte. So oft ihnen die Gelegenheit günſtig ſchien, verſuchten ſie, ſich jene tapfern Männer wieder zu unterwerfen, welche ihre Unabhängigkeit eben ſo ſehr ihrer Mäßigung als ihrem Muth verdankten. In Deutſchland hatte die Politik des Rückſchritts keine glühendern Bundesgenoſſen. Als die Böhmen, des entarteten Papſtthums müde, ſich von der römiſchen Kirche trennten, beſiegte Oeſterreich durch gehäufte Gewaltthaten ihr gerechtes Widerſtreben. Seit der Reformation Luthers verfolgten die Nachfolger Karls V. die nämliche Richtung, und bedeckten Deutſchland mit Blut. Der Krieg, welcher den päpſtlichen Deſpotismus wiederherſtellen ſollte, zerriß Europa dreißig Jahre lang. Italien weiß, wer auf ſeinem Boden die Feinde jeder edleren Idee geweſen ſind. Und dieß iſt der Charakter dieſer Dynaſtie, welche von manchem Schriftſteller bis in die Wolken erhoben wird. Nach ihnen wäre das Haus Lothringen für die chriſtlichen Völker das Bollwerk der Ordnung und Civiliſation*). Wir begreifen dieſe Begeiſterung, wenn man ſich auf ihren Standpunkt ſtellt, wenn man die Unterdrückung der liberalen Ideen Ordnung, die Herabwürdigung der Maſſen unter die zwiefache Tyrannei der Kirche und der Ariſtokratie Civiliſation nennt. Dieſes Ideal findet ſich in dem zwiſchen dem Kaiſer Franz Joſeph und dem Papſt Pius **IX.** abgeſchloſſenen Concordat. Es iſt wirklich ein rührendes Schauſpiel zu ſehen, wie in unſerm Jahrhundert die geiſtliche Gewalt, die die Gewiſſen beherrſcht, und die weltliche Gewalt, welche über das Schwert verfügt, ſich mit einander ver-

*) Man ſehe die Artikel über das Haus Lothringen in dem „Correspondant", einer franzöſiſchen katholiſchen Revue, von G. de la Tour, Abgeordnetem zum geſetzgebenden Körper.

ſtehen, um die Kundgebungen des menſchlichen Geiſtes und der menſchlichen Freiheit niederzuhalten! So werden der Thron des Papſtes und des Kaiſers, beide mit Sklaven umgeben, mit ihrem ganzen Gewicht auf Deutſchland und Italien laſten. Sie werden fleißig daran arbeiten, die Nationalitäten zu erdrücken und die empörte Vernunft niederzuhalten. Die Regierungen, welche heute auf ihre gegen das Evangelium und die Vernunft erfochtenen Siege ſo ſtolz ſind, ſollten ſich jedoch an die Niederlagen erinnern, welche ſie in der Vergangenheit erlitten haben. Die Macht der Gerechtigkeit und das Geſetz des Fortſchrittes können nicht beſiegt werden. Die Verſchworenen des Grütli, Johannes Huß auf der Univerſität Prag, Luther in ſeinem Wittenberger Kloſter waren vereinzelte Männer. Das Reich und das Papſtthum ſchienen ihren Forderungen Trotz bieten zu können. Aber wenn ſie weder die Donnerkeile des Vatikans, noch die zahlloſen Soldaten des deutſchen Cäſars zu ihrer Verfügung hatten, verfügten ſie dagegen über jene Macht, welche das Schickſal der Welt ſo oft geändert hat und die, wenn die Unterdrückung ihre größten Siege feiert, unſterblich im Grunde der Herzen lebt. Dort bereitet ſie furchtbare Aufſtände vor, welche wie die von 1789 und 1830 die Throne des Abſolutismus bis in ihren Grundfeſten erſchüttert. Umſonſt wird man verſuchen, den Aufſchwung der politiſchen Freiheit und der freien Prüfung in Sachen der Religion aufzuhalten. Die Freiheit iſt ſchneller als der Blitz. Sie fliegt auf den Schiffen Großbritanniens bis an's Ende der Welt. Sie herrſcht ſiegreich in den reichen Städten der neuen Welt unter dem Schutz des Sternenpaniers der Vereinigten Staaten. Die franzöſiſche Revolution hat ihre Grundſätze in die glühende Seele der romaniſchen Völker eingegraben. Ihr Name hat ſchon hundertmal in dem Munde der Märtyrer der Unabhängigkeit wiederhallt. Wollt ihr ihren ſiegreichen Gang aufhalten, ſo ſtürzt zuerſt die Rednerbühnen um, welche im Haag, in Dresden, in Brüſſel, in Turin, in Bern, wie in London und Washington den be-

freiten Völkern als Organ dienen. Schließt die Universitäten; denn die Jugend strömt hin, um die berühmten Lehrer voll Begierde anzuhören, die von einem edlen Haß gegen die Staatsformen des Mittelalters beseelt sind. Es reicht dieß aber nicht hin. Ihr müßt noch auf den Gipfeln der Berge jene Geiernester wieder aufbauen, von welchen herab sich der Lehensadel auf die Bauern stürzte. Ihr müßt auch die von der Reformation und der französischen Revolution zerstörten Klöster wieder aufrichten, jene Klöster, aus welchen die Verkündiger des Absolutismus hervorgingen. Ihr müßt endlich jene Bauern in Frankreich, in der Schweiz, in England, in Belgien und Holland, die eine freie Stirne zum Himmel emporheben, wieder an die Scholle fesseln. So lange ihr diese riesige Aufgabe nicht erfüllt habt, mögt ihr so viele Protokolle und Konkordate unterzeichnen, als ihr wollt, es wird die Welt um nichts weniger auf dem Wege des Fortschritts und der Freiheit vorwärts gehen.

XLIX.

O See, du Bild der alten Treu,
Der alten Thatkraft Spiegel.

Minnich.

Ich reiste in einem offenen Wagen ab und überließ mich der Ruhe, die laue Luft einathmend, welche um diese Stunde des Tages, an welcher die Hitze schon nachläßt, kühler wird. Sie hat noch nicht den geheimnißvollen Reiz des Abends, aber sie ist von einer lieblichen Heiterkeit, in welche sich die Seele taucht, ohne weder Schwermuth noch die Unruhe der Leidenschaft zu fühlen. Dieser Augenblick gleicht dem Lebensalter, welches die Uebertreibungen des Herzens und des Geistes zu fürchten

beginnt, welches ſich ſcheut, ſich dem Glück zu überlaſſen, um nicht den Blitz auf ſich herabzuziehen.

Ich fuhr längs dem Vierwaldſtätterſee hin, an der Stelle, wo eine enge Bucht ſich in die unterſten Abhänge des Rigi drängt. Der See dehnt ſich im Oſten bis in die Mitte ſchwarzer Gebirge aus, die ſenkrecht aus den Fluthen emporſteigen. Welche traurigen Töne müſſen in ihren tiefen Abgründen erſchallen, wenn ſich der furchtbare Föhn, nachdem ſich der Nordwind in der Bucht von Uri gelegt hat, dem böſen Dämon gleich, von den Höhen des St. Gotthard herabſtürzt und ſeine ganze Wuth entwickelt. Er ſchlägt mit ſeiner furchtbaren Schwinge den glänzenden Feudo, die mitten unter den Gletſchern einſam ſtehende Furka, die koloſſalen Säulen des Titlis und ſchwingt ſich auf die erdröhnenden Abhänge des Aſchenbergs, deſſen Trümmer von unerſteiglichen Wänden herabſtürzen. Dann wälzt die Reuß ihre Wogen mit noch größerem Ungeſtüm nach den reichen Ebenen des Aargaus. Der Melbach ſtürzt ſich mit ſchäumenden Wellen herab, die Muotta und die Seewen entwurzeln auf ihrem Weg die höchſten Fichten, deren Gipfel ſich kreuzen, ſich drängen und brechen. Und dann den Himmel mit traurigen Dünſten bedeckend, taucht ſich der Föhn in den brauſenden See, der ſich erhebt, ſich wieder ſenkt, ſich wüthend gegen die Koloſſe ſtürzt, die ihn zuſammenpreſſen und dann brüllend zurückfällt.

„Wehe dem Fahrzeug, das jetzt unterwegs
In dieſer furchtbaren Wiege wird gewiegt!“ *)

Aber warum beſchwöre ich dieſe Scenen der Verzweiflung herauf? Lacht nicht Alles an dem Ufer, das ich durchwandre? Das Wetter iſt heiter. Der Wind, dieſer Bruder der Sonne, Freund der Blumen, Gefährte des Wanderers, ſeufzt kaum in den Kirſchbäumen. Die Gärten, durch welche dieſer Weg führt, verbreiten ſüße Wohlgerüche und in den Gebüſchen voll Kühle, welche die Abhänge des Rigi bedecken, hört man den ſüßen Ge-

*) Schiller, Wilhelm Tell.

ſang der Grasmücken und morgenfrüher Nachtigallen. — Mein Geiſt wird von dem Gegenſatz beherrſcht, den die lieblichen mich umgebenden Bilder und der ernſte Anblick jener zerriſſenen Berge und jener marmorglatten Pyramiden darbieten, welche das Dunkel ihres Schattens über den See verbreiten. Kein Fuß betritt jemals jene einſamen Gipfel. Das falbe Schneehuhn allein hält dort an, um von ſeinem mächtigen Flug auszuruhen. Der Mittelpunkt des Sees und die vorſpringenden Vorgebirge ſind von einem lebhaften Lichte erhellt, während ſich ein düſterer Schleier über den Surenen verdichtet. Oberhalb dieſer kahlen Gipfel neigen ſich das Urihorn, die Clariden und der Crispalt vor dem St. Gotthard, der ſein von Jahrhunderten ehrfurchtsvoll begrüßtes Haupt zum Himmel emporhebt.

In dieſen Einöden lebt mitten unter ſeinen Heerden das Hirtenvolk der Urner, wie die Patriarchen im Aſien des Alterthums. Dort brauſen die Winde, und die Lawine donnert um ſeine Wohnungen, die in fruchtbaren Wieſen verborgen liegen oder am Rand der Abgründe kleben. Die behende Gemſe iſt nicht behender als dieſe ſtolzen Hirten, welche im Frühling auf die ſchroffen Gipfel zurückkehren, wie die Schwalben ihr Thal wieder aufſuchen; der Wolf, der ſich auf ſeine Beute ſtürzt, iſt nicht ſchrecklicher als dieſe Helden, wenn ſie ihr Schlachthorn ertönen laſſen. Mehr als einmal hat ihr Herz unter dem Hauch der Freiheit laut geſchlagen, welche für ſie der größte Schatz iſt. Die Freudenfeuer, welche am Tag der Befreiung auf dieſen ewigen Bergen glänzten, haben das ganze Thal erleuchtet, wie zu der Zeit, da Griechenland den Helden Agamemnon, den Sieger Trojas erwartete.

Sei gegrüßt, Leuchte der Nacht,
Die einen ſo ſchönen Tag hervorruft!" *)

Indeſſen erheben ſich die Ruinen der adelichen Burgen vor meinen Augen, Geſpenſtern gleich, die dazu verdammt ſind, den

*) Aeſchylus.

künftigen Geſchlechtern ihre ſchauerlichen Geſchichten zu erzählen. Schon hatte ich die Anſicht auf den Vierwaldſtätterſee verloren und ich fuhr längs der Luzernerbucht den zerriſſenen Gipfeln des Pilatus gegenüber, indem ich links die Blumalp zurückließ, deren Abhänge ſich wie prachtvolle Stufen gegen den ewigen Schnee erheben. Die furchtbaren Kämpfe, welche die Welt von dem Kapitol bis zum äußerſten Oſten erſchüttert haben, kamen mir im Angeſicht einer jener Burgen wieder ins Gedächtniß, deren auf dem Gipfel eines Vorgebirgs liegende Trümmer noch jetzt über dem klaren See ſchweben. Die rohe Gewalt hat ſogar dahin Feuer und Schwert gebracht! Sie mußte dort von der Macht der Demokratie niedergeworfen werden, die ſich mit dem Zeichen der Erlöſung bewaffnet hatte.

Als die röthlichen und gezinnten Mauern der letzten adelichen Trümmer auf dem Wege verſchwunden waren, ſah ich Luzern vor mir emporwachſen, das, in verſchiedenen Farben glänzend, ſich auf dem Strand ſeines Golfs im Halbkreis ausbreitet. Die zwei ſchlanken Thürme der dem heiligen Leodegar, ihrem Schutzheiligen, geweihten Kirche erhoben ſich am Ufer des Sees über die ſteilen Dächer der ohne Ordnung am Fuß des Berges hingeworfenen Wohnungen, über die maſſiven Thürme der Klöſter und die Mauern der alterthümlichen Feſtungswerke. Schöne Heerden ruhten in der Sonne auf den untern Abhängen des Pilatus, deſſen mit einer üppigen Vegetation geſchmückter Fuß mit der furchtgebietenden Düſterheit ſeines dürren Gipfels. Ich fuhr eben durch das Wäggiſer Thor, als eine ſchlanke Gebirgsbewohnerin mit ihren zwei langen herabhängenden Haarflechten, ihrem bunten, mit einer Halskrauſe und einem ſilbernen Kreuz geſchmückten Mieder und weiten Aermeln mir ein mit Erdbeeren und Blumen angefülltes Körbchen darreichte. Sie lächelte mir zu, indem ſie mir den Pilatus zeigte, von dem ſie zurückkam. Vergißmeinnicht, Alpenroſen, Gebirgstragant, purpurne Genzianen bildeten einen anmuthigen Kranz um die biegſame Binſe.

L.

Pilatus iſt ein großer Held,
Wohl bei der Stadt Luzern.
J. J. Müller.

Der See iſt ſchwarz; keine Falte durchzieht ihn; Alles iſt ſtill; kein menſchliches Weſen ſtört die tiefe Finſterniß. Ich bin allein, Emanuel, und die düſtern Wolken, welche ſchnell zum Himmel emporſteigen, ſcheinen mir von den Ländern herzukommen, die ich gekannt habe. Sie ſind ſo finſter, ihre Geſtalten ſind ſo ſeltſam, daß ſie mir beinahe Schrecken einflößen. Was für ſchauerliche Geſtalten werden meine Träume wieder erfüllen? Aber nein! Verjaget ſie, ihr Hauche, die von jenen einſamen Gipfeln herkommt, ſchickt mir die Vergeſſenheit zu, ihr wohlthätigen Genien der Nächte; erweckt meine Seele durch neue erhabene Eingebungen, ihr ſchönen Alpen, die ihr mein Schild gegen die Welt ſeid, deren Töne ich noch zu hören glaube. Der Seefalke mit ſeinem Trauerkleid, der auf dem See ſchwebte, hat ſich in die Tiefe der Wellen geſtürzt, und ſich dann, ſeine Beute feſthaltend, auf das Tomlishorn geſchwungen, den unerreichbarſten Gipfel des Pilatus. Er läßt ſich an dem Rand eines Beckens von ſtehendem Waſſer nieder, welches lang der Schrecken der Menſchen geweſen iſt. Dort, ſagt man, iſt die Einſamkeit ewig, das Feuer des Himmels ſengt den dürren Fels, dort heult der Wind wie ein Fluchgeſchrei, — denn dort trübt der Schatten eines Feiglings, deſſen Herz weder Haß noch Liebe gekannt hat, die einzige Zufluchtsſtätte, welche der Zorn Gottes ſeiner fluchbeladenen ſterblichen Hülle gewährt hat. Die Erde, welche den Brudermörder Kain aufgenommen, die den Judas Iſcharioth nicht wieder ausgeſpieen hat, dieſe Erde, ſagt die Legende, hat den Pilatus bis zu jenem ſchwarzen in den Wolken verlornen Felſen verſtoßen.

Dieß iſt, mein Freund, die Wahrheit der Eindrücke des Volks. Wenn ich in meiner Abgeſchiedenheit meinen Geiſt ſammle, um die Macht unſerer geiſtigen Fähigkeiten richtig beurtheilen zu können, geht mein Herz auf, wenn ich ſie in ſolchem Grade unfehlbar finde. Welche Kraft liegt nicht in jenen Urtheilen, die von einem unwiderſtehlichen Gefühl aufgedrungen werden. Gewährt die Ueberlegung wohl größere Sicherheit? Welches Geſetz eines Lykurg oder Solon hat je das Rechte beſſer getroffen?

Warum hat das Verdammungsurtheil der Völker vorzugsweiſe das Andenken des Pilatus getroffen? Wie viele unter den Henkern Chriſti ſcheinen ſchuldiger zu ſein als er! Caiphas arbeitet hartnäckig darauf hin, Jeſus zu verderben. Er offenbart eine ſolche Verachtung gegen das Menſchenleben, daß er, der Prieſter des dreimal heiligen Gottes, zu erklären wagt, daß man einen Menſchen dem Vortheil des Volkes aufopfern müſſe*). Iſt dies nicht jene gewiſſen- und herzloſe Politik, welche den Caiphas überlebt hat,. welcher jedes Pflichtgefühl unbekannt, welche fähig iſt, Tauſende von denkenden Weſen ihren ehrgeizigen Abſichten aufzuopfern? Wenn der Abſcheu, welchen ſchon der Name Pilatus einflößt, dieſen gottesläſterlichen Prieſter nicht noch in höherem Grade getroffen hat, ſo kommt es daher, daß das Volksgefühl wohl wußte, daß er mehr Nachahmer als Vertheidiger finden ſollte. Die, welche durch ſolche Mittel emporkommen, können auf ihre Erfolge nicht ſtolz ſein. Die allgemeine Verachtung wird ihnen früher oder ſpäter Recht widerfahren laſſen. Andere laſſen ihre Selbſtſucht weniger offen hervortreten; ſie erklären ſich niemals zu Feinden der Wahrheit und der Billigkeit. Wenn die Zeiten ruhig ſind, wenn ſie weder Feinde noch Verfolgungen zu fürchten haben, billigen ſie gern Alles, was ſchön, gut und groß iſt. Ein ſolcher iſt Pi-

*) *Συμφέρει ἡμῖν ἵνα εἷς ἄνθρωπος ἀποθανῇ ὑπὲρ τοῦ λαοῦ* (Johannes 11, 50).

latus. Wenn man Christum vor ihn führt, erklärt er, so lange er Nichts für seine eigne Person und für sein Ansehen fürchtet, daß er in ihm weder Empörung noch Gotteslästerung finde. Aber sobald er das erste Murren einer blutdürstigen Menge gehört hat, sagt er sich selbst, daß wenn Jesus nicht irgend ein schweres Verbrechen begangen hätte, man gegen ihn nicht eine solche Erbitterung zeigen würde. Der kann nicht vorwurfslos sein, der gegen seine Werke und seine Lehre die Glieder des Priesterthums und die angesehensten Häupter des Volks aufgereizt hat. Zuletzt kennt der pflichtvergessene Beamte kein Mitleiden mehr; sobald er mit dem Verluste der Freundschaft Cäsars bedroht wird, da gibt er schamlos die Vertheidigung des Unschuldigen auf. Um sich nicht die Feindschaft des Herrn zuzuziehen, will er nicht als der Beschützer des Gerechten betrachtet werden. Er vermeidet jede Gemeinschaft mit dem, den die irdischen Gewalten verfluchen. Er will nicht für einen jener unklugen Menschen gehalten werden, welche die Verantwortlichkeit der edlen — aber gefährlichen Sachen übernehmen.

Doch, wenn er seine heiligen Pflichten als Beamter und Stellvertreter der kaiserlichen Gewalt verräth, sucht er die Guten und vielleicht auch selbst die Nachwelt auf seine Seite zu bringen. Daher hütet er sich wohl, den Angeklagten zu schmähen und seine Leiden zu vermehren; er zeigt nicht die geringste Heftigkeit gegen ihn und spricht von seinen Verfolgern nicht mit Achtung. Seine Klugheit bleibt nicht dabei stehen. Er will nicht — und er erklärt es feierlich — daß das Blut des Menschensohnes auf sein Haupt falle, und um seine Meinung durch ein bedeutsames Symbol auszudrücken, wäscht er sich die Hände vor den Augen der vor Zorn schnaubenden Menge. Und dennoch, o Pilatus, ist diese Vorsicht der menschlichen Politik vergeblich. Du wirst für dich nur die haben, welche jene verbrecherische Schlauheit bewundern, die vom Evangelium „die Klugheit des Fleisches" genannt wird. Denn sie ist es, welche die Ermahnungen des menschlichen Gewissens verachtet und mit

Füßen tritt. Aber der Inſtinkt des Volkes, der höher ſteht als die eigennützigen Entſcheidungen der Leute deines Gleichen, wird deiner traurigen Politik die Billigung verweigern, die dir ſo ſehr am Herzen lag. So lange ein einziger Chriſt auf dieſer Erde lebt, wird man überall jene furchtbaren Worte ertönen hören: **„der unter Pontius Pilatus gelitten hat."** Du haſt den Gerechten nicht getödtet, du haſt ihn in ſeinen Qualen nicht verhöhnt, du haſt dich nicht an ſeinem Blute geſättigt wie ein Prieſter Judas; aber er hat gelitten, als du der Herr warſt, als du in deinen Händen das Schwert des Geſetzes hielteſt, als du verpflichtet warſt, dein Leben nöthigenfalls der Gefahr auszuſetzen, um die Unſchuld zu beſchützen, als keine Rückſicht bedeutend genug geweſen wäre, deine Pflicht als Beamter darob zu vergeſſen. **Er hat unter Pontius Pilatus gelitten.**

So biſt du noch mehr verabſcheut, als die Fanatiker, welche Chriſti Tod verlangten. Dieſe waren dem Einfluß der ſtärkſten Vorurtheile unterworfen, welche die menſchliche Vernunft beherrſchen können. Sie wußten nicht, was ſie thaten; Chriſtus ſelbſt erklärt es am Kreuz. Du warſt weder blind noch ein Schwärmer; dein Geiſt war erleuchtet, man bewunderte die Richtigkeit deines Urtheils; du warſt wiſſenſchaftlich gebildet und ſelbſt in der Philoſophie bewandert, du haſt nicht einer jener Leidenſchaften nachgegeben, für welche ſelbſt die ſtrengſten Sittenrichter Entſchuldigungen haben, ſondern einer gemeinen, niedrigen, von Allen verachteten Leidenſchaft — du warſt ein Feigling! So iſt denn die Nachwelt mit Recht gegen dich ſtrenger geweſen, als für irgend einen andern Theilnehmer an dem blutigen Drama, deſſen Opfer der Menſchenſohn wurde. Die Einbildungskraft des Volkes, die unendlich mächtiger iſt als die der größten Dichter, hat ſelbſt die Natur gegen dich aufgewiegelt.

Ich glaube nicht, daß es in den Mythen des Alterthums etwas ſo Ergreifendes gibt, als die Legenden, welche ſich auf die Leidensgeſchichte Chriſti beziehen. Der Jude, der ihn von

der Schwelle ſeines Hauſes verſtoßen hat, der gegen Jeſum unbarmherzig war, iſt verurtheilt, wie Cain auf Erden zu irren. Aber Cain flieht nur eine Zeit lang vor dem Ewigen. So gut ſoll es dem Ahasverus nicht ergehen. Umſonſt wird er ſich in das Schlachtgetümmel ſtürzen, die Schwerter werden an ſeiner diamantfeſten Haut abſtumpfen. Umſonſt werden ihn die Stürme in die Tiefe des Meeres hinabziehen; eine wunderbare Woge wird ihn auf das Ufer zurückwerfen. Umſonſt wird er, des Lebens und einer endloſen Qual müde, zu Nero ſagen: „Du biſt ein Muttermörder!“ zu Domitian: „du biſt ein Ungeheuer!“ zu Heliogabalus: „du biſt ein Unſinniger!“ Die Henker werden ihre eiſernen Hände an ſeinem Leibe zerſplittern; die Folterbänke werden unmächtig ſein, ſeine Glieder zu zermalmen; die Flamme wird für ihn ein kühlendes Bad werden, welches ſeine unſelige Unſterblichkeit mit neuer Lebenskraft erfüllen wird.

Wie tief iſt doch die Moral der erſten Legenden! Der, welcher dem Erlöſer einige Augenblicke Ruhe verweigert hat, Ahasverus, wird nicht einmal die Ruhe des Todes kennen lernen — dieſen höchſten Troſt der Nachkommenſchaft Adams! Der, welcher die Unſchuld verlaſſen, ſie einer eiteln Rückſicht aufgeopfert hat, Pilatus wird ein ſolcher Gegenſtand des Abſcheus werden, daß ihn ſelbſt die fühlloſen Weſen mit Eckel verwerfen werden. Er hat vor Allem nach den nichtigen Ehren der Erde geſtrebt, er hat Pflicht und Gerechtigkeit dieſen Götzen geopfert. Und nun wird ihm dieſe Erde, welcher ſeine ganze Liebe und alle ſeine Gedanken hingegeben waren, nicht einmal das beſcheidenſte Grab, nicht das Grab des letzten Sklaven gewähren! Die Flüſſe werden ihn ausſpeien; die erzürnten Meere werden ihn in ihren Wogen herumwälzen. Er wird erſt auf dem traurigen Gipfel der eiſigen Gebirge eine Gruft finden, da wo das Leben aufhört, wo der Tod ſiegt, wo die ſchauerlichen Vögel der Nacht allein das Geräuſch ihrer Flügel und jenes wilde Krächzen hören laſſen, das, dem Todesröcheln der Sterbenden gleich, die Einſamkeit durchtönt.

LI.

Soll dieſe jeder Werber ſich erkaufen,
Wie man zur Hatze junge Löwen nährt?
V. v. Tſcharner.

Ich ſaß am Ufer des Sees in einem Baumgange, deſſen Zweige ſich unter dem warmen Abendwind bogen. Ich ruhte von einer langen Wanderung aus, nachdem ich den Löwen aus weißem Marmor beſucht hatte, der, von einer Lanze durchbohrt, in der Höhlung eines Felſen liegt, wo lange Schlingpflanzen ſich im Winde ſchaukeln. Er beſchützt mit ſeiner mächtigen Klaue ein Schild mit den Lilien Frankreichs.

Das Talent des Bildhauers hat den glühenden Ausdruck des Königs der Wüſte vortrefflich aufgefaßt. Verwundet, unterliegt er als Herrſcher, und ſein Blick bezeugt die unüberwindliche Kraft, welche ihm ſo lange bleibt, als ſein mächtiger Leib einen Lebenshauch bewahrt. Ein Waſſerſtrahl ſprudelt aus der Felswand mit langſamem und eintönigem Murmeln gleich einer dumpfen, aber beſtändigen Klage, wie das Wimmern des Schmerzes, das ſich im tiefſten Herzen verbirgt. Das Waſſer des düſtern Beckens, das ihn unter dem ſterbenden Löwen aufnimmt, ſchläft bewegungslos und ſcheint beſtimmt, die fröhlichen Strahlen der Sonne nie abſpiegeln zu dürfen. Eine Guirlande von Schmarotzerpflanzen, herabhängende Zweige, kräftige Stämme, die ſich gen Himmel aufſchwingen, ſpiegeln ihr kräftiges Grün darin ab. Die Waſſerſpinnen mit ihren langen, behenden Füßen ſchlüpfen ſchnell darüber hin, und der geheimnißvolle Ruf der Grille unter dem Moos war die einzige Stimme, die man an dieſem melancholiſchen Orte hörte.

Wie traurig iſt doch das Loos der Menſchen, die hartnäckig darauf beharren, abgeſtorbene Meinungen und Verhältniſſe zu

vertheidigen, welche die Vorsehung selbst verurtheilt hat! Alle Macht der Wissenschaft, alle Anstrengungen einer heldenmüthigen Tapferkeit, alle Energie einer aufrichtigen Hingebung werden die Anerkennung und den Sieg der Ideen nicht verhindern, deren Stunde gekommen ist. Wie viel Blut ist vergossen worden, um den Sieg des Christenthums unmöglich zu machen! Tausende von Märtyrern sind dem Schwerte der Prokonsuln erlegen; aber das auf der Sklaverei und der Herrschaft der Kasten beruhende Heidenthum konnte die evangelische Propaganda nicht lange aufhalten. Wie viele Arme haben sich gegen die Grundsätze von 1789 bewaffnet! Die stolzen Krieger Helvetiens haben zweimal in Paris gegen ein erzürntes Volk gekämpft; die Vendée hat sich wie ein einziger Mann erhoben; die Bretagne hat ihre muthigsten Kämpfer auf das Schlachtfeld geworfen. Vergebliche Anstrengungen! Das Schwert der Vendée und die Büchse der Schweizer haben die neue Freiheit nicht getödtet. Trotz ihrer vorübergehenden Niederlagen, trotz der Irrthümer ihrer Vertheidiger, trotz ihrer Fehler wird sie doch früher oder später dem wiedergebornen Europa Gesetze geben. Dann wird man das Andenken derer segnen, die für die ewigen Interessen des Menschengeschlechts gelitten haben. Ihr Name wird ebenso sorgfältig bewahrt werden, wie die Erinnerung an einen Freund. Man wird sich mit einer schmerzlichen Theilnahme von den Prüfungen Bonnivards in den unterirdischen Kerkern von Chillon, von der Hinrichtung Davels und der Frau Roland, von der Armuth Rousseaus, von den letzten Augenblicken eines Huß und Zwingli unterhalten. Aber man wird nur mit Widerwillen von denjenigen sprechen, welche keinen andern Gedanken hatten als die Größe des gegenwärtigen Lebens, oder die sich den Eingebungen eines blinden Fanatismus hingaben und den leuchtenden Morgen der heiligen Freiheit in seinem Laufe aufzuhalten suchten. Diese Götter der absoluten Gewalt, diese Soldaten des geistlichen Despotismus werden einst von ihren angemaßten Altären herabsteigen. Ihre während so vieler

Jahrhunderte beräucherten Götzenbilder werden mit gerechter Verachtung mit Füßen getreten werden.

Die Söhne des tapfern Helvetiens möge das Luzerner Denkmal an ihren Muth erinnern, aber ihnen zugleich auch beſtändig die Gefahren und die Strafen des Söldnerdienſtes ins Gedächtniß zurückrufen. Woher kommt es, daß dieſe unbezwinglichen Krieger, deren Väter das Reich der Freiheit in Europa gegründet haben, ſich dazu hergeben, auf den Schlachtfeldern des Deſpotismus zu ſterben? Möchten ſie doch lieber mit den angelſächſiſchen Völkern der Barbarei eine neue Welt abgewinnen, oder wie die Genfer Koloniſten in Algerien ihre freiſinnigen Gewohnheiten und Ideen in das franzöſiſche Afrika verpflanzen. Solche Arbeiten ſind der Söhne des Wilhelm Tell würdiger, als Schlachten, in denen ſie das Beiſpiel ihrer Vorfahren und die edlen Ueberlieferungen der Befreier verläugnen. Obgleich ihre Thäler von ſo mäßiger Ausdehnung ſind, daß die Staaten des Königs von Neapel im Vergleich beinahe große Länder ſcheinen, ſo ſind doch — ſie ſollten es nie vergeſſen — die Augen der Völker auf das Land gerichtet, das ſie bewohnen, und es iſt ihre Pflicht, einer Vergangenheit Achtung zu verſchaffen, die eben ſo ruhmvoll, ja vielleicht noch ruhmvoller iſt, als die der größten Völker.

Wie zwei an den beiden Enden Luzerns aufgerichtete ewige Denkmäler erheben ſich der Rigi und der Pilatus, auf welche mein Blick geheftet blieb, bis zum Himmel empor. Es iſt, als ob die Sterne, einem Chor himmliſcher Nymphen vergleichbar, auf ihren Gipfeln ſcherzten, die ſich in den Dünſten der Nacht verlieren. Gegenüber vermengen ſich die Gletſcher, dieſe unbeweglichen Geſpenſter, mit dem Horizont, und zu ihren Füßen erheben ſich ſchlanke Pappeln, wie majeſtätiſche Schatten. Die Reuß ſtürzt ſich mit dem Ungeſtüm eines Gebirgsſtroms aus dieſem See, deſſen Wogen ſo friedlich ſind. So ergießt ſich die Gluth einer erſten Leidenſchaft aus dem Buſen einer Jungfrau, deren Stirne doch ruhig bleibt.

Plötzlich unterbricht Lärm in der Stadt die Feierlichkeit dieſer Scene, die mich entzückte. Menſchen, Fackeln, Geſänge und Muſikinſtrumente beleben den Platz. Die Menge hatte ganz in meiner Nähe Halt gemacht. Bald vernimmt man harmoniſche Töne; Volksgeſänge erklingen und mein Herz ſchlägt bei dem Namen des Vaterlandes heftiger, bei dieſem Namen, der mir theurer iſt, als die reine Quelle dem Vogel der Wüſte. Als die Stimmen und die Inſtrumente ſtill wurden, begann ein Mann zu ſprechen, deſſen Reden man in tiefer Stille anhörte, und dem man am Ende lauten Beifall zurief. Ich verſtand ihn nur wenig, denn er ſprach im Schweizerdeutſch; doch errieth ich, welches Gefühl ihn begeiſterte. Ich glaubte, in der Agora ſitzend, die leidenſchaftliche Stimme des Demoſthenes zu hören; es war mir, als ob mir die köſtlichen, dem Morgenlande eigenthümlichen Wohlgerüche von allen Seiten zuſtrömten. Dieſer fleckenloſe Himmel und dieſer laue Hauch, der die auf dem Strande hinſterbende Woge küßte, dieſe Lichter und dieſe Stimme, Alles ſchien mir dem glücklichen Erdſtrich anzugehören, der die ſtolzen Gipfel des Himmalaja und die heiligen Wogen des Bengaliſchen Meeres, wo die Gottheiten Indiens, die unſterblichen Devas in dem breiten Kelch des himmelblauen Lotus geboren wurden, zuerſt von der Sonne erglänzen ſieht.

Ich dachte in dieſem Augenblick mit noch heißerer Liebe an meinen herrlichen Fluß, die Donau, deren breite und vergoldete Gewäſſer zwiſchen dem wellenförmigen Strand der Türkei und den jungfräulichen Wäldern meines Rumaniens fließen, um ſich in den tiefen Abgründen des ſchwarzen Meeres zu verlieren. Sie beſpühlt undurchdringliche Wälder, in denen die Jalappe ihre ſchneeigen Blumen zu Guirlanden entfaltet. Mitten in den Wogen der alten Iſter erheben ſich, Zaubergärten gleich, kleine Inſeln mit ihren uralten Eichen, von welchen die ſchwarzen Beeren des wilden Weinſtockes herabhängen. Wie die glühende Lippe des durſtigen Jägers dieſe ſauren und von Wohlgeruch durchzogenen Trauben ergreift, klammert ſich mein Herz mit

Leidenſchaft an dieſes geſegnete Land, an dieſen geliebten Fluß. Wie ſüß iſt es, auf ſeinem feuchten Sand zu ſchlafen, und träumend die herrlichſten Geſänge der Nachtigall zu hören! Dort hätte mein Geiſt, ſeiner urſprünglichen Energie zurückgegeben, die Kraft des wilden Urs, der brüllend die Jahrhundert alten Stämme erſchüttert. Dort würde mein Herz, wenn Stürme wütheten, wenn Ströme vom Himmel herabſtürzten, wenn der Donner brüllte, ſich kräftiger ausdehnen, als das Herz des Fremdlings unter der Sonne der Verbannung. Wie der Südwind die vom Sturm niedergeworfene Blume wieder aufrichtet, ſo heilt die göttliche Liebe zum Vaterland die tiefſten Wunden. Es gibt keine Leiden, die man nicht vergißt, wenn man ihm ſeinen Arm und ſein Leben gewidmet hat. Der durch grauſame Täuſchungen entzauberte Menſch; der Gefangene, der in den Kerkern der Tyrannei, dieſem vorzeitigen Grab, lange Zeit geſchmachtet hat; der, welchen das Laſter ſchon in ſeiner Jugend erſchlafft hat: der von betrogener Leidenſchaft gebrochene Jüngling, Alle können Kraft und Seelenadel wieder finden, wenn ſie ſich einer großartigen Arbeit für das Vaterland ganz hingeben. Die Seelen, die ſchon gelitten haben, werden auf dieſe Weiſe die Märtyrerpalme gewinnen; die, welche die Schwäche des Fleiſches und des Blutes geprüft haben, werden mit dem Heiligenſchein gekrönt werden. Die Vaterlandsliebe iſt für das Herz ein reinigendes Feuer, gerade wie die Seele durch die Taufe der Erlöſung geheiligt wird. Aber wenn man ſeinem Vaterlande wirklich dienen will, muß man ſich ſelbſt und jede gemeine Rückſicht vergeſſen; man muß der unrechtmäßigen Gewalt widerſtehen und alle ſeine Intereſſen dem allgemeinen Wohl aufopfern. Man muß, wie der unermüdliche und begeiſterte Arbeiter, einzig und allein für ſeine Aufgabe leben und ſie mit Gefahr ſeines Lebens vertheidigen. Dann fühlt man Glauben und Hoffnung wieder in ſich aufleben. Das Geburtsland, das iſt das Paradies, das uns über unſere Verbannung aus dem Himmel tröſtet. Möchte doch Luzern dieſe wahrhaft chriſtlichen

Grundsätze nie vergessen haben! Aber indem ich mich dem Lauf meiner Gedanken hingab, konnte ich nicht vergessen, daß die brüdermörderischen Waffen des Ultramontanismus vor einigen Jahren in diesen Mauern geschmiedet wurden.

LII.

Falscher Zeuge, der frech Lügen redet, und der Hader zwischen Brüdern anrichtet.

Sprichwörter 6, 19.

Wenn man die Geschichte unserer Zeit studirt hat, erklärt man sich die Theilnahme leicht, welche ganz Europa dem Kampf zuwendete, der im Jahr 1847 in der Schweiz ausbrach und den Namen Sonderbundskrieg erhielt. Man würde diesen Kampf falsch beurtheilen, wenn man ihn bloß als einen Kampf zwischen den beiden mächtigen Parteien betrachtet, welche die Schweiz trennen, die Radikalen und die Konservativen. — Ohne Zweifel waren die politischen Fragen dieser Schilderhebung nicht fremd. Aber sie allein bewaffnete nicht den Arm der Schweizer. Die religiösen Leidenschaften, die Interessen der despotischen Monarchien Europas trugen dazu bei, dem Streit einen Theil seiner Wichtigkeit und seiner Energie zu ertheilen. Daher muß man versuchen, um ihn gut zu verstehen, sich einen genauen Begriff von den Elementen zu machen, die sich damals bekämpften.

Die Schweiz ist nicht das einzige Land Europas, welches in seinem Schooß zwei große politische Parteien zählt, deren Tendenzen und Meinungen einander vollständig entgegengesetzt sind. Rußland ausgenommen, gibt es in allen europäischen Staaten eine Partei, die sich für den Repräsentanten der Vergangenheit ausgibt, und eine andere, welche mit mehr oder

weniger Ordnung und Maß vorwärts gehen will. Selbst in der Türkei finden sich neben den fanatischen und rückschreitenden Muselmännern mehrere verständige Männer, welche die Nothwendigkeit fühlen, wie es vor Kurzem Abdel-Medjid aussprach, „in die europäische Familie einzutreten". Es ist also seltsam genug, wie sich so viele Leute darüber wundern, daß es in der Eidgenossenschaft eine Partei gibt, welche die Bewegung personifiziren will. Die Verwunderung steigt manchmal bis zu einem ziemlich lächerlichen Unwillen. Und doch müßte sich dieser Unwillen beruhigen, wenn man überlegte, daß diese Radikalen, von denen man so oft gesprochen hat, nicht wilder sind, als die in Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland und den Vereinigten Staaten. Ich glaube sogar, man dürfte kühn behaupten, daß sie sich vor jenen Uebersparntheiten besser zu bewahren wissen, die man bei den deutschen Demokraten findet, und vor jenen Deklamationen, an denen die französischen Republikaner nie geizig gewesen sind und die ihrer Sache so oft geschadet haben.

In der Schweiz will der Radikalismus weder die Familie noch das Eigenthum vernichten; sein Zweck ist der Sieg der reinen Demokratie, d. h. einer Staatsform, welche der bürgerlichen oder adelichen Politik eine untergeordnete Stellung anweisen würde. In religiöser Beziehung hat er niemals die Vernichtung des Christenthums verlangt, aber er verlangt, daß die Geistlichen der zwei Konfessionen, die sich in die Eidgenossenschaft theilen, die Oeffentlichkeit verlassen sollen, um sich in das Heiligthum der Religion einzuschließen.

Wenn es sich nun darum handelt, die Tendenzen und Handlungen der Radikalen zu beurtheilen, so muß man sich vor Uebertreibungen hüten, die sich zudem widersprechen. Es wäre in der That schwer, mit den Einen zu behaupten, daß ihre Handlungen immer mit den wahren Grundsätzen der Demokratie übereinstimmten. Aber es wäre nicht weniger falsch, sie in Masse als Menschen ohne Intelligenz, ohne Gewissen und ohne

Herz darzuſtellen. — Sie haben in mehr als einer Gelegenheit, beſonders aber im Sonderbundsfeldzug Muth und Talente an den Tag gelegt. Wenn ſie ſich nicht immer von Schwächen freigehalten haben, die in der menſchlichen Natur und namentlich im Weſen der Parteien liegen, ſo wäre es auch nicht leicht, ihren Gegnern ein Zeugniß der Sündloſigkeit zu ertheilen und ſie wie die vorwurfsfreie Perſonifikation der Vernunft und des Rechts zu betrachten.

Die konſervative Partei in der Schweiz umfaßt in der That ſehr verſchiedene Elemente. Es iſt ein großer Unterſchied zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Konſervativen, zwiſchen einem Genfer Bürger und einem „kurzröckigen" Jeſuiten von Freiburg, zwiſchen einem Induſtriellen von Baſel und einem Gebirgsbewohner der kleinen Kantone. Wenn ſich daher Menſchen, die ſich in der Erziehung, in der Aufklärung, mit einem Worte in der Bildung ſo wenig ähnlich ſehen, konſervativ nennen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß ſie weder dieſelben Grundſätze, noch die nämlichen Staatseinrichtungen vertheidigen wollen. Der Basler und Genfer Kaufmann wird die Herrſchaft des Bürgerthums, der Freiburger eine ariſtokratiſche Theokratie, der Schwyzer Bauer eine den Pfarrern und Mönchen unterworfene Demokratie von Landleuten beibehalten wollen. Dieſe Zuſammenſetzung der konſervativen Partei in der Schweiz bildet eben ihre Schwäche. Sie beſteht aus Fraktionen, die ſich in keiner Hauptfrage verſtändigen können. Der proteſtantiſche Bürger von Neuenburg verabſcheut die Jeſuiten, die Mönche und die Herrſchaft der Bauern eben ſo ſehr, als ſie der Gebirgsbewohner von Unterwalden liebt. Auf der Einen Seite freie Prüfung, Liebe zu den Wiſſenſchaften und zum Wohlſtand, eine ſehr vorgerückte geiſtige Bildung; auf der andern paſſiver Gehorſam in Allem, was die Religion betrifft, Uncultur des Naturzuſtandes, vollſtändige Unwiſſenheit. Wenn es nöthig wird zu handeln, iſt die Verſchiedenheit nicht weniger fühlbar. Der Genfer Konſervative wird vor Allem konſtitutionelle Mittel anwenden; er wird

ſich langen Verhandlungen über die Bundesurkunde und die Rechte der Bundesſtaaten überlaſſen. Der Hirte in den Urkantonen wird ſeine Büchſe in Einſiedeln ſegnen laſſen und die Walliſer Bauern werden ihre Säbel auf dem Grabe des heiligen Moritz, ihres Schutzheiligen, wetzen.

Man ſieht leicht ein, daß eine Schule, welche ſo viele verſchiedenartige Elemente in ſich begreift, ſich, wie die Radikalen, manche Schwäche und manche Gewaltthätigkeit vorzuwerfen hat. Die abſolute Heiligkeit iſt in der Eidgenoſſenſchaft nicht mehr als anderwo das Vorrecht eines Theils der bürgerlichen Geſellſchaft. — Man hat ſich bitterlich über die Staatsſtreiche und die ſogenannten „Achtserklärungen“ der radikalen Partei beklagt. Haben die katholiſchen Konſervativen, als ſie in Luzern, in Sitten, Altdorf, Zug, Schwyz und Freiburg unumſchränkt herrſchten, ihre Gegner etwa mit viel Mäßigung und Billigkeit behandelt?

Es iſt eine der traurigſten Neigungen unſerer Natur, daß wir immer daran denken, diejenigen zu unterdrücken, welche nicht denken und handeln wie wir. Unſer erſter Trieb iſt, den alten galliſchen Wahlſpruch zu wiederholen: „Weh den Beſiegten!“ Kaum iſt man an der Gewalt, als man ſich weniger mit dem Sieg ſeiner Grundſätze beſchäftigt, als damit, wie man ſeine Gegner erniedrigen und erzürnen könne. Aber es kann in dieſer Welt die Idee der Erhaltung eben ſo wenig vernichtet werden, als die Idee des Fortſchritts. Dies ſind zwei Ideen, die in der Abſicht Gottes beſtimmt ſind, ſich fortwährend das Gleichgewicht zu halten. Dieſes Gleichgewicht hat immer die Kraft und die Größe des engliſchen Staats gebildet. Es gibt aber zwei Uebertreibungen, welche in unſerer Zeit ſich's zur Aufgabe gemacht zu haben ſcheinen, das Schauſpiel ihrer traurigen Logik zu geben. Gewiſſe Socialiſten wollen ſogar von dem Trieb der Erhaltung der bürgerlichen Geſellſchaft Nichts wiſſen und wollen auf einmal den Menſchen, den Staat und die Welt umbilden, ohne den verſchiedenen Bedürfniſſen der

Völker, der Verschiedenheit ihrer Fähigkeiten, ihrer Ueberlieferungen und ihrer Religion Rechnung zu tragen. Das eben charakterisirt den Utopismus. Die Partei der Rückschreitenden, welche sich beinahe überall unter dem Namen Konservative verbergen, haben im Gegentheil keinen andern Zweck, als auf das Alte zurückzukommen und der modernen Welt Alles zu entreißen, was ihren Ruhm, ihre Kraft und ihre Größe bildet. Sie sind freilich nicht einig, wenn es sich darum handelt, zu wissen, bis zu welchem Jahrhundert man zurückgehen müßte. Die rückschreitenden Protestanten möchten auf die Zeiten Luthers und Calvins zurückkommen, die Katholiken bis auf das dreizehnte Jahrhundert oder auf irgend eine Zeit des Mittelalters. Warum will man nicht lieber ganz einfach auf jene glücklichen Zeiten zurückkommen, da das Christenthum noch nicht die verderblichen Ideen des Fortschritts, der Gerechtigkeit und des Brudersinns in die Welt geworfen hatte? Warum will man nicht offen wie der heidnische Dichter sagen: „Man führe mich in die Steingruben zurück!"

Da wir nun die Parteien kennen, wollen wir die Rolle prüfen, die sie gespielt haben. Kann man sagen, daß der Kampf gegen den Sonderbund einzig und allein das Werk der Radikalen gewesen ist? Diese Behauptung, die man in allen Tonarten wiederholt hat, ist nicht genau. Sicherlich hat diese Partei viel dazu beigetragen, dem Kampf Heftigkeit und Kraft zu ertheilen. Aber die Männer, welche den Krieg leiteten, der General Dufour, die Divisionsobersten von Donats aus Graubünden, Luvini aus dem Tessin, Rilliet-Constant von Genf, Gmür von St. Gallen, Burckhard von Basel, Ziegler von Zürich, der Generaladjutant Zimmerli und der Generalquartiermeister Buchwalder waren meist gemäßigte Konservative. Im Gegentheil repräsentirten die Häupter des Sonderbunds: Zelger, Maillardoz, Salis-Soglio, Rüttimann, Elger, Siegwart-Müller, Schmidt, Theodor Ab-Yberg u. s. w., die Ideen der Vergangenheit in Allem, was sie Beschränktes und Unzulässiges darbieten. Der

Krieg, welchen die Tagsatzung führte, wurde also von den Radikalen und den gemäßigten Konservativen geleitet, welche die Eidgenossenschaft durch kräftige Mittel retten und sie vor den Intriguen und der Einmischung der Fremden bewahren wollten. Die Geschichte wird sagen, daß sie diesen edlen Zweck erreicht haben und der Name des Generals Dufour, der das eidgenössische Heer befehligte, wird in den Jahrbüchern der Schweiz neben dem derjenigen Männer seinen Platz einnehmen, welche sich in wahrhaft schwierigen Verhältnissen am besten um das Vaterland verdient gemacht haben. Sie wird es denen, welche seine Ueberzeugung theilten, Dank wissen, daß sie ihren Widerwillen gegen Männer aufgeopfert haben, die ihnen so verhaßt waren, wie Druey und Ochsenbein, um die Einheit der Schweiz gegen die verbrecherischen Anschläge Roms und die Umtriebe der absoluten Mächte zu vertheidigen. Sie wußten ohne Zweifel recht wohl, daß sie sich durch solche Handlungsweise den Verläumdungen der jesuitischen Partei aussetzen würden, die gewohnt ist, Nichts zu achten; sie wußten, daß man sie vor den Augen Europas als Führer von Plünderern und Räubern darstellen würde. Aber in unsern Tagen können sich Alle, welche sich über die katholischen und absolutistischen Interessen und Leidenschaften erheben, auf diese höflichen Bezeichnungen gefaßt machen.

Es wäre übrigens ungerecht, behaupten zu wollen, daß sich alle Katholiken der Schweiz von den Leidenschaften des Sonderbunds blind hinreißen ließen, und daß alle protestantischen Konservativen die Weisheit und den Patriotismus des Generals Dufour nachahmten. Der Kanton Tessin, der nicht 50 Protestanten zählt, trat entschieden auf die Seite der Eidgenossenschaft unter der Anführung der Obersten Luvini und Pioda. Die Tessiner behaupteten sich voll Entschlossenheit gegen einen Angriff der Soldaten des Sonderbunds bei dem Val Tremola und die Urner Truppen wurden genöthigt, sich auf den St. Gotthard zurückzuziehen. Wenn sie auch weniger glücklich waren, als der Oberst Müller gegen Airolo zog, muß man nicht vergessen,

daß sie nur junge, schlecht eingeübte Rekruten den Soldaten des Sonderbunds entgegenzustellen hatten, die alle vortreffliche Büchsen und vier Gebirgskanonen hatten. Solothurn, das zwar ein katholischer Staat, in welchem aber die Aufklärung allgemein ist, stellte sich mit Tessin unter die Fahnen der Eidgenossenschaft.

Tessin und Solothurn hatten sich weit besser als die andern katholischen Kantone vor dem Einfluß der Jesuiten zu bewahren gewußt, welche bei dieser Gelegenheit, den Ueberlieferungen ihres Ordens gemäß, die allmächtigen Triebfedern des Bürgerkriegs wurden. In den gemischten Kantonen St. Gallen, Graubünden, Aargau, Thurgau und Genf nahmen Katholiken und Protestanten ohne Unterschied die eidgenössische Armbinde ungeachtet der mordbrennerischen Predigten einiger Geistlichen. Aber wenn viele Katholiken sich weigerten, unter der Fahne der Mönche zu marschiren, ahmten nicht alle protestantischen Konservativen die Mehrheit der reformirten Kantone nach. Neuenburg und Basel-Stadt zogen ihre aristokratischen Interessen ihren Pflichten gegen die Eidgenossenschaft vor. Das Basler Bürgerthum blieb bei dieser Gelegenheit den traurigen Ueberlieferungen treu, welche sie in ihrem Kampf gegen die Bauern ihres Kantons geleitet hatten. Man hat in Luzern einen Brief von Bürgermeister und Rath von Basel-Stadt an den Staatsrath des Kantons Luzern vom 9. September 1843 gefunden. Dieser Brief spricht das höchste Wohlwollen nicht bloß für die Sache des Sonderbunds, sondern sogar für die katholischen Klöster aus. Neuenburg schrieb seinerseits am 7. September 1843 an Schultheiß und Kleinen Rath des Kantons Luzern: „Wenn wir uns in unserer besondern Stellung nicht durch Abgeordnete bei Euch können vertreten lassen, so wollen wir Gott bitten, daß er Euch heilsame Entschlüsse eingebe.“ Basel-Stadt und Neuenburg bildeten den sogenannten neutralen Sonderbund. Neuenburg war von den preußischen Royalisten beherrscht.

So waren die Rollen, welche die zwei großen politischen Par-

teien der Schweiz in diesem denkwürdigen Kampf spielten. Aber die Einwirkung der religiösen Meinungen war nicht weniger beträchtlich. Im Allgemeinen waren die Protestanten für den Krieg gestimmt, ob sich gleich unter ihnen eine gewisse Zahl Männer fand, welchen die aristokratischen Vorurtheile mehr galten, als die religiösen Ansichten, und die nicht ohne Sympathie für die katholischen Mönche waren. So berichtete in Neuenburg eine konservative Zeitung in folgender Weise über die denkwürdige Sitzung der Tagsatzung vom 30. Juli 1847: „Die Abgeordneten der kleinen Kantone machen keine Phrasen. Sie haben es nicht nöthig. Sie besitzen durch Ueberlieferung eine siegreichere Beredtsamkeit, die der Thaten. Das Urihorn hat viele Siege entschieden, die wohl bedeutender waren, als die der Rednerbühne. Das kurze Wort der Gesandten der kleinen Kantone erinnerte an das der Spartaner bei der Aufforderung, die Waffen niederzulegen: „Holet sie!“ — Im gesetzgebenden Rath von Neuenburg sprach ein protestantischer Geistlicher, der Pfarrer Guillebert, mit derselben Begeisterung von einer Sache, die nicht geeignet war, einen Reformirten zu begeistern. „Die Neuenburger,“ sagte er, „werden ihre Rechte und ihr Gebiet zu vertheidigen wissen. Sie werden nicht bloß einen passiven, sondern auch einen thätigen Muth zu zeigen wissen, den der Kantone des Sonderbunds. Denn dies ist der Name, den man ihnen gibt. Die meisten dieser Kantone sind klein. Wir sind ein kleiner Kanton, wie sie, nach unserer Bevölkerung und der geringen Ausdehnung unseres Gebiets. So wollen wir es auch im schönen und ruhmvollen Sinne dieses Namens sein, durch Glauben, Treue an den geschworenen Eid, Ehre und Freiheit, wie die heldenmüthigen Bewohner jener kleinen Kantone. Wenn die Eidgenossenschaft, deren erste Gründer sie gewesen sind, und die ihnen ihren höchsten Glanz und ihre hauptsächlichsten Ansprüche auf Ruhm verdankt, sie zwingen will, in ihre Unterdrückung und in den Verlust ihrer Souverainetät und ihrer Unabhängigkeit einzuwilligen, so ist der Weg ihnen vorgeschrie-

ben, den sie einzuschlagen haben. So mögen sie einen Bund verlassen, in welchem sie nicht bleiben könnten, ohne sich selbst zu vernichten. Man wird dann sehen, was die Eidgenossenschaft dabei gewinnt. Sie hat dann den Vertrag zerrissen, indem sie die Fortsetzung des Bündnisses unmöglich macht, dessen Zwecke und Bedingungen der Bundesvertrag bezeichnet."

Wenn ein protestantischer Geistlicher den aristokratischen Vorurtheilen nachgab, die Sache des Sonderbundes, der gegen die Eidgenossenschaft ankämpfte, auf diese Weise beurtheilte, und das eidgenössische Band so leicht aufopferte, so kann man sich denken, welcher Art die Gesinnungen der katholischen Geistlichkeit waren. Diese hat sich niemals in die Trennung der Schweiz zwischen den beiden Konfessionen ergeben; sie hat immer die Wiederherstellung der religiösen Einheit zum Vortheil Roms geträumt. Da sie in der Schweiz die Elemente nicht fand, die für eine solche Restauration nothwendig sind, hat sie sie nothwendig im Ausland suchen müssen. Rom ist ihr wahres Vaterland, sie hat kein anderes; sie willigt nur dann ein, patriotisch gestimmt zu sein, wenn sie in ihren Mitbürgern folgsame Werkzeuge des römischen Despotismus sieht. Da jedoch die Majorität des Schweizervolkes seit der Reformation ganz andere Neigungen hatte, hat sie sich mehr als je nach Oesterreich gewendet. Im Sonderbundskrieg war sie in ihren Anmaßungen von ihren gewöhnlichen Verbündeten, Wien und Rom, unterstützt. Siegwart-Müller scheute sich nicht, in seiner Zeitung, dem offiziellen Blatt des Sonderbunds, zu schreiben: „Die zwölf und zwei halben Kantone bilden sich ein, die katholische Schweiz zusammenschießen zu können, ohne daß man es in Frankreich und in Oesterreich höre!" Der Generalstab des Sonderbunds wimmelte von fremden Offizieren*); es befand sich sogar ein österreichischer Fürst von Schwarzenberg dort. Wir finden in der Korrespondenz des katholischen Obersten Zenklüsen Folgendes: „Der

*) S. die Augsburger Allgem. Zeitung vom Monat Dezember 1847.

Fürſt von Schwarzenberg iſt glücklich in Hoſpital angekommen. Er hatte allen Mitgliedern des ſonderbündiſchen Kriegsrathes den Wunſch geäußert, das Bürgerrecht in einer Gemeinde eines jeden Kantons zu erhalten. Er trägt unſere Uniform. Man hat auch an Herrn von Kaiſerfeld, öſterreichiſchen Miniſter in Mailand, geſchrieben, um zu erfahren, ob wir in der Folge bei dringenden Fällen auf Geldmittel und andere Unterſtützungen zählen könnten. Der Schultheiß Siegwart-Müller hat vorgeſtern einen Brief aus Zürich vom öſterreichiſchen Geſandten erhalten. — Die Mittel, die man anwenden wird, ſind noch „ein Räthſel für uns".

Die Sache des Sonderbunds war alſo weſentlich öſterreichiſch; ich füge hinzu, daß ſie auch die Sache des Mönchsthums war. Wenn man die Entwickelung dieſer Angelegenheit mit aller der Theilnahme verfolgt, die ſie verdient, ſo wird man bald bemerken, daß die Intereſſen des Mönchsthums darin eine wahrhaft außerordentliche Stelle eingenommen haben. Was war in der That der Urſprung des Streites, der die Schweiz in zwei feindliche Feldlager theilte? Alles kommt darin überein, daß es die Aufhebung der aargauiſchen Klöſter war. Der Kanton Aargau iſt gemiſcht; er zählt 107,194 Proteſtanten und 91,096 Katholiken. Da im Jahr 1841 im Freienamt Unruhen ausgebrochen waren*), hob der Große Rath, der ſich von der Theilnahme der Klöſter an dieſen Unruhen überzeugt hatte, dieſelben auf einen Vorſchlag eines ſeiner katholiſchen Mitglieder auf. Seit 1830 hatte die aargauiſche Regierung die Ueberzeugung gewonnen, daß die friedliche Entwickelung der liberalen Geſetze und Ideen mit dem Beſtehen der Klöſter unvereinbar

*) Bei Gelegenheit der Verfaſſungsreviſion, da nach der neuen Verfaſſung der Große Rath nicht mehr halb aus Proteſtanten und halb aus Katholiken beſtehen, ſondern, wie billig, die Zahl der Mitglieder, der katholiſchen, wie der reformirten, ſich nach der Bevölkerung richten ſollte.

ſei, denen ihr Reichthum im Lande einen ſehr großen Einfluß ſicherte. Dieſe Angelegenheit ſetzte die ganze Schweiz in Bewegung. Die Ultramontanen ſahen darin eine Verletzung des Artikels 12 der Bundesurkunde. Die Frage kam vor die Tagſatzung in der Sitzung vom Jahr 1841. Man hat viel über die Geſetzlichkeit des Beſchluſſes gegen die aargauiſchen Klöſter geſtritten, und dieſe Frage iſt der Gegenſtand unendlicher Deklamationen geworden. Ein ausgezeichneter Rechtsgelehrter, deſſen politiſche Redlichkeit und große Unparteilichkeit ſelbſt von Crétineau-Joly gerühmt wird, zeigt ſehr gut, wie ganz nichtsſagend alle dieſe Deklamationen ſind. „Daß der Große Rath des Kantons Aargau das Recht hatte, einen ſolchen Beſchluß zu erlaſſen, konnte allein der Parteigeiſt läugnen. Dieſes Recht iſt ſeit der Reformation in den Verfaſſungen aller paritätiſchen und ſelbſt katholiſchen Völker feſtgeſtellt. Und der Staat würde an dem Tage, an welchem er darauf Verzicht leiſtete, auf ſeine Souveränetät zu Gunſten der Klöſter der mächtigen Kirche, der ſie angehören, Verzicht leiſten. Man ſage nicht, daß ein Staat die Klöſter, welche angeklagt ſind, den Frieden oder die Sicherheit des Landes geſtört zu haben, vor ſeine Gerichtshöfe ziehen könne. Man zieht vor das Strafgericht nur Individuen, weil nur dieſe vorgeladen werden können. Nun hat aber eine reiche Corporation, welche einen großen moraliſchen Einfluß beſitzt, tauſend Mittel dem Staat zu ſchaden, und einen gefährlichen Krieg gegen ihn zu führen, ohne daß ſich irgend eines der Mitglieder, aus denen ſie beſteht, für ſeine Perſon ſolcher Handlungen ſchuldig mache, die durch ein Geſetz als Vergehen bezeichnet werden.“

In der Sitzung von 1841 wurde die Frage nicht entſchieden. Sie kam in der Tagſatzung des folgenden Jahres wieder zum Vorſchein, aber nun miſchte ſich Oeſterreich ein. Das Wiener Cabinet behauptete, man könne in der Sache Nichts thun, ohne es zu Rath zu ziehen, weil das Haus Habsburg an der Gründung der Hauptklöſter des Aargau betheiligt geweſen ſei. Dieſe Behauptung war zum allerwenigſten ſonderbar. In der That,

wenn sie triftig wäre, so könnten sich die Könige von England in die Angelegenheiten der Klöster von Rouen und Caen mischen, die von den Herzögen der Normandie gegründet worden sind, als sie die Krone Rollo's mit der des heiligen Eduard auf ihrem Haupte vereinigten. Aber Oesterreich will keine Gelegenheit entschlüpfen lassen, seinen rückschreitenden Einfluß auf die Eidgenossenschaft auszuüben. Diese Einmischung nützte übrigens den aargauischen Klöstern nicht viel. Die Freunde der aargauischen Regierung zeigten sehr gut, wie lächerlich die Anmaßungen Oesterreichs und des Ultramontanismus seien. „Wenn jedwede Zahl Stände," sagten sie, „sich der Aufhebung widersetzen könnten, so würde sich daraus die widersinnige Folgerung ergeben, daß ein Kanton, selbst ein protestantischer, eine Maßregel verhindern könnte, welche die ganze katholische Schweiz, ja selbst Rom genehmigen wollte! Doch wollte Aargau seine versöhnliche Gesinnung zeigen, und willigte in die Wiederherstellung der Frauenklöster; auch gab es hinreichende Bürgschaft, daß das aus den Mönchsklöstern herrührende Vermögen im Interesse der Katholiken verwendet werden solle.

Voll Zorn, daß sie die Tagsatzung nicht auf ihre Seite habe ziehen können, und über die Stimmung einiger Kantone beunruhigt, welche, wie Thurgau und Tessin, mit der Aufhebung ihrer Klöster drohten, hielt die Mönchspartei es für nothwendig, einen Staatsstreich zu machen. Diese Partei war in den Urkantonen allmächtig, wo sie allem Einfluß des päpstlichen Nuntius und der österreichischen Regierung preisgegeben war. Sie bildete sich ein, daß das beste Mittel, sich wegen der Aufhebung der aargauischen Klöster zu rächen, darin liege, die Jesuiten nach Luzern zu berufen. Dieser Beschluß war von um so größerer Bedeutung, als Luzern einer der drei Vororte oder geschäftsführenden Kantone war, in welchen die Regierung der Eidgenossenschaft abwechselnd ihren Sitz hatte. Man hatte sichs gefallen lassen, sie in Wallis, in Schwyz und in Freiburg zu dulden, aber man konnte sie nicht ohne wohlgegründete Beun-

ruhigung nach Luzern kommen sehen, wenn man sich an die Vorgänge dieses unruhigen Ordens erinnerte. Schon war die Wiederherstellung der Gesellschaft in Freiburg nicht ohne große Schwierigkeiten zu Stande gekommen. Die Jesuiten hatten viele Gegner unter den Patriziern dieser Stadt, deren Anhänglichkeit an den Katholizismus doch sehr groß ist. Als es sich darum handelte, sie im Jahr 1818 zu berufen, wurde eine kräftige Protestation an die zuständigen Behörden gerichtet. „Die Aufnahme des Jesuitenordens in den Kanton Freiburg, welche am 15. September des Jahres (1818) beschlossen wurde, ist eine Begebenheit von so außerordentlicher Art, sie ist so sehr geeignet, das Erstaunen des Auslandes zu erregen, und die Eidgenossenschaft zu beunruhigen, daß die Unterzeichneten es ihrer Stellung und ihrer Ehre für angemessen gehalten haben, öffentlich und laut zu erklären, daß sie keinen Antheil an diesem Beschluß gehabt haben, sondern daß sie in Uebereinstimmung mit der Minderheit des Großen Rathes eine unerschütterliche Beharrlichkeit und die ganze Kraft der Ueberredung entfaltet haben, um einen so unüberlegten Beschluß abzuwenden. Man fügt dieser Erklärung eine gedrängte und getreue Notiz über den Gang dieser wichtigen Angelegenheit und über die Grundsätze bei, welche die Minderheit in ihrer Opposition geleitet haben. 1) Daß es von der höchsten Wichtigkeit für einen Staat und daß es für ihn eine gebieterische Pflicht ist, Niemanden die Leitung des öffentlichen Unterrichtes zu überlassen. 2) Daß wenn der Staat glaubt, sie aus den Händen geben zu müssen, es nicht zu Gunsten einer Körperschaft sein dürfte, deren gefährlicher Einfluß für die Religion und die Ruhe der Staaten von der Geschichte beglaubigt ist. Man kann nicht einmal sagen, daß der Jesuitenorden jetzt im Stande sei, die großen Anstalten zu gründen, welche er in früheren Zeiten besaß, und an denen geschickte Lehrer wirkten. Man kann die Häuser nicht als solche betrachten, welche die neue Gesellschaft an einigen Ortschaften von Spanien und Italien errichtet hat, und eben so wenig diese

Genoſſenſchaft von Fremden aus allen Gegenden der Welt, die ſich in Wallis gebildet hat, und deren Geiſt, Sitten und Grundſätze nicht für unſer Schweizervolk paſſen." Diejenigen, welche dieſe Proteſtation unterzeichneten, waren Staatsmänner, die in die Zukunft blickten, und welche mit Recht glaubten, daß der Jeſuitenorden mit einem freien Staat unverträglich ſei; daß er, früher oder ſpäter, den Kanton Freiburg und die ganze Schweiz in großes Unglück ſtürzen würde. Wenn ihre Aufnahme im Jahre 1818 ſo vielen Widerwillen erregte, mußte dieſer nach der Revolution von 1830 noch viel ſtärker ſein, in einem Augenblick, wo ſie in Folge des beinahe allgemeinen Sieges der liberalen Ideen überall verdächtig geworden waren.

Sobald die Abſicht, die Jeſuiten nach Luzern zu berufen, bekannt wurde, gerieth Alles in Aufregung. Auf der Tagſatzung von 1844 machte die Geſandtſchaft des Aargau den Vorſchlag, die Söhne des Loyola aus dem Gebiete der Eidgenoſſenſchaft zu verbannen*). Man hätte dadurch den Bürgerkrieg vermieden. Damals verſetzte der Einfluß des Jeſuitismus, der weit weniger groß war als jetzt, mit Recht alle ſcharfſichtigen Geiſter, die in der Zukunft laſen, in Schrecken. „Ich trage kein Bedenken," ſagte Couſin in der Kammer der Pairs am 14. April 1845, „mich für einen Gegner des Ordens zu erklären. Man kann ſich, ohne lächerlich zu werden, ſich zum Gegner einer Geſellſchaft erklären, welche in Italien und in Belgien**) herrſcht, welche den Bürgerkrieg in der Schweiz hervorruft, welche die franzöſiſche Kirche leitet und die Regierung des Königs im Schach hält."

Luzern benutzte den patriotiſchen Antrag des Aargau, um den Katholizismus in Gefahr zu erklären und die Bildung des

---

*) Der Urheber dieſes Vorſchlags, Seminardirektor Keller, wird von Crétineau in ſeiner Geſchichte des Sonderbunds (I, 289) Renegat genannt. Welche abſcheuliche Polemik!

**) Was würde dann der berühmte Philoſoph im Jahr 1856 ſagen!

Sonderbundes zu beſchleunigen. Aber dieſer Bund war eine ſolche Drohung gegen die Freiheiten der Schweiz, daß er im ganzen Lande die furchtbarſte Aufregung hervorbringen mußte. Dies war der Urſprung der Freiſchaaren, gegen welche Crétineau alle Schimpfwörter in Anwendung bringt, welche ihm die franzöſiſche, deutſche und italieniſche Sprache lieferten*). — Dieſe Deklamationen ſind ſehr bedeutungslos. Allerdings war die Zuſammenziehung der Freiſchaaren keineswegs geſetzlich, aber hatten nicht die Jeſuiten und ihre Freunde das Zeichen der Verletzung aller Geſetze gegeben?

Die Unternehmungen der Freiſchaaren mißlangen überall. „Die Katholiken vernichteten ſie" bei der Trienter-Brücke in Wallis „unter dem Ruf: Es leben die Jeſuiten**)." Dieſer unheilvolle Ruf verdiente, den Bürgerkrieg einzuweihen. War es nicht billig, daß er denen zu Ehren geführt wurde, die ihn verurſacht hatten?

Da ein Aufſtandsverſuch, den die Gegner der ultramontanen Regierung von Luzern Ende Dezember 1844 gemacht hatten, mißlungen war, entſchloſſen ſich die Freiſchaaren, alle ihre Anſtrengungen gegen dieſe Hauptſtadt der jeſuitiſchen Herrſchaft zu richten. Dieſe Unternehmung wurde von Ulrich Ochſenbein geleitet, der ſeitdem als General in den Dienſt Napoleons III. eintrat. Crétineau-Joly entwirft ein Bild von ihm, das freilich von wenig Wohlwollen zeugt. Zu Nidau im Kanton Bern geboren, hat der Advokat Ochſenbein „niemals an Etwas gezweifelt. In Nidau war er nichts weiter als ein Sachwalter, der mit der Aufbewahrung der den Klubs gehörenden Akten beauftragt war, und doch bildete er ſich ein, daß in ihm Stoff genug liege, um einen Cäſar aus ihm zu machen. — Man ſieht bald, daß dieſer Mann zur Polizei gehört hat. —

---

*) Er nennt ſie „Landſtreicher, ſchwarze Banden, Coutelarts, Malandrini" u. ſ. w.

**) Crétineau, Sonderbund I., 452.

Er hat wenig Tugenden, aber er hat auch wenig Laster. Er ist einer jener Menschen, welche die Natur bestimmt hat, in irgend einem Winkel zu vegetiren, und die der Zufall der Begebenheiten zu einer vorübergehenden Berühmtheit emporhebt, über welche sie sich selbst verwundern" *).

Wenn man Crétineau Glauben schenkt, so war der künftige General des Kaisers der Franzosen damals der Schutzbefohlne des Berneriſchen Schultheiß Neuhaus, welcher „alle diese kleinen Tyrannlein in seinen Schutz nahm, die von Biel oder Nidau kamen, um ihr Glück zu suchen" **).

Der Freischaarengeneral, dessen natürliche Sanftmuth und friedliche Gewohnheiten allen Leuten in der Schweiz bekannt sind, wurde von nun an als eine Mischung von Robespierre und Danton dargestellt. Man sagte, daß er in den geheimen Gesellschaften Deutschlands und der Schweiz Banden von wilden Gotteslängnern angeworben habe, welche in Europa die Religion, die Familie und das Eigenthum vernichten wollten. Die schweizerischen Radikalen wurden zu jener Zeit ein Schreckbild für alle diejenigen, welche sich in Europa vorzugsweise „Erhalter" (Konservative) nannten***). Man sprach in hochtrabendem Tone von den wilden Horden des Communismus, welche sich in den unzugänglichen Festungen der Alpen organisirt hätten, und welche sich wie ein verwüstender Bergstrom über Frankreich, Deutschland und Italien verbreiten sollten. Schon der Name Ochsenbein, der heute nicht die geringste Furcht einflößt, setzte damals Alles in Schrecken. Dagegen sprach man von den katholischen Milizen von Luzern wie von der Vorhut der Civilisation. Man hatte nicht genug Kränze, nicht genug

---

*) Crétineau, Sonderbund I., 504.

**) Man findet auch in dem „Correspondent" eine Charakteristik Ochsenbeins, die ebenso wenig geschmeichelt ist; sie ist von Amadeus Hennequin.

***) Die Erhaltung ist nur mit dem Fortschritt möglich.

poetiſche Huldigungen für dieſe heldenmüthigen Landleute, die am Ufer des Vierwaldſtättersee's ihre gefürchtete Büchſe dem Dienſte der Geſellſchaft Jeſu weihten, und ſo die europäiſche Ordnung gegen Barbaren ſchützten, die, wie man ſagte, fürchterlicher ſeien als Vandalen und Hunnen. Die Jeſuiten arbeiten als geſchickte Politiker immer dahin, ihre Intereſſen als die der bürgerlichen Geſellſchaft ſelbſt darzuſtellen*). Dieß iſt um ſo leichter, als für viele Leute außerhalb der abſoluten Gewalt, deren kräftigſte Vertheidiger ſie ſind, keine Sicherheit möglich iſt.

Die Unternehmung der Freiſchaaren lieferte ihnen eine prächtige Gelegenheit zu ihren Deklamationen. Was mich betrifft, ſo bin ich keineswegs geneigt, die Vertheidigung ihres Generals Ochſenbein zu übernehmen. Er thut jetzt wegen ſeiner alten Irrthümer eine ſo feierliche Buße, daß es nicht nöthig ſcheint, ſeine Gewiſſensbiſſe noch zu vermehren. Aber abgeſehen von dem, was die Perſönlichkeit des Generals Neapoleon III. betrifft, bleibt die Frage ſelbſt, welche man beurtheilen muß, ohne auf die Vorurtheile und die Intereſſen der Parteien Rückſicht zu nehmen. Die katholiſche Partei, die ſich mit großer Entſchiedenheit gegen die Freiſchaaren erhob, ließ es ihnen gegenüber an Dankbarkeit fehlen, da ſie ihnen die größten Dienſte geleiſtet hatten. Wie oft hat ſie nicht Truppen verwendet, die ebenſowenig regelmäßig waren, als die des Advokaten Ochſenbein, Truppen, die eine Wildheit entfalteten, welche die entſchiedenſte Parteilichkeit den Freiſchaaren der Schweiz nicht hat vorwerfen können? Niemand hat vergeſſen, welche kannibaliſchen Exceſſe die Chouans „der katholiſchen und königlichen Armee" in der Bretagne begingen, und jene „Wärmer"**) im Weſten, deren Name noch jetzt mit Recht in ganz Frankreich verabſcheut iſt. Könnten die legitimiſtiſchen Banden im

*) Darum heißt ihr officielles Organ in Rom La civiltà cattolica.

**) Chauffeurs. Sie erhielten dieſen Namen, weil ſie die Füße derer verbrannten, deren Geld ſie entdecken wollten.

Süden, welche nach dem Sturz Napoleons den „weißen Schrekken“ *) organiſirten, nicht Gelegenheit zu ſcharfen Bemerkungen geben? Die Freiwilligen des blutdürſtigen Kardinals Albani**), jene Papalini, die unter Gregor **XVI.** der Schrecken der Legationen waren, und die weder vor Mord noch vor Nothzucht zurückſchauderten***), waren ſonderbare Vertheidiger der Religion, der Familie und des Eigenthums!“ Die „Glaubensarmee,“ welche in Spanien unter Ferdinand **VII.** von den Mönchen aufgeſtellt wurde, die Soldaten des Zumalacarreguy, die im Namen des Katholizismus den Thron Iſabellas **II.** umzuſtürzen verſuchten, waren unendlich weniger bedenklich als die Soldaten Ochſenbeins.

So ſind wir denn keineswegs geneigt, die Jeſuiten zu beklagen, daß ſie den Zorn dieſer unregelmäßigen Truppen auf ſich gezogen haben; doch glauben wir, daß die Unternehmungen der Freiſchaaren der Sache, der ſie dienen wollten, eher ſchädlich als nützlich waren. Die Macht der Eidgenoſſenſchaft war nicht ſo tief geſunken, daß es nöthig war, zu ſolchen außerordentlichen Mitteln ſeine Zuflucht zu nehmen, um den Schülern des Loyala den Schein des Märtyrerthums zu geben. Thiers hat es freilich verſtanden, ihnen mit ſeinem gewöhnlichen Schwung dieſe Genugthuung und die Vortheile, die ſie daraus ziehen konnten, zu entreißen. Allein Ochſenbein hätte klüger gehandelt, wenn er ſich gegen ſie, wie er es ſpäter that, nur geſetzlicher Mittel bedient hätte. Er hätte ſeiner Partei jene Niederlage erſpart, welche der Geſchichtsſchreiber der Jeſuiten mit ſeinem hochtrabenden Ton „die Schlacht bei Luzern“ nennt.

Es liegt nicht in unſerer Abſicht, die Einzelheiten dieſes

---

*) S. Thiers, Hist. de la révolution française.

**) S. Achille de Vaulabelle, Histoire des deux restaurations.

***) Zwei bonapartiſtiſche franzöſiſche Dichter nennen ihn in ihrer „Nemeſis“ den „blutigen Albani“.

Kampfes zu erzählen, dessen Siegesbülletin von Crétineau-Joly verfaßt wurde*). Der Widerstand der Luzerner wurde vom General Sonnenberg, einem ergebenen Werkzeug des apostolischen Nuntius**), geleitet. Die Ultramontanen „verloren nur 8 Todte, während die Freischaaren mehr als 800 Leichname auf dem Schlachtfeld oder in den Gewässern der Emme und der Reuß zurückließen***). Freilich gebrauchten die Luzerner die Vorsicht, ihre Kugeln aus einem Hause, hinter einem Baum, einem Gebüsch oder Felsen abzuschießen†). Sie haben außerdem den Schutz „des Gottes der Heere. Sie haben vor und nach der Schlacht gebetet. Sie zogen am folgenden Tag nach dem Heiligthum Unser lieben Frauen zu Einsiedeln, um der Heiligen Jungfrau für den Erfolg ihrer Waffen zu danken" ††).

Die Oesterreicher übernahmen es, die Stirne der Soldaten der Gesellschaft Jesu und der Heiligen Jungfrau zu bekränzen.

„Auf die Nachricht des Sieges der Ordnung und der Gerechtigkeit gegen die revolutionäre Bosheit, stießen alle katholischen Herzen einen lauten Schrei der Freude und Bewunderung aus." Am 10. April gab der Fürst von Metternich diesem Gefühle Worte:

„Der Sieg, welchen Luzern mit seinen getreuen Verbündeten ruhmvoll erfochten hat, indem es den verbrecherischesten Angriff abschlug, den die Geschichte erwähnt (und die St. Bartholomäusnacht?) wird eine große politische Tragweite haben†††).

---

*) Histoire du Sonderbund. T. I. ch. VIII.

**) „Der General von Sonnenberg ist an ihrer Spitze. Der apostolische Nuntius, Hieronymus von Andrea, wohnte dazumal im Schloß Sonnenberg". (Ibid. 1, 505.)

***) Ibid. 1, 513.

†) Ibid. 1, 512.

††) Ibid. 1, 513.

†††) Ibid. 1, 516.

Herr von Metternich schloß mit dem Ausdruck der Wünsche „Oesterreichs, dieses Freundes der Schweiz". Die ganze Geschichte der Eidgenossenschaft zeigt hinlänglich, was das Schweizervolk dieser Freundschaft verdankt. Die Geier lieben auch die Sperlinge sehr, die sie verzehren.

Die Oesterreicher, welche die italienische Nation immer geliebt haben, würden auch die Schweiz genug lieben, um Mendrisio, Lugano, Bellinzona und Locarno mit der Lombardei zu vereinigen, um die schwarz-gelbe Fahne auf den Gipfeln des St. Gotthards und des Bernhardin aufzupflanzen.

Die Schriftsteller im Solde der Gesellschaft Jesu haben tausendmal wiederholt, daß Luzern den Sieg mit einer „ganz katholischen Mäßigung" benutzte. Heißt das so viel, als daß es sich wie Ferdinand VII. in Madrid, wie Franz Joseph in Ungarn, wie Ferdinand II. in Neapel und in Palermo, wie Pius IX. in Rom benahm? Man weiß hinlänglich, welcher Art die Mäßigung dieser erzkatholischen Fürsten gewesen ist! Wenn man dem „Constitutionnel" Glauben schenkt, einer Zeitung, die niemals weder radikal noch socialistisch gewesen ist, so hätte die Luzerner Regierung die Mäßigung auf die nämliche Weise ausgeübt. „In Luzern," sagt er am 6. April 1845, „in Luzern wurden die Gefangenen niedergemetzelt. Eine jede gewaltthätige Handlung dieser Art erzeugt neue Feindschaften und gibt dem alten Haß neue Kräfte*). Crétineau, den „solche Lügen" empören, spricht dennoch von der Erbitterung der Bauern, welche furchtbar wütheten wie ein Heer in Schlachtordnung"**). — „In diesen Tagen blutigen und glorreichen Andenkens"***) war eine solche Erbitterung wenig geeignet, Mäßigung zu erzeugen."

Als die zweite Unternehmung der Freischaaren gegen Luzern

---

*) Crétineau, a. a. O. 1, 521.

**) Ibid. 1, 512.

***) Ibid. 1, 521.

ebenso mißlungen war, wie die erste, wiegte sich die jesuitische Partei mit den unsinnigsten Hoffnungen. Aber die Niederlage Ochsenbeins steigerte die Aufregung auf den höchsten Grad, weit entfernt, daß sie dadurch gestillt worden wäre. Die Freischaaren wurden in der französischen Deputirtenkammer von einem Redner, der nicht in dem Verdacht des Radikalismus steht, mit viel Talent vertheidigt. „Ich will mich," sagte Thiers, „weder besser für die Einen, noch schlechter für die Andern machen. Ich gebe mich für das, was ich bin. Weil der Krieg Statt gefunden hat, so wäre es mir lieber gewesen, wenn die Freischaaren gesiegt hätten, weil, Uebertreibung für Uebertreibung, ich die Uebertreibung meiner Meinung der Uebertreibung der entgegengesetzten Ansicht vorziehe" *). Diese Ansicht schien Vielen begründet. Ein berühmter katholischer Philosoph, der Abbé Gioberti, der in Lausanne die Freiheit zu schreiben gesucht hatte, bewies den Jesuiten, daß sie der Schweiz den Bürgerkrieg ersparen konnten, wenn sie sich weigerten, sich in Luzern niederzulassen.

„Wenn Eure Weigerung," sagte er, „diesem Brudermord auch nur ein einziges Opfer entzogen hätte, wäret ihr nicht im höchsten Grade strafbar, sie nicht ausgesprochen zu haben?" Unsterblicher Gott! ein einziger Mord reicht hin, um die Hölle zu verdienen, und er sollte für die Verdammung der Jesuiten nicht hinreichen! Aber man hätte nicht blos das Blut eines einzigen Opfers erspart, denn es ist Thatsache, daß die Freiwilligen der verschiedenen Kantone auf die Aufforderung herbeieilten, gegen die Luzerner Jesuiten zu ziehen, so daß, wenn sich diese wenigstens nach dem ersten Zug zurückgezogen hätten, sich keine Freischaaren für den zweiten gebildet haben würden.

---

*) Moniteur vom 3. Mai 1845. — Interpellation des Herrn Thiers über die Jesuiten. — Crétineau, Histoire du Sonderbund 1, 528 nennt die Rede des berühmten Redners ein „Hundegebell." Welch schöner Styl!

Höchstens hätte die Bewegung im März die Luzerner Verbannten zu Urhebern gehabt, welche ihr verlornes Vaterland wieder zu erobern wünschten, und da die Zahl derselben sehr zusammengeschmolzen war, so hätte diese Bewegung den nämlichen Erfolg gehabt, wie der erste Angriff, und wäre in jeder Hinsicht weniger traurig und unheilvoll geworden. Und wer hatte denn diese Unglücklichen zum Aufstand veranlaßt? wer hatte sie ihrer Güter beraubt? sie aus dem Vaterlande verjagt? wer hatte sie gezwungen, das väterliche Haus zu verlassen und arm und flüchtig weit von ihren Familien herumzuirren? Waren sie es nicht, die, das unglückliche Luzern vom Dezember bis zum März tyrannisirend, alle benachbarten Kantone mit Geächteten erfüllten? Nun würde nichts von allen dem geschehen sein, wenn die Männer der Luzerner Regierung wenigstens den Winter hindurch als Christen und nicht als Jesuiten regiert hätten. Und wenn es weder Verbannte noch Freiwillige gegeben hätte, wer würde dann im Frühling die Waffen ergriffen haben*)?

„In den Augen dieses katholischen Priesters," ruft Crétineau entrüstet aus, „tragen die Jesuiten allein die Schuld an dem Einfall in den Kanton Luzern, sie allein sind für das vergossene Blut verantwortlich, denn sie haben durch ihre Verbrechen und ihre Intriguen die Freischaaren bewaffnet!" Daher nennt ihn der Geschichtschreiber der Jesuiten, da er nicht weiß, wie er den berühmten Verfasser des „Primato" bezeichnen soll, „Almosenier der Trabanten des Atheismus" **). Dieser Zug ist wahrhaftig schön.

---

*) Gioberti, Gésuita moderno II., 382. Lausanne 1846.

**) Crétineau, Sonderbund I, 12. — Der berühmte katholische Redner Ventura von Raulica nimmt kein solches Aergerniß am Gesuita moderno als Crétineau, denn er nennt ihn „ein außerordentliches Buch, in welchem sich die Kraft der Beweisführung mit aller Anmuth des Styls verbindet. (Man sehe seinen Brief bei Crétineau II, 6—8).

Wenn Thiers und Gioberti den Freischaarenzug in dieser Weise beurtheilten, mußten ihn die Radikalen mit noch größerem Eifer vertheidigen. Als der Schultheiß Neuhaus gegen die Bernerischen Beamten einschreiten wollte, welche an dem Zug gegen Luzern Theil genommen hatten, wurde er gestürzt. Neuhaus, „eine äußerlich schwerfällige, aber reich begabte Natur" *), erhielt seinen Gegner Ochsenbein, den General der Freischaaren, zum Nachfolger. Bern konnte auf keine glänzendere Weise den Widerwillen zeigen, den ihm die Jesuiten einflößten. In Zürich wurde der Dr. Steiger, der nach dem Freischaarenzug zum Tod verurtheilt worden, und dem die Flucht gelungen war, von den Gemeinden unter den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen.

Solche Thatsachen waren nicht geeignet, die Erbitterung der katholischen Kantone zu beruhigen. Der Tod des Joseph Leu, der in Luzern eines der Häupter der jesuitischen Partei war, steigerte ihre Wuth bis auf das Aeußerste.

Man hat versucht, die Verantwortlichkeit dieses Mordes auf die demokratischen Ansichten zu werfen, und so oft sich in unsrer Zeit eine ähnliche Thatsache wiederholt, beginnen die absolutistischen Schriftsteller die nämliche Litanei. Uns scheint der politische oder religiöse Mord, ob er gleich von den Alten gebilligt war, entschieden dem Geist des Evangeliums zuwider. Daher war er auch stets gebrandmarkt, so lange die evangelischen Grundsätze geherrscht haben. Das Papstthum hat den traurigen Ruhm gehabt, in jener düsteren Zeit des Mittelalters, wo der Todtschlag eines Ketzers als das der Gottheit angenehmste Werk dargestellt war, den religiösen Mord wieder zu Ehren zu bringen**). Die Jesuiten des 16. Jahrhunderts vervollständigten die abscheuliche Lehre des Franziskaners Johann Petit, und brachten sie wieder in Anwendung.. Dem Mariana,

---

*) Das ist wenigstens die Meinung Crétineaus, der ein ausführliches Gemälde von ihm entwirft — Sonderbund I, 330.

**) S. Le Cerf, Le protestantisme.

einem ihrer berühmteſten Gelehrten, wird der Dolch in gewiſſen Fällen die legitimſte Waffe*). Dieſe Anſichten haben ſich gewiſſe revolutionäre Klubs in Frankreich, Italien und Spanien angeeignet. Der Corſe Fieschi, Alibaud, Meunier, Darmès, Lecomte, Joſeph Henri, welche den König Ludwig Philipp zu tödten ſuchten, waren weder Proteſtanten noch Mitglieder der orientaliſchen Kirche. Der Pfarrer Merino, welcher Iſabella II. zu erdolchen verſuchte, gehört nicht zur reformirten Geiſtlichkeit. Der Mörder des Grafen Roſſi war in der Hauptſtadt des Katholicismus geboren. Der Mörder des letzten Herzogs von Parma war weder aus Genf noch aus Berlin. Paris und Matera haben in unſern Tagen Meuchelmörder im geiſtlichen Rocke, Verger und Ancona, ihren Dolch gegen zwei Erzbiſchöfe richten ſehen. War nicht Jacob Müller ſelbſt, der Mörder Joſeph Leus, in Herberig, in jenem Kanton Luzern geboren, welchen Crétineau „das Herz des Katholicismus" nennt. Wir behaupten nicht, daß die Jeſuiten den König Ludwig Philipp und Iſabella II. haben ermorden wollen; aber die Grundſätze, welche ſie einſt unter den katholiſchen Völkern ausgeſäet haben, haben ihre Früchte getragen. Diejenigen, deren Väter geglaubt haben, daß man einen Feind der Kirche mit vollem Rechte tödten könne, konnten natürlich leicht auf den Gedanken kommen, daß gegen einen Gegner der Freiheit Alles erlaubt ſei. Es bedurfte nur einer neuen Anwendung der Lehre, welche den Mördern Heinrichs III., des Admirals Coligny und Wilhelms des Stillen, Waffen in die Hände gegeben hatte.

---

*) Mariana, De rege et regis institutione. Toledo 1599.

LIII.

Denn der König zu Samaria ist dahin, wie ein Schaum auf dem Wasser.

Hosea, 10, 7.

Im Mai 1846 erschien der Vertrag öffentlich, durch welchen der Sonderbund gebildet wurde. Dem Großen Rath von Freiburg wurde der Vorschlag durch den Staatsrath vorgelegt; und er wurde trotz der kräftigen Anstrengungen der liberalen Minorität angenommen. Von 88 Mitgliedern des Großen Raths protestirten 42. Folgendes ist der officielle Text dieses berühmten Vertrags:

1) „Die Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald, Zug, Freiburg und Wallis verpflichten sich, so wie einer oder mehrere von ihnen angegriffen würden, zur Wahrung ihrer Souveränetät- und Territorialrechte den Angriff, gemäß dem Bundesvertrag vom 7. August 1815 so wie gemäß den alten Bünden gemeinschaftlich mit allen zu Gebote stehenden Mitteln abzuwehren.
2) „Die Kantone werden sich über die zweckmäßigste Weise, sich gegenseitig in Kenntniß von allen Vorfällen zu erhalten, verständigen. So wie ein Kanton von einem bevorstehenden oder erfolgten Angriff Kenntniß erhält, ist er bereits als bundesgemäß aufgemahnt anzusehen und verpflichtet, die nach Umständen erforderliche waffenfähige Mannschaft aufzubieten, ohne dazu gerade die offizielle Mahnung des betreffenden Kantons abzuwarten.
3) „Ein Kriegsrath, bestehend aus einem Abgeordneten aus jedem der obgenannten Stände mit allgemeinen, so viel als möglich ausgedehnten Vollmachten von den Regierungen versehen, hat die oberste Leitung des Krieges zu besorgen Er wird bei einem bevorstehenden und erfolgten Angriff zusammentreten.

4) „Der Kriegsrath mit den ihm ertheilten Vollmachten hat im Fall der Noth alle zur Vertheidigung der betreffenden Kantone erforderlichen Maßregeln zu treffen. Wo die Gefahr nicht so dringender Natur ist, wird er mit den Regierungen dieser Kantone Rücksprache nehmen.

5) „In Beziehung auf Bestreitung der durch solche Truppenaufgebote erwachsenden Kosten wird als Regel angenommen, daß der mahnende Kanton die Kosten der von ihm verlangten Truppenaufgebote zu bestreiten hat. Vorbehalten jedoch bleiben solche Fälle, wo besondere Gründe vorhanden sind, daß ein besonderer Maßstab der Vertheilung einzutreten habe. Andere Kosten, die im gemeinschaftlichen Interesse dem einen oder andern Kantone erwachsen sind, sollen von allen sieben Kantonen nach der eidgenössischen Scala getragen werden."

Sobald dieser Vertrag bekannt wurde, der die Eidgenossenschaft in zwei Theile spaltete, fühlten alle aufrichtigen Freunde des Vaterlandes die Nothwendigkeit, die Einheit der Schweiz zu retten. Es war nicht das erste Mal, daß die öffentliche Meinung sich mit einem Bündniß der ultramontanen Kantone beschäftigte. Man vermuthete, daß es schon im Jahre 1843 noch vor dem ersten Freischaarenzug geschlossen worden war. Die Entdeckung des Protokolls über die Sitzungen vom 13. und 14. September 1843, eine Entdeckung von der höchsten Wichtigkeit, welche nach dem Fall des Sonderbunds gemacht worden ist, hat die Frage entschieden. Diese Entdeckung war ein wirklicher Triumph für die Freunde der Freischaaren. Wenn die Jesuiten, sagten sie, so viel Einfluß erhalten hatten, daß sie den Bund und die Eidgenossenschaft vernichten konnten, wenn sie so mächtig geworden waren, daß sie die Regierungen hindern konnten, ihre verbrecherischen Anschläge zu unterdrücken, mußten sich da die Bürger nicht erheben, um der Gleichgültigkeit der Regierungen ein Ende zu machen und die Nationaleinheit zu vertheidigen? Wenn es sich um die Rettung des

Vaterlandes handelt, kann man nicht mehr auf die Förmlichkeiten der gewöhnlichen Geſetzlichkeit Rückſicht nehmen.

Man muß geſtehen, daß die mönchiſchen Umtriebe, welche die ultramontanen Kantone unter ihre Herrſchaft bringen wollten, um dann die ganze Eidgenoſſenſchaft zu beherrſchen, dieſen Gründen viel Gewicht geben. Crétineau-Joly hat ſelbſt mit einer merkwürdigen Naivetät den Plan auseinander geſetzt, welchen die Jeſuiten nach der Niederlage der Freiſchaaren hätten ausführen wollen. — Man hätte unmittelbar gegen den Aargau ziehen und mit der Befreiung der Schweizeriſchen Katholiken in dieſem Kanton beginnen müſſen. Da es nun in der ganzen Schweiz Katholiken gab, die man hätte befreien müſſen, ſo hätte der Sonderbund verſucht, die von dem Apoſtaten Zwingli ſo unglücklicher Weiſe vernichtete alte Eidgenoſſenſchaft zum Vortheil des Jeſuitismus wieder herzuſtellen. Dies war im Grund eine Wiederaufnahme der Pläne, welche den Karl Borromäus zum berüchtigten Goldenen Bund begeiſtert hatten, einen Sonderbund des 16. Jahrh.; aber im Jahre 1847 waren die Zeiten unglücklich und die Schweizer zu ſolchen politiſchen Reſtaurationen wenig aufgelegt. Crétineau-Joly iſt daher ſehr ſtreng, wenn er ſeine Freunde der Schwäche beſchuldigt. Sie haben für die Sache Loyolas Alles gethan, was die Umſtände erlaubten. Es iſt leicht, wenn man weit von der Gefahr iſt, treffliche Feldzugspläne zu entwerfen!

Die geſchickteſten Vertheidiger des Sonderbundes haben geglaubt, ein Syſtem der Rechtfertigung aufſtellen zu müſſen, welches nach den vorhin entwickelten Thatſachen durchaus unzuläſſig iſt. Sie haben den Sonderbund als eine erlaubte Vertheidigung gegen die Angriffe der Freiſchaaren dargeſtellt. Dies iſt die vom Oeſterreichiſchen Beobachter von 1847 und von mehreren andern Zeitungen dieſer Farbe aufgeſtellte Theorie. Aber wer dachte an Freiſchaaren, als der Sonderbund organiſirt wurde? Andere haben behauptet, daß dieſe Verhandlungen von 1843 wenigſtens kein mildernder Umſtand zu ihren Gunſten ſei, da ſie

geheim geblieben seien. Der Dr. Herzog von Luzern, der in Bern das Bürgerrecht besaß, hatte in seiner Zeitung, dem „Verfassungsfreund", das Protokoll einer in Rothen abgehaltenen Conferenz veröffentlicht, welcher die Abgeordneten der Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug und Freiburg beigewohnt hatten, und keiner von den Führern des Ultramontanismus hatte gegen die Veröffentlichung dieses Protokolls zu protestiren gewagt. In Zürich war die Uebereinkunft von 1847 so wenig unbekannt geblieben, daß die Regierung dieses Kantons, die doch gegen die Stände der katholischen Schweiz keineswegs feindselig gestimmt war, sich für verpflichtet hielt, ernstliche Vorstellungen zu machen. Bluntschli und seine Freunde waren schon damals überzeugt, daß der Sonderbund angriffsweise zu Werke gehen wolle, und daß er keine bloße Maßregel der Vertheidigung sei. „Dies war," sagt ein Schriftsteller, der im Allgemeinen höchst unpartheiisch ist, „die Erscheinung eines ganz neuen Elements in der schweizerischen Republik, welches seit langer Zeit vom Ultramontanismus ausgearbeitet worden war, seitdem dieser seinen Sitz im Herzen der Schweiz und unter dem Schutze Oesterreichs genommen hatte. Die ultramontane Schweiz trennte sich von der liberalen Schweiz, wie der Goldene Bund im 16. Jahrhundert die katholische Religion gegen die protestantischen oder paritätischen Stände zu vertheidigen vorgab. Konnte sich eine solche Trennung durch den Bundestag rechtfertigen lassen?" *) Ein ausgezeichneter und konservativ gesinnter Rechtsgelehrter beantwortet diese Frage ohne das geringste Bedenken verneinend. „Wenn eine partielle Eidgenossenschaft," sagt der Verfasser der „Demokratie in der Schweiz," „nach demselben Zwecke strebt, wie die allgemeine Eidgenossenschaft, und dieselben Mittel anwendet, so kann die erste nur auf Kosten der zweiten leben, und ist ihr folglich immer nachtheilig; sie ist es übrigens schon dadurch, daß sie dieselbe als

*) Gaullieur, La Suisse en 1847. p. 88.

ſchwach und ungenügend vorausſetzt. Man denke ſich die Schweiz in zwei oder drei Theile getheilt, von denen ſich jeder nach der Weiſe der katholiſchen Kantone organiſirt, ſo wird von dieſem Augenblick der Bundesvertrag nur ein todter Buchſtabe ſein." *)

Es war die Pflicht der Tagſatzung, dafür zu ſorgen, daß der Bundestag kein „todter Buchſtab werde. Auf den Antrag Zürichs ſprachen ſich zehn und zwei halbe Stimmen**) im Jahre 1846 für die Auflöſung des Sonderbundes aus. So fehlte denn eine und eine halbe Stimme zur Majorität, weil die Tagſatzung die 22 Kantone repräſentirte. Der Druck, den die Radikalen von Baſel-Stadt auf ihre Regierung ausübten, und die Genfer Revolution im Oktober 1846, welche ohne den Haß, den die Jeſuiten einflößten, wahrſcheinlich nicht Statt gefunden hätte, gaben den Gegnern des Sonderbunds die Mehrheit. Selbſt in Freiburg hatten die Jeſuiten ſo viele Feinde, daß im Januar 1847 ein Aufſtand gegen ſie ausbrach. Dieſer Verſuch hatte ſtrenge Maßregeln und zahlreiche Achtserklärungen zur Folge. Aber der Sieg der Jeſuitenpartei ſollte nicht von langer Dauer ſein.

Die Eröffnung der Tagſatzung fand zu Bern am 9. Juli 1847 Statt. Ochſenbein führte als Haupt der Berner Regierung den Vorſitz; Bern war damals Vorort. Guizot, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten des Königs der Franzoſen, welcher mit dem Fürſten von Metternich vollkommen einverſtanden war, verſuchte ſogleich Anfangs die Tagſatzung im Namen ſeiner Regierung einzuſchüchtern. Die Fürſten, ſelbſt die konſtitutionellen, wollten nicht, daß die Schweiz in ihrer Einheit die Kraft finde, ihren mächtigen Nachbarn Widerſtand zu leiſten und in der europäiſchen Politik eine Rolle zu ſpielen.

---

*) Cherbuliez, Revue nouvelle, Sept. 1847.

**) Die Abſtimmung eines halben Kantons galt für eine halbe Stimme.

Ihre republikaniſche Verfaſſung ſchien ihnen ein böſes Beiſpiel für die Völker. Die Mächte hatten immer dahin gearbeitet, zwei gleich mächtige Parteien in der Schweiz zu erhalten. So ſahen ſie denn mit Betrübniß, daß das macchiavelliſtiſche Werk mehrerer Jahrhunderte auf dem Punkte ſtand einzuſtürzen. England, welches den Fortſchritt der Nationalitäten aufrichtig wünſcht, nahm eine ſehr entſchiedene Stellung ein, die ihm in den Augen der unparteiiſchen Nachwelt zum ewigen Ruhm gereichen wird. Die Note, welche der engliſche Geſandte dem Präſidenten der Tagſatzung überreichte, war der Unabhängigkeit der Schweiz ebenſo günſtig, als die Note Frankreichs von feindſeliger Geſinnung zeugte. Lord Palmerſton, Vorſtand des **Foreign office**, wollte nicht, wie Guizot, daß ſein Vaterland von Oeſterreich und den deſpotiſchen Staaten an das Schlepptau genommen werde*).

Jedoch ließ ſich die Tagſatzung durch die Drohungen der Könige nicht einſchüchtern. Das ſchweizeriſche Volk hat nichts Heftiges in ſeinen Aeußerungen, aber es hat das lebendigſte Gefühl ſeiner Würde und ſeiner Rechte und es weiß den abſoluten Mächten mit mehr Kraft zu widerſtehen, als die meiſten großen Nationen Europas. So nahm denn die Tagſatzung keinen Anſtand, in ihrer zehnten Sitzung am 20. Juli die Frage des Sonderbunds zur Hand zu nehmen. Die Geſandten der ſieben Kantone verſuchten ihren Bund zu vertheidigen und geſtanden, daß es ſich nicht bloß um ein Konkordat gegen die Freiſchaaren handle. Sie fanden einen gewaltigen Gegner in Druey, dem Geſandten des Kantons Waadt, der dem Radika-

---

*) Guizot, der ſeine Hartnäckigkeit für Feſtigkeit hält, hat ſich durch die Begebenheiten von 1847 und 1848 nicht beſſer belehren laſſen. Er, der Proteſtant, hat die Zeitung „l'Assemblée nationale“ gegründet, die ganz dem Jeſuitismus ergeben und ebenſo rückſchreitend iſt als der „Univers.“ Uebrigens iſt Guizot nicht ſo entſchieden, als er ſich den Anſchein gibt, denn wie könnte er ſonſt Proteſtant bleiben?

lismus in diesem Kanton den Sieg verschafft hatte. Druey hatte zu seinen Lebzeiten viele Gegner. Die Konservativen*) und selbst die Liberalen haben ihn mit den düstersten Farben gezeichnet. Jetzt zeigt man sich weniger streng gegen ihn, und das **Annuaire de la Revue des deux Mondes****) hat von seinen Talenten mit wirklichem Wohlwollen gesprochen***). Einige Fragmente seiner Rede werden einen Begriff von den Meinungen dieses berühmten Staatsmannes und von der Polemik der radikalen Partei zu jener Zeit geben.

„Die Gesandtschaft des Kantons Waadt," sagte Druey, „muß sich über den Fortschritt wundern, den die Frage gemacht hat. Im vorigen Jahr war die Furcht vor den Freischaaren der große Beweggrund des Sonderbunds. Man sprach allerdings auch von konfessionellen Garantien, aber ohne großes Gewicht darauf zu legen. Man wagte nicht zu gestehen, daß man einen Bund schließe, um den Beschlüssen der Tagsatzung zu widerstehen, von denen die Minderheit behauptete, daß sie außer ihrer Competenz seien, die man aber doch nicht abläugnete. Heute stehen die Freischaaren in zweiter Linie, die konfessionellen Garantien treten mehr hervor und man stellt offen die Behauptung auf, daß die Minderheit das Recht hat, den Beschlüssen der Tagsatzung zu widerstehen, unter dem Vorwand, daß sie nicht kompetent sei. Man ist noch weiter gegangen, man hat das Gespenst einer einheitlichen Republik herauf beschworen, man hat von revolutionären Tendenzen gesprochen, und man ist sogar auf die Revolution von 1830 zurückgegangen, um sie anzuklagen. So hat man sich auf den wahren Boden gestellt, den des Kampfs der zwei politischen Richtungen. Wir danken

---

*) Man findet ein Bild dieser Art im „Correspondent"; es ist von Amadeus Hennequin.

**) Annuaire de 1853—54.

***) Seine Thätigkeit war so groß, daß er in 40 Foliobänden die Resultate seiner Studien hinterlassen hat.

den Gesandten von Luzern und Schwyz dafür, welche auf diese Weise ein helles Licht über die Frage geworfen und unsere Aufgabe erleichtert haben.

„Man hat vorzüglich die Revolution von 1830 und ihre Folgen angeklagt, um den Bund der Sieben zu rechtfertigen; von dieser Revolution leitet Schwyz, indem es Luzerns Meinung ins Klare setzt, alles Uebel her. Das ist der wirkliche Boden, dadurch gesteht man unverholen ein, daß das Bündniß der Sieben revolutionäre Zwecke hat. Aber diese datiren weiter her: man findet sie schon im J. 1798, diese den damals verkündeten Grundsätzen der Gleichheit, der Freiheit und der Brüderlichkeit feindselige Tendenzen. Diese Liga ist somit die Fortsetzung der reaktionären Bewegung von 1802, der antinationalen Umtriebe des Waldshuter Comités, der aristokratischen Unternehmungen von 1813, 1814 und 1815, der Verschwörung von 1832, des Sarnerbundes im J. 1833 und der Reaktionen, welche seit 1839 in einigen Kantonen vollbracht, in andern versucht worden sind. Diese Liga sucht, in alle Stände der Eidgenossenschaft einzudringen.

„So stehen auch hier die zwei Prinzipien einander gegenüber, welche die Welt trennen, auf der einen Seite die Demokratie, die Freiheit, die Gleichheit, der Fortschritt, die Aufklärung, die Hingebung; auf der andern der Absolutismus, die Aristokratie, das Vorrecht, die Verdummung der Massen, die Finsterniß, die Selbstsucht. Die Schweiz muß es erfahren, jetzt da sie berufen ist, zwischen den zwei Parteien zu wählen. Es ist gut, daß Europa es erfahre, weil es sich in unsere Angelegenheiten zu mischen trachtet. Was ist in der That diese geschriebene Rede, welche der französische Gesandte dem Präsidenten der Tagsatzung übergeben hat? Was ist diese Depesche des Hrn. Guizot, die jetzt die ganze Welt kennt, wenn sie nicht eine Einmischung in die innern Angelegenheiten der Schweiz ist? Man sagt, man wolle uns Rathschläge ertheilen, die von einer wahrhaften Anhänglichkeit an die wohlverstandenen Interessen

der Eidgenossenschaft diktirt seien. In der That ist es aber die offenbare Absicht, die liberale und radikale Partei der Schweiz zu vernichten, der reaktionären, der sogenannten konservativen Partei aufzuhelfen und sie mit neuen Hoffnungen zu erfüllen. Man sucht, die Schweiz unter die Vormundschaft der Mächte zu stellen. Was man in der Schweiz versucht, das steht mit dem im Zusammenhang, was in Krakau und in Portugal geschieht, es ist die Ausführung des nämlichen Gedankens."

Die Rede Drueys und eine andere des tessinischen Gesandten Obersten Luvini wurde von der Mehrheit der Versammlung und von den Zuhörern mit dem größten Beifall aufgenommen.

Nach dem Geständniß aller Leute führte Ochsenbein den Vorsitz mit einer bemerkenswerthen Unparteilichkeit. Ob er gleich von den ultramontanen Gesandten beständig angegriffen wurde, entfernte er sich keinen Augenblick von den Gesetzen der Mäßigung. Als die Verhandlung beendigt war, machte er den Vorschlag, den Sonderbund als unverträglich mit dem eidgenössischen Bund zu erklären und dessen Auflösung auszusprechen. Dieser Antrag wurde von zwölf und zwei halben Ständen angenommen, nämlich von zwei katholischen Ständen: Tessin und Solothurn, fünf protestantischen: Schaffhausen, Waadt, Bern, Glarus, Zürich, zwei halben derselben Confession: Appenzell Außer-Rhoden und Baselland, fünf paritätischen: St. Gallen, Aargau, Genf, Thurgau und Bündten. Die Gesandten der sieben ultramontanen Kantone protestirten sogleich gegen diesen Beschluß; aber die Tagsatzung fuhr nicht weniger fort, ihr Ziel zu verfolgen. Auf den Vorschlag des Obersten Rilliet-Constant untersagte sie allen eidgenössischen Offizieren, dem Sonderbund zu dienen. Nicht allein war dieser von ihr für verfassungswidrig erklärt worden, sie hatte auch das Uebel an seiner Wurzel angreifen wollen, indem sie auf den Vorschlag von Zürich erklärte, daß das Bestehen des Jesuitenordens in der Schweiz mit der Ruhe und Sicherheit der Eidgenossenschaft unverträglich sei. Die sieben Kantone waren vom Geist der Zeit besiegt, wie es ein unpar-

teiſcher Schriftſteller bezeugt. Zu dieſer Zeit nahmen die gebornen und unverſöhnlichen Gegner einer eidgenöſſiſchen Revolution, die Kantone der ultramontanen Minderheit, eine Stellung ein, die offenbar ihre Kräfte überſtieg. Mit welchem Rechte bekämpften dieſe Herren von Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Wallis, Freiburg in den Schranken der Tagſatzung eine Bewegung, die nicht bloß der Schweiz eigenthümlich iſt, die ſich vielmehr in der ganzen Welt zeigt? Offenbar iſt ihnen dieſe Rolle durch die halb verborgene, halb offene Partei eingeflüſtert worden, die ſich's in ganz Europa zur Aufgabe gemacht hat, die Civiliſation rückgängig zu machen. Waren die Anſprüche des katholiſchen Bundes, als Nemeſis, als rächende Gottheit der Religion, der Moral, der Aufrichtigkeit, der öffentlichen Redlichkeit aufzutreten, auch wohl klar, unangreifbar, feſt und rechtsgültig? Allerdings iſt in dem, was in der letzten Zeit geſchehen iſt, viel Uebles. In den Kantonen der radikalen Schweiz kann man lange nicht Alles entſchuldigen; aber haben die Kantone der ultramontanen Schweiz in dieſer Hinſicht nicht zu wenig, was die radikale Schweiz zu viel hat? Findet ſich unter den Staaten der urſprünglichen Eidgenoſſenſchaft ein einziges Land, das man als Muſter einer mäßig guten und nur einigermaßen vernünftigen Verwaltung darſtellen könnten? Wenn die demokratiſchen Revolutionen in einigen radikalen Kantonen Männer von mittelmäßiger Intelligenz oder von einer zweifelhaften Tapferkeit vorangeſtellt haben, ſind denn die Häupter der ultramontanen Schweiz alle von Talent, ſind ſie Engel, vorwurfsfreie Heilige? Mußten ſich die Unbefangenen nicht mit Unruhe fragen, ob von dem extremen Radikalismus oder dem kraſſen Ultramontanismus der erſte nicht am erträglichſten ſei? Wie dem auch ſei, ſo iſt das Schweizervolk ein Volk von geſundem Sinn, das den radikalen Uebertreibungen ihr Recht wird widerfahren laſſen, wenn ſie ihm nachtheilig werden. Mit dem Ultramontanismus hingegen, der Alles verweigert, Alles läugnet, Nichts zugeſteht, gibt es kein Mittel vor-

wärts zu können, ja nicht einmal jene einfachen ersten Fortschritte zu machen, welche dem Menschen ebenso nothwendig sind, als Essen und Gehen. Konnte sich ferner dieser Sonderbund für den Repräsentanten des schweizerischen Katholizismus ausgeben in dem Augenblick, da ganz katholische Kantone, wie Tessin und Solothurn, und mehrere paritätische Kantone seine Auflösung verlangten? Der Schein war wenigstens gegen ihn. Was dem Sonderbund wesentlich geschadet hat, das war die Unterstützung des Auslandes*).

Nicht allein rechnete der Sonderbund auf diese Unterstützung, sondern er hoffte sogar auf eine wunderbare Einmischung**). Mehrere Aktenstücke bezeugen diese auffallende Thatsache. Der Oberst Zen-Klusen schrieb am 8. November an den Staatsrath von Wallis:

„Ein Vater der Gesellschaft Jesu hat mir gestern gesagt, daß neun Personen, unter welchen sich auch Kinder befanden, eine Wallfahrt nach Maria-Stein gemacht hätten, daß die heilige Jungfrau in strahlendem Glanze in den Lüften erschienen sei, das Kind Jesus in den Armen haltend. Diese ehrlichen Leute, welche über das Glück und die Freude, die sie erfahren haben, außer sich waren, haben sich beeilt, in ihr Dorf zurückzukehren, um es zu erzählen und haben sich zu ihrem Pfarrer begeben, um ihn zu bitten, es auf der Kanzel zu verkündigen."

Man würde bedauern, solche Aktenstücke zu prüfen, denn jede Prüfung würde nothwendig beschuldigt werden, eine Karrikatur zu sein.

In Freiburg wendeten die Jesuiten die nämlichen Mittel wie in Wallis an, um die leichtgläubigen Bauern zu fanatisiren. Am Anfang des Kriegs ließ man die heilige Jungfrau

---

*) Gaullieur, La Suisse en 1847.

**) Man weiß, daß die Ultramontanen den Sieg in der ersten Schlacht bei Villmergen der heiligen Jungfrau zugeschrieben hatten.

ebenfalls interveniren, welche den Jäger Buarnoz durch ein Wunder vom drohenden Tode gerettet haben ſollte. Man verbreitete einen Bericht über das Wunder mit dem Zeugniß von vier Militärchirurgen. Dieſe außerordentlich intereſſante Schrift ſchließt folgendermaßen:

„Stephan Marilley, Biſchof von Lauſanne und Genf u. ſ. w. Wir wünſchen, daß die officiellen Aktenſtücke des Protokolls, welches die in Angſtorf in der Nacht vom 7. auf den 8. November geſchehene Thatſache betrifft, unter den Unſerer geiſtlichen Fürſorge anvertrauten Gläubigen die größte Verbreitung finden. Die Einzelnheiten, die es enthält, ſtimmen genau mit dem Bericht überein, der Uns von dem ehrwürdigen Feldgeiſtlichen des zweiten Bataillons gemacht worden iſt. Wir haben die Medaille geſehen, welche der Jäger Buarnoz trug, ſowie die Kugel, die ihn getroffen hat. Die Thatſache iſt ſehr geeignet, das Vertrauen auf den Schutz der Himmelskönigin, die mit ſo viel Recht die Hülfe der Chriſten genannt wird, immer mehr zu kräftigen. Sie iſt ein glückliches Vorzeichen der neuen Gnadenbezeugungen, welche wir in einem Kampfe erwerben, den wir unternommen haben, um die heiligen Rechte der Gerechtigkeit und der Religion aufrecht zu erhalten.

„Gegeben in Freiburg, in Unſerer biſchöflichen Reſidenz, am 10. November 1847.

† Stephan, Biſchof von Lauſanne und Genf."

Unglücklicher Weiſe konnten dieſe Erſcheinungen und dieſe Wunder, welche man dem Einfluß der Kanzel und des Beichtſtuhls hinzufügte, den Sonderbund nicht vor den Kanonen des Generals Dufour ſchützen. Die Schwyzer waren nicht weniger damit beſchäftigt, als die Walliſer und Freiburger, ihre Sache der heiligen Jungfrau anzuempfehlen. Die ganze Bevölkerung, den Landammann und Oberſt Ab Yberg an der Spitze, der einen Roſenkranz andächtig in der Hand hielt, machte eine Wallfahrt nach Einſiedeln. Ueberall ſchmeichelten die Offiziere dem Aberglauben des Volkes — oder theilten ihn. In Wallis rief

der kommandirende General von Kalbermatten den Schutz der „Himmelskönigin" auf sein Heer herab und flehte mit seinem Generalstab die Hülfe des heiligen Mauritius an. In Gegenwart einer unzähligen Menge defilirten die Offiziere, den General von Kalbermatten an der Spitze, vor dem Grab des Märtyrers und wetzten ihre Degen auf dem Stein des verehrten Grabmals.

Indessen bereiteten sich die Gegner des Sonderbunds, den Krieg mit etwas weniger übernatürlichen Mitteln zu führen. Die Tagsatzung hatte sich zur Herbstsitzung von Neuem vereinigt. Sie begann damit, daß sie auf den Vorschlag **Dr.** Furrers, damaligen Gesandten von Zürich, beschloß, daß eine Proklamation an die Kantone des Sonderbunds gerichtet werde und daß man Kommissäre in dieselben schicken solle. Sie ernannte hierauf den Oberst Dufour von Genf, einen sehr ausgezeichneten Offizier und trefflichen Kenner der Kriegskunst, dessen konservative Gesinnungen bekannt waren, zum General der eidgenössischen Truppen. Er wählte zu Divisionären Obersten, die meist zu seiner Partei gehörten. Am 22. Oktober 1847 erließ der neue General eine eben so kräftige als gemäßigte Proklamation an seine Soldaten:

„Eidgenössische Soldaten!

„Die in Bern versammelte hohe Tagsatzung hat beschlossen, das eidgenössische Heer auf Kriegsfuß zu setzen, um die Ruhe im Innern, die Rechte der Eidgenossenschaft und ihre Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. — Vergesset nicht, daß das Ausland auf uns sieht. Zeigt ihm, daß die schweizerischen Bürger, sobald sie unter der eidgenössischen Fahne sind, nur noch Einen Gedanken haben, dem gemeinsamen Vaterland zu dienen."

Man faßte hierauf den Beschluß, daß das Heer aus fünf Divisionen bestehen sollte, nachdem die Tagsatzung die Stärke desselben auf 100,000 Mann bestimmt hatte. Eine Reservedivision wurde dem Obersten Ochsenbein, Präsidenten der Tagsatzung, anvertraut. Der Sonderbund hatte seiner Seits den

Oberſt von Salis-Soglio aus Graubünden zum kommandirenden General gewählt. Freiburg und Wallis hatten, weil ſie von ihren Bundesgenoſſen getrennt waren, eine beſondere militäriſche Organiſation.

Die Ereigniſſe entwickelten ſich ſchnell. Ein Beſchluß der Tagſatzung vom 4. November befahl dem General Dufour, den Sonderbund mit Waffengewalt aufzulöſen. Aber es war ſehr ſchwer, ſo zahlreiche Bataillone aufzuſtellen, ſie zu beſolden und zu nähren in einem Augenblick, wo die Schweiz ſeit einem Jahre von Theurung und finanziellen Schwierigkeiten heimgeſucht worden war. Die bewunderungswürdige Energie des Kantons Bern ſorgte für Alles. Dieſer Kanton hatte ſich ſchon Opfer jeglicher Art auferlegt, er hatte ſeine Kaſſe und ſeine Zeughäuſer geleert. Er zögerte jedoch nicht, der Eidgenoſſenſchaft eine halbe Million Schweizerfranken zu leihen*) und zeigte ſich ſo, wie er an den glorreichen Tagen am Donnersbühl und bei Laupen geweſen war. Die Berner Regierung ließ die Schulen und die Gerichtshöfe ſchließen. Da das Vaterland in Gefahr war, durfte Niemand an ſeine beſondern Intereſſen denken.

Da die Diverſion, welche der Sonderbund in Teſſin verſuchte, kein bedeutendes Reſultat gehabt hatte, richtete ſich die Aufmerkſamkeit bald gegen Freiburg, welches zuerſt den Angriff des eidgenöſſiſchen Heeres erfahren ſollte. Uebrigens hatte die Freiburger Bevölkerung, die von guten Offizieren kommandirt wurde, einen vortrefflichen militäriſchen Ruf. Der Vertheidiger von Freiburg, General von Maillardoz, hatte in Frankreich unter dem Kaiſerreich und der Reſtauration mit Auszeichnung gedient. Der General Dufour begann ſeine Operationen gegen Freiburg, indem er die Communikation zwiſchen dieſem Kanton

*) Die Einführung des Dezimalſyſtems verdankt man der Partei, die im Sonderbundsfeldzug geſiegt hat. Sie hat auch die eidgenöſſiſchen Poſten organiſirt. Dieß ſind zwei große Wohlthaten, die ſie dem Lande erwieſen hat.

und seinen Nachbarn absperrte. Nachdem die Blokade auf das Strengste ausgeführt worden war, wurde die Zusammenziehung der eidgenössischen Truppen ohne Zögern bewerkstelligt. Die Berner bemächtigten sich des protestantischen Bezirks Murten, der übrigens der ultramontanen und österreichischen Partei abgeneigt war, und sie vereinigten sich mit den Waadtländern unter dem Obersten Rilliet. Da die Freiburger den Befehl erhalten hatten, sich auf die Hauptstadt zurückzuziehen, wurden alle Städte des Kantons ohne Schwertstreich besetzt. Am 12. November war Freiburg von 20,000 Eidgenossen eingeschlossen.

Der General Maillardoz zeigte die größte Verlegenheit. Es scheint, daß er auf einen Angriff von der Art wie der der Freischaaren gegen Luzern gerechnet hatte, und nun sah er sich von Bajonetten umgeben, die sich nach einem regelmäßigen und kräftigen Plan unter den Mauern der ultramontanen Stadt vereinigt hatten. Man hatte wohl im Ausland gesagt, daß die Freiburger Katholiken die Wunder der heldenmüthigen Vertheidigung von Saragossa erneuern würden. Aber diese Hoffnungen wurden bitter getäuscht! Am 13. hatte die Regierung von Freiburg einen Waffenstillstand geschlossen. In einem mörderischen Gefecht, welches sich am Abend in der Nähe des Gehölzes von Dailettes zwischen den Freiburgern und den Waadtländern des Obersten Rilliet entwickelte, bewiesen diese einen so großen Muth, daß man, wenn es um eine Stunde länger Tag geblieben wäre, die Stadt mit Sturm eingenommen hätte. Dieser Zusammenstoß entmuthigte den Staatsrath dermaßen, daß er am 14. Morgens die Feindseligkeiten einstellen ließ und Unterhandlungen begann. Um 8 Uhr kapitulirte Freiburg und das eidgenössische Heer zog in die Stadt, welche nach Luzern der Hauptplatz des Ultramontanismus war. Die Freiburger Truppen wurden entwaffnet, und der General Maillardoz suchte bei dem eidgenössischen Generalstab Schutz gegen die Wuth seiner fanatischen Soldaten, welche die Kapitulation mit Unwillen erfüllte. Er gelangte bald nach Neuenburg, wo er sich gegen die

Vorwürfe der Jeſuiten vertheidigen mußte, die ihn des Verraths beſchuldigten. Er iſt ſeitdem in Vergeſſenheit und Elend geſtorben. Die Erklärungen, die er im Journal des Débats veröffentlichte, beweiſen zur Genüge, daß man ihn verläumdet hatte. Aber er war ſeit langer Zeit der Jeſuitenpartei verdächtig, welche auf die Reinheit ſeiner Grundſätze kein Vertrauen ſetzte. Der „National", welcher nicht geneigt war, den Generalen des Sonderbunds zu ſchmeicheln, zeigte ſehr gut, daß der Kommandant der Freiburger Milizen durch die Macht der Thatſachen beſiegt worden war. „Zweimal ſtellte der General Maillardoz ſeinen Degen dem Thron und dem Altar zur Verfügung dar, das erſtemal in Rambouillet im J. 1830, ein zweitesmal in Freiburg im J. 1847. Und beidemal iſt er gezwungen, ſich ohne Kampf für beſiegt zu erklären. Das heißt Unglück haben. Die Schuld liegt nicht an ihm, ſondern an ſeiner von den Göttern verlaſſenen Sache."

Der Fall von Freiburg machte keinen großen Eindruck auf die Anhänger des Sonderbunds. „Es war nur ein vorgeſchobener Poſten," ſagten ſie, „es würde in Luzern und in den Urkantonen nicht ſo gehen. Dort verfüge der General von Salis-Soglio über 30,000 Mann, die hinter uneinnehmbaren Stellungen verſchanzt ſeien. Mit ſolchen Vortheilen könne er die 60,000 Mann des Generals Dufour Jahre lang aufhalten." Luzern war noch ſtolz über die Niederlage der Freiſchaaren. Die Waldſtätte galten für unüberwindlich. Ein unbedeutender Erfolg, den die Schwyzer bei Dietwyl im Aargau gehabt, hatte alle dieſe Hoffnungen beſtärkt.

Am 16. November hatte der General Dufour, der die Hülfsmittel ſeiner Gegner wohl kannte, aber der ſie durch Schnelligkeit und Kraftentwickelung zu beſiegen hoffte, ſein Hauptquartier nach Aarau verlegt. Schon war der muthige Oberſt Ziegler am 13. auf Luzerner Gebiet vorgerückt und der Oberſt Gmür hatte ſich der Zuger Grenze genähert. Dieſer Kanton, der ſchon über das Erſcheinen der eidgenöſſiſchen Fahne erſchrocken war,

und der übrigens keine große Begeisterung für die Sache des Sonderbunds gezeigt hatte, verlangte schon am 20. zu kapituliren. Diese Nachricht erschreckte in Luzern selbst die Eifrigsten. Sie kam in demselben Augenblick an, wo der Fürst von Schwarzenberg seinen Degen der ultramontanen Liga anbot, und wo Oesterreich ihm Geldunterstützung gewährte und ihm seine Hülfe versprach.

Indessen marschirte das eidgenössische Heer, das sich am 22. in Bewegung gesetzt hatte, in vier Kolonnen gegen Luzern. Man schlug sich in Gislikon am Ufer der Reuß. Die geschickte Energie des Obersten Ziegler, der Muth des Brigadeobersten Egloff, die Entschlossenheit der eidgenössischen Truppen siegten über den Widerstand des Sonderbunds. Das Gefecht bei Gislikon zog die Kapitulation von Luzern nach sich. Die Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden, welche im J. 1798 mit so viel Heldenmuth gegen die Franzosen gekämpft hatten, ahmten die Klugheit der Luzerner nach. Am 27. November war der General Dufour im Stand der Tagsatzung zu schreiben: „Der Sonderbund ist aufgelöst."

Seinerseits richtete der Oberst Rilliet eine Proklamation an die Walliser, die sich noch nicht unterworfen hatten, um ihnen diese große Begebenheit mitzutheilen. „Gott", sagte er, „hat ihre Sache gerichtet. Sie sind unterlegen und ihr werdet unterliegen, wie sie. Kommt diesem Unglück zuvor. Nehmt die eidgenössischen Truppen als Freunde auf; ihre Fahne ist die eurige, ihre Farben sind dieselben wie die von Wallis. Die roth und weiße Fahne soll nur über Brüdern flattern." Der Große Rath von Wallis gab diesen Vorschlägen Gehör, kapitulirte am 28. trotz der Bemühungen des Kanonikus Rivaz, welcher umsonst den Bürgerkrieg im Interesse der Geistlichkeit in die Länge zu ziehen suchte.

Man kann die ruhige Festigkeit nicht genug bewundern, welche im J. 1847 die Männer entwickelten, in deren Hände die Geschicke der Eidgenossenschaft gelegt waren. Von Frankreich,

Rußland, Preußen und Oesterreich bedroht, und obgleich sie nur über einen Theil der Streitkräfte eines Volkes, das nicht ganz $2^1/_2$ Million Bürger zählt, verfügen konnten, ließen sie sich weder durch die Umtriebe der Mönche, noch durch die Bannflüche der römischen Geistlichkeit, noch durch den Zorn der großen Mächte, noch durch den militärischen Ruf der Kantone erschrecken, die sich durch verderbliche Einflüsse mißleiten ließen. Welch ein großes Beispiel für die Länder, welche in ihrer Schwäche eine Ursache der Entmuthigung finden! Die Schweiz hat ihnen gezeigt, daß ein Volk, welches das kräftige Bewußtsein seines Rechts hat und entschlossen ist, es zu vertheidigen, auf Erden Nichts zu fürchten hat.

Die Ergebnisse des Sturzes des Sonderbundes werden unermeßlich sein. Zum erstenmal findet sich das edle Schweizerland von den Intriguen der Jesuiten und den Umtrieben des Auslands befreit. Man hatte bis dahin die Schweiz als einen Verein von Gemeinden unter dem Schutz der Mächte und nicht als einen freien Staat betrachtet. „Unter den jetzigen Verhältnissen", sagt ein schon angeführter Geschichtsschreiber, „strebt sie dahin, sich von den äußern Einflüssen zu befreien und eine unabhängige Nation zu werden. Es hat ihr schon viel gekostet, um dieses Ziel zu erreichen, und es wird ihr noch mehr kosten. Ein Land verändert sein Wesen nicht ohne Opfer und große Willenskraft. Man kann nicht vergebens an der allgemeinen Politik Theil nehmen" *).

---

*) E. Gaullieur, la Suisse en 1847. — Crétineau-Joly, Hist. du Sonderbund und A. Hennequin, La Suisse en 1847 haben den besiegten Jesuiten nachgesprochen, Gaullieur ist viel genauer und unparteiischer gewesen. Der General Dufour arbeitet, sagt man, an der Geschichte des Feldzugs, dessen Held er gewesen ist.

LIV.

Wer ſah dich je, o Bern, und mußte dich nicht loben?
Joh. Hanhardt.

Die untergehende Sonne färbte die biegſamen Wipfel der Pappeln mit Purpur und Gold, welche ſich auf den Seiten der Straße erheben und bis nach Bern hin, der edlen Hauptſtadt der Schweiz, einen Baumgang bilden. Die Aare ſchien in ihren bläulichen Wogen, welche die an den Ufern des rauſchenden Fluſſes aufeinander gehäuften Gebäude der unteren Stadt beſpühlen, Goldplättchen zu führen. Funkelnde Farben überzogen die Gärten und die Gartenbeete, welche dieſen Theil der Stadt mit dem Hügel verbinden, auf welcher ſich die regelmäßigen Häuſer der neuen Stadt hinziehen. Einige Fenſter erglänzten, leuchtenden Sternen vergleichbar. Ein einziger viereckiger Thurm erhob ſich am Horizont über dieſen funkelnden Dächern, welche gleichſam eine längliche Krone bildeten, deren Ende zu meiner Rechten durch einen Kirchthurm mit ſchlanken Spitzbögen abgeſchloſſen war. Wir fuhren durch das Thor mit dem Rieſen Goliath, um die Wiege der Helden zu betreten, wo Alles Kraft und Leben athmet, ſelbſt das rauſchende Waſſer, welches die Straßen in zwei gleiche Theile ſcheidet.

Die Häuſer der alten Stadt haben einen wahrhaft monumentalen Charakter. Der untere Stock der Häuſer liegt unter maſſiven Arkaden verborgen, deren eine Seite die Sonnenſtrahlen niemals erblickt, während die andere von Licht erglänzt. Die Farbe dieſer Häuſer iſt gleichförmig, aber an den Fenſtern lehnen ſich Frauen, ſchön wie ein Traum, auf Kiſſen von ſchimmernden Farben, welche den grauen Mauern einen feſtlichen Anblick geben. Sie ſcheinen nachdenkend auf das Gemurmel der alterthümlichen Brunnen zu hören, auf denen ſich Bildhauereien, Statuen und der Bär erheben, dieſes ſagenhafte Symbol der ruhmreichen Stadt Berchthold V.

LV.

Hüte dich, mein Sohn, vor andern mehr; denn viel Büchermachens iſt kein Ende, und viel Predigen macht den Leib müde.

Prediger Salomo.

Ich folgte der Menge bis über das Aarberger Thor an einem jener ſchönen Abende, wo ſich die Spaziergänger nach der reinen Luft und dem Anblick der Felder ſehnen. Hügel und Berge entfalteten ſich in der Ferne vor unſern Augen, und die Heerſtraße ſchickte uns oft Staubwolken zu, die von irgend einem Pilger, der dieſe poetiſchen Gegenden zu beſuchen kam, aufgejagt wurden. — Ich blieb am Bärengraben ſtehen; dieſe edlen Thiere werden in Bern ausgeſteuert und gehegt, wie ſie es verdienen, denn ſie haben der ſegensreichen Fahne Glück gebracht, auf welcher ſie am Donnersbühl und bei Laupen erglänzten. Wie Könige unter ihre Tanne gelagert, ſchienen ſie uns alle mit Verachtung anzuſehen, uns ſchwache Geſchöpfe, die wir ihre mächtigen Muskeln und ihren ungezähmten Blick betrachteten. Die meiſten von denen, welche mit mir ihren Aufenthaltsort umgaben, waren Bauern oder Handwerker, die von ihrer Tagsarbeit ermüdet waren.

Ich vergaß die Bären, um dieſe Leute zu ſtudiren, die ich ſchon mit ſo viel Intereſſe im „Bauernſpiegel“ und in „Uly dem Knecht“ hatte kennen lernen. Das Volk hat von jeher meine Neugierde erregt; ich habe ihm ſchon ſeit meinen erſten Jahren aus eigenem Antrieb alle meine Theilnahme gewidmet. Ehe ich mir über die Gefühle Rechenſchaft gab, die mich mächtig zu den arbeitſamen und leidenden Maſſen hinzogen, bewahrte ich dieſe Theilnahme ſorgfältig im innerſten Herzen. Doch hatte ſich mein kindiſcher Geiſt oft gefragt, wenn ich auf dem Sammet der Throne ruhte, warum ich meine Milchſchweſter oder den kleinen Bettler, der auf der Straße ſchlot-

terte, nicht auch dahin rufen könne? Später haben meine Ideen in Folge des Studiums und der Erfahrung eine Festigkeit gewonnen, die sie jetzt in meinen Augen achtungswerth macht. Die goldene Heuchelei der großen Welt, die Niederträchtigkeiten, deren Erinnerung ein ewiges Alpdrücken für mich sein wird, die Tyrannei der Lüge und des falschen Ruhms haben mich mit unzerstörbaren Banden an jene verachtete Massen gefesselt, welche die Kraft der Völker bilden und von welchen deren ganze Zukunft abhängt. Ich habe nur bei ihnen Aufrichtigkeit gefunden; ihre edlen Neigungen, welche nur eine heilsame Entwickelung erwarten, sind mir stets als die wahren Triebe der Menschheit erschienen, diejenigen Triebe unserer Natur, welche das Evangelium in den Armen und Geringen gelobt hat. Ich liebe das Volk, weil ich das liebe, was wirklich menschlich ist, während ich Alles verabscheue, was erkünstelt ist; während ich alle Götzen, die als Götter verehrten Menschen, die Verderbniß verabscheue, welche die unvermeidliche Folge des Servilismus ist.

Ist es zu verwundern, daß ich bei solchen Gesinnungen eine große Vorliebe für die Ideen habe, welche Bitzius in seinem „Bauernspiegel“ entwickelt? Dieses Buch, welches im J. 1836 erschien, enthält die Biographie eines armen Bauern aus dem Kanton Bern. Der Verfasser hat nicht bloß das Leben eines Bettlers erzählt; er hat die ganze bürgerliche Gesellschaft mit einer Aufrichtigkeit, einer Wahrheit, einer Kraft geschildert, die man nicht genug bewundern kann. Die Geschichte trägt sich vor 1830 zu, in einer Zeit, wo die aristokratischen Regierungen die Kantone auf so schmachvolle Weise beherrschten. Die Männer, welche diese Regierungen leiteten, werden darin nicht geschont. Bitzius hat mit einer wahren Urkraft die Härte der Reichen, die Mißbräuche und die Ungerechtigkeit der Welt gebrandmarkt. Aber ob er gleich recht gut weiß, daß die Bauern nicht allein für ihre Fehler verantwortlich sind, gibt er ihnen doch keinen Anlaß, sich über ihre Verkehrtheiten und ihre Laster zu täuschen.

Die Kraft und das Rechtsgefühl, welche den „Bauernspiegel" charakterisiren, sind nicht die einzigen Vorzüge des Werks. Die rührende Episode der Liebe des Jeremias Gotthelf und der Anneli zeigen, wie tief Bitzius die feinen und zarten Seiten der menschlichen Natur aufgreift. Ob er gleich in keiner Weise sentimental ist, bleibt ihm keine Regung des Herzens fremd. Freilich würde man in diesen keuschen Blättern die entnervenden Gemälde vergeblich suchen, in welchen sich die Literatur unserer Zeit zu gefallen scheint. Es handelt sich hier um eine männliche und mächtige Liebe, wie sie einem entschlossenen Geschlecht von Republikanern geziemt, deren Sitten nicht durch das Leben der Salons abgeschmackt geworden sind. Diese Art, die Liebe anzuschauen und zu beschreiben, war so ganz eigenthümlich, daß sie, ich bin davon überzeugt, sehr viel zu dem außerordentlichen Erfolg des „Bauernspiegels" beigetragen hat. Die Welt ist einer regellosen Empfindsamkeit müde. Sie ist geneigt, allen denen gern Gehör zu geben, welche männliche Töne hören lassen; sie bemerkt die Nachtheile der sentimalen Theorien, welche sie von dem Wege, den sie durchlaufen sollte, nur allzuweit entfernt hat. Hat sie nicht ihre Kräfte in innern Kämpfen und in Leiden erschöpft, die der hohen Bestimmung der Menschen unwürdig ist? Alles, was dahin strebt, sie jenen unfruchtbaren Gefühlsbewegungen zu entreißen, welche Benjamin Constant in seinem „Adolph" so wunderbar schön beschrieben hat, muß mit der größten Anerkennung aufgenommen werden. Daher wurde auch der „Bauernspiegel" mit Begeisterung gelesen, obgleich viele einzelne Stellen mitten unter Schönheiten des ersten Rangs von Mangel an Erfahrung zeugten.

Diesem Buch folgten andere Werke, welche nicht weniger Beifall erhielten und alle unter dem Namen Jeremias Gotthelf erschienen. Unter diesem Namen verbarg sich der Pfarrer Albert Bitzius von Lützelflüh, einer von den Männern, die durch ihren Charakter und ihre Schriften dem Kanton Bern am meisten zur Ehre gereichen. Jedoch war Bitzius nicht ursprünglich

von Bern. Er war zu Murten in dem protestantischen Bezirke des Kantons Freiburg am 4. Oktober 1797 geboren. Seine Jugend verfloß weit von der Stadt in der reinen Luft der Landarbeiten. Dieses Leben muß auf seine junge Einbildungskraft einen tiefen Einfluß ausgeübt haben, denn es hat kein Schriftsteller dessen Wesen so richtig aufgefaßt. Man hat mit Recht die geistreichen Gemälde „die kleine Fadette", Franz Champois und vor Allem „die Teufelspfütze" bewundert. Aber Bitzius hat ein weit tieferes Verständniß des Landlebens als der Verfasser jener Werke. In den Gemälden, welche Conscience von den flämischen Bauern entwirft, verräth die Sentimentalität oft die geborgte Poesie. Der Belgier ist ein Romanenschreiber. Er unterscheidet sich wenig von den andern Schriftstellern, welche diese Gattung gepflegt haben. Was er am geschicktesten darstellt, das sind die Leidenschaften des Bürgerthums, wie z. B. in dem „armen Edelmann." Wenn er auch nicht ohne Gefühl ist, raubt ihm sein katholischer Mysticismus jenes kräftige Feuer, das so nothwendig ist, um den Menschen zu schildern, der unter den harten Feldarbeiten fortwährend mit der Natur kämpft. Um wirklich volksthümlich zu sein, genügt es nicht, in flämischer Sprache oder in der Mundart des Jura zu schreiben. Man muß sich so ganz in das strenge Leben des Landmanns, des Hirten oder Holzhackers hineinleben, daß man dahin gelangt, seine Sprache ohne Anstrengung zu sprechen, zu denken und zu fühlen wie er, seine Ideen mit den Vorzügen und den Mängeln, die seine Anschauungsweise charakterisiren, auszusprechen.

So aber war der Verfasser von „Uly der Knecht", „Uly der Pächter", „Dursli der Branntweinsäufer" und der „Erzählungen und Gemälde aus dem Volksleben in der Schweiz." Man schlage einen von diesen Bänden auf, welche wahre Schätze ursprünglicher Poesie enthalten. Kaum hat man einige Seiten gelesen, als das heitere Geschwätz des Bauernhauses in den Ohren ertönt. Man hört das Gluchzen

der Hennen und das Brüllen der Kühe. In diesen ländlichen Gemälden ist Nichts vergessen, vom endlosen Geschwätz der Bäuerin bis zum Grunzen der „weißzahnigen Schweine," um mich eines homerischen Ausdrucks zu bedienen. Bitzius denkt nicht an den gebildeten Leser. Er überläßt sich seiner naiven und fröhlichen Begeisterung; ohne sich um die Wirkung zu bekümmern, die er hervorbringen wird, beschreibt er mit hinreißendem Feuer die Landschaft, die ihm gefällt, die er bewundert, und welche der tausendfache Lärm des erwachenden Frühlings schon belebt.

Aber diese Bewunderung der Natur ist männlich, wie sein Gefühl. Der Verfasser des „Bauernspiegels" hätte den „Steinmetz von Saint-Point" lustig gefunden, der sich selbst wegen seiner dummen Zärtlichkeit für die zahllosen Einzelheiten der Schöpfung tadelt. Seine Liebe ist eben so kräftig als verständig.

Mehrere Leser seiner Werke, die entfernt von den ländlichen Ständen leben, deren Ideen und Gewohnheiten sie nicht kennen, haben ihm viele grundlose Vorwürfe gemacht. Was für Fehler haben sie nicht an ihm gefunden? Man sagt, daß ihn sein Gegenstand viel zu sehr beherrscht, daß er sich hinreißen läßt, alle Einzelheiten zu malen, welche seinen Pinsel reizen, daß er die Leidenschaft hat, Episoden einzuflechten, Erklärungen zu geben, daß er die langsamen Entwickelungen liebt. Wenn Bitzius für die vornehmen Gesellschaften geschrieben hätte, wären die Vorwürfe auch allerdings verdient. Vom Gesichtspunkte der reinen Aesthetik geben seine Romane zu mancher Kritik Anlaß, aber eben diese Fehler sind ein unfehlbares Mittel, das Ziel zu erreichen, nach welchem er strebt. Er ist ein Bauer geworden, ein wirklicher und vollkommener Bauer, um von Bauern sprechen zu können. Dieses ländliche Geschwätz, dieses Hin- und Hergehen, diese fortwährenden Abschweifungen haben ganz den Zuschnitt ihres geistigen Standpunktes. Sie finden in diesen Büchern nicht bloß ihr Leben, ihre Vergnügungen, ihre

Liebe, ihre Sorgen, ihre Arbeiten wieder, ſondern ſelbſt ihre Denk- und Sprechweiſe. Die ländlichen Romane von George Sand werden trotz ihrer bewundernswürdigen Schönheiten niemals dieſelbe Wirkung auf ſie hervorbringen. Sie finden wenig Geſchmack an dem, was zu ihrem Gebrauch von „Heroen“ geſchrieben worden iſt; ſie haben ein entſchiedenes Mißtrauen gegen das, was man „Volksſchriften“ nennt. Man wird eben nicht ſo leicht ein „Volksſchriftſteller“. Wenn die Schweiz ſolche beſitzt, wenn ſie einen Peſtalozzi, einen Kuhn, einen Bitzius hervorgebracht hat, ſo kommt es daher, daß ſie in ihrer Mitte Denker hat, welche mit demſelben leben und ihm dienen, indem ſie es lieben. Man ſuche aber Männer von ſolchem Charakter in Wien oder in Madrid! man ſuche dort eine wahrhaft volksthümliche Literatur!

Es ſcheint mir, daß die Eindrücke, welche Bitzius in ſeiner Jugend in ſich aufnahm, zur Entwickelung ſeines ſchriftſtelleriſchen Talents weſentlich beigetragen haben. Dieſe Eindrücke wurden durch ſeine eigenthümliche Lebensweiſe nothwendig gekräftigt. Nachdem er zuerſt in Bern, dann in Göttingen Theologie ſtudirt hatte, wo er ſich zugleich mit der ſchönen Literatur und Poeſie beſchäftigte, kam er als Vikar in ſein Vaterland zurück. Dort konnte er alle Einzelnheiten des Landlebens kennen lernen. Dieſes offenbar tiefe Studium beſtimmte ihn, die Feder zu ergreifen. Wurde er durch eine unwiderſtehliche Neigung hingeriſſen? Oder gab er einem bei einem Geiſtlichen ſehr natürlichen Wunſche nach, Ideen zu bekämpfen, die ihm verderblich ſchienen? Die nähere Prüfung ſeiner Werke gibt der zweiten Vermuthung größere Wahrſcheinlichkeit.

„In Jeremias Gotthelf,“ ſagt Max Buchon, ſcheint mir der Pfarrer den Künſtler wenigſtens eben ſo ſehr benutzt zu haben, als umgekehrt; daher kommt auch ſeine Gewohnheit zu predigen, die ohne Zweifel mehr oder weniger einen guten Zweck hat, aber die mir nicht immer von einem eben ſo unbeſtreitbaren äſthetiſchen Gefühl durchdrungen zu ſein ſcheint.

Meine Absicht ist hier nicht, Gotthelfs Talent zu erörtern; ich wollte nur den Schleier ein wenig lüften, der für das französische Publikum die Kenntniß nicht allein der Werke, sondern selbst des Wesens eines der berühmtesten Schriftsteller der deutschen Literatur der Gegenwart noch verhüllt." *)

Ist man einmal darüber einig, daß man die Romane von Bitzius als dramatische Predigten betrachten muß, so glauben wir, sie in zwei verschiedene Klassen theilen zu können. Die Einen haben zum Zweck, die Liebe zu den Tugenden der Vorzeit, zur Einfachheit, zur Arbeit, und die Ehrfurcht gegen die christlichen Ueberlieferungen in den Gemüthern wieder hervorzurufen. Dahin gehören „der Bauernspiegel," „Dursli der Branntweinsäufer," „Uly der Knecht" und „Uly der Pächter". In andern Stücken bekämpft der Verfasser die atheistische Propaganda des jungen Deutschlands, wie in „Dr. Dorbach der Wühler." — In einigen weder zur einen noch zur andern Klasse gehörigen Werken scheint Bitzius manchmal rein künstlerische Zwecke verfolgt zu haben, wie in den „Bildern und Sagen aus der Schweiz."

Man hat aus der ersten Klasse vornehmlich „Uly der Knecht" hervorgehoben. „Es ist dies," sagt ein ausgezeichneter Kritiker, Saint Renè Taillandier, „das wohlgerathenste Kind der zahlreichen Familie des Jeremias Gotthelf, das Lieblingskind, welches das Herz des schweizerischen Volkes ungetheilt besitzt, und das zu gleicher Zeit die wahrste, allgemeinste und menschlichste Schöpfung des Dichters ist. Dieser „Uly" ist jetzt so zu sagen das Hand- und Hausbuch der Bauern in der ganzen deutschen Schweiz. Man hat das Buch auf jedem Bauernhof, man liest darin, nachdem man in der Bibel gelesen." Allerdings findet man in diesem Werke, um mit Buchon zu reden, „große Neigung zum Predigen;" aber ich möchte darin lieber, wie Saint

*) Buchon in der Einleitung zu seiner Uebersetzung von Jer. Gotthelf's Romanen.

René Taillandier, „die wunderbare Kraft eines Talents finden, das durch ein dem Guten gewidmetes Dasein befruchtet ist.“ Ich möchte lieber die Vereinigung eines freien Künstlerherzens und eines treuen Christen hervorheben. Ein deutscher Kritiker, der dieser religiösen Richtung sehr abhold ist, wagt doch nicht zu behaupten, daß sie dem originellen Schwung des beredten Pfarrers Eintrag thue. Er kann die epische Größe und die majestätische Einfachheit der Personen nicht genug rühmen. Er nimmt selbst kein Bedenken, die Gemälde Gotthelfs mit denen Homers zu vergleichen, wie wenn jemals ein Dichter dem Sänger des Achilles an die Seite gesetzt werden könnte.

Die satyrische Tendenz, die man ziemlich oft in den Schriften Gotthelfs findet — ich begnüge mich, den „Besuch auf dem Lande“ als Beweis anzuführen — zeigt sich unverhüllt in den Romanen der zweiten Art. Der Verfasser des „Bauernspiegels“ kann nicht im Verdacht stehen, aristokratische Vorurtheile zu hegen. Im „Kurt von Koppingen“ hat er die Räubereien der Ritter und die Unfruchtbarkeit des Bodens unter ihrer fluchwürdigen Herrschaft mit der größten Kraft geschildert. Dieses wunderschöne Gemälde würde allein hinreichen, um die Verdammung derjenigen, welche sich zu fanatischen Vertheidigern der Vergangenheit gemacht haben, auf das Haupt des Verfassers herabzuziehen. Im „Bauernspiegel“ würde man sogar geneigt sein, zu glauben, daß er den kräftigen Haß seiner Helden gegen die bürgerliche Ungleichheit theilt. Und doch ist es nicht also. Im Grund war Bitzius allerdings ein Demokrat; aber er gehörte eher der liberalen Schule als der radikalen Partei an; er schien sogar in den Radikalen nur Demagogen und Gotteslängner zu erblicken. Es wäre daher sehr interessant, die Ansichten des berühmten Verfassers des „Modernen Jesuiten“ mit den Ideen des Berneriſchen Pfarrers zu vergleichen. — Was mich betrifft, so nehme ich mir keineswegs heraus, ein entschiedenes Urtheil über eine Partei abzugeben, die seit 1847 in der Schweiz einen so großen Einfluß ausübt.

Indem ich mich aber mit einer wahrheitsgemäßen Darstellung der Thatsachen beschäftigte, habe ich bemerkt, daß diese Partei sehr verschiedenen Vorwürfen ausgesetzt ist. Die Einen klagen sie einer allzugroßen Gefälligkeit gegen die Regierungen an, die Andern sind mit ihren demagogischen Tendenzen unzufrieden. Ohne diese Ansichten versöhnen zu wollen, erkläre ich offen, daß ich selbst in den Kantonen, in denen die Herrschaft der Radikalen am wenigsten bestritten ist, die tiefste Ruhe habe herrschen sehen. Wir dürfen hinzufügen, daß sie der Schweiz einen unermeßlichen Dienst geleistet haben, als sie den Sonderbundskrieg beschlossen, und den bis dahin viel zu sehr abgeschlossenen Kantonen die Kraft und Einheit einer Nation gaben. — Es sind weniger die Fehler und die Uebertreibungen der unter ihre Fahnen vereinigten Schweizer, die ihnen in Europa so viele Gegner heraufbeschworen haben, als vielmehr die Deklamationen der mit ihrer Kokarde geschmückten Fremden, als die Thorheiten jener unruhigen Atheisten Deutschlands, welche Bitzius in seinem „Dr. Dorbach" personifizirt, und als die hochtrabenden Phrasen einiger französischen Flüchtlinge, welche der Verfasser des „Joggeli" in der „Käseri in de Vehfreude" so lächerlich gemacht hat.

Hat Bitzius so Unrecht gehabt, die Schweizer Bauern gegen die ausländischen Einflüsse sicher zu stellen? Wir behaupten offen, daß wir es nicht glauben. Viele europäische Länder können nur gewinnen, wenn sie sich dem Einflusse der fremden Ideen hingeben. Wenn Spanien und Portugal auf diesem Wege ihren Fanatismus, Belgien seine Vorliebe für die Klöster, Italien seine Leidenschaft für einen Fetischismus verliert, der von der Aufklärung des Jahrhunderts verurtheilt ist; wenn sich Deutschland von jenen aristokratischen Vorurtheilen befreit, welche seinen freien Gang auf dem Wege des Fortschritts hemmen; so kann man nichts Besseres wünschen. Dasselbe sagen wir von den Gegenden, die an das Morgenland grenzen. Die Barbarei und Sklaverei haben lange schwer auf ihnen gelastet;

ſie haben in jenen Gegenden ſchmerzliche Wunden zurückgelaſſen, welche, weil ſie ſchwer zu heilen ſind, geſchickte und theilnehmende Aerzte nöthig haben. Mögen die freien Völker ihre Aufklärung und ihre Ideen, ihre Wiſſenſchaft und ihre Geſinnungen dahin bringen! Man wird ſie als Freunde aufnehmen, es wird ſich ihnen jedes Herz öffnen müſſen. — Aber die Schweiz kann in Sachen der Freiheit Nichts von den Völkern des Feſtlandes lernen. Der hegelianiſche Atheismus wäre das Verderben der republikaniſchen Verfaſſungen; denn eine ſolche Lehre führt geraden Wegs zum Despotismus.*). Die franzöſiſchen Deklamationen würden ohne Nutzen die Einfachheit ſeines ſo poetiſchen und ſo rechtlichen Geiſtes verfälſchen. Man weiß, ob dieſe Deklamationen in Frankreich ſelbſt der Sache der Freiheit genützt haben! Möge ein ſo lehrreiches Beiſpiel für die Eidgenoſſenſchaft nicht verloren gehen! Möge ſie die Fehler ihrer mächtigen Nachbarn benutzen, um ſich verſtändiger und klüger zu zeigen, als ſie es geweſen ſind.

Ich weiß wohl, daß man Bitzius vorgeworfen hat, in „Dr. Dorbach der Wühler“ ein durchaus fantaſtiſches Gemälde gegeben zu haben. Um Solches zu behaupten, muß man eine ſehr unvollkommene Kenntniß der politiſchen und religiöſen Kämpfe haben, deren Schauplatz die Schweiz in dieſen letzten Zeiten geweſen iſt.

LVI.

Der Thor hat in ſeinem Herzen geſagt: es gibt keinen Gott. Hiob.

Man muß zuvörderſt genau unterſcheiden, was man oft mit einer ſeltenen Geſchicklichkeit vermengt hat. Es gibt in der

---

*) Man darf nicht vergeſſen, daß ſich Hegel ſein ganzes Leben lang der Gunſt der abſoluten Gewalt erfreut hat.

That in der Geſchichte der Klubs unſerer Tage Perioden und Elemente, die man durchaus nicht zuſammenwerfen darf, wenn man Alles aufrichtig und unparteiiſch prüfen will.

Die Flüchtlinge bilden drei verſchiedene Klaſſen: die von den abſoluten Regierungen geächteten Liberalen, die Atheiſten und die Kommuniſten. Crétineau-Joly, der Alles von der Höhe anſchaut, nennt ſie alle ohne Unterſchied „Heuſchreckenſchwärme". Er verdammt mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit „dieſe obſcuren Menſchen, die ſich durch Nichts bekannt gemacht hatten, nicht einmal durch ihre Verbrechen, und welche von den vier Winden hergeweht zu ſein ſcheinen. Sie kamen aus dem immer unruhigen Polen, aus jenem Deutſchland, das ſeine Univerſitätsprofeſſoren mit ihren hohlen politiſchen Träumereien zur Einheit zu bringen ſuchten; aus jenem Italien, das Alles ernſthaft nimmt, ſelbſt den Muth ſeiner ſchlauen Carbonaris, und werfen ſich auf die Schweiz" *). Dieſe Fremden, unter denen ſich viele befanden, deren einziges Verbrechen darin beſtand, daß ſie die Unabhängigkeit und die Einheit ihres Vaterlandes wollten, ſind in den Augen des Geſchichtsſchreibers der Jeſuiten demagogiſche Freibeuter, wahre Straßenräuber, Ausbeuter des Aufſtands und der Anarchie**).

Von dieſem Geſichtspunkte wäre jener edle Graf von Santa Roſa, deſſen edler Charakter von Couſin ſo ſchön geprieſen worden iſt, dieſer Märtyrer der italieniſchen Freiheit, „ein demagogiſcher Freibeuter". Jene trefflichen Lombarden, welche dem freien Piemont zur Ehre gereichen, wären „Ausbeuter der Anarchie." So ſchreibt man Geſchichte vom Standpunkt des Jeſuitismus. So brandmarkt man diejenigen, welche die abſolute Gewalt verwerfen und bekämpfen, mit den ſchändlichſten Namen. Man ſcheut ſich ſelbſt nicht, dem gaſtfreundlichen England vorzuwerfen, daß es alle dieſe Flüchtlinge im

*) Sonderbund, 1, 121, 122.

**) Ibid. 1, 122.

Namen einer ſtrafbaren Menſchlichkeit unter den Schutz ſeiner Flagge nimmt“ *). Was iſt denn aber wohl der Vorwand zu dieſem wilden Haß? Kein anderer als „daß die Liberalen von 1819—1830 die Vorgänger der Radikalen waren, welche ſelbſt, von den geheimen Geſellſchaften betrogen oder ihre Opfer, dem Kommunismus, dieſem letzten Ausdruck der Demagogie, wieder Platz machen müſſen.“ Mit andern Worten: die Freiheit erzeugt den Radikalismus, und der Radikalismus den Kommunismus, den Atheismus und die Anarchie.

Ohne uns durch den Lehrton einſchüchtern zu laſſen, in welchem man ſeit dem Sturz der conſtitutionellen Regierung in Frankreich ſolche Behauptungen unaufhörlich wiederholt, wollen wir ſie im vollen Lichte der Geſchichte prüfen. Bei ſolchen Fragen ſind die Thatſachen bedeutſamer als alle Deduktionen.

Iſt der Kommunismus eine Erfindung des Liberalismus? Wird der Atheismus von den liberalen Staatsverfaſſungen begünſtigt? Dies iſt die doppelte Aufgabe, die gelöſt werden muß.

Ich will nicht von dem Kommunismus im Alterthum reden. Jedermann kennt die vortrefflichen Arbeiten von Alfred Sudre über dieſe wichtige Frage; ich will mich nur mit den neueren Zeiten beſchäftigen. Schon im 16. Jahrhundert, in einer Zeit, wo es ſich noch keineswegs um liberale Ideen handelte, finde ich ein berühmtes Werk, das der Vertheidigung der Gütergemeinſchaft gewidmet iſt; es iſt dies die „Utopia“ von Thomas Morus. Wir wollen davon den unter unſern Zeitgenoſſen ſprechen laſſen, der die Schriften des engliſchen Kanzlers am gründlichſten ſtudirt hat: „Unſer Jahrhundert hat, ohne es zu wiſſen, viele Nachahmungen der „Utopia“ geleſen. Die Lehren von Saint-Simon und Fourier ſtehen in der „Utopia“; die Angriffe gegen das Eigenthumsrecht**) ſtehen in der „Utopia“; die Vertheidigung der zahlreichſten und ärmſten Menſchenklaſſe findet ſich in

*) Ibid. 1, 123.

**) Man vergl. Proudhon, Contradictions économiques.

der „Utopia". Die „Utopia" ist die Phalanx von Karl Fourier; die „Utopia" ist die Gütergemeinschaft von Saint-Simon*) War nun aber der Verfasser der „Utopia" ein Protestant oder ein Philosoph? Wahrlich nicht! Rom zählt ihn unter seinen Märtyrern; er hat selbst in der Grabschrift, die er für sich abfaßte, gesagt, „daß er den Dieben, den Mördern und den Ketzern lästig war" **), ohne zu ahnen, daß er das Beil schärfte, mit welchem ihn Heinrich VIII. später treffen sollte. Dies war der Mann, welcher der Vorläufer des Kommunismus in Europa gewesen ist. Untersuchen wir jetzt, wer diesen zuerst in Ausübung gebracht hat.

Den einzigen Versuch, der im großen Maßstab gemacht worden ist, um eine Gesellschaft auf den Grundsätzen des Kommunismus zu organisiren, verdankt man den Jesuiten. Wenn man auch nur oberflächlich ihre Unterwerfung von Paraguay studirt***), wird man sich leicht überzeugen, daß sie einfach die durch die Theokratie modifizirte spartanische Verfassung angenommen hatten. Die geistliche und weltliche Regierung wurde von den Gliedern der Gesellschaft ausgeübt, welche die Früchte der Erde unter die Indianer „nach Bedürfniß" vertheilte, d. h. gemäß den Lehren, welche später von Mably, Robert Owen, Saint Simon, Fourier und Cabet†) verkündigt wurden. Da eine solche Gesellschaft keine fremdartigen Elemente aufnehmen kann, waren die Fremden aus Paraguay ausgeschlossen. Das ist dasselbe, was man seitdem den kommunistischen Despotismus genannt hat,

---

*) Nisard, Thomas Morus, IV. in der Étude sur la renaissance.

**) Morus, A Dialogue concernynge heresyes.

***) S. Sudre, Histoire du communisme.

†) S. Louis Reybaud, Études sur les reformateurs. Man vergl. auch Cabet, Voyage en Icarie und Muratori, Le christianisme heureux.

gegen welchen Crétineau-Joly und Hennequin*) so kräftig aufgetreten sind. Warum aber greifen sie Cabet so heftig an, der es versucht hat, in den Vereinigten Staaten das von Neuem einzuführen, was die Jesuiten in Südamerika gemacht haben? Wenn wir den Gründer von Ikarien nicht bewundern, so erkennen wir doch gerne an, daß er Männer zu Vorbildern gehabt hat, für welche die römische Rechtgläubigkeit alle Ausdrücke der Ehrfurcht und der Bewunderung verschwendet hat. Aber die Vertheidiger Roms haben immer zwei Maße und zwei Gewichte. Alles ist erlaubt, Alles ist groß, Alles ist heilig, wenn man sich vor dem Götzenbilde des Papstthums auf die Kniee wirft; Alles wird fluchwürdig, verbrecherisch, schändlich, wenn man sich weigert, die Füße des sterblichen Gottes zu küssen, der im Vatikan thront. Ist man gerechter, wenn man die atheistische Propaganda als ein nothwendiges Ergebniß der liberalen Ideen darstellt? Zum Unglück für dieses schöne System hat der Atheismus seit der Verkündigung des Evangeliums stets nur in despotischen Ländern geblüht. Im 16. Jahrhundert spreizt er sich mit der höchsten Unverschämtheit am Hofe der Päpste und der „allerchristlichsten" Valois; im 18. Jahrhundert erhebt er stolz das Haupt unter dem Scepter und oft unter dem Schutz der absolutesten Fürsten dieser Zeit, Catharinas II., Friedrichs II. und Ludwigs XV. Diejenigen Männer der französischen Revolution, die sich zum Atheismus bekannten, hatten ihn unter der gewiß nicht constitutionellen Regierung des Enkels Ludwigs XIV. gelernt. Sind zu unsrer Zeit die Atheisten wohl in den freien Ländern am zahlreichsten, in Holland, in den skandinavischen Königreichen, in Großbritannien, in der Schweiz, in den Vereinigten Staaten? Niemand wird es zu behaupten wagen. Der Atheismus erhält sich nur, wenn er ein Mittel der Opposition gegen den geistlichen und zeitlichen

*) S. A. Hennequin, Étude sur l'anarchie contemporaine: Le communisme en Suisse.

Despotismus ist. Der Haß der Sklaverei stürzt die Seelen in die äußersten Uebertreibungen. Wenn man fortwährend den Siegen der Gewalt und der List beiwohnt, ist es leichter, den Begriff einer wohlthätigen Vorsehung aus dem Gesichte zu verlieren. Die Welt und die bürgerliche Gesellschaft scheinen der traurigsten Willkür des Zufalls überlassen zu sein. Muß man sich also darob verwundern, daß es vorzüglich die ultramontanen Länder sind, welche das Schauspiel dieser bejammernswerthen Erscheinungen darbieten? „Die befohlene Frömmigkeit und die polizeilich verordnete Religion," sagt das **Journal des Débats** sehr gut, „machen nur Heuchler, Ungläubige und Atheisten; dahin hat man die italienischen Völker gebracht und wird noch andere dahin bringen" *).

Diese Betrachtungen werden in der nachfolgenden Darstellung der atheistischen und kommunistischen Klubs der Schweiz ihre Anwendung finden. Unter ihren Führern finden wir keinen Schweizer, keinen Engländer, keinen Schweden. Die berühmtesten sind Männer, welche, wie Döleke, Becker, Albrecht, Marr, Weitling, unter der Herrschaft von Fürsten geboren waren, deren Regierungen keineswegs von jenen liberalen Ideen geleitet waren, gegen welche Crétineau-Joly einen so lebhaften Abscheu an den Tag legt. In den germanischen Ländern, wo eine große geistige Thätigkeit beständig gegen veraltete Einrichtungen zu kämpfen gezwungen ist, hat die Philosophie, welcher man jede Beleuchtung dieser Einrichtungen untersagte, sich darüber trösten zu wollen geschienen, indem sie eine merkwürdige Kühnheit im Gebiete der Spekulation entwickelte. Während sich im freien Schottland die philosophische Wissenschaft unter der Leitung eines Reid, eines Dugald-Stewart und Hamilton**) sehr

*) John Lemoinne im Journal des Débats vom 6. März 1856.

**) S. Charles de Rémusat, L'Écosse depuis la fin du XVII. siécle in der Revue des deux Mondes vom 1. April 1856.

verständig zeigte, entfernten sich die Denker Deutschlands von jedem überlieferten Glauben*). Baudrillard**) hat die Geschichte der deutschen Philosophie sehr geistreich mit einem Trauerspiele in fünf Aufzügen verglichen: Der erste heißt Kant, der zweite Fichte, der dritte Schelling, der vierte Hegel, der fünfte Feuerbach. Wenn der übermäßige Idealismus Kants und Fichtes den Beweisen vom Dasein Gottes jeden Werth nimmt, wenn Schelling und Hegel ihm die Persönlichkeit absprechen, so geht Feuerbach noch weiter. „Die Religion," sagt er, „hängt von einem leichten, aber bedauerlichen Irrthum ab. Wir sind geneigt, uns zu spalten und selbst zu theilen, und dann die eine der aus dieser Trennung entstandenen Hälften höher zu stellen als die menschliche Natur. Dennoch ist diese vorgebliche höhere Hälfte Nichts, wenn sie nicht der bessere Theil unserer Geschichte selbst ist. Gott ist für den Menschen die Sammlung seiner erhabensten Gedanken und Gefühle, das Gnadenbuch, in welches er die Namen der Wesen einschreibt, die ihm die theuersten und heiligsten sind."

Die deutsche Schweiz hat so häufige Beziehungen mit den deutschen Ländern, daß die Lehren Feuerbachs dort einigen Anklang finden mußten. Und doch hat das Volk, welches das Gebiet der Eidgenossenschaft bewohnt, einen so gesunden Menschenverstand, daß die Verbreiter des Atheismus die Nothwendigkeit fühlten, sich an andere Zuhörer zu wenden.

Bitzius hat diese merkwürdige Verkündigung, welche den Kanton Bern zum ersten Schauplatz hatte, in seinem „Dr. Dorbach" ziemlich richtig gezeichnet. Dort hatte der berühmte Romanendichter die von den Jung-Hegelianern angenommenen Lehren den deutschen Handwerkern verkündigen hören, als deren leiden-

---

*) S. Bartholmess, Hist. critique des doctrines religieuses de la philosophie moderne.

**) Journal des Débats vom 8. April 1856.

ſchaftliche Bewunderer ſich die Klubs des jungen Deutſchlands zeigten.

Das junge Deutſchland iſt nicht der erſte Verein, der ſich nach der Revolution von 1830 auf dem ſchweizeriſchen Boden feſtgeſetzt hat. Die politiſchen Bewegungen, welche auf dieſe Revolution folgten, brachten Flüchtlinge von verſchiedenen Nationen in die Schweiz. Sie gründeten das junge Europa nach dem Vorbild des jungen Italiens. Dieſes ſteht jedoch nicht auf der Höhe der Stellung, die es einnehmen will. Wenn das edle und unglückliche Vaterland Dante's und Galilei's einſt ſeine Unabhängigkeit und ſeine Einheit erobern ſoll, wird ihm das Schwert des Hauſes Savoyen von größerem Nutzen ſein, als alle Proklamationen und Manifeſte. Ein Volk kann nicht ſogleich von dem verdumpfendſten Abſolutismus zu einer demokratiſchen Regierungsform übergehen. Einer Nation, welche weder religiöſe Freiheit, noch republikaniſche Gewohnheiten, noch Volksbildung beſitzt, die Republik verkündigen wollen, das heißt in die Luft bauen. Auf dieſem Wege dient man, ohne es zu wollen, der Tyrannei, indem man das Volk in abenteuerliche Pläne und in Verſchwörungen reißt, die nicht gelingen können. Man hat es wohl bemerken können, als das junge Italien im Jahre 1834 in Savoyen einfiel. Der polniſche General Ramorino, der dieſe Unternehmung befehligte, ſcheiterte gänzlich*). „Welche edle Seele," ſagte Monnard im Großen Rathe des Kantons Waadt bei Gelegenheit dieſer verderblichen Unternehmung, „wird bei dem Gedanken an die künftige Befreiung aller europäiſchen Völker nicht von Freude und Begeiſterung erfüllt? Welche freie Seele wünſcht nicht, daß die Freiheit die Civiliſation in die Mitte der Völker des ſchönen Italiens wieder

*) S. Précis des derniers événements de Savoie par le Général Ramorino. Paris 1834; und Mémoire sur la Jeune Italie et sur les derniers événements de Savoie, par un témoin oculaire. Par. 1834.

bringe, das zweimal die Wiege der Civiliſation des Abendlandes war! Aber die Freiheit iſt keine Waare, welche man durch Handeln oder Schmuggeln einführen kann; ſie iſt ein Bedürfniß der Geiſter, ein Element des Völkerlebens, oder ſie iſt Nichts. Wie blind ſind jene liberalen Enthuſiaſten, deren Unternehmungen dahin führen, daß die Ketten noch feſter geſchmiedet werden, welche man möchte zerbrechen ſehen" **).

Das junge Deutſchland hatte ſeinerſeits einen Verein in der Schweiz gegründet und bereitete einen Aufſtand jenſeits des Rheines vor. Erétineau-Joly hat, ſcheint es, dieſe geheime Geſellſchaft mit derjenigen vermengt, welche ſpäter Döleke, Standau und Marr zu Führern hatte. Zürich, Biel und Bern waren damals die Hauptmittelpunkte jener durchaus politiſchen Verbindung, welche in keiner Weiſe daran dachte, den Atheismus zu verbreiten. Sie wurde im Jahre 1836 aufgelöſt. Aus ihrer Aſche entſtand ein neuer Verein, der ſich ausſchließlich damit beſchäftigte, Lehren unter den deutſchen Handwerkern zu verbreiten, die auf dem Gebiet der Eidgenoſſenſchaft weit zahlreicher ſind, als man glauben möchte. Nach dem Bericht an den Staatsrath von Neuenburg über die Klubs des jungen Deutſchlands durchziehen 20 bis 25000 Geſellen aus den deutſchen Staaten fortwährend die Eidgenoſſenſchaft, um Handwerke auszuüben, für welche die Bewohner des Landes keine Neigung haben. Auf dieſe wechſelnde Bevölkerung ſuchte das junge Deutſchland den thätigſten Einfluß auszuüben.

Da es ſich mit den Regierungen von Zürich und Bern nicht verſtändigen konnte, wandte man ſich nach der franzöſiſchen Schweiz, und hauptſächlich nach dem Kanton Waadt. Ihre Bewegungen wurden von Hermann Döleke, Julius Standau und Wilhelm Marr geleitet. Urkunden, welche aus ſehr ver-

---

*) Rapport au Grand Conseil de Vaud sur l'affaire des Polonais. Laus., Février 1834, p. 33—34.

ſchiedenen Quellen*), ſetzen uns in den Stand, die Pläne des jungen Deutſchlands und den Charakter der Männer zu beurtheilen, welche bei ihren Verſammlungen den größten Einfluß hatten.

Das philoſophiſche Element war im jungen Deutſchland mächtiger als in den kommuniſtiſchen Klubs. Das junge Deutſchland hätte in der Schweiz beinahe den Anblick einer philoſophiſchen Schule gewährt, wenn es nicht einen durchaus praktiſchen Zweck, wenn es nicht insbeſondere eine verwickelte Organiſation gehabt hätte, welche jeden Irrthum über ihren Charakter unmöglich macht. Es iſt daher nicht auffallend, wenn man bei den Führern dieſer Verbindungen eine wirkliche geiſtige Bildung findet. Döleke, der einflußreichſte unter ihnen, war ein Zögling der Univerſität Halle. Sein thätiger und ſcharfer Geiſt hat ihn niemals im Stich gelaſſen. In Folge eines unglücklichen Zweikampfs in Preußen zum Gefängniß verurtheilt, flüchtete er ſich nach England, und dann in die Schweiz. Es ſcheint, daß er in der Organiſation der Klubs in der franzöſiſchen Schweiz eine wunderbare Thätigkeit entwickelte**). Er reiſte, ſprach, ſchrieb unaufhörlich. Dieſe Bewegungen ſchienen ihm das Ideal des Daſeins. „O welche Freude," ſchrieb er einem ſeiner Freunde, „in dieſer Lebensweiſe im vollen Waſſer ſchwimmen zu können" ***).

*) S. das im Jahre 1846 zu Leipzig von W. Marr unter dem Titel: „Das junge Deutſchland in der Schweiz" veröffentlichte Werk; — den Bericht an den Staatsrath von Neuenburg, der auf Befehl der Regierung gedruckt wurde; — die intereſſanten Mittheilungen in der Bibliothèque universelle de Genève; — die Mittheilungen in den Werken von Joël Cherbuliez, La Suisse sous la gouvernement des radicaux; — von Amédée Hennequin, Études sur l'anarchie contemporaines, le communisme und la jeune Allemagne en Suisse; — von Crétineau-Joly, Sonderbund, Chap. III.: les sociétés sécrètes en Suisse.

**) Man ſehe den Bericht an den Staatsrath von Neuenburg.

***) Ebendaſelbſt.

Standau war Döleke's Stellvertreter. Er war in der Schweiz nach und nach Schlossergeselle, Professor der deutschen Sprache an der Schule zu La Chaux-de-Fonds und Hofmeister in Echallens bei dem Pfarrer Garmond, dem Direktor des klösterlichen Pensionats zu Saint-Loup. Obgleich Standau geistig seinen Freunden Döleke und Marr sehr untergeordnet war, trug er doch zur Verbreitung des jungen Deutschlands sehr viel bei, indem er die Verbindung der Klubs erfand, die unter dem Namen Lemanbund bekannt ist. Dieser Bund wurde am 8. Januar 1833 zu Morges im Kanton Waadt gestiftet. Man hatte die damalige politische Einrichtung der Schweiz zum Vorbild genommen. Jeder Klub wurde, wenn die Reihe an ihn kam, „Vorort", gerade wie Bern, Zürich und Luzern damals die schweizerische Regierung leiteten.

Wilhelm Marr trug unter allen Führern des jungen Deutschlands am meisten bei, die Verbindung in den Atheismus zu reißen. „Es fehlte ihr an Grundsätzen und an Kraft", sagt er in seinem Buche. Das junge Deutschland schlug das Leben der Könige nicht hoch an. Es träumte von Verschwörungen und bewaffneten Einfällen in Deutschland, von der Einheit des Vaterlandes. So spukte der Patriotismus in allen Köpfen. Die neue Philosophie war kaum in die Schweiz gedrungen. Niemand war noch über den Dr. Strauß hinausgegangen. Es war noch Niemandem eingefallen, sich der gänzlichen Emanzipation des Menschen, der systematischen Auflösung aller Bande, aller äußern und innern Fesseln zu widmen" *). Diese Stelle zeigt hinlänglich, wie wenig Gewicht Marr auf die gewöhnliche Moral legte. Uebrigens ist ihm auch Nichts daran gelegen, die geringste Achtung gegen dieselbe zu zeigen. „Ach!" sagte er, „wenn ich nur Nichts mehr von dieser langweiligen Tugend, von dieser alltäglichen Moral hören müßte" **)!

---

*) Marr, das junge Deutschland in der Schweiz.

**) „Blätter der Gegenwart für das soctale Leben" 1844—1845. No. 2., in Lausanne von Marr und Döleke herausgegeben.

Wenn die jungen Deutſchen alle Gränzen überſchritten, ſobald es ſich um religiöſe Syſteme handelte, waren ſie auf dem Gebiete der ſocialen Fragen weniger kühn. Daher wurden ſie auch von andern Männern der Schüchternheit beſchuldigt, welche, wie ſie in Deutſchland geboren, ihre Angriffe vorzüglich gegen das Eigenthum richteten.

Weitling, ein Schneidergeſelle aus Magdeburg, wurde in der Schweiz das Orakel des Kommunismus. Er befand ſich im Jahre 1839 zu Paris, zu einer Zeit, wo der Babouvismus eine gewiſſe Zahl Anhänger in den geheimen Geſellſchaften angeworben hatte. Dort hatte ſich der deutſche Handwerker vermuthlich mit den Anſichten bekannt gemacht, welche er ſpäter in ſeinen „Garantieen der Harmonie und der Freiheit“ und in ſeinem „Evangelium des armen Sünders“ entwickelte, Anſichten, welche er in zwei bedeutſamen Worten zuſammengefaßt hat: Proletariat durch Diebſtahl. Der häßliche Gedanke des Diebſtahls ſcheint dem Schneider Weitling keinen großen Widerwillen einzuflößen. „Oeffnet eure Zuchthäuſer und eure Gefängniſſe“, ruft er aus, „dort gibt es ehrliche Leute“*)! Nicht zufrieden, die Banditen zu idealiſiren, ſchlägt er ſie als Muſter vor: „Man muß eine Moral verkündigen, die Niemand zu verkündigen wagt, und die jede ſelbſtſüchtige Regierung unmöglich macht, eine Moral, welche den blutigen Straßenkampf, in welchem das Volk nur unterliegt, in einen beſtändigen Guerillaskrieg verwandeln, welche die Spekulationen des Reichen auf die Arbeit des Armen vernichten wird, und welche weder die Macht der Soldaten, noch der Gensd'armen und der Polizei aufhalten kann. Man wird eine Moral verkündigen, welche uns Legionen Kämpfer zuführt, deren Mitwirkung wir jetzt verabſcheuen würden, eine Moral, welche unſern Gegnern kein anderes Rettungsbrett übrig läßt, als das unſerer Grundſätze, und welche die Auflöſung der Herrſchaft der perſönlichen Intereſſen

*) Garantien S. 17.

nach ſich ziehen wird. Dieſe Moral kann in der That nur jenen großen Maſſen verkündigt werden, welche in den von Elend und Verzweiflung erfüllten Städten wimmeln. Sobald man das Wort ausgeſprochen hat, wird es das Zeichen zu einer neuen Kriegskunſt ſein, gegen welche unſere Feinde nie ſtark genug ſein werden. Wenn man die Federn zu hoch ſpannt, iſt es unſere Pflicht, ſie zu ſprengen, ſollte auch eine zwanzigjährige Unordnung daraus hervorgehen."

Das „Evangelium des armen Sünders" iſt einer von den zahlreichen Verſuchen der letzten Zeit, aus dem heiligen Buch ein Buch des Epicuräismus zu machen. W. Marr ſpricht ſich über dieſes merkwürdige Syſtem deutlich aus.

„Es gibt Manche unter den Kommuniſten, die ſich rechtgläubige Chriſten nennen. Das Märchen des Ananias und der Saphira iſt die hiſtoriſche Grundlage ihrer Religion. Dieſe ſogenannten Kirchenväter nehmen aus dem Evangelium Alles, was zu ihrem Syſtem paßt und vernachläſſigen oder ſchrauben das Uebrige. Sie wollen Nichts von der Gütergemeinſchaft nach der Weiſe des Evangeliums wiſſen, aber wohl ſo, wie die Epikuräer ſie gewünſcht hätten; es ſind Chriſten in der Theorie, Heiden in der Praxis". Eine Stelle aus dem „Evangelium des armen Sünders" zeigt mehr als genug, daß dieſe Vorwürfe nicht übertrieben ſind. „Wir wollen", ſagt Weitling, „das Oſterfeſt nicht mehr mit gefalteten Händen, mit gebeugtem Haupte und knieend begehen, ſondern an großen Tiſchen vor dem Oſterlamm, indem wir zuſammen fröhlichen Herzens Wein, Brod, Milch, Erdäpfel, Fleiſch und Fiſche genieſſen. Wir wollen Alle an den nämlichen Genüſſen Theil nehmen".

Simon Schmidt, ein Gerbergeſelle und Mitarbeiter Weitlings, ſteht, wie dieſer, durch ſeinen Geiſt viel höher, als ſeine bürgerliche Stellung. W. Marr, der den Führern des Kommunismus niemals ſchmeichelt, ſpricht von ihm wie von einem durch Thätigkeit ohne Gleichen, durch außerordentliche Gewandtheit

und durch natürliche Beredsamkeit ausgezeichneten Manne. Weitling war in der Schweiz der Schriftsteller der Kommunisten, Schmidt war ihr Redner.

Die andern Häupter der Partei, August Becker, G. Kulmann, Albrecht, ein überspannter Greis, hatten nur mittelmäßige Talente. Aber Becker und Albrecht trugen dazu bei, die Ideen ihrer Secte zu verbreiten, Becker durch seine possenhaften Einfälle, Albrecht durch sein Herumschweifen. Kulmann leistete seinen Brüdern keine großen Dienste. Sein Buch, „die Neue Welt", hatte wenig Erfolg. „Welch ein frecher Charlatanismus"! sagt W. Marr, indem er von diesem Werke spricht. „Welche fürchterliche Mischung von Dummheiten, die dem Verfasser eigenthümlich sind, mit biblischen Thorheiten! Die Grundlage dieses großen philosophischen Systemes ist — die Abschaffung des Geldes."

Diese Stelle würde allein hinreichen, einen Begriff von der Stimmung zu geben, mit welcher die Führer des jungen Deutschlands die Lehren des Kommunismus aufnahmen. Ein Kampf zwischen den beiden Parteien war unvermeidlich. „Die Kommunisten", sagt W. Marr, „machten uns unsere Herrschaft fortwährend streitig". Auch beurtheilt er die Anhänger dieser Lehre auf das Strengste. Nach seiner Ansicht „rührt der Kommunismus von dem Mangel an That- und Willenskraft her; es ist eine Feigheit, dessen Ergebniß darin liegt, daß der Mensch zum Sklaven der Materie, und für unfähig erkannt wird, sich zu befreien". Dieses Urtheil ist nicht zu hart.

Nach einem hartnäckigen Kampfe trug das junge Deutschland den Sieg davon. Seine Organisation war weit besser, als die seiner Gegner; seine Führer hatten mehr Gewandtheit und mehr Talent. Aber der Sieg machte sie stolz und flößte ihnen ein übertriebenes Vertrauen in ihre eigenen Kräfte ein. Sie wollten aus dem Dunkel der Klubs hervortreten und die Verbreitung des Atheismus in der größten Oeffentlichkeit versuchen. Daher veröffentlichte Marr in Lausanne eine verkürzte

Ausgabe der „Religion der Zukunft“ von Fr. Feuerbach, welche in drei Wochen bis auf das letzte Exemplar verkauft wurde. Zu gleicher Zeit ließ er mit Döleke eine Zeitung unter dem Titel: „Blätter der Gegenwart“ erscheinen. Die Lehren dieser Zeitung lassen sich in folgenden Worten zusammenfassen: „Gott und die Unsterblichkeit der Seele sind abgedroschene und verjährte Gemeinplätze“. Die radikale Revolution, welche am 14. Februar 1845 in Lausanne ausbrach und Druey in die Regierung brachte, erfüllte die höchsten Wünsche des jungen Deutschlands. Es schien, daß Druey, der ein Zögling der deutschen Universitäten und voll Begeisterung für die Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie war, die Schüler Feuerbachs beschützen müsse, der sich für den ächten Nachfolger der berühmtesten Denker Deutschlands ausgab. Aber die öffentliche Meinung hatte in Zürich in der Person des Dr. Strauß und Weitlings die deutschen Kühnheiten zurückgewiesen. Sie erhob sich auch im Kanton Waadt mit solcher Macht, daß der Staatsrath gezwungen wurde, nebst W. Marr auch die Kommunisten Becker und Kulmann auszuweisen. Zu gleicher Zeit verjagte die halb monarchische Regierung von Neuenburg die andern Häupter, Döleke und Standau. Mit Ausnahme von Genf und Zürich wurden die Klubs der Fremden aufgelöst, ohne bei den Söhnen der Schweiz Beifall gefunden zu haben.

In der That hörte dieses Volk, dessen gesunder, praktischer Sinn und Verstand wirklich bedeutend ist, ganze Jahre hindurch die Lehren des Kommunismus und des Atheismus, ohne von ihnen erschüttert zu werden. In einem benachbarten Lande führten einige Monate eines solchen Unterrichts die furchtbaren Junikämpfe herbei, welche Paris beinahe in die Hände der Proletarier gebracht hätten. An den Ufern des Genfer- und Zürchersees verführten die Nachahmer des Dr. Dorbach allerdings einige leichtgläubige Seelen, aber es gelang ihnen niemals, die Massen hinzureißen. Ein Schriftsteller, der gegen die demokratischen Grundsätze sehr feindselig gesinnt ist, macht in

dieſer Beziehung zu merkwürdige Geſtändniſſe, als daß wir ſie nicht wörtlich anführen ſollten: „Es war von der Propaganda des jungen Deutſchlands anbefohlen, die Bürger eines jeden Kantons zu gewinnen, und ihnen ſo viel als möglich die ſcheinbar wichtigen Stellen der Sekretäre, und ſelbſt der Präſidenten zu übertragen. — Doch ſcheint es nicht, als ob eine große Anzahl Schweizer dieſer Verführung unterlegen wäre. Die von deutſchen Handwerkern gebildeten kommuniſtiſchen Klubs zogen ſogar nur eine geringe Zahl Schweizer an. — **In keinem Lande hat der Kommunismus ſo wenig Zukunft als in der Schweiz.** In dieſem ſchönen Lande unterſcheiden ſich die Gärten und Parke kaum von dem Acker- und Wieſenland. Das Eigenthum, das große wie das kleine, lebt dort im Vertrauen auf die Sitten und iſt ſo geachtet, daß es nicht einmal nöthig hat, ſich abzuſchließen. (Iſt das die gefürchtete Anarchie, von der Crétineau-Joly ſpricht?) Es begegnet dem zerſtreuten Reiſenden oft, wenn er an den Ufern der Seen oder in den Windungen der Thäler herumwandelt, auf zwei Schritte eines Privathauſes mitten in eine Familie zu gerathen, die weniger erſtaunt iſt, ihn zu ſehen, als er beſtürzt iſt, in den lieblichen Sitz gedrungen zu ſein, der durch keine Schranken bezeichnet noch beſchützt iſt. Der kommuniſtiſche Same iſt am Fuß der Alpen nicht aufgegangen, ſo reichlich er ausgeworfen worden iſt. Noch mehr, ſo oft die von Weitling unter den in der Schweiz ſich aufhaltenden deutſchen Arbeitern verbreiteten Lehren über die Klubs hinausdrangen, und ſich öffentlich zu zeigen verſuchten, geriethen die Schweizer Bauern in Aufregung, und die Regierungen — mußten ſich fügen. Von einem Aufſtand des Landes bedroht, wurden ſie gezwungen, die Klubs zu ſchließen und die deutſchen Klubiſten zu verjagen. Die nämliche Erſcheinung hat ſich im Jahre 1843 und 1845 in Zürich unter ſehr merkwürdigen Umſtänden wieder-

holt *)." — Während alſo in unſern Tagen im Schooße monarchiſcher und katholiſcher Länder die Bauern eine neue „Jacquerie" gebildet haben, haben die Landleute in den proteſtantiſchen und radikalen „troſtloſen Republiken" Zürich und Waadt nicht zugegeben, daß man Gott, die Moral und das Eigenthum angreife. Für die Freiheit leidenſchaftlich eingenommen, haben ſie Alles kräftig unterdrückt, wovon ſie glaubten, daß es in den Augen der gebildeten Welt ſchaden könne. Sie ſind allerdings nicht von den Schwächen frei geblieben, die von der Menſchheit unzertrennlich ſind. Aber haben die abſoluten Fürſten, welche in Neapel, in Parma, in Rom, in Florenz, in Modena u. ſ. w. regieren, das Eigenthum, die Moral, die göttlichen und menſchlichen Geſetze nicht mehr als einmal mit Füßen getreten? Und doch ſind dieſe Herren der Welt keine Bauern!

LVII.

Nicht tolle Fechter ſind des Landes Stützen:
Wer ſtill ſein angeſtammtes Feld bebaut,
Dem wird der Ruhm, die Vaterſtadt zu ſchützen,
Einſt würdiger vertraut!

B. v. Tſcharner.

Die Stadt Berchtholds V. hat einen Lehrer des Schweizeriſchen Volkes hervorgebracht, dem meine ganze Liebe zugewendet iſt und der wie ein dem Glück des Vaterlands und den Fortſchritten der Menſchheit ergebener Chriſt gelebt hat. Der Ver-

*) A. Hennequin, Études sur l'anarchie contemporaine. Le Communisme et la Jeune Allemagne en Suisse.

faſſer des Buchs: Emanuel Fellenberg's Leben und Wirken" *) hat die Bedeutſamkeit Fellenberg's vollkommen begriffen.

Im Jahre 1771 zu Bern geboren, iſt der Gründer des berühmten Hofwyler Inſtituts ſchon in der Wiege von Verhältniſſen umgeben geweſen, die ſehr geeignet waren, ihm die Pflichten der Aufgabe zum Verſtändniß zu bringen, der er ſich mit einer wunderbaren Selbſtverläugnung gewidmet hat. Wir haben bei Gelegenheit mehrerer bedeutender Männer aus der Schweiz den Einfluß hervorgehoben, welchen eine zärtliche und geiſtvolle Mutter auf ſie ausübte. Frau von Fellenberg, Enkelin des holländiſchen Admirals Cornelius und Urenkelin des berühmten Tromp, erzog ihren Sohn in den heldenmüthigen Ueberlieferungen ihrer Familie. Statt ſich in den Nichtigkeiten der Welt und den elenden Berechnungen der ariſtokratiſchen Eitelkeit zu verlieren, nahm ſie alle edlen Ideen mit Begeiſterung auf. Sie liebte Gott, das Vaterland und die Freiheit mit glühender Liebe.

Eines Tages ſah ſie ihr achtjähriger Sohn im Schloß Wildenſtein an ein Fenſter gelehnt und Thränen vergießen. Ueber die Trauer ſeiner Mutter beunruhigt, bat ſie Fellenberg, ihm deren Urſache anzuvertrauen. Die edle Frau ſagte ihm, es ſchmerze ſie der Gedanke, daß die Republikaner von Nord-Amerika nach einer gegen die Engländer verlorenen Schlacht in großer Noth ſeien. Sie benutzte dieſe Gelegenheit, um ihm zu erklären, was das erhabene Wort „Unabhängigkeit" bedeute, und erweckte in ſeiner Seele eine Begeiſterung, die nicht mehr verlöſchen ſollte. Eine Scene, welcher der junge Fellenberg ſpäter als Zeuge beiwohnte, machte ebenfalls einen ſtarken Eindruck auf ſeine Seele, indem ſie ihm zeigte, welchen

*) W. Hamm. Sein Werk iſt 1845 in Bern veröffentlicht worden. Vorher waren in der Schweiz: „Geſpräche über E. v. Fellenberg und ſeine Zeit" von **Rochholz**. (Burgdorf 1834) erſchienen.

Prüfungen ſich diejenigen ausſetzen, welche ſich dem Dienſte des menſchlichen Geſchlechtes widmen. Als er eines Morgens unter einer Linde ſaß, welche die Terraſſe des Schloſſes zierte, ſieht er einen Unbekannten von ſeltſamem Anſehen mit ſtaubigen Kleidern und fliegenden Haaren herbei kommen. Eine Verwandte, die bei ihm ſaß, wollte ſchon dem Reiſenden ein Almoſen geben, als Fellenbergs Vater ihm plötzlich entgegenſtürzt, ihn umarmt, und den Seinigen „den Menſchenfreund", den Wohlthäter ſeiner Mitmenſchen, den trefflichen Peſtalozzi vorſtellt. Der Vater hätte bei dieſer Gelegenheit ſeinen Sohn durch ſelbſtſüchtige Ermahnungen gegen die Nachtheile einer begeiſte ten Selbſtverläugnung warnen können; aber der Beſuch Peſtalozzi's ſchien ihm im Gegentheil ein Mit el, ihn zu ermahnen, demſelben nachzufolgen, ihm in ſeiner wunderbaren Uneigennützigkeit und in ſeiner glühenden Liebe zur Menſchheit nachzuahmen. Dies war der Urſprung der Freundſchaft, welche Fellenberg mit Peſtalozzi verband.

Man kann den Eindruck, den ein Mann wie der berühmte Erzieher auf die glühende Einbildungskraft Fellenbergs machte, leicht begreifen. Uebrigens benutzte ſeine Mutter, wie ſein Vater, alle Umſtände, welche das Herz ihres Sohnes entwickeln und ihm den Sinn für Aufopferung einflößen konnten, mit großer Geſchicklichkeit, ſtatt in ihm, wie die meiſten, ſelbſt chriſtliche Mütter thun, den Keim der Hingebung zu zerſtören. Eines Tages beſuchten ſie zuſammen das Irrenhaus zu Königsfelden*). Als ihn Frau von Fellenberg von ſo viel Elend und ſo großen Leiden gerührt ſah, ließ ſie ihn ſchwören, ſein ganzes Leben lang die Stütze der Unglücklichen zu ſein. Und indem ſie hierauf in einer Regung erhabener Frömmigkeit auf die Kniee fiel, betete ſie zu Gott, von dem jede vollkommene Gabe kommt,

*) Ich habe dort Erinnerungen an die entſetzliche Rache der Verwandten des Kaiſers Albrecht gefunden. Ich kann nicht ohne Schaudern an den Eindruck denken, welchen Königsfelden auf mich gemacht hat.

er möge ihrem Sohne die Kraft gewähren, seine Versprechungen zu halten, und ihn vor der Selbstsucht zu bewahren, von der die Welt Allen so verderbliche und so gleißnerische Beispiele gibt. — Der Knabe war so tief gerührt, daß er selbst in einem vorgerückten Alter niemals ohne Begeisterung von diesem feierlichen Augenblick sprechen konnte.

Der Unterricht Renggers, der später Kultusminister der helvetischen Republik wurde, brachten seine von einer edlen Mutter so gut gepflegten Anlagen zur vollständigsten Entwickelung. Als Fellenberg im Mai 1786 eine Rede hörte, die sein Vater, damals Präsident der helvetischen Gesellschaft, über die Nothwendigkeit, die Volkserziehung zu verbessern, hielt, war sein Beruf entschieden. Er war 16 Jahre alt. Seit jener Zeit zog er sich zurück, verzichtete vollständig auf das ausgelassene Leben der jungen Patrizier seiner Zeit, suchte seinen Körper durch einfache und mäßige Gewohnheiten zu stärken, und bereitete sich durch angestrengtes Arbeiten auf die Laufbahn vor, welche er in der Zukunft vor sich-sah. Er unterbrach diese unausgesetzten Arbeiten nur, um Fußreisen durch die Schweiz zu machen, damit er Land und Volk besser kennen lerne. In den gründlichen Studien, die ihn damals beschäftigten, hatte ihn Kant vor Allen angezogen. Er fand in den Schriften des Königsberger Philosophen ein lebhaftes Gefühl der Pflicht und einen kräftigen Stoicismus. Leider hat die Theologie dieses Philosophen nicht die Wärme und das Leben, das man im Evangelium antrifft. Vielleicht muß man das Kalte und Ausschließliche in einigen Ansichten der Kant'schen Philosophie diesen Unvollkommenheiten zuschreiben.

Als Fellenberg von der Universität zurückgekehrt war, arbeitete er zehn Jahre lang, nur von wiederholten Ausflügen unterbrochen. Immer von dem Gedanken durchdrungen, daß man zuerst das Volk genau kennen lernen müsse, ehe man versuchen könne, ihm nützlich zu werden, durchwanderte er die Schweiz und Deutschland zu Fuß, seinen Reisesack auf dem

Rücken, mit Wenigem zufrieden, auf alle Annehmlichkeiten des Lebens verzichtend, die ihm seine Geburt und sein Vermögen in Aussicht stellten. Wochen und Monate lang lebte er als Bauer unter dem Dache der Landleute. Ein Mann von diesem Schlag konnte die Vorurtheile des Bernerischen Patriziats nicht theilen. Die Schweiz, wir haben es schon gesagt, hat mehr als jedes andere Land Männer hervorgebracht, die entschlossen und edel genug waren, die Gerechtigkeit und die Wahrheit den Vortheilen ihrer Kaste vorzuziehen. Fellenberg gehörte zu dieser Zahl. Als die französische Revolution ausbrach, ermahnte er die Patrizier, auf Vorrechte Verzicht zu leisten, welche mit den Bedürfnissen und den Ideen der Zeit unvereinbar waren. Ohne diese Zugeständnisse war es nach seiner Ansicht unmöglich, die Schweiz vor einem feindlichen Einfall zu bewahren. Was Fellenberg vorausgesehen hatte, traf bald ein. Aber ob er gleich an einer Sache verzweifelte, welche von der Aristokratie compromittirt worden war, kämpfte er mit nicht weniger Thatkraft gegen die Franzosen. Er durchzog als Offizier bei der Berner Miliz das Emmenthal und das Entlibuch, indem er die muthigen Bauern dieser Thäler aufmunterte, für die Vertheidigung ihres Geburtslandes zu kämpfen. Seine Anstrengungen waren vergeblich; es wurde ein Preis auf seinen Kopf gesetzt und er konnte nur unter unerhörten Gefahren Deutschland erreichen. Er war im Begriff, nach Amerika auszuwandern, als man bewirkte, daß er aus den Proskriptionslisten gestrichen wurde. Kaum war er in sein Vaterland zurückgekehrt, als er nach Paris geschickt wurde, um dort die Klagen seines Kantons gegen die französischen Agenten anzubringen.

Da ihm das diplomatische Leben, für welches er keine Neigung hatte, bald anwiderte, entschloß er sich, die Pläne, welche seinen Geist seit seiner Jugend beschäftigten, auf eigne Gefahr zu verwirklichen. Er wollte eine Musterschule gründen, um die Wohlthaten der Volkserziehung, wie er sie sich dachte, zum Bewußtsein zu bringen. Er kaufte daher um 2000 Berner Pfund

ein Landgut, welches der Familie von Erlach gehörte und das unter dem Namen Hofwyl in ganz Europa berühmt wurde.

Fellenberg benutzte die ersten Jahre seines Aufenthalts in Hofwyl, um seine Kenntnisse im Landbau zu vervollkommnen. Die Studien, die er machte, reihten ihn bald unter die Zahl der ausgezeichnetsten Landwirthe. Aber diese Studien waren für ihn nicht, was sie für viele Leute seines Standes sind. Mit jener physischen Kraft begabt, welche die Landleute so hoch schätzen, sah man ihn stets unter den Arbeitern, indem er sie mit seiner wohlklingenden Stimme ermunterte, und ihre Beschwerden und Anstrengungen theilte. Er war glücklich und stolz, das arbeitsame Leben des Landmanns zu führen, das er als die edelste Anwendung der menschlichen Thätigkeit betrachtete. Mancher berühmte Besuch fand ihn auf dem Felde in Bauerntracht. Er diente sogar oft mehreren Personen als Führer, die dann sehr überrascht waren, den in der Kleidung eines Weltmannes wieder erscheinen zu sehen, den sie für einen einfachen Taglöhner gehalten hatten.

Die Wichtigkeit, welche Fellenberg dem Ackerbau beilegte, war eine Folge seiner Ansichten über die Reform der Erziehung. Er war überzeugt, daß man das erkünstelte Leben des 18. Jahrhunderts in seiner Wurzel angreifen müsse, und er sah mit Recht in der Feldarbeit ein mächtiges Werkzeug der Sittlichung und des socialen Fortschritts. Er konnte im Jahre 1804 eine seinem Herzen theure Idee verwirklichen, indem er die „Armenschule" gründete, welche noch jetzt eines seiner schönsten Verdienste ist. Pestalozzi hatte in Neuhof etwas Aehnliches versucht, aber er besaß für ein Werk dieser Art nicht den praktischen und schöpferischen Geist seines Freundes. Verlassene Kinder der äußern Noth und dem sittlichen Verderbniß zu entreißen, sie in der kräftigen und gesunden Zucht einer ihrem Alter angemessenen Landarbeit zu erziehen, in ihren Beschäftigungen die Gelegenheit zu einem einfachen Unterricht zu suchen, der zugleich ihr Herz und ihren Geist bilden sollte, Arbeit und

Unterricht so zu verbinden, daß dieser eine angenehme und leichte Erholung werde, — das war das Ziel, das sich Fellenberg vorsetzte, und nach welchem er stets mitten unter Schwierigkeiten jeglicher Art strebte. Der Name Wehrlis, der ihn vierundzwanzig Jahre lang mit einer heiligen Leidenschaft für das Gute unterstützte, ist mit dem Fellenbergs unauflösbar verknüpft. Als dieser seine Schule gründete, hatte er seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf die jungen Verbrecher gerichtet. So gehört denn auch ihm der erste Gedanke, frühzeitig den Folgen der ersten Fehler zu steuern, eine glückliche Eingebung, welche die fruchtbarsten Folgen haben kann, sobald man sie mit Beharrlichkeit und Hingebung anwendet. Man darf sich daher nicht wundern, wenn die Armenschule von Hofwyl ein Wallfahrtsort wurde, wohin sich ganz Europa begab, wenn Häuser derselben Art in Ostindien und sogar in Neu-Holland gegründet wurden. Dies war die schönste Belohnung für Fellenberg.

Die Armenschule ward bald mit neuen Anstalten umgeben, welche die Bestimmung hatten, die große von ihrem Gründer entworfene Schöpfung zu vervollständigen. Im Jahre 1807 errichtete er die Ackerbauschule, auf welche man alle Anstalten der nämlichen Art zurückführen kann, die seitdem in Europa gegründet wurden. Da er auch die Erziehung der höheren und mittleren Stände umgestalten wollte, errichtete er für dieselben zwei Schulen, von denen er die eine „Höhere Unterrichtsanstalt" und die andere „Mittelschule" nannte. Sein Hauptzweck war, zwischen den verschiedenen Ständen der Gesellschaft, die sich nur zu oft feindlich gegenüberstehen, einen edlen Wetteifer hervorzurufen.

Wir haben nicht die Absicht, von den zahlreichen Unternehmungen zu sprechen, mit denen sich Fellenberg beschäftigte, der stets von einer seiner würdigen Gattin unterstützt wurde, welcher die Schweiz eine Erziehungsanstalt für Mädchen verdankt, die lange geblüht hat. Ich will nur die Linthschule erwähnen, welche er mit einem der größten Bürger der Schweiz,

dem berühmten Eſcher, gründete. Dieſe beiden Männer waren geſchaffen, um ſich zu verſtehen. Mitten unter unaufhörlichen Arbeiten, mit einem Briefwechſel überladen, der ſich über ganz Europa verbreitete, ſtets an die politiſchen Angelegenheiten ſeines Vaterlandes denkend, an welchen er oft thätigen Antheil nahm, löſchte Fellenberg am 21. November 1844 aus, wie eine jener Himmelserſcheinungen, welche ihren lebhaften Glanz über die Erde verbreiten und dann im Weltraum verſchwinden.

LVIII.

Den Grundſtein hat Gott ſelbſt gelegt;
Wer will ſie niederſtürmen?

Jak. Kubler.

Als ich vom Bärengraben zurückkehrte, wandelte ich längs der Feſtungswerke hin, indem ich mich bald bei den Hirſchen, bald bei den noch leichteren Rehen aufhielt, welche in den breiten Gräben herumſprangen. Mein Blick fiel auf die mächtige Natur, die mich umgab, oder auf den Bundespalaſt, ein neues Gebäude, welches ſich über die Häuſer rings herum erhebt. Dort vereinigen ſich die Mitglieder des Nationalraths, des Ständeraths, mit einem Worte, alle eidgenöſſiſchen Behörden.

Die oberſten Gewalten der Eidgenoſſenſchaft ſind der Bundesrath, die Bundesverſammlung und das Bundesgericht.

Der Bundesrath bildet die ausübende Gewalt. Er beſteht aus ſieben Mitgliedern, welche von der Bundesverſammlung auf vier Jahre ernannt und aus allen in die Nationalverſammlung wählbaren Schweizern gewählt werden. Den Vorſitz führt der Bundespräſident, welchen die Bundesverſammlung

aus dem Bundesrath wählt. Der Bundespräsident kann nicht zwei Jahre nach einander gewählt werden.

Die Bundesversammlung besteht aus zwei Häusern, dem Nationalrath und dem Ständerath. Der erste repräsentirt die Einheit des Volkes, der zweite die Kantonalinteressen.

Der Nationalrath besteht aus Abgeordneten, die in direkter Wahl vom Schweizervolk gewählt werden, und zwar kommt ein Abgeordneter auf je 20,000 Einwohner. Jeder zwanzigjährige Schweizer ist wählbar, vorausgesetzt, daß er nicht dem geistlichen Stand angehöre.

Der Ständerath besteht aus 44 Abgeordneten, von denen jeder Kanton zwei wählt*).

Das Bundesgericht entscheidet als Civilgericht über die Streitigkeiten der Kantone unter sich. Als Assisenhof urtheilt er mit der Jury über Hochverrath, über die Vergehen der eidgenössischen Beamten und die politischen Verbrechen, welche eine Einmischung der Eidgenossenschaft herbeigeführt haben.

Diese Verfassung schließt keinen Fortschritt aus. Sie kann in der That zu jeder Zeit revidirt werden; es genügt hiefür, daß 50,000 Bürger es verlangen. In diesem Falle fragt man das Volk an, ob es die Revision für nöthig halte.

In den ersten Zeiten nach dem Sturz des Sonderbunds konnte man befürchten, daß die Kämpfe der radikalen und konservativen Partei die Vollstreckung der neuen Gesetze erschweren möchten. Aber der gesunde Sinn und der Charakter des Schweizervolks zeigten ihm in der Versöhnung das beste Mittel, um die Zukunft und die Ruhe des Landes sicher zu stellen. Daher haben auch die gemäßigten Radikalen und die verständigen Konservativen die Nothwendigkeit begriffen, sich zu verständigen. Um nur den Kanton Bern anzuführen, welcher den fünften Theil der schweizerischen Bevölkerung bildet, hat die Fusion

*) Die Halbkantone, wie Appenzell-Innerrhoden, ernennen nur einen Abgeordneten.

von 1852 in dem Augenblick, da ich dieſe Zeilen ſchreibe*), eine neue Beſtätigung erhalten. Der Große Rath hat zu gleicher Zeit die Herren Sahli, Migy und Karlen, welche zur radikalen Seite gehören und die Herren Blöſch und Kurz gewählt, welche unter die Führer der conſervativen Partei zählen. Möchte ſo die Eintracht aller Männer, welche die Größe ihres Vaterlands aufrichtig wollen, es zur Erfüllung ſeiner ſchönen Beſtimmung vorbereiten!

Die neue eidgenöſſiſche Verfaſſung gibt der Schweiz in der That eine wirkliche Bedeutung als Nation, und beruft ſie, in Europa eine weit bedeutendere Rolle zu ſpielen als bis dahin. Aber die Anhänger des alten Zuſtands der Dinge ſehen nur Gefahren in der Stellung, welche die Eidgenoſſenſchaft eingenommen hat. Das ſchweizeriſche Volk, ſagen ſie, ſoll nur dahin ſtreben, die ihm im Jahr 1815 auferlegte Neutralität zu bewahren. Ein Staat, der keine größeren finanziellen und militäriſchen Hülfsquellen hat, wird immer am klügſten handeln, wenn er ſich auf eine durchaus untergeordnete Stellung beſchränkt, um die Aufmerkſamkeit und den Zorn des Fürſten nicht auf ſich zu ziehen, welche ſich mit ſo viel Erbitterung um die Herrſchaft in Europa ſtreiten.

Dieſe übermäßig klugen Gründe ſtammen gewiß nicht aus den heldenmüthigen Ueberlieferungen der Schweiz.

Die gegenwärtige Schweiz iſt ein großes Land, wenn man ſie mit derjenigen vergleicht, welche im Mittelalter ſo viele Wunder verrichtet hat. Iſt denn wirklich jedes wenig zahlreiche Volk gezwungen, ſeinen Platz unter der Sonne nur mit beſcheidener Furchtſamkeit einzunehmen? Griechenland hat in den Tagen von Marathon und Salamis nicht alſo gedacht; Holland war anderer Anſicht, als es heldenmüthig gegen die ſpaniſche Monarchie kämpfte, die damals in ihrem ganzen Glanze ſtand; Albanien hatte andere Grundſätze, als es unter den Fahnen

*) März 1856.

Skanderbegs allen mahomedaniſchen Heeren Widerſtand leiſtete; auch Rumanien iſt unter Stephan dem Großen und Michael dem Tapfern muthiger geweſen. Wenn man die Neutralitätspolitik annimmt, wie ich ſie eben gezeichnet habe, ſo muß man auch behaupten, daß Holland, Belgien, Piemont, Rumanien, Sachſen, Würtemberg, Bayern, Hannover u. ſ. w. mit dem Gewehr im Arm Alles müſſen geſchehen laſſen, was in Europa geſchieht, alle Siege der Unredlichkeit, alle Gewaltthaten der abſoluten Monarchen; ſie müſſen ſich damit tröſten, daß die Streitigkeiten der großen Völker ſie Nichts angehen. Wahrlich, diejenigen, welche der Schweiz dieſe übertriebene Selbſtverleugnung anrathen, haben keinen Begriff von ihrer Vergangenheit und von ihren Pflichten in der Zukunft! Die Schweiz darf nicht vergeſſen, daß ſie in Europa die Verbindung der Freiheit und der Gleichheit repräſentirt. England und Frankreich perſonifiziren je nur Eine dieſer Ideen. Das Volk, das beide mit ſo geſundem Sinn hat zu vereinigen verſtanden, muß nach dem Maß ſeiner Kräfte dahin arbeiten, ihnen in Europa den Sieg zu verſchaffen.

Die Lage der Schweiz macht ſie in der That ſehr geeignet, einen wirkſamen Einfluß auf ganz Europa auszuüben. Sie gränzt zugleich an Frankreich, an Deutſchland und an Italien, d. h. an die drei Länder, in denen die demokratiſchen Ideen mit der größten Kraft gähren. Die Geſtaltung ihres Bodens ſcheint eine natürliche Feſtung aus ihr gemacht zu haben, hinter welcher die Freiheit des Feſtlandes Schutz findet. Von den Höhen der Alpen herab ſcheinen dieſe ſtolzen Gebirgsbewohner einen ruhigen, aber verächtlichen Blick auf die Staaten zu werfen, welche das Joch des Mittelalters noch nicht abgeſchüttelt haben. Könnten die, welche einſt die ſtolzeſten Ariſtokratien beſiegt haben, nicht auch jetzt wieder in ihren Engpäſſen oder an den Ufern ihres Murtner- und Sempacher-Sees die Bataillone der abſoluten Mächte vernichten? Wenn die Geſchichte eines Volkes nur ein ewiger Kampf gegen den Hochmuth und die

Anmaßungen des Despotismus ist, kann man nicht leicht daran denken, es zu einer Heerde Sklaven zu machen. Die Gebirgsbewohner von Graubünden und vom Oberland, von Schwyz und Unterwalden haben keine Aehnlichkeit mit den Bauern, die seit so viel Jahrhunderten an die härteste Sklaverei gewöhnt sind.

In der Schweiz gibt es kein stehendes Heer, jeder Bürger ist Soldat und bewahrt in seinem Haus jene Büchse, welche die Söhne Wilhelm Tells so tapfer handzuhaben wissen. Als die französische Regierung unter Ludwig Philipp die Eidgenossenschaft bedrohte, welche sich weigerte, ihr den Prinzen Ludwig Napoleon auszuliefern, der damals thurgauischer Bürger war, standen in wenigen Tagen nur in den Kantonen Genf und Waadt 20,000 Mann unter Waffen. Es handelte sich damals nur um eine einfache Frage der Nationalehre, nicht um Rechte der ganzen Schweiz, sondern um die eines seiner Adoptivbürger. Was würde geschehen, wenn Oesterreich die Schlachten von Morgarten und Sempach wieder anfangen wollte, wenn Frankreich die glorreiche Schlacht bei St. Jakob vergäße? Ich weiß wohl, daß das Ausland auf die Unterstützung der aristokratischen und ultramontanen Partei zählt. Aber befand sich nicht auch zu den Tagen von Grandson und Murten eine mächtige burgundische Partei unter dem Berner Adel? War Karl der Kühne deswegen glücklicher? Wozu halfen ihm damals die beträchtlichen Summen, die er in den Kantonen vertheilt hatte? Das Nationalbewußtsein war kräftiger als die Standesinteressen. Im Allgemeinen legt man auf den Beistand der Geistlichen und des Adels ein zu großes Gewicht. Als die Coalition am Ende des 18. Jahrhunderts in Frankreich eindrang, sprachen sich beinahe alle offen für Preußen und Oesterreich aus. Eine Armee von Adelichen kämpfte sogar in den Reihen der Verbündeten. Sie hatte drei Prinzen aus dem Hause Bourbon an ihrer Spitze, welche nicht errötheten, ihr Vaterland zu verrathen. Haben die französischen Bauern deswegen das verbündete Europa weniger besiegt? In dieser äußersten Gefahr hat Frankreich vierzehn Armeen finden

können, um seine Grenze zu vertheidigen. Wenn die schweizerische Bevölkerung nicht auch so riesige Anstrengungen machen kann, so hat sie hinter den Alpen natürliche Wälle, welche die Soldaten der Republik nicht hatten. Wenn sie auf ihren Fahnen die Sinnbilder der Gewaltthätigkeit nicht hat, für welche die großen europäischen Monarchien eine große Vorliebe zu haben scheinen, so sieht man auf ihren mit dem Blut ihrer heldenmüthigen Vorfahren gefärbten Pannern das Kreuz, das die Welt erlöst hat; jenes Kreuz, das einst für die wiedergebornen Völker das Zeichen der Freiheit sein wird.

Der schwerste Vorwurf, den man den demokratischen Ideen macht, die sich seit einiger Zeit der Schweiz bemächtigt haben, ist die Entwickelung des Pauperismus. Das ist der wesentlichste Satz, auf den die Anhänger der Vergangenheit unaufhörlich zurückkommen. Aber man behandelt diese Frage weder redlich noch unparteiisch.

Ist der Pauperismus eine der republikanischen Schweiz eigenthümliche Wunde? Findet er sich nicht in eben so scheußlicher Gestalt in London, in Paris, in Brüssel, wie in den Thälern von Interlaken, Grindelwald und Lauterbrunnen? Und doch werden diese Länder von sehr verschiedenen Gesetzgebungen regiert. England ist ein protestantisches und konstitutionelles Land, Belgien ist ein ultramontanes Königreich, Frankreich ist eine absolute Monarchie. Es ist daher offenbar, daß der Pauperismus ein Uebel ist, welches in Europa von allgemeinen Ursachen herrührt und man hat kein Recht, die Radikalen der Schweiz dafür verantwortlich zu machen.

Es ist nicht schwer, einige von diesen Ursachen anzugeben. Der lange Frieden, der von 1815 bis 1854 in Europa geherrscht hat, hat der Bevölkerung einen unerhörten Aufschwung gegeben. Die Fortschritte der Gesundheitspolizei, die Verbesserung des Zustandes der unteren Klassen, das Aufhören der schrecklichen Kämpfe, welche bis zum Ende des Napoleonischen Kaiserreichs Europa verwüstet haben, Alles hat dazu beigetra-

gen, die Menſchen auf einen engen Raum anzuhäufen. Die Statiſtiken der Schweiz beweiſen, daß es ſich ſeit einigen Jahren auf dem Gebiete der Eidgenoſſenſchaft eben ſo verhält*).

Es gibt nur Ein Mittel gegen dieſe ſociale Wunden — die Auswanderung und die Fortſchritte des Landbaus. Was die Auswanderung betrifft, ſo haben die Völker lateiniſchen Urſprungs bis jetzt eine allzugroße Abneigung dagegen gezeigt. Ueberdieß iſt ihr Landbau im Allgemeinen noch ſehr zurückgeblieben. In der Schweiz, zum Beiſpiel, wie viel bleibt noch zu thun in den am meiſten lateiniſchen und am meiſten katholiſchen Kantonen, in Teſſin, in Wallis, in Freiburg!

Statt dieſe allgemeinen Urſachen deß Pauperismus zu unterſuchen, legt man großes Gewicht auf lokale Urſachen. Um nur vom Oberland zu ſprechen, ſo ſagt man, daß ſich dort, ſeitdem die Demokraten an das Ruder gekommen ſind, die Müßiggänger und die Bettler täglich vermehren. Wenn man die Verhältniſſe genau unterſucht, ſo glaube ich, daß die reichen Reiſenden aus den monarchiſchen Ländern durch ihre thörichte Verſchwendung, durch ihr nutzloſes Leben, durch die Ausgelaſſenheit ihrer Sitten wenigſtens eben ſo viel dazu beitragen als die Radikalen, dem kräftigen Volksſtamm der Gebirge Geſchmack zum Wohlbehagen und zum **far-niente** beizubringen, was die Zahl der Armen und der Leute, welche, ohne jemals zu betteln, leicht ins Elend ſtürzen, gewiß nicht vermindert. Wenn die Schweiz einſt von Eiſenbahnen durchzogen iſt, werden diejenigen, welche das Glück haben, unter deſpotiſchen Regierungen zu leben, den Hirten der Schweiz männlichere Tugenden lehren? Wir rathen es ihnen, wenn ſie die Freude haben wollen, alle Laſter, welche ſie auf dem Gebiet der Eidgenoſſenſchaft finden, auf die republikaniſche Verfaſſung derſelben zu werfen.

Es verhält ſich mit der Trägheit, die man den Schweizern

---

*) Man ſehe die vortreffliche Statiſtik der Schweiz von Stephan Franscini.

vorwirft, wie mit dem Söldnerdienſt. Es ſind dies ſicherlich zwei große Plagen. Aber wenn es in Rom, in Neapel u. ſ. w. keine abſolutiſtiſchen Regierungen gäbe, um das Blut der Schweizer zu erkaufen, wenn die „goldzüngigen" Werber nicht alle Täuſchungen anwendeten, um ſie für den Dienſt der mehr oder weniger katholiſchen Könige anzuwerben, ſo würde dieſe ſchmähliche Wunde gewißlich die Söhne Wilhelm Tells nicht beflecken. Fand man den Müßiggang, den man der heutigen Schweiz vorwirft, in den Alpenthälern, ehe ſie der Sammelplatz der höhern Stände aller monarchiſchen Nationen wurden? Es iſt dieß freilich ein neues Uebel, das den Menſchen der früheren Zeiten unbekannt war, aber iſt es nicht ungerecht, die Neigung zum Selbſtmord nur denen vorzuwerfen, welchen man das Gift einpfropft? Und dieß, ſcheint es mir, thut man alle Tage, wenn es ſich um die Fehler handelt, deren man das ſchweizeriſche Volk mit ſo viel Bitterkeit anklagt, ein Volk, das ſicherlich nicht vollkommen iſt, aber das bei allen ſeinen Mängeln weit höher ſteht, als diejenigen, die es ohne Schonung tadeln.

LIX.

> Und ſollſt zu ihm ſagen: So ſaget der Herr: Iſrael iſt mein erſtgeborner Sohn.
>
> 2. Moſis, 4, 22.

Die oberflächlichen Menſchen haben ſich viel mit den politiſchen Spaltungen der Schweiz beſchäftigt, als ob nicht in allen Republiken unter verſchiedenen Namen eine konſervative und eine radikale Partei beſtanden hätte. Aber es verſteht ſich von ſelbſt, daß jene Menſchen nicht an die religiöſen Zwiſte gedacht haben, als ob dieſe nicht, wenn ſie auf unverſöhnlichen Verſchiedenheiten beruhen, in der Seele eines Volkes eine unendlich tiefere Verſchiedenheit begründeten!

Die Eidgenoſſenſchaft, die auf ihrem Gebiete mehr als 8000 Juden zählt*), zerfällt vom chriſtlichen Geſichtspunkte aus in zwei große Parteien, die Reformirten (1,413,773) und die Römiſch-Katholiſchen (971,821).

Die religiöſen Fragen haben in unſerer Zeit eine ſo große Bedeutung gewonnen und können in der Wiedergeburt des Orients eine ſo wichtige Rolle ſpielen, daß ich alle Gelegenheiten mit Begierde ergreifen mußte, den Glauben und die Politik der Religionen zu ſtudiren, welche das Abendland ſpalten.

Obgleich die Abkömmlinge der alten Hebräer im Abendlande nicht ſehr zahlreich ſind, ſo ſpielen ſie doch in denſelben eine Rolle, über welche man ſich keinen Täuſchungen hingeben darf. Sie nehmen überall an Einfluß und an Reichthum zu. Die vorzugsweiſe katholiſchen Mächte, das Papſtthum ſelbſt, ſind gezwungen, fortwährend mit den berühmten Banquiers zu unterhandeln, die zu dieſem Stamme gehören. Sie ſehen täglich die Söhne derer zu ihren Füßen, welche Jahrhunderte lang es für eine Pflicht gehalten haben, ihr Blut zu vergießen. Ein ſolcher Umſchwung der Verhältniſſe war wohl geeignet, ihnen eine hohe Meinung von der ihrem Stamme beſtimmten Zukunft zu geben. Daher fangen ſie auch an, die chriſtliche Civiliſation, welche ſie niemals hat beſiegen können, mit — Verachtung zu betrachten.

Ein jüdiſcher Schriftſteller, Salvador, hat ſich zum Organ dieſer Anſichten und Hoffnungen gemacht. In einem Buche, das großes Aufſehen erregt hat, „die Moſaiſche Geſetzgebung", hat er ſich nicht begnügt, den hebräiſchen Propheten mit gerechtem Lob zu überſchütten, er hat ſogar zu behaupten gewagt, es ſtehe der Pentateuch weit höher als das Evangelium, und es habe der Sanhedrin Recht gehabt, Chriſtum zu kreuzigen. Dieſer Gerichtshof, ſagt er, war vom Standpunkt der moſaiſchen Geſetzgebung verpflichtet, auf dieſe Weiſe den alten Glauben des Volkes zu vertheidigen. In einem weniger

*) Nach der Volkszählung vom März 1851.

berühmten Werke: „Jesus Christus und seine Lehre“ hat sich Salvador bemüht, dem Christenthum jede Art Originalität abzusprechen, zu beweisen, daß alles Gute, das es enthalte, nur eine Wiederholung des Alten Testamentes sei, das nach ihm dem Neuen weit überlegen sei; denn nach seiner Meinung bekennt sich Moses zum Pantheismus, und statt die Gedanken der Menschen nach einer eingebildeten Unsterblichkeit zu richten, veranlaßt er sie, an die Verbesserung ihres irdischen Zustandes zu denken. Wenn man ihm glauben will, kommen die Christen täglich auf die jüdischen Lehren zurück. Indem sie sich von den nichtigen Ueberlieferungen des Mysticismus befreien, beschäftigen sie sich immer entschiedener mit dem gegenwärtigen Leben, das sie offenbar den Freuden des Paradieses vorziehen. — Dieß ist Salvadors religiöses System. Seine politischen Ansichten sind der mosaischen Gesetzgebung nicht weniger günstig. Moses ist nach ihm der ganz eigentlich liberale und fortschreitende Geist; er hat die Idee der Freiheit in die Welt eingeführt. Hätte er nur dieses Verdienst, so würde es hinreichen, ihm die Dankbarkeit und die Bewunderung des Menschengeschlechtes zuzusichern.

Man sieht auf den ersten Blick, wie sehr die Ansichten Salvadors von denen verschieden sind, welche das 18. Jahrhundert allgemein verbreitet hat. Den Schülern Voltaire's und Diderots war die Religion der Juden ein Gewebe von Träumereien und Abscheulichkeiten. Die poetischen Legenden der Griechen, ihr heiterer Cultus schienen ihnen weit über den strengen Glaubensgesetzen der Juden zu stehen. Das künstlerische Genie der Hellenen, die geschickte Organisation ihrer Demokratie, der Scharfsinn ihrer Denker, ihr kriegerischer Geist, Alles bei ihnen blendete die Einbildungskraft. Zu jener Zeit waren beinahe alle Denker geneigt, die Juden den indogermanischen Nationen aufzuopfern. Der christliche Glaube verhinderte einige Philosophen das kleine asiatische Volk mit Verachtung zu überschütten, das kein anderes Interesse gewährte, als seinen Glauben.

— Heutzutage hat ſich die Meinung ſehr geändert. Jeder begreift den Werth der religiöſen Ideen, das gründliche Studium der Geſchichte hat gezeigt, daß die Größe oder die Schwäche der Nationen vorzüglich von dieſen Ideen abhängt, daß der geſellſchaftliche Zuſtand, die Geſetzgebung, die Kunſt und die Philoſophie aus ihnen hervorgehen, wie die Blume aus dem Stängel*).

Wenn die Wichtigkeit des Glaubens ſo groß iſt, ſo verdient das jüdiſche Volk und der Semitiſche Stamm, dem es angehört, unſere ganze Bewunderung. Dieſer Menſchenſtamm kann freilich in gewiſſen Beziehungen nicht mit den indogermaniſchen Völkern verglichen werden; er ſteht jedoch vom dogmatiſchen Geſichtspunkte aus weit über ihnen: der indogermaniſche Stamm iſt immer ein Sklave ſeiner Empfindungen geweſen. Alles, was ſeine Sinne und ſeine Einbildungskraft anregte, ſchien ihm die Bewunderung der Sterblichen zu verdienen. Der Wind, der durch die düſteren und geheimnißvollen Wälder rauſchte, ſchien ihm die Stimme der Nymphen, er hörte die Syrenen im Schooße der Wellen ihre melodiſchen Klagen ſeufzen; er hielt den Regenbogen, der in der Wolke glänzte, für die Schärpe einer jungen Göttin und den erſten Schimmer des Tages für das Lächeln der roſenfingrigen Morgenröthe. Noch in unſerm Jahrhundert kniet ein Theil dieſes Stamms hartnäckig zu den Füßen der heidniſchen Götter. In Europa hat er unter dem Namen Katholizismus einen neuen Polytheismus geſchaffen, der ebenſo verwickelt zu werden droht, als der alte. Mit der Nachkommenſchaft Sems verhält es ſich anders. Sie hat ſeit dem höchſten Alterthum ein lebendiges und tiefes Gefühl von der Einheit Gottes gehabt. Sie hat nicht, wie die Hindu am Ufer des bengaliſchen Meeres die Geſänge der Davas gehört; ſie hat nicht wie die wollüſtigen Kinder Joniens Hymnen zu Ehren der ſchaumgebornen Aphrodite geſeufzt. Gott iſt Gott! — Dieſer Ruf ertönt in den Wüſten des Sinai, auf

*) S. Quinet, Génie des religions.

dem Gipfel des Golgatha und in der dürren Ebene von Mekka. Wenn man einmal den Gedanken des Ewigen gefaßt, wenn man die Größe des Unendlichen begriffen, wenn man ihn mit jenen Eintagswesen verglichen hat, die unter seiner allmächtigen Hand hin und her wogen, so erfüllt dieser Gedanke die ganze Seele. Sie beherrscht sie, erdrückt sie, macht sie zu jedem untergeordneten Denken unfähig. Man wundere sich jetzt, daß der Jude, wie der Araber und wie der Christ der ersten Zeiten sich so wenig um Politik, um Kunst und Philosophie bekümmert hat! Er hatte sein Leben einer viel größeren Sache gewidmet, deren Sieg er vor Allem sicher stellen wollte. Wie hätte sich der Hebräer, der jenen heiligen Schatz, die Verehrung des Unendlichen, in seinem Herzen bewahrte, entschließen können, Bildsäulen zu formen oder über philosophische Systeme nachzudenken? Er wußte, daß er eine höhere Aufgabe habe, daß er bestimmt sei, das Licht der Welt zu werden. — Daher seine unendliche Verachtung gegen jene Völker, die auf ihre Künste und ihre überfeinerte Bildung so stolz sind. Der Landmann in Judäa, der Hirt an den Ufern des Jordan, die Gebirgsbewohner von Galiläa hätten über die Bemühungen des Phidias, Pindars und Sokrates gelächelt. Von einem prophetischen Trieb belehrt, glaubten sie einen Keim der Unsterblichkeit zu besitzen, eine Idee voll Zukunft, was weder Rom noch Griechenland hatte. Daher war das Judenthum im höchsten Grade unduldsam. Die semitischen Völker glaubten als Repräsentanten eines Glaubens, der die Welt erobern sollte, das Recht auf Unduldsamkeit zu haben. Der indo-germanische Stamm mit seinem unbestimmten Glauben, mit seinen politischen Träumereien, mit den dunkeln Ahnungen des Unendlichen war in seinen Grundsätzen weniger entschieden. Daher überließ er auch den Dichtern, welche seine eigentlichen Theologen waren, die Sorge, seine Religion fortwährend umzugestalten. Bei den Juden wäre der Gotteslästerer, der den großen Gedanken Jehovah entstellt hätte, mit dem Tode bestraft worden. Und in der That ist Gott nicht

bloß der Glaube dieſes Volkes, er iſt auch ſein Geſetzgeber, ſein Monarch, ſein lebendiges Geſetz. Er wacht über alle ſeine Handlungen, er gibt ihm alle ſeine Gedanken ein, er ſelbſt leitet es nach dem heiligen Ziel, welches es erreichen ſoll.

Es darf nicht auffallen, wenn die berühmten Männer des Judenthums mehrern neueren Schriftſtellern ſo ſonderbar erſcheinen. Sie beurtheilen ſie nach den griechiſchen und römiſchen Syſtemen, mit welchen ihre Jugend genährt worden iſt. Aber man darf einen Samuel oder Elias nicht von dem Standpunkt des Lyceums oder der Akademie beurtheilen. Für den, der ein Schüler des Ariſtoteles oder Plato bleiben will, wird die ganze Geſchichte des Judenthums immer unbegreiflich bleiben. Er wird darin nach dem Vorgange Voltaire's nur ein Gemenge von außerordentlichen Thatſachen und unerklärlichen Sonderbarkeiten erblicken. Wenn man aber von den Ideen durchdrungen iſt, welche das Leben und die Mythen des jüdiſchen Volkes gebildet haben, ſo wird ſeine Geſchichte von einem Licht erleuchtet, das alle Vorurtheile zu zerſtreuen vermag. Wenn die Größe eines Volkes nach dem Einfluß beurtheilt wird, welchen es auf die Welt ausgeübt hat, ſo ſteht das jüdiſche Volk über allen andern. Was iſt auch jetzt noch das Geſetz der civiliſirten Welt? Was iſt unſer Ideal der Vollkommenheit? Iſt es nicht die Predigt, welche Jeſus auf einem Berge Judäas gehalten hat? Vor wem beugen ſich die aufgeklärteſten Volksſtämme der Welt? Etwa vor Buddha, vor Lao-tſe oder Confucius? Nein, ſondern vor dem Menſchenſohn, der im Stalle zu Bethlehem geboren wurde.

Ich bewundere die Größe des griechiſchen Genies, aber der Glaube, der die Welt verjüngen ſollte, iſt uns nicht von Athen gekommen. Weder die Dichter noch die Philoſophen Griechenlands haben der Menſchheit den unbekannten Gott verkündigt, ſondern ein Barbar, ein Netzſtricker, ein Abkömmling Benjamins, mit einem Worte Paulus!

LX.

Und Moſe war ein ſehr großer Mann im Egypterland, vor den Knechten Pharaos und vor dem Volk.
2. Moſis, 11, 3.

Da die Aufgabe der Hebräer außergewöhnlich war, mußte ihre Geſchichte es auch ſein. Dieſe Geſchichte iſt, wenn ſie richtig verſtanden wird, unter allen, von denen die Jahrbücher des Alterthums erzählen, weit aus am meiſten dramatiſch. Das Haupt der Gläubigen, Abraham, verläßt den Norden Armeniens, um der Stimme des Himmels zu gehorchen. Er wird in Paläſtina der Stammvater eines Volkes, das niemals untergehen ſollte. Er führt, wie ſein Sohn, jenes edle Hirtenleben, deſſen poetiſche Ueberlieferungen noch in unſern Tagen von den Arabern in der Wüſte bewahrt werden. Seine Nachkommen behalten in Aegypten den Glauben ihrer Väter. Sie bleiben dem Fetiſchismus und dem Aberglauben der Aegypter fremd. Als ſie jedoch von den Leuten der Pharaone auf das Gräßlichſte bedrückt und mit unbarmherziger Härte behandelt werden, wählen ſie Moſes zu ihrem Haupt, der ſie zur Unabhängigkeit anfruft und ihnen ein Vaterland verſpricht. Moſes iſt ohne Zweifel die größte Geſtalt des Alterthums. Man mußte von den Vorurtheilen des 18. Jahrhunderts gegen die Juden erfüllt ſein, um nicht die ganze Erhabenheit ſeines Charakters zu ſehen. Er hatte die Aufgabe, ein Werk auszuführen, das in der Geſchichte ohne Gleichen iſt: — er hat ein Volk geſchaffen. Aus einer Heerde herabgewürdigter Sklaven, die in Egypten verſammelt waren, hat er eine Nation gebildet, welche die mächtigſten Reiche des Alterthums nicht haben zertrümmern können, welche Alexander nicht von der Erde vertilgt, welche die Römer nicht vernichtet haben, welche die geiſtlichen Verfolgungen des Mittelalters überlebt hat. Wenn ein ſolches Er-

gebniß nicht wunderbar iſt, möchten wir wiſſen, was überhaupt Bewunderung verdient! Man denke an die Hinderniſſe, gegen welche der kräftige Geſetzgeber anzukämpfen hatte. Er hatte mit ſinnlichen und rohen Menſchen zu thun, welche nie ein Vaterland gehabt hatten; welche das rauhe Leben in der Wüſte mit Schrecken erfüllte. Einer verabſcheuten Sklaverei entronnen, des Gehorſams müde, weigerten ſie ſich, die geſetzlichſte Abhängigkeit anzuerkennen. Er mußte dieſer einſichts- und haltloſen Menge erhabene Geſinnungen und edle Gedanken einflößen. Nichts entmuthigte ihn; Nichts ſchlug ihn nieder, weder die Undankbarkeit des Volkes, noch ſein Murren, noch ſeine Meutereien, noch ſein Schmerz über den Verluſt des ganz ſinnlichen Lebens in Aegypten. Er übte die unbeſchränkte Gewalt mit einer zwar ſchrecklichen, aber unparteiiſchen Gerechtigkeit aus. Alle diejenigen, welche in die Sklaverei und zur Ausgelaſſenheit des Heidenthums zurückkehren wollten, alle die, welche die Beſtimmung des Volks nicht begreifen und die ſchmerzhafte Bahn nicht betreten wollten, auf welche ſie der Himmel drängte, wurden ohne Mitleiden von der Strafe ereilt. Indem man die Politik Moſis nach dieſen ſtrengen Thaten beurtheilte, hat man ſich einen ganz falſchen Begriff von ihm gebildet.

Ob er gleich die unbeſchränkte Gewalt mit Strenge angewendet hat, ſo liebte er doch die Freiheit und Gleichheit mit der ganzen Glut ſeiner Seele, er widmete ſein ganzes Leben, ſie im hebräiſchen Volk zu begründen. In einem Land erzogen, das der traurigen Herrſchaft der Kaſten unterworfen war, hat er Nichts unverſucht gelaſſen, um die Söhne Abrahams von derſelben zu befreien. Nach der Eroberung Paläſtinas gehörte der Boden allen Bürgern, unter welchen er zu gleichen Theilen vertheilt wurde. Es wurden Maßregeln getroffen, um die Bildung großer Güter zu verhindern und die Tyrannei der Prieſter unmöglich zu machen. Von dem Antheil an den Ländereien ausgeſchloſſen waren die Söhne Levi's, ſtatt, wie die ägyptiſchen und indiſchen Prieſter im Beſitz des beſten Bodens

zu ſein, in der Wirklichkeit von den andern Stämmen abhängig. Die Wahl war die Quelle aller Gewalt. Niemals wurde das allgemeine Stimmrecht aufrichtiger gehandhabt. Und wenn man bedenkt, daß eine ſolche Verfaſſung fünfzehn Jahrhunderte vor Chriſtus gegeben wurde, und zwar in Aſien, das noch heut zu Tage in ſeiner Sklaverei unbeweglich iſt, wie ſehr muß man nicht den Mann bewundern, der ein ſolches Wunder verwirklichte! Es iſt auffallend, daß die abſolutiſtiſchen Theologen, wie z. B. Boſſuet, es verſucht haben, in dem Alten Teſtament Gründe zu Gunſten der deſpotiſchen Gewalt aufzuſuchen. Niemals war eine Verfaſſung dieſen Ideen feindſeliger, als die des Volkes Gottes; niemals war ein Mann weniger geneigt, ſie zu begünſtigen, als der Gottbegeiſterte Geſetzgeber der Hebräer. Sein Geiſt, der auf die Propheten überging, war der Geiſt der unbeſchränkteſten Demokratie. Wenn man dieſem außerordentlichen Genie einen Vorwurf machen könnte, ſo wäre es der, daß er nicht eine Gewalt gegründet hat, welche ſtark genug geweſen wäre, die Nachtheile des Kantonalegoismus zu verhindern. Mehr als einmal hat dieſer Egoismus die Stämme verleitet, das allgemeine Wohl der Nation zu vergeſſen.

Auch als Theolog ſteht Moſes weit über den berühmten Männern des Alterthums. In den früheſten Geſetzgebungen iſt die Auffaſſung Gottes, dieſe Grundlage der religiöſen, ſittlichen und ſocialen Ordnung, durchaus unvollkommen*). Sakia-Muni führt den Begriff Gottes ſo ganz auf das Abſtrakte zurück, daß man ihn des Atheismus hat anklagen können. Confucius hat ſich den nämlichen Vorwurf zugezogen. Zoroaſter zerſtört die Einheit Gottes, indem er zwei gleich ewige Grundweſen annimmt. Der Polytheismus Numas, Solons und Lykurgs iſt eine Anſchauung, welche die einfachſten Forderungen der Vernunft verletzt. Der Pantheismus des Manu, der die Naturkräfte vergöttert, bietet nicht weniger beträchtliche Schwierigkeiten dar.

*) Vgl. Creuzer Symbolik.

Unter allen großen Männern des Alterthums iſt es Moſes allein, der den wahren Begriff Gottes verkündigt. Er erklärt ihn für unabhängig von der Welt, deren oberſter Schöpfer und unbeſchränkter Herr er zu gleicher Zeit iſt. Er iſt es, der den Menſchen ihre Pflichten offenbart. Dieſe Pflichten ſind in den zehn Geboten enthalten, welche noch heute unſer ganzes Sittengeſetz zuſammenfaſſen.

Man hat, wenn ich nicht irre, Moſes vorgeworfen, daß er ſeiner Lehre keine hinlängliche Weihe gegeben habe. Es iſt ſeltſam, ſagt man, daß er niemals von dem Dogma der Unſterblichkeit der Seelen geſprochen hat. Es ſcheint mir im Gegentheil, daß man ſeine bewundernswürdige Klugheit bewundern muß. Welche heilſame Frucht konnte in jenen Zeiten des roheſten Aberglaubens der Glaube an die Unſterblichkeit hervorbringen? Es genügt, um es zu ſehen, einen Blick auf die Brahmaniſchen Völker zu werfen. Unſinnige Büßungen, religiöſer Selbſtmord, aberwitzige Tollheiten, das waren bei den Hindus die Ergebniſſe eines Glaubens, für welchen das menſchliche Geſchlecht noch nicht hinlänglich vorbereitet war. Als Chriſtus auf die Erde kam, konnte der Gedanke an das ewige Leben in den Seelen fruchtbar werden und hier zu großen Tugenden begeiſtern. Die Menſchheit hatte die Wiege verlaſſen, ihr Geſichtskreis hatte ſich erweitert. Sie erwartete in ihrer Reihe ein neues Wort, eine Lehre, die ſie zum Fortſchritte hinreißen könne. Das Schwert, das man keinem Kind in die Hände gibt, iſt dem Manne für die Vertheidigung des Vaterlandes nothwendig*).

Im Allgemeinen darf man, um Moſes mit Mäßigung und Unparteilichkeit zu beurtheilen, den Fanatismus und die Rohheit ſeiner Zeit nicht vergeſſen. Er mußte in einer Sprache ſprechen, welche ſeinen Zuhörern verſtändlich war; er mußte durch die Strenge der Strafen alle die mit Schrecken erfüllen, welche die hebräiſche Nationalität in Gefahr brachten.

---

*) Vergl. Leſſing, die Erziehung des Menſchengeſchlechts.

LXI.

Ja von dem Tage an, da ich eure Väter aus Egyptenland geführt habe, bis auf diesen Tag, habe ich stets zu euch gesandt alle meine Knechte, die Propheten.
Jeremias, 7, 25.

Das Werk, welches Moses begonnen hatte, wurde von Personen fortgesetzt, die, wie er, von dem Glauben an Gott und an die Freiheit begeistert waren. Solche waren Josua, Kaleb, die Prophetin Deborah, Gideon, Jephta, Aod und mehrere andere, welche mit Kraft gegen die abgöttischen Richtungen und die rohen Neigungen ihrer Zeitgenossen ankämpften.

Samuel ist unbestreitbar der bedeutendste Mann in dieser Periode der hebräischen Geschichte. Die Philosophie des 18. Jahrhunderts hat seinen Charakter nicht besser begriffen, als den des Moses. Der gelehrte Volney hat in seiner „Geschichte Samuels, des Erfinders der Salbung der Könige" ein wahres Zerrbild aus ihm gemacht. Man kann nur dann einen genauen Begriff von der Sendung Samuels haben, wenn man sich seinen Abscheu gegen die Abgötterei und die Lebendigkeit seine demokratischen Ansichten recht genau vorstellt. Er hatte einen tiefen Widerwillen gegen jenes Heidenthum, welches das westliche Asien mit seinen Schändlichkeiten besudelt. Wer schaudert nicht bei dem Gedanken an jene armen Kinder, welche auf den Altären Molochs verbrannt wurden; an jene fluchwürdigen Feste, in denen die Natur eben so sehr verhöhnt wurde, als die Vernunft? Ein Mann von so hohem Geist wie Samuel, der die Heiligkeit Jehovahs stets vor Augen hatte, konnte bei der Entwürdigung der Menschheit nicht gleichgültig bleiben. In jener fernen Zeit wurden alle Fragen mit dem Beil entschieden. Christus hatte der Erde die Herrschaft des Friedens und der

Duldung noch nicht gelehrt. Es wäre daher ungerecht, Samuel vorzuwerfen, daß er von diesem dem ganzen Alterthum und besonders der orientalischen Welt unbekannten Gefühl nicht beseelt gewesen sei. Man weiß, mit welchem Eifer die Perser die Götzenbilder zerschlugen, als sie unter der Regierung des Darius und Xerxes in Griechenland einfielen.

Man ist ebenso parteiisch, wenn man diesem Propheten seine Abneigung gegen die Monarchie zum Verbrechen anrechnet. Er hatte diese Abneigung in der glühenden Liebe zu der mosaischen Verfassung geschöpft. Er sah in dem Königthum, das die Juden verlangten, eine unvermeidliche Ursache der Tyrannei und der Empörung gegen Gott. Die Begebenheiten haben seine Ahnung gerechtfertigt. Man darf sich daher nicht wundern, wenn er in der Volksversammlung mit so viel Kraft von den Leiden sprach, welche die Könige den Hebräern zufügen würden. Er begriff nicht, wie das Volk es wagen könne, die von Jehovah selbst gegebenen demokratischen Gesetze aufzugeben. Man hat in dieser Handlungsweise eine schlaue Selbstsucht finden wollen. Aber diese Erklärung der Thatsache hat keinen einzigen historischen Grund. Die Ansichten Samuels waren ganz die nämlichen, welche Moses den Hebräern hatte beibringen wollen. Warum will man denn voraussetzen, daß der Prophet von jenen gemeinen Gesinnungen beseelt gewesen sei, welche den Skeptizismus der Zeiten des Verfalls charakterisiren?

Mit der Einführung des Königsthums ändert sich die Physiognomie der jüdischen Geschichte vollständig. Diese Fürsten haßten im Allgemeinen die mosaische Verfassung. Nichts ist leichter zu begreifen. Diese Verfassung war republikanisch und das Königthum war den benachbarten Völkern abgeborgt, deren Staatseinrichtungen von der ursprünglichen Verfassung der Juden durchaus verschieden war. Daher sehen wir auch schon zur Zeit Saul's, des ersten Königs der Hebräer, wie sich der Kampf zwischen den Königen und den Demokraten entspinnt. Die erstern wollten ihre Gewalt entwickeln, die letzten dagegen woll-

ten, so sehr es die Verhältnisse erlaubten, die stolze Freiheit ihrer Ahnen bewahren. Das Königthum, welches unter Saul noch schwach war, erstarkte durch die Kraft und Gewandtheit Davids so sehr, daß Salomon mit der ganzen Pracht und der ganzen Gewalt der orientalischen Despoten in Jerusalem herrschen konnte. Es hatten erst zwei Könige das Volk Gottes regiert, und schon fanden sich Samuels Prophezeiungen verwirklicht! Salomon, der zuerst einen gewissen Eifer für die Einheit Gottes gezeigt hatte, nahm bald die abergläubischen Uebungen der benachbarten Monarchen an. Er that den von Moses gegründeten Ueberlieferungen der Einfachheit und Klugheit Gewalt an. Solche Frevel führten eine Revolution herbei. Das an große Freiheit gewöhnte Volk konnte die absolute Gewalt der Nachfolger Davids nicht ertragen. Unter der Regierung Roboams fielen von zwölf Stämmen zehn von dem König von Jerusalem ab. So war es um die religiöse und politische Einheit des jüdischen Volkes geschehen! Diese Trennung, welche selbst Samuel nicht vorausgesehen hatte, brachte die große Bestimmung der Hebräer in Gefahr. Die ersten Ergebnisse des Königthums waren nicht geeignet, die Männer zn begeistern, welche den Geist Mosis bewahrt hatten.

Die Propheten, welche diesen Geist repräsentirten, mußten sich demnach mit Kraft gegen die verderblichen Tendenzen der Könige von Juda und Samaria aussprechen. Diese letztern, welche den Stamm Levi nicht in ihren Staaten hatten, wurden schon Anfangs zur Abgötterei hingerissen. Der Boden Palästina's, der den wilden Dynastien und beständigen Revolutionen Preis gegeben war, verlor frühzeitig die religiöse Ueberlieferung, was im Königreich Juda nicht der Fall war. Dieses Land, welches nur den Umfang eines Bezirks hatte, enthielt in seinem engen Kreis die Zukunft der Welt. Man kann die Völker nicht nach der Größe ihres Gebiets beurtheilen. Eine kleine Stadt im westlichen Asien, ein Flecken in Attika haben der Welt ihre Religion, ihre Philosophie, ihre Künste und ihre Literatur ge-

geben, während die unermeßlichen Reiche von Babylon und Perſopolis u. ſ. w., die einzig und allein auf materieller Kraft beruhten, in der Sittengeſchichte der Welt keine Spur hinterlaſſen haben. So groß iſt die Macht der Seele!

Das Prophetenamt, welches zum Ruhme der Hebräer weſentlich beitrug, darf nicht nach unſern modernen Anſichten beurtheilt werden. Die Propheten waren von einem wahrhaft demokratiſchen Geiſt und einem tiefen Abſcheu gegen die Meinungen des Auslands erfüllt. Die Majeſtät des Throns blendete ſie niemals. Sie erinnerten die Könige beſtändig an die heldenmüthigen und einfachen Ueberlieferungen aus den erſten Zeiten der jüdiſchen Republik; ſie waren nicht, wie man angenommen hat, die Werkzeuge des Prieſterthums. Ihre Unabhängigkeit von allen beſtehenden Gewalten iſt ganz offenbar. Man ſieht, wenn man ihre Schriften durchlieſt, daß ſie allein von Gott und ihrem Gewiſſen abhingen, daß ſie gegen die Laſter und Verirrungen der Prieſter eben ſo ſtreng waren, wie gegen die der Könige. Allerdings können ſie vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts intolerant erſcheinen. Man gibt ſich nicht genügende Rechenſchaft von dem ſcheinbar ſeltſamen Abſcheu, den ſie gegen Alles zeigten, was nicht jüdiſch war. Man iſt verſucht, die Partei der Könige zu ergreifen, welche ſich mit den benachbarten Völkern in Verbindung zu ſetzen verſuchten, um aus ihrer Aufklärung, ihren Künſten und ihrer Civiliſation Nutzen zu ziehen. Aber die Propheten intereſſirten ſich wenig um das, was wir jetzt den ſocialen Fortſchritt nennen würden. Sie hatten nur Einen Gedanken, einen kräftigen, unüberwindlichen Gedanken, der ihr ganzes Weſen in Anſpruch nahm: dieſer Gedanke war die Einheit Gottes und der Ruhm Iſraels. Beides ſchien ihnen unzertrennlich. Im Grunde hatten ſie Recht. Wenn ſie auf die Politik und die menſchliche Klugheit wenig Werth legten, wenn ihr Geiſt beſchränkt, ihr Patriotismus übertrieben erſchien, ſo würdigten ſie die Zukunft ihres Volkes beſſer, als die Weiſen, die keinen andern Gedanken hatten, als ein Bündniß mit

Egypten einzugehen, Verbindungen mit Babylon herzuſtellen, die Grundſätze Griechenlands bei ſich einzubürgern. Sie wußten, daß, wenn ſich Iſrael von den Göttern der Heiden beſiegen ließe, es der Welt nicht ſein Geſetz geben, es aufhören würde, das Volk Gottes, das Licht der Welt zu ſein, es die Erlöſung des Menſchengeſchlechts nie mehr würde bewirken können. Und wie ſonderbar! Wenn man ihnen vorwarf, durch ihre Hartnäckigkeit den Zorn der Herren der Erde auf die heilige Stadt zu ziehen, wenn Sion von den Heiden mit Füßen getreten wurde, wenn die mächtigen Herrſcher Babylons ihre Mauern niederriſſen, wenn die Wagen Egyptens über ihre zertrümmerten Wälle fuhren, ſo ſahen ſie doch, wie zu gleicher Zeit die Völker nach Jeruſalem eilten. Dromedare und Kamele brachten ihnen die Geſchenke der Welt; die Könige der Erde legten ihnen ihre Kronen zu Füßen. Sie wußten wohl, ſie, die keine Staatsmänner, ſondern gläubige Menſchen waren, daß die Einheit Gottes nothwendig das Heidenthum beſiegen würde, daß das Reich der Götzen nicht ewig ſein könne, daß die Macht des Schwerts, die Majeſtät der Könige unſinnige und verabſcheuungswürdige Religionen nicht ewig vertheidigen könnten. Sie glaubten mit der ganzen Kraft ihrer Seele an die Macht der Wahrheit, weil ſie überzeugt waren, daß ſie göttlich und unſterblich ſei. Wie ergreifend iſt es, wenn man einen Hirten wie Amos oder einen Geächteten wie Jeremias den Völkern mitten in ihrem Ruhm verkündigen hört, daß, wenn Gott ihnen die Herrſchaft über die Welt gegeben habe, Gott ſie auch bald in den Staub niederwerfen werde; daß ihr auf Gottloſigkeit gegründetes Glück vergehen werde, wie die Blumen der Felder, während die Stadt Davids in unſterblichem Glanze ſtrahlen werde.

Man könnte kein Ende finden, wenn man die göttlichen Geſänge anführen wollte, welche der Blick in die Zukunft den Propheten eingibt.

„Mache dich auf, mache dich auf, Zion! — Stimme der Wüſte, bereite dem Herrn den Weg, machet auf dem Gefilde

eine ebene Bahn unſerm Gott! — Wie lieblich ſind auf den Bergen die Füße des Boten, die da Frieden verkündigen! — Wer iſt der, ſo von Edon kommt mit röthlichen Kleidern von Bezra? — Hebe deine Augen auf, Jeruſalem und ſiehe umher; dieſe alle verſammelt kommen zu dir. Deine Söhne werden von Ferne kommen, und deine Töchter zur Seite erzogen werden. — Fremde werden deine Mauern bauen, und ihre Könige werden dir dienen. Und deine Thore ſollen ſtets offen ſtehen, weder Tag noch Nacht zugeſchloſſen werden, daß der Heiden Macht zu dir gebracht, und ihre Könige herzu geführt werden. — Sie werden auch gebückt zu dir kommen, die dich unterdrückt haben, werden niederfallen zu deinen Füßen, und werden dich nennen eine Stadt des Herrn, ein Zion der Heiligen in Iſrael; daß du ſollſt Milch von den Heiden ſaugen, und der Könige Brüſte ſollen dich ſäugen. Man ſoll keinen Frevel mehr hören in deinem Lande, noch Schaden oder Verderben in deinen Grenzen; ſondern deine Mauern ſollen Heil, und deine Thore Lob heißen. Die Sonne ſoll nicht mehr des Tages dir ſcheinen, und der Glanz des Mondes ſoll dir nicht leuchten; ſondern der Herr wird dein ewiges Licht, und dein Gott wird dein Preis ſein. Deine Sonne wird nicht mehr untergehen, noch dein Mond den Schein verlieren. Denn der Herr wird dein ewiges Licht ſein und die Tage deines Leidens ſollen ein Ende haben *)."

Der Kampf der Propheten gegen die Eingriffe des Königthums und gegen den Einfluß des Auslandes war eben ſo muthig als rechtmäßig. Er iſt in Elias und Jeremias perſonifizirt. Der Genius des Kampfes beſeelt Elias wie Moſes und Samuel. Er fürchtet weder die Fürſten, noch die Prieſter, noch das Volk. Wenn ſich ganz Iſrael vor den Götzen niederwirft, bleibt er, wenn es nicht anders iſt, allein der Sache Jehovahs, der Sache der Zukunft treu. Man verfolgt ihn in den Städten; ſo flieht er in die Felder. Er geht nöthigenfalls

*) Jeſaias.

bis in die Wüſte, vor Hunger und Durſt vergehend, um die Unabhängigkeit ſeiner Anſichten zu bewahren. Er iſt eben ſo rauh als aufrichtig. Er weiß weder von redneriſcher Vorſicht, noch von politiſcher Schonung. Jehovah iſt ein ſo eiferſüchtiger Gott! Daher kann auch ſein Diener weder andere Gottheiten noch die Gräuel ihrer Anbeter dulden. Das iſt in wenig Worten ſein Glaubensbekenntniß. Seine Ueberzeugung iſt ſo tief, ſo glühend, daß er ihr ſein ganzes Leben widmet. Er iſt gleichſam von derſelben umſtürmt; er begreift nichts außerhalb der Sendung, die ihm der Himmel auferlegt hat.

Jeremias iſt nicht weniger kühn. Aber es iſt eine zartere, theilnehmendere, dem Evangelium nähere Seele. Je mehr man ſich der neuen Zeit nähert, deſto weicher wird, um ſo zu ſagen, der Geiſt der Propheten. Es iſt nicht mehr das nämliche Kriegsgeſchrei, es ſind nicht mehr die nämlichen Siegsgeſänge. Man ſpricht ſchon von einem Schmerzensmenſchen, der um der Sünden des Volkes willen zerknickt wird. Wie ein unſchuldiges Lamm auf die Schlachtbank geführt, läßt er nicht einen einzigen Ton der Unzufriedenheit hören. Jeremias iſt der Ausdruck dieſer Umgeſtaltung des Prophetenthums. Er weiß ſeine Klagen der Unermeßlichkeit der Leiden ſeines Vaterlandes anzupaſſen. Auf den rauchenden Trümmern Jeruſalems ſitzend, vergießt er, wie Chriſtus, unverſiegbare Thränen über die Verbrechen der treuloſen Stadt. Aber dieſe neuen Empfindungen ſchwächen glücklicher Weiſe den Muth Iſraels nicht. Es bereitet ſich eine neue Wendung vor, die fürchterlicher iſt, als alle andern. Sie wird für daſſelbe eine neue Gelegenheit werden, ſeinen muthigen Charakter und ſeinen unerſchütterlichen Glauben an die Zukunft zu offenbaren.

Jeruſalem hatte dem Einfluß Egyptens, Phöniziens, Babylons widerſtanden. Es mußte ſich jetzt vor dem viel gefährlichern Einfluß des griechiſchen Genius bewahren. Es handelte ſich jetzt nicht mehr um eine brutale und verhaßte Gewalt. Griechenland hatte alle Völker verführt, mit denen es in Folge

der Ereigniſſe in Berührung gekommen war. Kaum waren die Könige von Syrien, die Erben Alexanders, Herren von Jeruſalem geworden, als ſie Alles aufboten, um den Juden die griechiſche Bildung und die Götter Athens aufzudringen. Die Jugend, die Großen der heiligen Stadt, ja ſelbſt die Prieſter konnten ſich einer Bezauberung nicht entziehen, welcher ſich die ganze Welt hingeben zu wollen ſchien. — Die kleinen Städte Paläſtinas, einige unbekannte Männer in den Provinzen widerſetzten ſich allein dem Strom, der Alles mit ſich zu reißen drohte. Die Maccabäer erſchienen wie die großherzige Perſonifikation dieſes großen Kampfes, in welchem Griechenland beſiegt wurde. Noch einmal ſiegte Jehovah, Dank der Hingebung der ungelehrten Klaſſen, denen die Religion Athens nicht weniger verhaßt war, als die von Babylon. Diejenigen, welche den mächtigen Herrſchern von Syrien widerſtanden, waren die wahren Erben der Propheten, die würdigen Nachfolger des Eliſäus, Elias, Samuel, Moſes. Sie bewahrten das Volk vor einem Abfall, der es verhindert hätte, ſeine große Beſtimmung zu erfüllen. Sie retteten das Dogma von der Einheit Gottes in einem ſcheinbar ungleichen Kampf. Während ſie den Fürſten, die ſie nicht verſtanden, als Barbaren erſchienen, welche veraltete Glaubensanſichten mit verſtockter Härtnäckigkeit vertheidigten, waren ſie die Männer der Zukunft und die Propheten einer neuen Welt.

LXII.

> Der Stein, den die Bauleute verworfen, iſt zum Eckſtein geworden. Das iſt vom Herrn geſchehen, und iſt ein Wunder vor unſern Augen.
>
> Pſalm, 118, 22. 23.

Doch rückte die Zeit heran, da die Sendung Judäas zu Ende gehen ſollte. Wenn die Pflanze ihre Blume hervorge-

bracht hat, welkt sie und stirbt bald ab. Das jüdische Volk sollte auf den Messias vorbereiten, ihn der Welt geben, und jüngern Stämmen, die seine Aufgabe fortsetzen sollten, seine Stelle einräumen. Dieses ruhmvolle Volk, das so viele erhabene Ahnungen hatte, hatte das Unglück, in dem Christenthum die Entwickelung der religiösen und demokratischen Ideen nicht zu erkennen, deren Bewahrung ihm von Moses anvertraut worden war.

Salvador ist überzeugt, daß die Juden die Verkündigung des Evangeliums mit Recht zurückgewiesen haben. Um zu solchen Schlußfolgerungen zu gelangen, ist er genöthigt, den Judaismus zu idealisiren und die Lehre Christi herabzusetzen. Er vergißt, daß die mosaische Religion wesentlich jüdisch war. Sie hatte nicht die Fähigkeit, sich auszubreiten, welche nothwendig ist, um die ganze Menschheit zu umfassen. Ihre Organisation macht jede Entwicklung unmöglich. Die Synagoge war zu eng, um alle Völker der Erde aufzunehmen. Das Reich Gottes mußte und derselben dem Reiche Davids und Asas folgen. Die Stunde hatte geschlagen, da die bis dahin durch unübersteigliche Schranken getrennten Völker sich in einem einzigen Glauben und in einer und derselben Liebe vereinigen sollten. Rom hatte die Einheit der Welt durch das Schwert vorbereitet. Griechenland hatte der civilisirten Welt eine allgemeine Literatur und Sprache gegeben. Die Menschheit hatte nur noch Einen Herrn, Ein Gesetzbuch, Eine Civilisation. Es fehlte ihr noch Ein Gott; Jerusalem war bestimmt, ihr dessen geheimnißvollen Namen zu verkünden. Der heilige Schatz, den es mit einer heldenmüthigen Treue bewahrt hatte, sollte das Erbe der ganzen Welt werden. Die Propheten hatten die Morgenröthe dieses schönen Tages begrüßt. Aber damit Judäa die Welt erobern könne, mußte sein Glaube umfassender werden. Seiner auf Billigkeit gegründeten Moral fehlte es an Idealität. Der Grundsatz der Vervollkommnung und der Hingebung war in den mosaischen Gesetzen kaum angedeutet. Sie hatten sogar kaum

eine Ahnung von der Idee der Unsterblichkeit, die doch so nöthig ist, um die Märtyrer und ihre Qualen, um die Christen in den Kämpfen des Lebens aufrecht zu erhalten. Die Verfassung war, obgleich auf breiter demokratischer Basis, doch zu beschränkt national. Die Sklaverei war darin eingeführt wie in den andern Staaten der alten Welt. So mußte die Religion des Alten Testaments, so hoch sie über denen stand, die sich in die Menschheit getheilt hatten, der Religion des Geistes weichen. Salvador hat Unrecht, es zu bedauern. Der Patriotismus der Juden, der sicherlich Bewunderung verdient, hat ihnen nur allzuoft verderbliche Täuschungen bereitet. Welcher aufrichtig freisinnige Geist wird mit dem Verfasser der „Mosaischen Gesetzgebung" glauben, daß das Evangelium tiefer steht als der Pentateuch und daß die Ansichten Christi über Moral und bürgerliche Gesellschaft in keiner Weise höher stehen, als die des Gesetzgebers der Juden?

Uebrigens hatte in der Zeit, da der Heiland auf Erden erschien, der Sektengeist die Lehre Moses bedeutend entstellt. Der von den orientalischen Ideen durchdrungene Pharisäismus hatte sie in einen eben so gehässigen als beschränkten Formalismus verwandelt. Die Sadducäer, diese leidenschaftlichen Bewunderer der griechischen Bildung, die für sie in der epikuräischen Philosophie zusammengefaßt war, hatten einen groben Materialismus in die Synagoge eingeführt. Die Essäer ließen sich zu allen Ueberspanntheiten des orientalischen Mysticismus hinreißen. Bei einer solchen Anarchie verschwand der erhabene Geist des ursprünglichen Mosaismus und ward von den Subtilitäten verdrängt, welche man in dem Talmud findet. Die jüdischen Großen und die Priester des Gesetzes, die sich in lächerlichen Kindereien verfangen hatten, stießen daher die Lehre Jesu zurück, der die alten Ueberlieferungen wieder in Kraft setzen, ihnen eine größere Bedeutung geben und von unzulässigen Erklärungen befreien wollte.

Die Pharisäer hatten vor ihm zu den Lehren des gottbe-

geisterten Gesetzgebers zurückkehren wollen; die Gerechtigkeit verpflichtet zu gestehen, daß sie dessen Ideen bis zu einem gewissen Maße treu geblieben waren. Sie waren aufrichtige Patrioten; ihr Eifer für die Unabhängigkeit Judäas ging bis zur Leidenschaft. Man kann sogar sagen, daß die wunderbare Erhaltung der Nationalität bei den Juden, die unter feindseligen Völkern zerstreut waren, ihrem Einfluß zu verdanken ist. Wie Moses, waren sie der demokratischen Verfassung von Herzen zugethan. Sie hatten zu dem heldenmüthigen Kampf der Maccabäer gegen die syrischen Könige beigetragen. Kaum gründeten daher die Häupter des Aufstandes die souveräne Dynastie der Osmoneer, als sich die Pharisäer zu ihren glühendsten Gegnern erklärten. Eben das Nämliche geschah zur Zeit des Herodes und seiner Söhne. Es ist also nicht wahr, daß diese Sekte, deren Einfluß bedeutend war, keinen einzigen Grundsatz hatte. Wenn sie dem lächerlichen Formalismus der katholischen Schulen zuvorkamen, so besaßen sie dagegen Eigenschaften, welche die Schüler Loyola's nicht haben. Aber ihr konservativer Eifer blendete sie. Sie zeigten einen gleichen Eifer für die Ueberlieferungen des Mosaismus und für die Thorheiten einer den Schulen des Orients entlehnten Theologie. Man weiß, welche wichtige Rolle der Formalismus in den orientalischen und besonders in den indischen Religionen gespielt hat. — Die Pharisäer hatten sich diesen verderblichen Richtungen hingegeben. Wenn man versucht wäre, zu glauben, daß das Evangelium ein übertriebenes Bild davon entwirft, so lese man den Talmud, den sie selbst redigirt haben; man wird unglaubliche Dinge darin finden, welche auf die auffallendste Weise an die Klosterlegenden erinnern. Man wird von Trauer erfüllt, wenn man sieht, daß muthige Männer eben so gern für die Vertheidigung eines unsinnigen Aberglaubens, als für die Einheit Gottes und für das Vaterland sterben. Die jüdische Geschichte ist in den letzten Zeiten mit Namen ihrer Märtyrer angefüllt. Die Römer, welche die Christen später nachgeahmt haben, haben ihr Blut wie

Waſſer vergoſſen. Wie viel Unglück hätten ſie ſich und ihrem Volk nicht erſpart, wenn ſie die erhabene Lehre des Menſchenſohnes begriffen hätten!

In ſeiner Polemik gegen ihre Irrthümer bemüht ſich Jeſus Chriſtus fortwährend, ſie zur herrlichen Einfachheit der moſaiſchen Ideen zurückzuführen. Aber ſie nannten ihn einen Gotteslästerer, wenn er mit Verachtung von ihren Reinigungen, ihren Büßungen, ihren Amuletten, von den Lehren ihrer Weiſen und von ihren ſcholaſtiſchen Streitigkeiten ſprach. Gerade ſo erſchien Zwingli bei den Katholiken des 16. Jahrhunderts, wenn er gegen den Ablaß und die Anbetung der Heiligen ſprach. Aber am unerträglichſten war es für die Phariſäer, wenn ſie Chriſtum verkündigen hörten, daß der Tag gekommen ſei, die Heiden in das Reich Gottes eintreten zu laſſen. Eine ſolche Duldung war in ihren Augen Verrath und Feigheit. Sie waren gewohnt zu wiederholen, daß die jüdiſche Nationalität das Heidenthum mit dem Schwert beſiegen, und daß der Meſſias die Götzenbilder mit den Füßen ſeines ſiegreichen Roſſes zertreten würde. — Dieſe Lehre iſt durchaus ſemitiſch. Um ſie zu verwirklichen, haben die Araber, als ſie Mohamedaner geworden, Millionen Menſchen umgebracht. Die Idee eines erobernden Meſſias war alſo der Lieblingstraum der wilden Anhänger des Phariſäismus, wie ſie ſpäter die Grundlehre des Islam wurde. Warum hatte das Volk Gottes nicht gethan, was das abgöttiſche Rom mit ſo viel Erfolg verſucht hatte? Warum hatte Jeruſalem, das ſie den Mittelpunkt der Welt nannten, nicht die allgemeine Stadt werden können, nach welcher die Völker herbeiſtrömten, um Jehovah anzubeten? Sie glaubten wohl, wie Jeſus Chriſtus, daß das Himmelreich angekommen ſei; aber ſie wollten es mit dem Schwert gründen, während der Erlöſer ſeinen Sieg durch das Wort herbeiführen wollte. Sie führten zu ihren Gunſten das Beiſpiel Moſis und die Erinnerung an ſeine furchtbare Gewalt an. Sie bekümmerten ſich in keiner Weiſe um die Fortſchritte der Menſchheit ſeit fünfzehn Jahrhunderten. Dieſe

war aber so weit vorbereitet, daß sie die Religion des Geistes, das Gesetz der Liebe, die allgemeine Brüderlichkeit verstehen konnte. — Die Pharisäer — Jesus wirft es ihnen oft genug vor — sahen die Zeichen der Zeit nicht. Indem sie sich fürkonservativ hielten, waren sie in der That nur Männer des Rückschritts. Sie glichen denen, welche seit 1789 gegen den unwiderstehlichen Antritt der Herrschaft der Demokratie ankämpfen. Wenn diese Männer schon so oft besiegt worden sind, so kommt es daher, daß sie Ideen repräsentiren, deren Aufgabe zu Ende ist. Ohne Zweifel haben die Ueberlieferungen des Ritterthums ihre Größe gehabt; aber diejenigen, welche sie zum Gesetz der modernen Welt machen möchten, sind Träumer. Das Lehenswesen hat seine Aufgabe geendigt. So mußte bei der Ankunft Christi der ausschließliche und gewaltthätige Patriotismus der Pharisäer vor einer erhabeneren und reineren Auffassung der Geschichte des Menschengeschlechts verschwinden.

Ich habe versucht, zum Bewußtsein zu bringen, was in der Ueberzeugung der Pharisäer aufrichtig war. Sie befanden sich in dieser eigenthümlichen Stellung, in welcher die vollständige Redlichkeit — die einzige, welche Gott anerkennt und die in den Augen der Nachwelt rechtfertigt — wirklich unmöglich war. Wen wird man zum Beispiel überzeugen können, daß in unserm Jahrhundert ein aufrichtiger — durchaus aufrichtiger — Vertheidiger der katholischen Glaubenslehren oder der aristokratischen Verfassungen zu finden sei? Es beweisen so viele offenbare Zeichen, daß Gott die Vergangenheit verurtheilt hat! Diejenigen, welche für ihre Wiederherstellung kämpfen, thun es nur mit einer heimlichen Unruhe, aus Rücksichten des persönlichen Vortheils oder der Eitelkeit, welche sie verhindern, das Licht der Sonne zu sehen, das doch alle Augen blendet. Diese Vergleichung zeigt, warum die Pharisäer den Vorwurf der Heuchelei verdient haben. Die Lehren des göttlichen Meisters standen mit den Vorurtheilen ihrer Jugend, mit ihrem natürlichen Hochmuth, mit ihren ehrgeizigen Bestrebungen im Wider-

ſpruch. Wenn ſie die Wahrheit über Alles geliebt, wenn ſie die Demuth, die Menſchenliebe, den Geiſt der Aufopferung nicht mehr gefürchtet hätten, als den Tod, würden ſie nicht gehandelt haben wie Joſeph von Arimathia, wie Nikodemus, wie Paulus, wie Stephanus? Wurden dieſe großen Männer, die doch unter den Phariſäern erzogen worden waren, nicht die eifrigſten Verkündiger des Evangeliums? Montesquieu, Lafayette, Mirabeau, La Tour d'Auvergne, Cuſtine, Lamartine, Lamennais, Byron, welche ariſtokratiſcher Herkunft waren, hätten ſich und ihre Talente dem Dienſt der Vorurtheile widmen können, welche geeignet waren, ihrem Stolze zu ſchmeicheln. Es iſt leicht, ſich freiwillig zu täuſchen und ſich zu überreden, daß man aufrichtig ſei, wenn man dem Gang der Menſchheit widerſteht! Wie bequem iſt es, ſich zu ſagen: „Jeder Fortſchritt führt zur Verwirrung, jede Wiſſenſchaft zu eitlen Träumereien, jede Freiheit zur Unordnung!“ Die Phariſäer ſagten auch, daß aufrühreriſche Galiläer, unbekannte Gebirgsbewohner, unwiſſende Menſchen aus der Provinz ſehr anmaßend ſeien, ihre überſpannten Theorien den Schriftgelehrten aufdringen zu wollen, welche auf dem Stuhle Moſis ſaßen. Sie hielten es für eine Thorheit, Predigern aus der Hefe des Volkes Glauben zu ſchenken, Männern ohne göttliche Sendung, die ſie ermächtige, ſich in die religiöſen und ſocialen Fragen zu miſchen. Sie fügten hinzu, daß, um ſich ſolcher Leute zu entledigen, alle Mittel erlaubt ſeien. Es war ſomit erlaubt, ſie in den Augen des Volks in Verruf zu bringen, auf welche Weiſe es auch geſchehen mochte. Mit Revolutionären dieſer Art konnte man nicht ſehr bedenklich ſein! — Sprechen nicht zu jeder Zeit die ſogenannten Konſervativen alſo, welche unter dem Vorwand, die bürgerliche Ordnung zu beſchützen, in der That nur ihre Vorrechte und ihre Selbſtſucht vertheidigen? Dieſe Race iſt unſterblich. Soll es ihnen gelingen, aus dem Evangelium einen todten Buchſtaben zu machen? So lange ſie nicht durch Bannſprüche oder Gewaltthätigkeiten das Leſen des heiligen Wortes den Völkern unterſagt haben,

welche von ihnen betrogen und ihre Opfer werden, so lange werden auf dieser Welt einige unabhängige Stimmen bleiben, um sie mit jenem Namen Heuchler zu brandmarken, den die menschgewordene Wahrheit kein Bedenken getragen hat, den Pharisäern zu ertheilen.

Unter diesen hochmüthigen Sektirern sah man einige, die sich nicht gegen Jesus erklärten. Es finden sich zu allen Zeiten Leute der „richtigen Mitte". Solcher Art war Gamaliel, ein in politischer und wissenschaftlicher Hinsicht sehr geachteter Mann. Er war der Lehrer des heiligen Paulus und übte einen großen Einfluß auf seine Zeitgenossen aus. Ohne die Lehre Christi als eine übernatürliche Eingebung zu betrachten, fand er darin Nichts, was die Strenge der Gesetze und den Zorn der Häupter der Synagoge verdienen könnte. Nach dem Tode des Heilands verlangte er daher vollständige Duldung für die neue Religion. Er berief sich auf Gründe des gesunden Menschenverstands, welche noch heut zu Tage geeignet sind, die guten Köpfe von religiösen Verfolgungen abzuwenden. „Ist das Werk aus den Menschen", sagte er zu seinen Collegen, „so wirds untergehen, ists aber aus Gott, so könnet ihrs nicht dämpfen." Was können die Freunde der Gewalt in Sachen des Glaubens auf einen solchen Grund antworten? Ein aufrichtiger Glaube wendet sich nicht an den weltlichen Arm. Diejenigen, welche die feste Ueberzeugung haben, im Schooß der wahren Religion zu sein, müssen sich sagen, daß Gott die Sache der Menschheit und Gerechtigkeit nicht verlassen kann. Sie versuchen nicht, die Bundeslade mit ihrem schwachen Arm zu stützen, wenn sie sie wanken sehen. Die Pharisäer, deren Herz nicht aufrichtiger war, als das der römischen Geistlichkeit, ließen sich durch Gamaliels Gründe nicht überzeugen. Sie wagten es zwar nicht, ihm offen zu widersprechen, aber sie bewahrten die Hoffnung, den neuen Glauben im Blut der Christen zu ersticken. Stephans Tod zeigte bald ihre wirklichen Absichten.

Die Sadducäer waren für das Evangelium nicht günstiger

gestimmt. Ohne beim Volke so beliebt zu sein als die Pharisäer, hatte diese Partei wegen der hohen Stellung ihrer Glieder eine große Bedeutung. Sie spielte eine einflußreiche Rolle in dem Prozeß gegen Jesus, weil Anna und Caiphas, sein Eidam, zu ihr gehörten. In politischer Beziehung hatten die Sadducäer weder die republikanischen Ideen, noch den überspannten Patriotismus der Pharisäer. Sie neigten sich auf die Seite der Fürsten und schickten sich ziemlich gerne in die vollendeten Thatsachen. Sie fügten sich demnach ohne Mühe in die fremde Herrschaft. Daher legt auch Caiphas, wenn es sich darum handelt, Christus zu verurtheilen, großes Gewicht auf die Unzufriedenheit, welche dessen Lehre bei den Römern hervorbringen könnte. In religiöser Beziehung setzten sie keinen Werth auf die Ueberlieferungen des Pharisäismus; sie behaupteten, daß sie sich auf die reine Lehre Mosis beschränkten. Aber unter dem Vorwand, den Sätzen des Gesetzgebers nichts beizufügen, lehrten sie einen groben Materialismus, eine Moral, welche sich von der der Epikuräer wenig unterschied. Der Heiland hat diese Secte eben so wenig als die der Pharisäer verschont. Das Gleichniß vom schlechten Reichen zeigt ihre Selbstsucht in ihrer ganzen Blöße, und bedroht sie mit dem Feuer der Hölle. In der Bergpredigt verdammt Jesus ihr wollüstiges Leben und ihre Genußsucht: „Wehe euch, die ihr voll seid! Wehe euch, die ihr hier lachet“ *)! Diese vergnügungssüchtigen Menschen, welche zuerst durch die strenge Lehre des Täufers, dann durch die Vorwürfe Jesu in ihrem weichlichen und sinnlichen Leben gestört wurden, verfolgten die Sache des Evangeliums mit noch größerer Wuth als die Pharisäer. Man kennt die Namen mehrerer bedeutenden Pharisäer, welche sich zum Christenthum bekannten, während man keinen Sadducäer anführen kann, der Christ ge-

---

*) *Οὐαὶ ὑμῖν, οἱ ἐμπεπλησμένοι. — Οὐαὶ ὑμῖν, οἱ γελῶντες νῦν. — Οὐαὶ ὑμῖν τοῖς πλουσίοις.* (Luc. 6, 25.)

worden wäre. Ihr Skepticismus hatte sie unfähig gemacht, sich über die irdischen Genüsse zu erheben.

Die Herodianer, welche das Evangelium ebenfalls zu den Feinden Jesu zählt, waren nicht sowohl eine religiöse Schule, als vielmehr eine politische Partei. Herodes der Große, der den Heiland schon in der Wiege hatte wollen tödten lassen, als er in Judäa eine Dynastie gründete, welche an die Stelle der Asmoneischen Fürsten, der Nachkommen der heldenmüthigen Makkabäer treten sollte, hatte Alles aufgeboten, um die Juden mit der griechischen Bildung zu versöhnen. Ohne die Gewaltthätigkeiten des Syrischen Königs Antiochus zu erneuern, hatte er keine Gelegenheit vorübergehen lassen, seine Unterthanen an die hellenischen Sitten zu gewöhnen. Nicht Alle hatten seinen Absichten einen kräftigen Widerstand entgegengesetzt. Die Pharisäer allein und die Masse des Volks, die sie leiteten, zeigten sich zu keiner Nachgiebigkeit geneigt. Herodes Söhne erbten seine Politik. Jesus Christus brachte beinahe sein ganzes Leben unter der Herrschaft eines dieser Fürsten zu, unter dem Tetrarch Herodes, dem Fürsten von Galiläa. Dieser Herodes Antipas hatte alle Fehler eines selbstsüchtigen und wollüstigen Paschas. Ob er gleich Achtung für Johannes den Täufer hatte, und ihn gern zu Rathe zog, opferte er ihn doch dem Zorn einer rachsüchtigen Frau. Die Predigten Christi beunruhigten ihn sehr, doch wagte er es nicht, Etwas gegen ihn zu unternehmen. Als Pilatus ihn ihm zuschickte, begnügte er sich, ihn unter Spott mit einem weißen Rocke bekleiden zu lassen und von ihm Wunder zu verlangen.

Die Herodianer zeigten sich gegen Jesus weniger feindselig als die Pharisäer. Das Wohlwollen des Erlösers für die fremden Nationen entsprach ihren weltbürgerlichen Ideen. Allein da sie fürchteten, er möchte das Erbe seines Vorfahren David zurückfordern, fühlten sie keine Neigung für das Evangelium.

Was die Essäer betrifft, so spricht die heilige Schrift niemals von ihnen. Freilich lebten sie ganz außerhalb der bür-

gerlichen Gesellschaft. Ihre Organisation war die des klösterlichen Kommunismus; ihr religiöses System war ein in Formeln versunkener Mysticismus.

Wie konnte aber das Klosterwesen, das der mosaischen Gesetzgebung so fremd war, bei den Hebräern Wurzel fassen? Die Untersuchung dieser Frage wäre von der größten Wichtigkeit. Es scheint uns, daß seine erste Entwickelung mit der Einführung des Königthums, mit dem von Samuel gegründeten Widerstand gegen die Eingriffe der Monarchie zusammenfällt. Die Anhänger der alten Ansichten begriffen nun die Nothwendigkeit, sich durch innige Bande zu vereinigen. Sie bildeten daher eine Art Körperschaft, in der die republikanischen Ueberlieferungen stets vorherrschten. Der Einfluß des Orients befruchtete diesen Keim, denn die Juden erfuhren zur Zeit ihres religiösen Verfalls diesen Einfluß in hohem Grade, besonders aber die Pharisäer und die Essäer. Aber die Wirksamkeit der Sekte der Essäer war lange nicht so bedeutend als die der pharisäischen Schule. Es scheint, daß sie keinen Theil an den politischen Kämpfen genommen haben, den einzigen, welche zu jener Zeit fähig waren, die Geister leidenschaftlich aufzuregen.

Einige neuere Schriftsteller, z. B. Venturini*) und Salvador**), haben vorausgesetzt, daß zwischen dem Gründer des Christenthums und den Logen der Essäer geheimnißvolle Beziehungen Statt gefunden haben. Reinhard hat diese Behauptung mit Recht bekämpft***). Es liegt keine Thatsache vor, die dieser Vermuthung einen wirklichen Werth gibt. Das Leben Christi, seine Gewohnheiten, der volksthümliche Charakter seiner Lehre, der Schauplatz seiner Thätigkeit, Alles vereinigt sich, ihr zu widersprechen. Und hat es übrigens je eine Religion gegeben, die weniger mönchisch gewesen wäre, als das Christen-

---

*) Venturini, Histoire du grand prophète de Nazareth.

**) Salvador, Jésus-Christ et sa doctrine.

***) Reinhard, Plan de Jésus.

thum, wie daſſelbe nämlich von Jeſus und ſeinen Apoſteln verkündigt worden iſt? Es war eine ganze Reihe von innern Umgeſtaltungen und von äußern Einflüſſen nothwendig, damit die Syſteme eines Antonius, Pacomius, Macarius, Dominikus, Franz von Aſſiſi und Loyola aus dem Evangelium entſtehen konnten. Es iſt allerdings Thatſache, die man unmöglich beſtreiten kann, daß die chriſtliche Religion im Lauf der Jahrhunderte den Einfluß der Ideen erfahren habe, welche im erſten Jahrhundert durch die Eſſäer repräſentirt wurden. Das iſt aber auch Alles, was man zugeſtehen kann. Die Vermuthung Salvadors mußte daher unter die willkürlichſten Vorausſetzungen gerechnet werden.

Dies war der Stand der Parteien zu der Zeit, da Jeſus lehrte. Wenn man die Sekten dieſer Zeit von ihrer politiſchen Seite betrachtet, ſo waren die Phariſäer die Republikaner, die Sadducäer waren Monarchiſten, die Eſſäer Kommuniſten, die Herodianer Freunde des Auslands, gerade wie die franzöſiſche Emigration am Ende des 18. Jahrhunderts. Von der religiöſen Seite perſonificirten die Phariſäer den ſtoiſchen Spiritualismus, die Sadducäer den epikuräiſchen Materialismus, die Eſſäer den Myſticismus, die Herodianer den religiöſen Skepticismus. Den Einen war das Chriſtenthum verhaßt, weil es ſich gegen ihre politiſchen Leidenſchaften gleichgültig zeigte; den Andern, weil es ihre dogmatiſchen Irrthümer und die Ungereimtheiten ihres Kultus verdammte. Jede uneigennützige Lehre, welche ſich auf den geſunden Sinn ſtützt, hat immer die Schwärmerei der Sektirer und die Selbſtſucht der Parteien gegen ſich. So wurde denn das Evangelium nach einem ziemlich lebhaften Kampf von dem Judenthum entſchieden verworfen. Es gelang, daſſelbe zu verdächtigen, indem man ſich an die konſervativen Ideen wendete, indem man das Nationalgefühl und den Fanatismus der Menge gegen daſſelbe bewaffnete. Aber die Vorurtheile der Heiden waren weniger eingewurzelt, als die der Hebräer. Athen, Korinth, Alexandria, Pergamum, Antio-

chia, Rom, die königliche Stadt, nahmen die gute Botschaft der Erlösung in ihre Mauern auf. Das erwählte Volk aber wurde für seinen Widerstand gegen die Stimme des Himmels grausam bestraft. Es wurde unter die übrigen Völker zerstreut, ohne daß dieses schreckliche Ereigniß seine Hartnäckigkeit besiegt hätte.

Nach dem Falle Jerusalems verschwinden alle Spaltungen im jüdischen Volk. Die Pharisäer, die seinen Widerstand gegen die Römer geleitet hatten, werden seine Rathgeber und seine Führer in der Zerstreuung. Ihre unbesiegliche Kraft erschrack nicht über die unermeßlichen Schwierigkeiten dieser Aufgabe. Sie gaben der Welt ein wirklich außerordentliches Schauspiel. Ein Volk ohne Vaterland bewahrt mitten unter hundertjährigen Verfolgungen seine Religion und seine Nationalität.

Der Geist der neuen Zeit bereitet dem Pharisäismus größere Gefahren als die unbarmherzige Strenge des Mittelalters. Während ihm die Bekehrungsversuche der Christen täglich einige Anhänger rauben, vermindern die rationalistischen Ansichten seinen Einfluß. Berühmte Juden haben feierlich mit der Rechtgläubigkeit der Pharisäer gebrochen: Spinoza im 17. Jahrhundert, Mendelssohn im 18., Salvador im 19. — Eine skeptische Exegesse, wie die des Dr. Munk*), greift selbst den Pentateuch an. Dadurch wird die jüdische Nationalität in ihrem innersten Wesen vernichtet. So darf man denn nach Allem glauben, daß dieses berühmte Volk sich bald mit den christlichen Nationen vereinigen wird. Zu gleicher Zeit scheint der Mohamedanismus, der von der abendländischen Bildung angegriffen wird, zu keiner langen Dauer mehr bestimmt zu sein. Von den drei großen aus dem Semitischen Stamm hervorgegangenen Religionen ist nur Eine, welche die Macht der Ausbreitung und der Eroberung bewahrt hat. Der Grund davon ist einfach. Das Evangelium allein fügt sich in jegliche Bildung, in jede Staatsform. Es allein genügt den Bestrebungen aller Zeiten, und, um mich

*) S. Munk, La Palestine.

des Ausdrucks eines berühmten Denkers zu bedienen, „die Eroberung der Welt ist ihm vorbehalten“ *).

LXIII.

Ihr sollt nichts dazu thun, das ich euch gebiete, und sollt auch nichts davon thun, auf daß ihr bewahren möget die Gebote des Herrn, eures Gottes, die ich euch gebiete.
5. Mosis, 4, 2.

Das Judenthum wird in der Schweiz durch eine gewisse Anzahl Anhänger des mosaischen Gesetzes repräsentirt **).“ Aber alle Schweizer sind Christen, ohne daß jedoch alle zur nämlichen Kirche gehörten. Alles was thätig und intelligent ist, gehört zur reformirten, und zwar zur demokratisch-reformirten Kirche.

Gleich Anfangs wurde die Idee der Reform, zu welcher sich alle guten Köpfe im 16. Jahrhundert bekannten ***), auf zwei verschiedene Arten aufgefaßt, vom aristokratischen Standpunkt nämlich und vom demokratischen.

---

*) Jouffroy, Mélanges.

**) Eine große Zahl Juden bewohnt den Kanton Aargau, wo sie unter dem Schutz des liberalen und toleranten Geistes der Aargauer wohnen. Nach dem Aargau haben folgende Kantone am meisten Juden: Bern 488, Waadt 388, Neuenburg 231, Genf 170, Basel-Stadt 107, Zürich 80. Die Intoleranz hat sie von den ultramontanen Ständen Luzern, Uri, Schwytz, Unterwalden, Zug, Wallis vollständig entfernt gehalten, in denen noch die barbarischen Vorurtheile des Mittelalters blühen, und wo man keinen einzigen Israeliten findet. Ich habe die angeführten Zahlen der „Suisse pittoresque“ entlehnt, und ich stehe nicht für ihre Richtigkeit ein, da andere Schriftsteller abweichende Angaben machen.

***) Nisard, Études sur la renaissance.

Die aristokratische oder bischöfliche Form bestand schon seit langer Zeit unter den orientalischen Christen, ohne die bedeutende Umgestaltung erfahren zu haben, welche Peter der Große dem russischen Episkopat auferlegte, indem er es zwang, die unumschränkte Gewalt des Czars statt der des Patriarchen von Moskau anzuerkennen. Peter begründete auf diese Weise das, was die Deutschen ein Kaiser-Papstthum nennen, eine Organisation, welche der der römischen Kirche sehr nahe verwandt ist*), und welche weder die Griechen, noch die Rumanen, noch die asiatischen Christen anerkennen.

Die Reformation stellte in den skandinavischen und angelsächsischen Ländern beinahe überall die Verfassung der orientalischen Kirche an die Stelle der Monarchie des Papstthums. Die Reformatoren dieser Länder, welche im Allgemeinen dem Prinzip des Lehenswesens zugethan waren, bewahrten in der geistlichen Verfassung so viel als möglich die Elemente, die am besten mit den aristokratischen Ideen harmonirten. Die französischen und schweizerischen Reformatoren hingegen, welche Ländern lateinischer Civilisation angehörten**), nahmen ohne Bedenken die demokratische Form an, welche von Lefevre, d'Etaples, Calvin, Farel, Viret, Theodor von Beza, Bullinger, Oekolompadius, Haller, als die eigentliche Verfassung der Urkirche dargestellt wurde, ein Satz, der vom historischen Standpunkt aus nicht bestritten werden kann***). Genf, das von Calvin mit einer beispiellosen Strenge umgestaltet wurde, wurde für diese Schule die Musterkirche, das Vorbild des presbyterianischen Christen-

---

*) Der Fürst von Rom ist nicht ein Kaiser-Papst, sondern ein Papst-Kaiser, was noch viel seltsamer ist. Aber die Christen der ersten Zeiten hätten das Kaiser-Papstthum ebenso wenig anerkannt als das Papst-Kaiserthum.

**) Zwingli selbst war ein Abkömmling dieses großen Stammes.

***) S. Pierre Leroux, Du christianisme et de son origine démocratique, und vorzüglich die Kirchenväter.

thums. Knox, ein Freund und Zögling Calvins, verſchaffte dem demokratiſchen Prinzip in Schottland das Uebergewicht*). Es ſiegte auch in Holland; und die engliſchen Puritaner brachten es in die Vereinigten Staaten**). So hat es denn bei den Völkern, welche ſeit dem 16. Jahrhundert das römiſche Joch abgeworfen haben, die thätigſten und zur Propaganda am meiſten geneigten Kirchen für ſich. Die Nationen, die es angenommen haben, verabſcheuen die abſolute Gewalt im Staat, während die dem Papſtthum unterworfenen Völker nach mehr oder weniger langen Anſtrengungen immer wieder in dieſelbe zurückfallen. Zwei Republiken, von denen die Eine durch die Unermeßlichkeit ihres Gebiets und die wunderbare Schnelligkeit ihrer Entwicklung, die zweite durch ihre geſchichtlichen Ueberlieferungen berühmt iſt, die Vereinigten Staaten und die Schweiz, verdanken ihre Dauer einem religiöſen Syſtem, das ſich allein mit der republikaniſchen Verfaſſung verſöhnen kann. Eine ultramontane Republik wird immer das eckelhafte Schauſpiel darbieten, das die ſogenannten ſpaniſch-amerikaniſchen Republiken der Welt geben.

Wie verſchieden auch die Verfaſſung der proteſtantiſchen Kirchen iſt, ſo ſtimmen doch alle darin überein, daß ſie den Deſpotismus des Papſtthums verwerfen. Dadurch repräſentiren ſie im Abendland die Freiheit der orientaliſchen Kirche und verdienen ſie unſere ganze Theilnahme, und eben deshalb müſſen ſie ſich mit uns gegen den Feind des Evangeliums, der Civiliſation und des Fortſchritts verbinden. Der ewige Ruhm der Reformatoren des 12., 14., 15. und 16. Jahrhunderts, eines Arnold von Brescia, Wiclef, Huß, Savonarola, Lefevre, Zwingli, Luther, Calvin beſteht eben darin, daß ſie in Italien, England, Böhmen, Frankreich, in der Schweiz und in Deutſchland den bedeutungsvollen Satz verkündigt haben, daß der Chriſt von

*) S. Mignet, Marie Stuart.

**) S. Laboulaye, Les États-Unis.

keiner menſchlichen Gewalt abhänge. Ich weiß wohl, daß man ihnen in jeder möglichen Tonart vorgeworfen hat, ſie hätten in der religiöſen Denkweiſe unzählige Verſchiedenheiten eingeführt. Aber dieſe Verſchiedenheit findet ſich ſchon bei den alten Kirchenvätern. Sie iſt eine nothwendige Folge der menſchlichen Freiheit, eine Folge, welche ſo nothwendig iſt, daß man ſie ſogar ſehr häufig bei den Anhängern Roms**) gefunden hat. — Preſſenſé hat es trefflich bewieſen — indem die Einen die Unfehlbarkeit des Papſtes anerkennen, die Andern dieſen Satz für einen gefährlichen Unſinn erklären**). Als der Allmächtige die Freiheit in die Welt einführte, ſah er ohne Zweifel voraus, daß nicht alle menſchlichen Handlungen der ewigen Moral entſprechen würden! Die Gründe gegen die freie Prüfung würden alle ohne Ausnahme dazu dienen, zu beweiſen, daß die Schöpfung vollkommen ſein würde, wenn der Menſch durch eine innere, unwiderſtehliche Gewalt zum Guten hingeriſſen würde. Und das haben die ſogenannten Theologen und die deklamirenden Zeitungsſchreiber der römiſchen Kirche nicht einmal geahnt. Sonſt hätten ſie die Klugheit gehabt, uns ihre ewigen Phraſen über die „ſchrecklichen, anarchiſchen, zerſtörenden“ Folgen der „freien Prüfung“ zu erſparen***).

**) S. E. de Pressensé, Du catholicisme en France: Divisions au sein du catholicisme.

**) So beinahe alle Franzoſen ſeit dem heiligen Ludwig bis zu der Zeit, wo die franzöſiſche Kirche nach dem Tod des Pariſer Erzbiſchofs Affre unter das Joch des Jeſuitismus gekommen iſt. Mit dieſem muthigen Prälaten iſt die Kirche Gerſons, Petrus von Alliaco, Boſſuets, Freyſſinous in das Grab geſtiegen. Ihre letzten Repräſentanten ſind gezwungen worden abzuſchwören, wie der Pariſer Erzbiſchof Sibour, oder ſind unbarmherzig verfolgt worden, wie Aloury, Biſchof von Pomiers, der gezwungen wurde, ſeinen Biſchofsſitz zu verlaſſen. (Man ſ. den „Siècle“ vom April 1856.)

***) Ich führe den ehemaligen Friedensrichter Nicolas als das Muſter dieſer kriegeriſchen Deklamatoren an.

LXIV.

Darum wenn eines Gewaltigen Trotz wider deinen Willen fortgehet, so laß dich nicht entrüsten; denn Nachlassen stillet großes Unglück.

Prediger Salomonis, 10, 4.

Wenn alle Reformatoren die freie Prüfung grundsätzlich angenommen haben, so haben leider nicht alle die praktischen Folgen begriffen, welche sie nothwendig erzeugen mußte. Die Protestanten des 16. Jahrhunderts, welche in den Vorurtheilen der römischen Kirche erzogen waren, befreiten sich nur mit Mühe von den Gewohnheiten ihrer verderblichen Erziehung. Sie waren jenem Löwen ähnlich, von welchem Milton spricht, der sich in den ersten Tagen der Schöpfung mit Anstrengung von dem Boden befreite, aus welchem er entstanden war.

Zwingli, dieser vollständige Repräsentant des schweizerischen Geistes (der sich in den Franzosen Calvin und Farel keineswegs ausspricht), Zwingli zeigte bei dieser großen Frage seine gewöhnliche Entschiedenheit und die bewundernswürdige Ueberlegenheit seines Geistes. „Es ist eine Thorheit," sagte dieser würdige Sohn der freien Schweiz, „es ist eine Thorheit, es ist die höchste Gottlosigkeit, wenn man die Meinungen der Menschen oder die Beschlüsse der Kirchenversammlungen dem Worte Gottes gleich stellen will. Niemand darf in den Bann gethan werden, als wer durch seine Verbrechen ein öffentliches Aergerniß gibt. Diejenigen, welche ihre Irrthümer nicht erkennen, und sie nicht verlassen, **müssen dem freien Urtheile Gottes überlassen werden,** und man darf sich gegen sie **keine Gewalt** erlauben, es müßte denn sein, daß sie durch Aufrufe und Empörung die Obrigkeiten zwingen, sie zu bestrafen, um die öffentliche Ordnung zu retten*).

*) Zwingli, Werke Bd. 1 S. 352. 432. 435 u. Bd. 3 S. 179.

Auf eben ſo bewundernswürdige Weiſe antwortete die Berner Kirche der Genfer Geiſtlichkeit, welche ſie um Rath frug, wie ſie ſich gegen Bolſec benehmen ſolle. Bolſec griff die unerträgliche Lehre Auguſtins, Proſpers, Gerſons und Calvins über die Vorherbeſtimmung an.

„Es iſt unſere feſte Ueberzeugung," ſagten die Berner, „daß man die reiſenden Theologen nicht mit allzu großer Strenge behandeln ſolle, in der Befürchtung, daß, indem wir die Reinheit des Glaubens ſchützen wollen, wir gegen das Geſetz des Geiſtes Chriſti, gegen die **brüderliche Liebe** ungehorſam ſein möchten. Jeſus liebt die Wahrheit; aber er liebt auf gleiche Weiſe die Seelen, welche ohne es zu wollen, den Pfad des Irrthums betreten; er führt ſie mit Sanftmuth in den Schafſtall zurück. — Wir flehen euch an, zu überlegen, daß der menſchliche Geiſt zum Irrthum geneigt iſt, und daß es edler und leichter iſt, die Menſchen durch Sanftmuth als durch ſtrenge Mittel zurückzuführen*)."

Dieſe wahrhaft evangeliſche Anſicht verhinderte die Genfer nicht, eine verderbliche und ſchmachvolle Bahn einzuſchlagen. Von dem ſtrengen Geiſte Calvins geleitet, der lange Zeit Bürger eines deſpotiſchen Staates war, zeichnete ſie ſich unter allen proteſtantiſchen Gemeinden durch eine unverantwortliche Intoleranz aus. Der unlenkſame Theologe, der ſie beherrſchte, konnte die geringſte Meinungsverſchiedenheit in einer Stadt nicht ertragen, in welche das Zuſammenſtrömen der Geächteten oft Fremde brachte, die ſeinen Anſichten über die Vorherbeſtimmung und andere Fragen abgeneigt waren. „Zwei große dogmatiſche Richtungen," ſagt ein gelehrter Genfer Theologe, „zeigten ſich zu gleicher Zeit in den von der Reform in Gährung verſetzten Ländern. Frankreich und Deutſchland bekannten ſich zur Theologie des heiligen Auguſtinus: die Dreieinigkeit, die Erbſünde,

*) Dieſer Brief iſt von 1551. — Warum vergaßen die Berner dieſe ſchönen Grundſätze, als ſie Gentilis Todesurtheil unterſchrieben?

die absolute Vorherbestimmung*) wurden die Glaubensgrundlagen der Kirche im Norden. Auf der andern Seite betrachteten die spanischen und italienischen Reformirten Jesus Christus als Gott untergeordnet; sie nahmen den freien Willen und die bedingte Vorherbestimmung an**). Beide besiegelten ihren Glauben mit den schmerzlichsten Opfern. Sie lebten in der Einheit des Geistes, so lange sie in verschiedenen Gegenden arbeiteten; aber ihre Meinungsverschiedenheiten kamen zum Ausbruch, als sie sich auf dem nämlichen Boden befanden, und die unnatürliche Gesetzgebung gegen die Ketzer konnte allein den Südländern, so wie den französischen Theologen, die sich ihrer Anschauungsweise in Sachen der Religion angeschlossen hatten, Stillschweigen auferlegen***).

Der erste Streit, der Genf aufregte, fand zwischen Calvin und Sebastian Chatillon†) statt. Dieser in Frankreich geborne Professor hatte den göttlichen Ursprung des Hohenliedes geläugnet. Daher entzogen ihm Calvin und dessen Amtsgenossen alle geistlichen Verrichtungen. Darüber verletzt, unterbrach einst Chatillon den Calvin, der in einer geistlichen Versammlung folgende Worte des heiligen Paulus erklärte: „In allen Dingen lasset uns beweisen als die Diener Gottes in großer Geduld und Liebe." — „Ach!" rief Chatillon aus, „welch ein Unterschied zwischen dem heiligen Paulus und uns! — Er wurde eingekerkert und wir werfen die in's Gefängniß, die uns beleidigen. Er hatte die Macht Gottes und wir lieben die der Gewalt.

---

*) D. h. ohne die Bedingung der guten Werke.

**) Die Reformirten lateinischen Stammes näherten sich, wie man daraus sieht, weit mehr als die andern der Art, wie die orientalische Kirche die Lehre der Vorherbestimmung immer verstanden hat.

***) Gaberel, Histoire de l'Église de Genève.

†) Der sich Castellio nannte, wie die Gelehrten jener Zeit ihrem Namen oft lateinische oder griechische Form gaben, oder sie sogar übersetzten, wie Erasmus, Lepulus, Melanchthon u. a. m.

Er duldete und wir quälen die Unſchuldigen*)." In Folge dieſes Ereigniſſes zog ſich Chatillon nach Baſel zurück. Er gab nach Servets Tod eine Schrift heraus, in welcher er mit wunderbarer Kraft die menſchlichen Opfer brandmarkt, welche die Reformation der römiſchen Kirche entlehnte. Calvin antwortete darauf mit einer rohen Flugſchrift: „Sechs Verläumdungen eines gewiſſen Schlingels". „In dieſen traurigen Blättern," ſagt ein ausgezeichneter proteſtantiſcher Geſchichtſchreiber, „kann der Theologe das Gute nicht mehr vom Böſen unterſcheiden; er macht ſeinem Gegner die ehrenwertheſten Thaten ſeines Lebens zum Vorwurf**)." Die Basler Geiſtlichen waren weit entfernt, dieſe Exceſſe zu entſchuldigen. „Weit entfernt, Eure Stellung zu befeinden, iſt unſer Chatillon in allen ſeinen Handlungen ein Mann des Friedens und der Liebe."

Der Prozeß gegen Bolſec zeigte noch deutlicher als die Chatillon'ſche Angelegenheit, in welche Verlegenheiten man ſich ſtürze, wenn man den heiligen Grundſatz der freien Prüfung einer tyranniſchen Politik aufopferte. Bolſec, ein franzöſiſcher Mönch, der in Paris von der Inquiſition verfolgt worden war, hatte ſich, nachdem er vergeblich in Ferrara Schutz geſucht hatte, im Jahr 1551 nach Genf geflüchtet. Ob er gleich dort die Medicin ausübte, griff er die Anſichten Calvins über den freien Willen und die Vorherbeſtimmung an. Dieß war die ſchwache Seite im theologiſchen Syſtem des berühmten Reformators. Nun zeigte ſich Calvin um ſo heftiger, wenn es ſich um dieſe Frage handelte, als es ihm durchaus unmöglich war, auf die Einwürfe ſeiner Gegner zu antworten. Als einſt der Paſtor Saint-André eine geiſtliche Verſammlung im Auditorium hielt, ſchlug er vor, über eine Stelle des heiligen Johannes zu ſprechen: „Wer Gottes iſt, der höret Gottes Wort***)." Farel, der die

*) Man ſ. einen Brief Calvins an Farel von 30. Mai 1844.

**) Gaberel, a. a. O. Bd. 2.

***) *Ὁ ὢν ἐκ τοῦ θεοῦ τὰ ῥήματα τοῦ θεοῦ ἀκούει.* Joh. 8, 47.

Anſichten Auguſtins und Calvins ohne Einſchränkung angenommen hatte, verſuchte, ſie zu vertheidigen. Er erklärte, „daß Gott von Ewigkeit her ſeine Auserwählten bezeichnet habe, ohne daß die Eigenſchaften oder die Handlungen der Menſchen den geringſten Einfluß auf ſein Wohl ausübten.“

Bolſec antwortete mit ſeltener Kraft und wahrhaft geſundem Sinn auf dieſes fataliſtiſche Glaubensbekenntniß. „Es iſt unſinnig und falſch,“ ſagte er, „daß es eine andere Wahl gibt, als die, welche durch das Vorhandenſein oder das Nichtvorhandenſein des Glaubens in einem Menſchen beſtimmt wird; und diejenigen, welche Gott einen ewigen Willen zuſchreiben, durch welchen er die Einen dem Leben, die Andern dem Tode weiht, machen aus ihm einen dem Jupiter der Alten ähnlichen Tyrannen, der kein anderes Geſetz hatte, als:

Sic volo, sic jubeo, sit pro ratione voluntas.

Es iſt dieß eine über jeden Ausdruck kategoriſche und ärgerliche Lehre! Um ſie zu vertheidigen, macht man falſche Ueberſetzungen der Bibel. So wenn der heilige Paulus von Pharao ſagt, er habe ihn geſchaffen, um in ihm ſeine Macht zu zeigen, ſo fügt man ohne Recht das Wort „ewiglich“ hinzu.“

Die Antwort Calvins, der gegen das Ende der Beſprechung hinzukam, erhob ſich nicht zur Höhe des Angriffs. Er legte das größte Gewicht auf die Achtung, die man der Ueberlieferung ſchuldig ſei, wie wenn die Ueberlieferung Roms in einer ſolchen Frage von der geringſten Bedeutung ſein könnte; wie wenn die Autorität Auguſtins und ſeiner Schüler nicht eine durchaus menſchliche Autorität wäre! Es war ein glücklicherer Gedanke, als er verſuchte, ſich auf die Bibel zu berufen, obgleich die Schriften der Apoſtel — wie es die griechiſchen Väter, in deren Sprache ſie abgefaßt worden ſind, nachgewieſen haben — jeder dem Fatalismus günſtigen Erklärung widerſtreben. Aber der Biſchof von Hippo wurde damals in Genf als ein unfehlbarer Lehrer betrachtet. „Auch war die Verſammlung durch die

Lehre, welche er (Calvin) über die Gnadenwahl und die Verwerfung aufstellte, höchlich befriedigt und erbaut."

Die Sache blieb nicht dabei stehen. Da Bolsec auf seiner Meinung beharrte, wurde er von der „Ehrwürdigen Gesellschaft der Geistlichen" verhört. Wir wollen den größten Theil dieses merkwürdigen Verhörs anführen. Nichts ist geeigneter zu zeigen, wie schwer es den Reformatoren wurde, — die man doch so oft eines revolutionären Geistes beschuldigt hat — die so oft von der römischen Kirche anempfohlene Augustin'sche Lehre zu überwinden. Man sieht hingegen in Bolsec die Anfänge einer gründlichen Exegesse, mit welcher der Christ und der Philosoph zufrieden sein können.

Die Geistlichen: Sind nicht alle Kinder Adams so verderbt, daß es Keinem möglich ist, das Gute zu wünschen, wenn ihn Gott nicht dazu führt?

Bolsec: So ist es.

Die Geistlichen: Kommt die Gnade, zu Gott geführt zu werden, nicht Einigen besonders zu, d. h. denjenigen, welche Gott vor der Erschaffung der Welt auserwählt hat?

Bolsec: Das Wort „Anziehung" ist zweideutig; es gibt eine gewaltthätige, die ich nicht erwähne; es gibt eine sanfte und väterliche, welche Gott bei vernünftigen Geschöpfen anwendet, und welche er im Allgemeinen Allen mittheilt, da er keinen verläßt, ausgenommen die, welche sie verachten und sich ihr widersetzen; denn nachdem diese der Gnade und den sanften Ermahnungen widerstanden haben, die ihnen Gott zu wiederholten Malen gegeben hat, werden sie hierauf aufgegeben; aber dies findet nicht von Anfang und durch einen ausdrücklichen Beschluß Gottes Statt.

Die Geistlichen: Hat Gott, ehe er die Verschiedenheit voraussah, die sich zwischen den Menschen ergeben würde, nicht die Einen auserwählt und die Andern verworfen?

Bolsec: **Man kann nicht sagen, daß Gott Ein Ding vor einem andern wissen kann;** denn

bei Gott iſt keine Vergangenheit noch Zukunft, ſondern es ſind ihm alle Dinge gleich gegenwärtig; daher ſage ich, daß er die Verſchiedenheit zwiſchen den Gläubigen und den Ungläubigen, ſo wie die Auserwählung der Einen und die Verwerfung der Andern zu gleicher Zeit ſieht.

Die Geiſtlichen: Iſt der Menſch nach dem Fall Adams nicht in ſolchem Maße des freien Willens beraubt worden, daß er nur Böſes thun kann, bis Gott ihn wiedergebiert?

Bolſec: Nein, der Menſch iſt nach ſeinem Fall nicht in ſolchem Maße des freien Willens beraubt worden, denn in dieſem Fall wäre er ein der Vernunft beraubtes Thier geworden; aber ſeine Freiheit iſt verderbt geblieben, ſo daß er oft, ja beinahe immer das Gute für bös und das Böſe für gut gehalten hat. Daher hat er, um das Geſetz Gottes zu verſtehen und zu befolgen, immer der göttlichen Gnade bedurft, und um an Jeſus Chriſtus zu glauben, hat er beſondere Gnade, eine Art Anziehung nöthig gehabt.

Bolſec begnügte ſich nicht, die Trugſchlüſſe der Geiſtlichen ſiegreich widerlegt zu haben; er griff Calvin ſelbſt an, und zeigte mit wirklich bewundernswürdigem Scharfſinn und geſundem Verſtand die verderblichen Folgen dieſer Auguſtiniſchen Theologie, welche Genf ſo unklug geweſen war, anzunehmen.

„Ihr macht Gott zum Urheber der Sünde," ſagte er zu Calvin, „denn Ihr ſagt in eurer „Inſtitution": Gott hat den Fall Adams und als Folge dieſes Falls das Verderben ſeiner ganzen Nachkommenſchaft vorausgeſehen; aber er hat ihn gewollt, er hat ihn in ſeinem ewigen Rathſchluß angeordnet und vorherbeſtimmt. Gott hat gewollt, daß die Iſraeliten das goldene Kalb anbeteten, und daß ſich die Menſchen der Sünde ſchuldig machen, die ſie täglich begehen." — Wie kann Gott, der ein einfaches und unveränderliches Weſen iſt, mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, wenn zwei ganz entgegengeſetzte Dinge in ihm ſind? Ein und daſſelbe Ding wollen und nicht wollen, befehlen und verbieten? Andererſeits, wenn der Wille Gottes

das Weſen Gottes ſelbſt iſt, ſo iſt er die Urſache der Sünden, welche die Menſchen begehen, und es folgt daraus, daß Gott der Urheber des Böſen iſt."

Es war auf dieſe vortreffliche Entgegnung durchaus Nichts zu antworten. Calvin konnte ſeinem Gegner Bolſec nur ſcholaſtiſche Unterſcheidungen entgegenſetzen, welche dieſes großen Mannes unwürdig und dem ſophiſtiſchen Geiſt des Biſchofs von Hippo entlehnt waren. Calvin iſt klar, kraftvoll, beredt, wenn er den römiſchen Aberglauben angreift; aber er verliert ſich in unlösbare Subtilitäten, ſo oft er das ſeltſame Syſtem Auguſtins vertheidigen will. Man kann es aus folgender Stelle ſeiner Antwort erſehen. „Ich habe allerdings geſagt, daß der Wille Gottes als oberſter Grund die Nothwendigkeit aller Dinge iſt; aber ich habe zu gleicher Zeit erklärt, daß Gott Alles, was er thut, mit einer ſolchen Billigkeit thut, daß ſelbſt die Böſen gezwungen werden, ihn zu preiſen."

Der gewöhnlichſte Menſchenverſtand wird niemals begreifen, wie ein Weſen, deſſen Verdammung von aller Ewigkeit her beſchloſſen und gewollt iſt, in dieſem Beſchluß Billigkeit finden könnte! Wie ſollte man einen Gott preiſen, der uns nur für ewige Strafen geſchaffen hat! Welch ein merkwürdiger Einfall iſt es, aus dieſem Gott den Gott des Evangeliums zu machen! Aber die Theologen kommen durch nichts in Verlegenheit. Laßt uns hören, wie Boſſuet ſich über den heiligen Paulus, den Apoſtel der chriſtlichen Freiheit, ausſpricht: „Der Fürſt, ſagt der heilige Paulus, iſt Gottes Diener; er trägt das Schwert nicht umſonſt. Wer Böſes thut, muß ihn als einen Rächer ſeines Verbrechens fürchten*). Er iſt der Beſchützer der öffentlichen Ruhe, die ſich auf die Religion ſtützt, und er muß ſeinen

*) Paulus, Epiſtel an die Römer 13, 4. Der Sinn iſt ganz entſtellt: der Apoſtel ſpricht nur von der zeitlichen Gerechtigkeit. *Θεοῦ γὰρ διάκονός ἐστί σοι εἰς τὸ ἀγαθόν· ἐὰν δὲ τὸ κακὸν ποιῇς, φοβοῦ· οὐ γὰρ εἰκῇ τὴν μάχαιραν φορεῖ.*

Thron aufrecht erhalten, deſſen Grundlage ſie iſt. Diejenigen, welche nicht zugeben wollen, daß der Fürſt in Sachen der Religion Strenge anwende, weil die Religion frei ſein müſſe, ſind in einem gottloſen Irrthum. Sonſt müßte man ja bei allen Unterthanen und im ganzen Staat den Götzendienſt, den Mohamedanismus, das Judenthum, jede falſche Religion, die Gotteslästerung, ſelbſt den Atheismus dulden, und die größten Verbrechen würden ungeſtraft bleiben *)."

Es wundert mich nicht, wenn Melanchthon einige Augenblicke vor ſeinem Tode ſchrieb: „Du wirſt zum Licht kommen, du wirſt von allen deinen Leiden und von der Wuth der Theologen befreit werden."

Dieſe Wuth ſcheint unſterblich. Sie erſcheint in den Schriften der italieniſchen **), deutſchen ***) und anderer Katholiken, wie in den Werken Auguſtins †).

Calvin war ein zu guter Schüler des Biſchofs von Hippo, als daß er Bolſec ruhig in den Mauern Genfs die Rechte der menſchlichen Freiheit hätte vertheidigen laſſen. Aber da er, wie ſeine Amtsgenoſſen, einige Verlegenheit empfand, den heiligſten Grundſätzen der Reformation Gewalt anzuthun, befrug man die Kirchen von Bern, Baſel und Zürich. Die Antwort

---

*) Bossuet, Politique tirée de l'Écriture sainte, livre VII, 10me propos. An einem andern Ort macht er folgende merkwürdige Bemerkung: „Die Proteſtanten ſtimmen mit uns überein. Luther und Calvin haben eigens Bücher geſchrieben, um das Recht und die Pflicht der Obrigkeit in dieſem Punkt feſtzuſtellen. Calvin hat daſſelbe ſogar gegen Servet und Valentin Gentilis in Ausübung gebracht." (Variations, livre X.)

**) S. Devoti, Institutiones canonicae, lib. VII., tit. IV. p. 99.

***) S. Permaneder, Kirchenrecht § 563.

†) S. ſeinen „Widerruf" Buch VII., Kap. V. Er beklagt, die Strenge des weltlichen Arms gegen die Donatiſten nicht gebilligt zu haben.

Bern's, die wir schon angeführt haben, trägt das Gepräge einer ganz christlichen Duldung. Basel erinnerte sich an die Sanftmuth Oekolampads. Zürich gab dem fanatischen Rath Bullingers*) Gehör, und wurde den freisinnigen und christlichen Ueberlieferungen seines großen Reformators Zwingli ungetreu. Die von Calvin eifrig unterstützte Ansicht der Zürcher überwog. Der 18. Dezember 1551 war ein Unglückstag in den Jahrbüchern der Genfer Kirche: Bolsec wurde verbannt. „Dich, Hieronymus Bolsec, verurtheilen wir zur Verbannung aus unserer Stadt und ihrem Gebiet, um sie in 24 Stunden zu verlassen, und niemals in dieselbe zurückzukehren, bei Strafe durch die Gassen dieser Stadt nach Herkommen gepeitscht zu werden, und dieß zur Warnung der Andern, die Aehnliches thun möchten."

Von allen Seiten — wir beeilen uns, es zur Ehre der Protestanten zu sagen — erhoben sich Widersprüche gegen dieses schmähliche Urtheil. Als man den Gefangenen vor das Rathhaus führte, riefen Frauen, diese Organe des gesunden Volkssinns: „Was will man diesem Mann thun? Es ist ein rechtlicher Mann und vertheidigt nur die wahre Lehre; man kann es aus der Schrift beweisen, Calvin verläumdet ihn; es haben mehr als Zehntausend daran Aergerniß genommen**)."

In Bolsecs Prozeß handelte es sich nur um die Gnade. Man zeigte in dieser Angelegenheit mehr Mäßigung, als da es sich um die Socinianer handelte, wenn man auch die freie Prüfung auf eine klägliche Weise aufopferte. Aber das traurige Dogma der unbedingten Vorherbestimmung sollte Blut kosten,

---

*) Meister will ihn rechtfertigen. „Seine Strenge lag nicht in seinen Sitten, sie hing mit den Sitten seines Jahrhunderts zusammen. (Leonh. Meister, Berühmte Männer der Schweiz.) Waren Zwingli, Chatillon, der Kanzler L'Hopital u. A. m. nicht auch aus diesem Jahrhundert?

**) Protokolle des Consistoriums, 25 Dez. 1551.

wie das der Gottheit Chriſti; ſo ſehr ſcheint der Fanatismus der menſchlichen Natur anzukleben.

Im J. 1582 ließ ſich ein holländiſcher Student, Jacob Arminius, in Genf nieder, deſſen Akademie ſehr berühmt war. Theodor von Beza, Calvins Nachfolger, ſchrieb über ihn an den Rath von Amſterdam: „Wir geben ſeinen Sitten und ſeiner Lehre das beſte Zeugniß. Gott hat ihm eine ſeltene Urtheilskraft und einen großen Geiſt geſchenkt, und wenn die Frömmigkeit, die ihn beſeelt, auch fernerhin ſein Herz leitet, ſo wird er gewißlich ein Licht der Kirche werden.“ Die Prophezeiung Bezas ging bald in Erfüllung. Als Arminius in ſein Vaterland zurückgekehrt war, wurde er in Amſterdam zum Pfarrer ernannt und erwarb ſich den glänzendſten Beifall. Da einige Geiſtliche in Delft die auguſtiniſche Lehre von der Vorherbeſtimmung angegriffen hatten, glaubte man, daß er fähiger ſein würde, als irgend ein Anderer, ſie zu vertheidigen. Aber je mehr er Calvins Syſtem und die Einwürfe ſeiner Gegner prüfte, je mehr ſchien es ihm den heiligen Büchern und der Vernunft zu widerſprechen. Arminius war zu aufrichtig, um ſeine Ueberzeugung zu verbergen. Daher beeilte er ſich, zu erklären, daß nach ſeiner Anſicht Gott beſchloſſen habe, die Menſchen durch Jeſum Chriſtum zu retten, welche durch die Kraft des heiligen Geiſtes an ſeinen Sohn glauben und bis zum Ende verharren, während man in Genf lehrte, daß Gott unter den Menſchen die ausgewählt habe, „die es ihm gefiel, durch einen Beſchluß ſeines Willens, und ohne daß irgend ein Grund ihn in dieſer Wahl beſtimme.“ Ein ſolcher Satz, der jedes Glied der orientaliſchen Kirche empört hätte, wurde damals von den berühmteſten Theologen des Abendlandes vertheidigt, welche hierin unter der Herrſchaft der alten Ueberlieferungen geblieben waren. Die Abendländer waren ſchlecht berathen, als ſie die wunderlichen Einfälle der afrikaniſchen Theologie den Anſichten vorzogen, welche im Orient von den älteſten und trefflichſten Lehrern des Chriſtenthums verkün-

digt worden waren. Afrika hat auf die chriſtliche Welt einen ewig bedauernswerthen Einfluß ausgeübt. Cyprianus ſtürzte ſie durch den leeren Streit der Wiedertäufer in Verwirrung; Tertullian ſpaltete ſie, indem er ſich zu dem unſinnigen Rigorismus der Montaniſten bekannte. Auguſtinus verwickelte ſie in die gefährlichſten Subtilitäten des indiſchen Fatalismus; Fulgentius lehrte ſie das Mönchsthum der heiligen Thätigkeit vorziehen, welche das Evangelium verlangt.

Arminius war ein unabhängiger Geiſt, auf den dieſe Ueberlieferungen nur ſehr geringen Einfluß ausübten. Aber man hatte im 16. Jahrhundert ſelbſt unter den Reformirten nur einen ſehr unvollkommenen Begriff von der Gewiſſensfreiheit. Zwar wurde der Pfarrer von Amſterdam nicht verbannt wie Bolſec; aber ſeine Gegner vergifteten ſein Leben. Er ſtarb vor der Zeit in ſeinem 47. Jahre in wahrhaft evangeliſchen Geſinnungen, indem er allen denen verzieh, welche die Aufrichtigkeit ſeiner Abſichten verkannt hatten.

Gomer trat in Holland als Vertheidiger der Ideen Calvins auf. Die Niederlande ſpalteten ſich damals in Arminianer oder Remonſtranten und in Gomeriſten. Die erſtern waren Republikaner, die andern Anhänger des Statthalters. Von Moritz von Naſſau unterſtützt, ließen die Gomeriſten eine Verſammlung der reformirten Theologen von ganz Europa zuſammenrufen. Dieſe berühmte, unter dem Namen Dordrechter Synode bekannte Verſammlung vereinigte ſich am 21. November 1518. Sie war das Tridenter Concilium der Reformation*). Die Synode hatte den traurigen Muth, die empörendſten Meinungen Auguſtins und Calvins zu beſtätigen, und Sätze wie die folgenden zu Glaubensartikeln zu erklären: „Gott hat eine gewiſſe Anzahl Menſchen auserwählt, um ſie zu erlöſen. Jeſus iſt allein für die Auserwählten geſtorben **(für die ganze Welt,** ſagt St. Jo-

*) Ueber dieſes berühmte Concilium vergleiche Bungener, Histoire du Concile de Tridente.

hannes in seiner ersten Epistel). — Die Gläubigen oder Auserwählten können den Glauben nicht verlieren." — Welche seltsame Theologie! Wie trefflich berathen waren Chatillon und Bolsec, als sie sich bemühten, die Genfer Reformation vor solchen Irrthümern zu bewahren!

Leider hatten in Genf andere Ansichten überwogen. Seine Abgeordneten zeichneten sich unter den intolerantesten und übertriebensten Mitgliedern der Dordrechter Synode aus*). Sie unterstützten mit einer beklagenswerthen Wuth die gegen die Arminianer vorgeschlagenen Maßregeln, welche den trefflichen Barneveld auf das Blutgerüst brachten. Wenn Zwingli und Chatillon der Dordrechter Synode hätten beiwohnen können, wie wären sie verwundert gewesen, Zeugen eines solchen Schauspiels zu sein!

Doch ging es in der reformirten Kirche nie so zu, wie in der römischen. Die Intoleranz kann bei den Katholiken nicht aufhören, weil sie die nothwendige Folge der Beschlüsse einer Gewalt ist, die sie für unfehlbar halten. Hat die lateranische Kirchenversammlung, welche ein **ökumenisches Concilium** war**), nicht die gräßlichen Strafen gebilligt, welche die Gesetze des Mittelalters gegen die Ketzer ausgesprochen hatten***)? Der heilige Thomas, den die Katholiken vorzugsweise für einen Kirchenlehrer halten, spricht somit nicht eine persönliche Ansicht aus, wenn er erklärt, „daß sie nicht bloß mit dem Bann belegt, sondern auch getödtet werden sollten†). Der **heilige** Pius **V.**††) schreibt an Karl **IX.** nach der Ermordung des Prin-

---

*) Man s. die Akten der Synode, S. 46. 100. 155. 225.

) Eine allgemeine Versammlung der abendländischen Bischöfe ist in den Augen der Katholiken **unfehlbar.

***) Man vergleiche das dritte Kapitel dieses Conciliums.

†) Vgl. dessen Summa theologica.

††) Dieselbe, von welchem der Vicomte de Fallour eine zu wenig gründliche Apologie geschrieben hat, welche uns zeigt, wie weit die Toleranz der liberalen Katholiken gehen kann.

zen von Condé: „Als wir den Tod des Prinzen von Condé erfuhren, haben wir die Hände zum Dankgebet gen Himmel erhoben; aber je gütiger ſich der Allmächtige gezeigt hat, indem er unſere gemeinſchaftlichen Feinde ins Verderben ſtürzte, deſto mehr mußt du deine Anſtrengungen verdoppeln, um den Reſt derſelben zu verfolgen und zu vernichten, auf daß die letzten Wurzeln des Böſen ausgerottet werden. Kein Mitleiden gegen die Gefangenen! — Laſſe dich durch keine Rückſicht auf Perſonen oder Sachen bewegen, die Feinde Gottes zu verſchonen. — Du kannſt Gott nur beſänftigen, wenn du die ihm zugefügten Beleidigungen rächſt und dieſe Ketzer den ſtrengſten Strafen überlieferſt. — Wenn du auf dieſen Rath nicht hörſt, ſo fürchte Pauls Schickſal" *). Die Katholiken des „Univers" ſind ganz in ihrem Recht, wenn ſie dieſe abſcheuliche Lehre nicht aufgeben, weil der Zwang in religiöſen Dingen eine nothwendige Folge ihres Glaubens iſt. Wenn man im Gegentheil die freie Prüfung zuläßt, ſo wird ſie früher oder ſpäter ihre heilſamen Früchte des Friedens und der evangeliſchen Nachſicht hervorbringen. Dieß war in Genf der Fall. Unter allen Städten der Schweiz hatte dieſe Stadt der natürlichen Entwickelung der proteſtantiſchen Ideen am längſten widerſtanden. Es waren kaum zehn Jahre nach der Dordrechter Synode verfloſſen, als die „Ehrwürdige Geſellſchaft" der Pfarrer im Jahr 1628 nach Amſterdam ſchrieb: „Wenn es möglich iſt, muß man ſich gegen die Arminianer mit Mäßigung benehmen. Wir können die chriſtliche Klugheit den Konſiſtorien nicht warm genug anempfehlen"**).

Alles ſchien die Genfer dafür zu ſtimmen, den Grundſatz der Duldung in ſeinem ganzen Umfang zu bekennen. Aber der

---

*) Man ſ. den ganzen Brief u. a. nicht weniger merkwürdige deſſelben Papſtes bei Lecerf, Le Protestantisme et la Société.

**) „Protokolle der Geſellſchaft", 29. Febr. 1628. — Man ſ. auch die vom 16. Juli 1630.

Fanatismus leiſtete bis auf das Aeußerſte Widerſtand. Ehe die Stadt Calvins die unvermeidlichen Folgen der freien Prüfung annahm, bewies eine Thatſache (es iſt ein proteſtantiſcher Geiſtlicher, der dieß ſagt), die nach unſerer Anſicht noch beklagenswerther war, als die Verurtheilung Servets und Gentilis, die Nothwendigkeit, die Geſetze gegen die Ketzerei abzuſchaffen. Der dogmatiſche Fanatismus errichtete noch einmal das Blutgerüſte auf den Genfer Hügeln; aber die Stärke der Krankheit ſelbſt zog den Sturz dieſes traurigen Syſtems nach ſich, und der Geiſt der Zeit fand ſeine Vernichtung in ſeinen eigenen Uebertreibungen *).

Um den gräßlichen Prozeß zu verſtehen, in welchem Antoine unterlag, muß man auf die frühern Verhältniſſe zurückgehen.

Wenn die Genfer Kirche gegen diejenigen, welche den Auguſtiniſchen Fatalismus angriffen, eine unerbittliche Strenge bewieſen hatte, ſo hatte doch wenigſtens das Blut Bolſecs und Chatillons die vom römiſchen Joch befreite Erde nicht getränkt. Die Frage von der Gottheit Chriſti wurde der Vorwand zu empörenderen Verfolgungen. Die italieniſchen Flüchtlinge, welche in Genf ſo zahlreich waren, nahmen das Dogma der Dreieinigkeit, wie Calvin es lehrte, im Allgemeinen nicht an. Sie neigten ſich mehr zu den Anſichten Ochino's, ihres erſten Lehrers. Daher wurde im Jahr 1558 Gentilis mit einigen Andern der Ketzerei angeklagt. Calvin ließ die Italiener ein Glaubensbekenntniß unterſchreiben und bedrohte Gentilis nebſt einigen ſeiner Landsleute mit der Verbannung. Aber Gentilis blieb nicht ruhig, und er begann wieder ſein Syſtem zu verbreiten, das ſich ungefähr auf folgende Sätze zurückführen läßt:

„Die Ausdrücke: Dreieinigkeit, Weſen, Perſonen ſind nicht bibliſch; es ſind bedeutungsloſe Redensarten, welche die Theologen erfunden haben. Wenn man von der Natur Chriſti genau

*) Gaberel, Hist. de l'Église de Genève, t. II.

reden will, ſo muß man ſagen: Der Gott Iſraels, der einzig wahre Gott und Vater unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, hat ſeine Göttlichkeit in ihn ergoſſen."

Gentilis wurde ins Gefängniß geworfen. Da der Widerruf, den er im Kerker machte, ironiſch ſchien, berieth ſich die Obrigkeit bei fünf berühmten Advokaten. Ihre Antwort wird einen Begriff geben, wie man damals in Genf die Gewiſſensfreiheit verſtand. „Um Gentilis zu verhindern, ſeine Ketzereien auszubreiten, müßte man ihn nach dem Geſetz **de summa trinitate***) zum Feuer verdammen. Aber in Berückſichtigung ſeiner Geſtändniſſe, ſo wenig aufrichtig dieſelben auch ſeien, **könne man ſich begnügen, ihm den Kopf abzuſchlagen.** Da dieſer Entſcheid die öffentliche Meinung aufgebracht hatte, begnügte man ſich, ein Todesurtheil gegen Gentilis auszuſprechen und ihn am 2. Sept. 1558 öffentliche Abbite thun zu laſſen. Jedoch ſollte er der Wuth des Fanatismus nicht entgehen. Er wurde in Gex, wo er ſeine Anſichten neuerdings lehrte, verhaftet, und nach Bern ins Gefängniß gebracht. Er zeigte während der ganzen Dauer ſeines Prozeſſes eine würdevolle Zuverſicht, die er auf dem Blutgerüſte bewahrte (1556).

Die Genfer Obrigkeit zeigte ſich gegen Servet noch ſtrenger als gegen Gentilis**).

---

*) Ueber die Anwendung dieſes kaiſerlichen Geſetzes, vergleiche man Le Protestantisme et la Société von Lecerf, Profeſſor der Rechte in Caen.

**) Man hat in den letzten Zeiten umfaſſende Studien über ſeine Lehre gemacht. S. Trechſel, die proteſtantiſchen Antitrinitarier vor Fauſtus Socinus, oder M. Servet und ſeine Vorgänger." — Ueber ſein Leben vergl. Drummond, Life of Servetus; über ſeinen Prozeß Rilliet de Candolle, Relation du procès intenté contre Servet; Schade, Étude sur le procès de Servet. — Eben ſo hat Saisset einen ſehr bemerkenswerthen Aufſatz in der Revue des deux mondes herausgegeben. — Ich ſelbſt werde in der „Franzöſiſchen Schweiz" von dem Prozeß gegen Servet ausführlich ſprechen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts erneuerten sich die bejammernswerthen Auftritte des Prozesses gegen den Verfasser der „Wiederherstellung des Christenthums." Die Protokolle der Gesellschaft der Pfarrer machen es möglich, das Drama, in welchem die Intoleranz ihre größte Kraft entwickelte, bis in das Einzelnste aus den Quellen kennen zu lernen.

Im Jahr 1624 kam ein junger Franzose nach Genf, der zu einer katholischen Familie gehörte. Antoine, der bei den Jesuiten erzogen worden war, hatte die Irrthümer Roms abgeschworen, und wollte Theologie studiren. Er zeigte einen argwöhnischen und mißtrauischen Charakter bei einem durchdringenden Scharfsinn. Da er den calvinistischen Glauben nicht begründeter fand als das Papstthum, gab er in Metz einigen Juden Gehör, die ihn überredeten, daß Jesus nicht der Abgesandte Gottes sei. In Venedig trat er heimlich zum Judenthum über und kehrte nach Genf zurück, wo er zum Rektor des Collegiums und hierauf zum Pfarrer im Dorfe Divonne ernannt wurde. Dort faßte man Besorgnisse in Bezug auf seinen Glauben. Er hatte auf der Kanzel unzusammenhängende Worte gesprochen, und bei einem Besuch, den ihm der Baron von Divonne abstattete, rief er aus: „Wo ist meine Bibel?" — „Da ist sie," antwortete der Baron. — „Nein," sagte der Pfarrer, „dies ist das Neue Testament, ein Buch, das mit Lügen angefüllt ist. Ich will meine Bibel und ich will nach Genf gehen, um zu erklären, daß die Dreieinigkeit eine unsinnige Lehre ist. Ich will mich dort dem ewigen, einzig wahren Gott zu Ehren verbrennen lassen." Antoine hielt sein Wort, und ob er gleich vom Baron und seinen Freunden genau überwacht wurde, gelang es ihm, in die Stadt zu kommen. Er gab dort so viele Beweise von Wahnsinn, daß man ihn in den Spital schickte. Da er fortfuhr gegen Jesus Christus zu eifern, gab die Gesellschaft einem ihrer Mitglieder den Auftrag, ihn zu belehren, aber man konnte kein Zugeständniß von ihm erhalten. „Hier," sagt ein Genfer Geistlicher, „beginnt eine Reihe von gerichtlichen

Verhandlungen, welche noch trauriger ſind, als die Verurtheilung Servets und Gentilis. Der Wahnſinn des unglücklichen Antoine war offenbar. Dennoch erklärte die Geſellſchaft, daß dieſe Krankheit eine Folge der Verdammung Gottes ſei; man müſſe den Verfluchten vor Gericht ziehen, in Anbetracht, daß, wenn er wieder geſund würde, er in ſeinen Gotteslästerungen verharren würde, wie er es früher gethan habe, als er noch nicht krank geweſen" *).

So wurde er denn ins Gefängniß abgeführt und die Obrigkeit berieth ſich bei den Geiſtlichen, wie man ihn behandeln müſſe. Sechszig Jahre früher hatte die Geſellſchaft zur Zeit des Prozeſſes gegen Servet einſtimmig für den Tod geſtimmt. Aber das beſſer begriffene proteſtantiſche Prinzip trug ſchon ſeine Früchte des Friedens und der Duldung. Man war verſchiedener Meinung. Die Einen ſagten, daß der Wahnſinn des Angeklagten nicht erlaube, die Geſetze in ihrer ganzen Strenge auf ihn anzuwenden; Andere, daß wenn er ſich zum Judenthum bekannt habe, man gegen ihn nicht ſtrenger ſein dürfe, als gegen die Juden. Es gab endlich Manche, welche die Anſichten der ſchweizeriſchen Kirchen und der Akademien der Medizin einholen wollten, ehe man Etwas beſchließe. Die übrigen Geiſtlichen gaben ihre Meinung auf folgende Weiſe ab: „In Anbetracht der Gotteslästerungen des genannten Antoine, welche tauſendmal ärger ſind, als die des Arius und Servet, muß man ihn tödten, und wir ſind ſicher, mit Ausnahme der Wiedertäufer und Wüſtlinge, von der ganzen Chriſtenheit, ja ſelbſt **) von den Jeſuiten gebilligt zu werden." Welcher Ruhm für dieſe Anhänger der freien Prüfung, ihre Barbarei von den Söhnen Loyolas gelobt zu ſehen! Ihre Meinung ging nur mit geringer Mehrheit durch, und diejenigen, welche ſie nicht theilten, verwahrten ſich kräftig gegen den Beſchluß. Nach dieſer

*) Gaberel, Hist. de l'Église de Genève.

**) Sie hätten ſagen ſollen: und vorzüglich.

Berathung der Pfarrer ſprach der Rath „die Feuerſtrafe aus, doch ſollte der Strafbare vorher erdroſſelt werden."

Antoine ſtarb mit Muth, indem er rief: „Es lebe der Gott Iſraels!" — „Seine Seele", ſchrieben ſeine Henker in ihre Protokolle, indem ſie bibliſche Ausdrücke mit den gräßlichſten Formeln der Inquiſition vermiſchten, „ſeine Seele hat eine große Strafe erleiden müſſen, es müßte denn Gott in Folge einer unendlichen Gnade ihn noch im letzten Augenblicke ſeines Lebens ſeines hohen Mitleidens gewürdigt haben; aber es iſt ein Geheimniß des Ewigen. Was uns betrifft, ſo iſt es unſere Pflicht zu zeigen, daß Gott diejenigen nicht unbeſtraft läßt, welche mit einer frechen Neugierde über die Myſterien nachgrübeln. — Wer über Gottes Majeſtät nachgrübeln will, wird von ſeiner Herrlichkeit*) zermalmt werden."

Dieſer Prozeß war glücklicher Weiſe der letzte Ausbruch des Fanatismus auf der freien Erde Genfs**). Von nun an ſiegten die wahren Grundſätze der Reformation vollſtändig. Die Genfer überließen der römiſchen Kirche die Grauſamkeit, welche die unvermeidliche Folge ihrer Theorie iſt, und der ſie ohne Selbſtmord nicht entſagen konnte, wie es der Italiener Muzzarelli in einer ſehr intereſſanten Abhandlung über die Toleranz ſehr gut bewieſen hat, welche gegen das Werk eines franzöſiſchen Biſchofs Duvoiſin gerichtet iſt.

Während daher die proteſtantiſchen Länder England, die Schweiz***), die Vereinigten Staaten, Holland†) die Gewiſſens-

*) Seine Herrlichkeit bezeichnet hier das Schwert des Geſetzes; denn der Menſch hat immer den verbrecheriſchen und wahnſinnigen Gedanken gehabt, den Ewigen zu rächen.

**) Für Alles, was die Geſchichte der Intoleranz in der Stadt Calvins betrifft, haben wir die treffliche Histoire de l'Église de Genève von Gaberel oft benutzt, welche ſehr inhaltsreich und nach den Quellen bearbeitet iſt.

***) Die Reformirten ſind nicht nur am zahlreichſten, ſie haben auch durch ihre Einſicht und Energie den größten Einfluß.

†) Es gilt von dieſem Lande daſſelbe wie von der Schweiz.

freiheit, die eine der glorreichsten Eroberungen der Reformation ist, vollständig eingeführt haben, bleibt der Katholicismus dem Grundsatze der Verfolgung getreu*).

In Oesterreich vernichtet das von Franz Joseph mit Rom abgeschlossene Konkordat alle religiöse, literarische und wissenschaftliche Freiheit. Es erlaubt nicht einmal, die katholische Liturgie anzugreifen. Somit setzt sich jeder Christ, der den römischen Fetischismus nicht billigt, und der es zu schreiben wagt, dem Zorn des Wiener Cäsars aus**).

In Portugal und Spanien übt die Inquisition ihre blutige Gerichtsbarkeit allerdings nicht mehr aus; aber jeder andere Kultus ist verboten und zudem beklagen sich die Bischöfe täglich in den heftigsten Ausdrücken über die verbrecherische Toleranz der Gesetze gegen die Ketzer. Einige aufgeklärte Männer fangen jedoch an, über das eiserne Joch unwillig zu werden, das auf der Halbinsel lastet, und vor Kurzem sagte ein Redner in den Cortes zu Madrid:

„Ich bin als Katholik geboren, und hoffe in diesem Glauben zu sterben; aber wenn der Protestantismus darin besteht, daß er gegen die zahlreichen Laster, die unerhörten Frevel, die verbrecherische Selbstsucht, die skandalöse Betrügerei, die handgreifliche Unredlichkeit, den verwegenen Widerstand gegen die Gesetze, den verderblichen und tödtlichen Einfluß des römischen Hofs auf die Christenheit, den Mißbrauch der Gewalt, die ungerechte und ungesetzliche Einmischung dieses Hofs in die Rechte

---

*) In seinen ultramontanen Briefen über die Schweiz hat L. de Gaillard sich nicht gescheut zu sagen, daß man in der Welt keine einzige Gemeinde anführen könnte, in welcher die Gesetze der Intoleranz günstiger wären. So schreibt man die Geschichte!

**) Ich gehe auf diesen Punkt nicht weiter ein; ein Jeder weiß, daß in Oesterreich keinerlei Art Freiheit existiren kann. Die „Indépendence belge“ hat in einer Reihe von Artikeln, welche in ganz Europa großes Aufsehen erregt haben, alle Folgen des österreichisch-römischen Konkordats nachgewiesen.

und Privilegien der Nationen und der Könige proteſtirt; wenn der Proteſtantismus darin beſteht, daß er den ſchamloſen und verbrecheriſchen Ungehorſam gegen die beſtehende Obrigkeit brandmarkt, welcher unaufhörlich, aber heut zu Tage von einer großen Anzahl Geiſtlichen unverſchämter als jemals gepredigt wird, ſo erkläre ich laut und offen, daß ich ein Proteſtant bin" *).

Wenn auch Batles und einige andere edle Männer Einſprache gegen Mißbräuche erheben, welche die chriſtliche Welt empören, ſo würde es ihnen doch nicht gelingen, für ein Glied der orientaliſchen oder der proteſtantiſchen Kirche das Recht zu erhalten, ihren Gottesdienſt in einem Lande zu begehen, das auf Freiheit Anſpruch macht. Die Freiheit der dem Papſt unterworfenen Länder iſt wahrhaftig ſeltſam!

Toskana hat ſich in den letzten Zeiten durch ſeinen Eifer gegen die Gegner des römiſchen Aberglaubens ausgezeichnet. Die Liſte der Schlachtopfer dieſer fluchwürdigen Regierung wäre ſchon jetzt groß. Es genügt, den Grafen Guicciardini und ſeine Gefährten Savi, Byche, Mediai, Manelli, Fantoni, Pasquale, Caſacci, Guarducci anzuführen, Alles wohlbekannte Opfer ihrer Unduldſamkeit.

Man weiß, welcher Geiſt in Rom und Neapel herrſcht. Dort herrſchen prieſterliche Henker oder Henker, welche die niederträchtigen Werkzeuge der Prieſter ſind. Dieſe Regierungen erhalten ſich übrigens nur mit Hülfe des Auslands. Der neapolitaniſche Thron wird von gedungenen Bajonetten vertheidigt. Was Rom betrifft, ſo würde das römiſche Volk von dem Augenblicke an, wo die abſoluten Fürſten den Papſt ſich ſelbſt überließen, dieſe mit Blut und Schande beſudelte Gewalt nicht vierundzwanzig Stunden lang dulden. Niemand läugnet es.

Im ſüdlichen Amerika dulden die katholiſchen Republiken

**) Indépendance belge, Korreſpondenz aus Madrid vom 24. Februar 1856.

Buenos-Ayros, Central-Amerika, Bolivia, Chili, Ecuador, Paraguay, Peru, Uraguay, Mexiko u. ſ. w. keinen andern Kultus als den römiſchen*).

In Frankreich iſt religiöſe Freiheit — aber mehr dem Namen nach als in der That. Man hat proteſtantiſche Kirchen und Schulen geſchloſſen, unter dem Vorwand, daß ſie Bekenntniſſen angehören, welche der Staat nicht anerkannt hat. Einige reformirte Schriftſteller ſind ſogar verurtheilt worden, weil ſie die „Religion der Mehrheit“ in ihren Schriften beſchimpft hätten, während der rohen Polemik der Flugſchriftenſchreiber der Geiſtlichkeit nie Einhalt gethan worden iſt. Demungeachtet beklagen ſich die Vertheidiger des Katholicismus über den Mangel an religiöſem Eifer in Frankreich! Wie ihre Brüder in Belgien, verlangen ſie laut ein Oeſterreichiſches Konkordat und drakoniſche Geſetze**). Der ſchwache Widerſtand gegen ihre Pläne, den ſie finden, erzürnt ſie ſo ſehr, daß ſie ihrer Nation den Namen eines chriſtlichen Volkes verweigern. „Frankreich iſt ſeit hundert Jahren voltairiſch, und ſeit dreißig Jahren hegelianiſch; es iſt ohne Frömmigkeit, nicht weil es katholiſch iſt, ſondern weil es nicht katholiſch iſt***).

Man urtheile jetzt über die Genauigkeit der Vertheidiger der römiſchen Kirche, wenn man einen der gewiſſenhafteſten folgendermaßen reden hört: „In den **meiſten** proteſtantiſchen

---

*) In keinem ſteht dieſer dem Fetiſchismus ſo nahe als dort. Man ſehe die intereſſanten, aus den Reiſenden gezogenen Mittheilungen in dem Werk: Les nations catholiques et les nations protestantes von Napoléon Roussel.

**) Man ſ. die trefflichen Artikel der Herren de Sacy und Alloury in den Débats aus den erſten Monaten 1856. — Sie waren gegen den „Univers“ gerichtet.

***) A. Nicolas, Du protestantisme. — Der Profeſſor Lecerf hat eine gelehrte Widerlegung dieſes ſeltſamen Buchs in einem mit großer Mäßigung geſchriebenen Werke: Le protestantisme et la société (Par. 1853) gegeben.

Ländern warten die Katholiken noch in dieser Stunde auf ein Edikt von Nantes" *)!!!

— Ritum teneatis amici!

Wenn Nicolas den unbestimmten Boden der Deklamationen hätte verlassen wollen, so hätte er von Schweden sprechen können, das, von einem Fürsten aus französischem Blute regiert, die Reformation durch seine unsinnige religiöse Gesetzgebung schändete. In einem Staate, dessen liberale Ueberlieferungen doch so alt sind, in einem Staate, der niemals der aristokratischen Herrschaft unterworfen gewesen ist, kann kein Lutheraner an dem Gottesdienste einer andern Konfession Theil nehmen, ohne eine Buße von zehn Thalern zu bezahlen; der Versuch, ihn zum Abfall zu bewegen, wird mit einer Buße von hundert Thalern bestraft, und mit der Verbannung, wenn es gelingt. Schweden ist das Toskana des Protestantismus. Aber was in den katholischen Staaten beinahe allgemein ist (denn man kann kaum einige kleine Länder ausnehmen, von denen einige zudem noch im Banne sind — Belgien, Baiern, Sardinien, die Republiken Neu-Granada und Venezuela), kommt in den protestantischen Gegenden nur so sehr ausnahmsweise vor, daß man kühn behaupten kann, es werde die schwedische Gesetzgebung nicht mehr lange dem wahren Geist der Reformation widerstehen.

LXV.

So fürchtet nun den Herrn, und dienet ihm treulich und rechtschaffen, und lasset fahren die Götter, denen eure Väter gedienet haben, jenseits des Wassers und in Egypten, und dienet dem Herrn.
Josua, 24, 14.

So liegt denn der Grundsatz der religiösen Freiheit überall bei den Protestanten. Darf man daraus schließen, daß die

---

*) Nicolas, a. a. O. 480.

Reform vor jeder Gefahr geſchützt ſei? Wahrlich nein! Ich erblicke eine bedeutende darin, daß ſich gewiſſe Geiſter und ſelbſt gewiſſe Schulen zum Fanatismus neigen, dem ſich die Reformatoren des 16. Jahrhunderts zu günſtig gezeigt haben. Jedes Glied unſerer Kirche wird erſtaunen, wenn er Glaubensbekenntniſſe, wie das folgende, mit Beifall aufnehmen ſieht. „Weil das ewige Heil nur von dem Verdienſt und von dem Tode Jeſu Chriſti herrührt, ſo iſt das Verdienſt unſerer Werke nur eine Thorheit, um nicht zu ſagen eine verwegene Gottloſigkeit". Er wird nicht weniger erſtaunen, wenn man ihm ſagt, daß es eine pelagianiſche Ketzerei iſt, „ſich einzubilden, daß der Menſch ſich durch gute Werke der Gnade würdig machen kann und ſoll" *).

Statt dieſer mit Fallſtricken angefüllten Formeln, welche aus Auguſtin, Prosper, Gerſon, Calvin, Janſenius, Quesnel abgeſchrieben ſind, und die dem fataliſtiſchen Quietismus ſo viele Entſchuldigungen darbieten können, wäre es beſſer, auf die alten Lehren der orientaliſchen Kirche zurückzukommen, die das Evangelium ſo gut mit dem geſetzmäßigen der menſchlichen Vernunft vereinbaren. Man wird den Männern, die ſo viel gekämpft und ſo viel geduldet haben, um dem Chriſtenthum den Sieg zu verſchaffen, den Vorwurf nicht machen können, daß ſie die Rechte des Glaubens mißkennen. Aber man wird bei Clemens von Alexandrien, bei Juſtin, dem Philoſophen und Märtyrer, bei Baſilius und Chriſoſthomus die gefährlichen Uebertreibungen jener afrikaniſchen Philoſophie niemals finden, welche der Biſchof von Hippo im Abendland verbreitet hat. Statt dieſen ſubtilen Lehrern des Fanatismus Gehör zu ſchenken, will ich lieber den berühmten Urheber des „Weckers" die Sprache unſerer alten und ehrwürdigen Kirchenlehrer ſprechen hören.

*) Man findet verſchiedene Formeln dieſer Lehre in Lecerf, Le protestantisme, 60. 61. 87 und in Merle d'Aubigné, La Réformation.

„Wir erklären beſtändig, daß der Glaube ſelbſt, daß der chriſtliche Glaube nur der Diener der Liebe iſt (the handmaid of love). — Wie glorreich und ehrenvoll er auch iſt, ſo iſt er doch nicht das Ziel des Geſetzes. Gott hat dieſe Ehre der Liebe allein aufbehalten. Die Liebe iſt das Ziel, das einzige Ziel aller Erlaſſe Gottes, vom Anbeginn der Welt an bis zur Vollendung aller Dinge" *).

So drückten ſich die orientaliſchen Kirchenväter aus, wenn ſie von den Beziehungen des Glaubens zu den guten Werken ſprachen. Was die Vorherbeſtimmung betrifft, ſo hat ſie ihre gründliche Kenntniß des Neuen Teſtaments, das in ihrer Sprache geſchrieben war, vor allen nebelhaften Sophismen bewahrt, welche die Orientalen nur zu oft für Tiefe gehalten haben. Sie verſtanden, dünkt mich, das Griechiſche der Apoſtel weit beſſer, als der Afrikaner Auguſtin, der Aquitaner Prosper und der Franzoſe Gerſon. Da ſie ſich übrigens mit der Wiſſenſchaft der Alten genährt hatten und die Erben der atheniſiſchen und alexandriniſchen Wiſſenſchaft waren, hätten ſie ſich wohl gehütet, die eine menſchliche Idee der Vorherſehung auf Gott anzuwenden: Gott ſieht — aber ſieht nicht vorher. Wie kann man denn glauben, daß er eines ſeiner Geſchöpfe zur Verdammung beſtimmt, ehe er deſſen Verbrechen, oder zur Herrlichkeit, ehe er deſſen Tugenden vorhergeſehen hat? Das Anſchauen der Verdienſte und die Vorherbeſtimmung zur ewigen Glückſeligkeit ſind in ihm zwei untrennbare Handlungen. Auguſtinus, der in den Rednerſchulen erzogen worden war, hat ſie unterſchieden und ſeine ſeltſamen Anſichten dem heiligen Paulus zuſchreiben wollen.

Wenn der große Apoſtel von der Nutzloſigkeit der Werke ſpricht, ſo haben unſere Theologen wohl erkannt, daß er die Verirrungen des Phariſäismus und deſſen unſinniges Vertrauen auf die durch das Geſetz gebotenen Werke im Auge

*) John Wesley, Sermons.

hat, die auch ohne jeden aufrichtigen Glauben und jede wahre Liebe gethan werden können, wie man ſich an den Katholiken in Neapel oder Mexiko überzeugen kann. Wenn man ſolche Werke verurtheilt, erklärt man dadurch die Hingebung und die erhabenen Opfer der chriſtlichen Liebe für nutzlos? Wenn man verſucht wäre, es zu glauben, ſo leſe man das herrliche Lob, das ihnen St. Jakob ertheilt*), und ſelbſt in St. Paulus eine mit Recht berühmte prächtige Stelle über die Herrlichkeit der Liebe**).

Die Unkenntniß der griechiſchen Sprache hat vorzüglich zur Verbreitung der Irrthümer beigetragen, die ich eben bezeichnet habe und welche ihren verderblichen Einfluß noch nicht verloren haben. Daraus erklärt ſich, warum die älteſten und tiefſten Kommentatoren des Evangeliums beinahe vollſtändig vergeſſen worden ſind. Man hat ihnen Theologen ohne Mäßigung vorgezogen, die aus barbariſchen Ländern gekommen ſind, aus Afrika, Gallien, aus dem Lande der Sarmaten, einen Tertullian, Auguſtin, Proſper, Hieronymus.

Dieß war zum großen Theil der Grund der Verirrungen, in welche die abendländiſche Welt verfallen iſt. Daher kommt die Begeiſterung für einen gefährlichen Myſticismus, welcher die Seelen aller Kraft beraubt, wenn ſie dieſelben nicht vergiftet. Die reformirte Kirche hat in mehreren Gegenden dieſes verderbliche Erbtheil Roms zurückgewieſen, möchte ſie ſich vollſtändig von demſelben befreien. Möchten in ihrem Schooße jene Kämpfe aufhören, die man für Eingebungen des heiligen Geiſtes gehalten hat; möchte man Erſcheinungen wie die, von der eine

---

*) Epiſtel St. Jacobi 2 Kap. — Ich führe nur einen einzigen Satz (V. 14) aus dieſer berühmten Stelle an, die allein hinreicht, um die Hypotheſen Luthers und Calvins zu widerlegen: *Τί τὸ ὄφελος, ἀδελφοί μου, ἐὰν πίστιν λέγῃ τις ἔχειν, ἔργα δὲ μὴ ἔχῃ· μὴ δύναται ἡ πίστις σῶσαι αὐτόν.*

**) Erſte Epiſtel St. Pauli an die Korinther Kap. 4.

ſchweizeriſche Zeitung ſpricht, nicht mehr ſehen müſſen: „Es gibt keine Thorheit, welche die „Seher" nicht begehen. Sie waren neulich in die Buchſer Kirche*) unter dem lauten Rufe gekommen, daß der Herr ihnen erſchienen ſei; das Regensberger Bezirksgericht hat ſie dafür zu zwei Wochen Gefängniß verurtheilt. — Es hätte ſie eher ins Spital ſchicken ſollen. Man lacht über ſolchen Unſinn, wenn man ihn in den Büchern des Mittelalters lieſt, aber er erfüllt mit Trauer, wenn man bedenkt, daß er in der Schweiz mitten im 19. Jahrhundert vorkommt."

Ohne ſo thöricht zu ſein, wie die Thatſachen, von denen wir eben geſprochen haben, ſind die **camps meetings** in Nordamerika nicht auch allzu überſpannte Erſcheinungen? „Erſt geſtern erzählte eine New-Yorker Zeitung, welche die Frevel, die Unglücksfälle, die der Geiſt des Aberglaubens**) in den letzten Monaten erzeugt hatte, in einem traurigen Bericht zuſammenfaßte, die Geſchichte jenes elenden Greiſes, welcher ermordet wurde, um die Ankunft des tauſendjährigen Reiches zu beſchleunigen***)." Ich weiß wohl, daß die Abendländer, Katholiken wie Proteſtanten, gar gern über unſere volksthümlichen Ueberlieferungen ſpotten. Der Gegenſtand iſt allerdings reich; aber wenn ein Grieche oder ein Rumane alle von dem abendländiſchen Myſticismus erfundenen Tollheiten ſammeln wollte, würde er nicht ein für die menſchliche Weisheit ſehr niederſchlagendes Buch ſchreiben? Die Völker haben noch viele Fortſchritte zu machen, ehe ſie die hohe Einfachheit des Evangeliums begreifen. Es ſind ſo viele Gewalten dabei intereſſirt, ſie in der Unwiſſenheit und im Aberglauben zu belaſſen!

---

*) Im Kanton Zürich.

**) Das von Joſ. de Maiſtre in ſeinen „St. Petersburger Abenden" ſo ſehr geprieſen wird.

***) Emile Montégut, Du Mormonisme in der Revue des deux Mondes, 19. Febr. 1856.

Die orientaliſche Kirche, welche dem Einfluß einer fataliſtiſchen Theologie zu widerſtehen wußte, hat nicht dieſelbe Kraft gezeigt, als das an den Ufern des Indus geborne Mönchsthum*) in die Chriſtenheit ſich eindrängte. Es hat derſelben Uebel zugefügt, die man nicht genug beweinen kann. Die römiſche Kirche hat dieſes traurige Geſchenk aus der Hand des Hieronymus und Auguſtinus erhalten. Die reformirte Kirche hat ſich allein, wenigſtens dem Grundſatze nach, vor dieſer Geißel zu bewahren gewußt. Die Reformatoren des 16. Jahrhunderts ſprachen ſich entſchieden und einſtimmig gegen die Mönchsorden aus. Hätten ſie dem Menſchengeſchlecht nur dieſen einzigen Dienſt erwieſen, würden ſie dadurch die Bewunderung und die Anerkennung aller derer verdienen, welchen das Evangelium höher ſteht, als der Vortheil der Sekten. In der That, man überlaſſe, nachdem man die liberalſten und chriſtlichſten Ideen verkündigt hat, die Menge dem verborgenen, gewandten und beharrlichen Einfluß der Klöſter, und man wird alle Mißbräuche und alle Irrthümer allmälig wieder aufleben ſehen. Dieß iſt in Frankreich nach der denkwürdigen Revolution von 1789 geſchehen, welche die Emanzipation des Volkes auf ewig ſicher zu ſtellen ſchien. Die Bourbonen haben, indem ſie nach Napoleons Sturz den Mönchskörperſchaften die Thore Frankreichs wieder öffneten, den Sieg der ultramontanen Grundſätze verbreitet, worüber ſich jetzt der franzöſiſche Leichtſinn wundert. Man überlaſſe ihm die jungen Geſchlechter noch eine Zeit lang, und wir werden bald das Vaterland Mirabeaus, Couriers und Berangers mit Hülfe eines Konkordats in der Weiſe Oeſterreichs, wie Wien, Neapel, Mailand, Liſſabon, Madrid, Parma und Florenz unter das Joch der mönchiſchen Cenſur kommen ſehen.

Selbſt die proteſtantiſchen Länder ſind durch ihre Toleranz den Umtrieben der ehrwürdigen Väter ausgeſetzt. Sie unterhalten in Holland beſtändige Aufregung; in Großbrittannien iſt

*) S. Bochinger, La vie contemplative des Hindous.

Irland für sie eine Art Vendée, von wo sie die Gewissensfreiheit des vereinigten Königreichs bedrohen; in Preußen sind sie in der Rheinprovinz und im Großherzogthum Posen, an den beiden Enden der Monarchie, trefflich organisirt; sie sind mächtig genug gewesen, um die Eidgenossenschaft in einen Krieg zu verwickeln, der die Klöster so wenig zu Grund gerichtet hat, daß man die Güter des Klosters Einsiedeln allein auf zwölf Millionen schätzt; in den Vereinigten Staaten wird ihnen die irländische Auswanderung und der Anschluß der spanisch-mexikanischen Provinzen erlauben, einen beklagenswerthen Einfluß auf die Geschicke des Bundes auszuüben. Wer weiß, ob sie nicht bei den häufigen Parteikämpfen eines Tages mit der verschmitzten Beharrlichkeit, die sie charakterisirt, einen mexikanischen Sonderbund organisiren?

Aber ich will hier Betrachtungen nicht wiederholen, die ich in meinem Werke: „Das Mönchsleben in der orientalischen Kirche" zu entwickeln versucht habe. Ich will mich bloß mit der Wiederherstellung der klösterlichen Anstalten im Schooß des Protestantismus beschäftigen. Nichts ist so ausdauernd, als der Geist, der diese Anstalten erzeugt; Nichts ist so geschickt, sich in Formen zu hüllen, die geeignet sind, ihm Eingang zu verschaffen. Diese Erscheinung kann in den reformirten Kirchen Englands, Deutschlands, Frankreichs und der Schweiz nachgewiesen werden. Die klösterlichen Körperschaften haben sich dort mehr oder weniger vollständig entwickelt, je nachdem sich der Protestantismus dem Wesen der römischen Kirche mehr oder weniger nähert.

In England, wo das Prinzip des Katholizismus und der Reformation eine Art Vergleich geschlossen haben, hat der Puseysmus*), dieser Bastard des Katholizismus, keine Mühe gehabt, die Klöster wieder herzustellen. Einer der höchststehenden Prälaten der englischen Kirche sagte, indem er von den

*) Die Sekte des Dr. Pusey.

Bedürfnissen der Kirche sprach: „Es muß etwas dem Klostersysteme der römischen Kirche Aehnliches eingeführt werden*)." — Die Universität Cambridge sprach sich in einer Konferenz noch offener aus: „Die Unterdrückung der Klöster durch Heinrich **VIII.** ist ein schreckliches Unglück gewesen; die gegenwärtigen Verhältnisse erheischen gebieterisch die Wiederherstellung ähnlicher Anstalten unter uns**)."

Miß Sellon hat es übernommen, durch die Gründung des religiösen Ordens der **Sisters of Mercy*****) diese Wünsche zu verwirklichen. Ein protestantischer Geistlicher, der Ehrwürdige James Spurell hat in einer merkwürdigen Schrift: **Miss Sellon and the Sisters of Mercy**†) den Charakter dieses geistlichen Vereins in helles Licht gestellt. Diese Notizen waren ihm von einer jungen Dame mitgetheilt worden, welche das Kloster verlassen hatte und von dem Einfluß der Aebtissin befreit worden war.

Der Verein der **Mercy** besteht aus drei Klassen. Die erste, die vom heiligen Herzen (eine Erinnerung an Maria Alacoque), hat ein Dreieck mit einem von einem Pfeil durchstochenen Herzen zum Sinnbild; die zweite, die ihren Namen vom heiligen Geist entlehnt, hat ein Dreieck, auf welchem ein Kreuz mit einer Taube steht; die dritte ein Dreieck mit einem Crucifix.

Die Grundgesetze haben wesentlich klösterliches Gepräge. Der Gehorsam wird folgendermaßen vorgeschrieben: „Du, die du dein Urtheil und deinen Willen Gott geweiht hast, sollst in der Unterwerfung wachsen, die du angelobt hast. Da Gott

---

*) Worte des Bischofs von London. — Hospitals and Sisterhoods, London, Murray, 1854.

**) Beschluß vom J. 1846.

***) Man sehe für die genauere Kenntniß dieses Ordens The christian Times Nr. 27. 28. 29 v. J. 1849.

†) London, 1852.

ſo viel bedeutet, als die Aebtiſſin, ſo ſpricht man alſo in hochtrabendem Ton von der Unterwerfung, zu welcher die Schweſtern gegen ſie verpflichtet ſind. „Du ſollſt dich immer an die geiſtliche Mutter*) wenden, ihr mit heiliger Liebe**) gehorchen, und jeder Zweifel über die Weisheit des dir gegebenen Befehls in deinem Geiſte unterdrücken.“ Nachdem Spurell mehrere eben ſo klare Stellen angeführt hat, bemerkt er mit vollem Recht, daß die Vorſteherin ſichs angelegen ſein läßt, ihre Autorität mit der Autorität Gottes zu verſchmelzen. Daher ſagte auch Miß Sellon zu Miß **: „Wenn du mich hörſt, mußt du denken, daß du Chriſti Stimme hörſt!“ — Dieſe Gotteslästerung iſt der Ausgangspunkt des Syſtems vom paſſiven Gehorſam des Mönchsthums, welcher nothwendig zum **fustis ac cadaver** des Jeſuitismus führen muß.

Das Cölibat iſt unerläßlich; nur hat man noch nicht gewagt, es durch ein ewiges Gelübde aufzuerlegen. Aber man weiß, daß dieſes Gelübde den Puſeiſten keinen Widerwillen einflößt.

Hierauf kommt die auf die Armuth bezügliche Stelle: „Eine Schweſter ſoll ohne Erlaubniß Nichts verlangen noch annehmen.“ Aber wenn die Schweſter nichts beſitzt, ſo beſitzt dagegen der Orden.

Was die religiöſen Uebungen betrifft, ſo ſind ſie durchaus römiſch. Man beichtet in der Anſtalt von Devonport. Eine der Schweſtern erhielt einſt als Strafe den Befehl, das Zeichen des Kreuzes mit der Zunge auf dem Fußboden zu machen. Sind das nicht die Kindereien der orientaliſchen oder lateiniſchen Klöſter? Die Lieblingslektüre der proteſtantiſchen Nonnen von Devonport iſt das Buch von der Nachahmung Chriſti, welches von den reformirten Myſtikern beinahe eben ſo hoch

---

**) Man erinnert ſich an die Stelle in Greſſet's Vert-Vert: „Unſre Mutter und unſer Gewiſſensrath.“

**) Welches Kauderwelſch!

gestellt wird, als die Bibel, dieses Buch, das sie in ihren täglichen Andachtsübungen „der Bibel oft vorziehen", dieses Buch, welches eine Bäuerin mit wahrer Beredsamkeit „ein Buch der Trauer" nennt, im Gegensatz zur heiligen Schrift, welche für sie ein „Buch der Freude" war*). Der Verfasser der „Ehe vom christlichen Standpunkt" scheint uns gegen ein Werk nicht zu streng zu sein, welches den verderblichen Quietismus der Mönche unter dem Vorwand rechtfertigt, sie von der Welt und dem Leben abzuschließen.

Spurell begnügt sich nicht, die Verfassung des neuen Ordens zur Kenntniß zu bringen, er zählt auch mit großer Unparteilichkeit die mildthätigen Werke auf, mit denen sich derselbe beschäftigt. Die Betrachtungen, die er darüber anstellt, haben eine große Tragweite, und passen vortrefflich auf alle verwandten Anstalten, auf die römischen, wie auf die orientalischen und protestantischen. Er sagt, daß diese milden Werke, die an sich vortrefflich sind, nicht von dem System des Ordens getrennt werden dürfen, denn der Geist der Körperschaft drückt ihnen nothwendig ihren falschen Charakter auf. Sie dienen dazu, verderbliche Anstalten zu unterstützen, das Publikum zu verführen, welches der Körperschaft eine Unterstützung gewährt, die es ihm verweigern würde, wenn es die wirklichen Tendenzen dieser Vereine durchschaute, welche kein Segen für ein Land sein können, da sie mit ihren Almosen zugleich Irrthümer verbreiten.

Im protestantischen Deutschland hat das Mönchsprinzip sich nicht so offen gezeigt. Und doch ist es nicht schwer, dessen wesentliche Nachtheile in Kaiserwerth und in Duisburg zu erkennen. Kaiserwerth interessirt uns vorzugsweise, nicht bloß weil diese Anstalt die protestantischen Länder mit ihren Verzweigungen bedeckt hat, sondern weil es Filiale im Kanton

---

*) Madame la comtesse de Gasparin, Des corporations monastiques au sein du protestantisme, I., 173.

Baſelland, zu Richen*), und im Kanton St. Gallen**) gegründet hat. Wenn man Kaiſerwerth kennt, ſo weiß man auch welche Tendenz die Anſtalt in Richen hat.

Wir finden in Kaiſerwerth, das von Fliedner gegründet wurde, das Cölibat, den klöſterlichen Gehorſam, die Verzichtleiſtung auf Beſoldung ganz ſo wie in Devonport. Nach dem fünften Artikel der Statuten werden nur junge Mädchen oder Wittwen aufgenommen. Fliedner bedient ſich, wenn er von einer verſtorbenen Schweſter ſpricht, ſolcher Ausdrücke, welche ein Jeſuit oder ein Dominikaner gebrauchen könnten: „Ja ſie war eine von jenen Jungfrauen, welche dem Lamm überall hin folgen, wo es hingeht.“ Der ſechste Artikel ſetzt, wie überhaupt die Reglemente in ihrer Geſammtheit, voraus, daß der Dienſt der Diakoniſſinnen unentgeldlich iſt. Wie ſollte man übrigens in einem ſo engelgleichen Zuſtand von gemeinem Lohn reden? — „Welche Ehre kommt euch zu, „ſagt Fliedern zu ſeinen Schweſtern, „da ihr euch dem Herrn der Herrn als Mägde weihet.“ — „Die andern Chriſten,“ fügt die Frau Gräfin von Gaſparin hinzu, „widmen ſich ihm in einem gewiſſen Maße; das iſt eben nur die Maſſe der Gläubigen, das iſt das Bürgervolk. Aber die Schweſter! Durch eine wirkſamere Demuth, durch ein entſchiedenes Aufgeben ihrer ſelbſt, dadurch, daß ſie Gott Dinge gibt, die er nicht verlangt hatte, erhebt ſie ſich zum höchſten Grade. Dieſe iſt vorzugsweiſe die Magd Jeſu; ihr gebührt eine beſondere Ehre, und damit ſie es nicht vergeſſe, wiederholt man ihr bis zum Ueberdruß — während man ſie zugleich ermahnt, ſich in ihrer eigenen Meinung zu erniedrigen — man wiederholt ihr im Leben, daß ſie die Tochter Sions iſt, und nach dem Tode, daß ſie eine von den hundert vier und

---

*) S. Semaine religieuse, 17 Déc. 1853.

**) S. Madame la Comtesse de Gasparin, Des corporations monastiques 1, 39.

vierzig Jungfrauen iſt, welche dem Herrn Jeſus überall hin folgen, wohin er auch gehe*)."

Iſt es nun bei ſolchen Anſichten auffallend, daß Fliedner für die Einſegnung der Schweſtern die katholiſchen Gebräuche der religiöſen Orden eingeführt hat? Als ſich die Diakoniſſinnen von Kaiſerwerth nach Berlin überſiedelten, geſchah ihre Einſetzung mit dem größten Glanz in Gegenwart des Königs, der Miniſter und des Hofs. Der Biſchof Neander ſegnete den Pfarrer Schultz als Kaplan der Anſtalt ein. Die Schweſtern und die Vorſteherinnen ſtanden vor dem Altar. Der Biſchof richtete eine Rede über ihre Pflichten an dieſelben, und ſie empfingen die Weihe knieend mit Auflegung der Hände. Vier Jahre nach dieſer Feierlichkeit las man im Journal des Debats**): „Der Orden der Diakoniſſinnen hat geſtern den vierten Jahrestag ihrer Einſegnung begangen. Die Feier ſchloß mit der Verleihung der Diakonatswürde an vier Novizen, welche den Segen der Vorſteherin vor dem Altar empfangen haben, und ſogleich mit der Tracht der Diakoniſſinnen bekleidet worden ſind." Sollte man nicht glauben, eher in Madrid oder Neapel zu ſein, als in Berlin?

Die klöſterliche Anſtalt, welche zu Echallons im Kanton Waadt gegründet und nach Saint-Loup verlegt wurde, bietet die nämlichen Züge dar, doch ſind ſie weniger ausgeprägt als in Devonport und in Kaiſerwerth, da der ſchweizeriſche Proteſtantismus von Rom weiter entfernt iſt, als der Proteſtantismus Cramers und Luthers.

Die Armuth wird durch folgende Beſtimmung vorausgeſetzt: „Die Anſtalt ſorgt für den Unterhalt der Schweſtern, ſie bewilligt ihnen keine Beſoldung in Geld, und bietet ihnen einen Ruheſitz in ihren Mauern." — Folgendes bezieht ſich auf den Gehorſam: „So lange eine Schweſter zur Gemeinſchaft ge-

*) Madame la Comtesse de Gasparin, a. a. O.

**) Vom 15. Okt. 1851.

hört, bleibt ſie unter der Gewalt des Vorſtehers und der Vorſteherin.“ Wenn man dem Paſtor Germond ſagte, daß er auf die Bahn der römiſchen Kirche zurückkehrt, würde man ihm vermuthlich eine große Freude bereiten. Hat er nicht folgende merkwürdige Zeilen geſchrieben: „Man muß geſtehen, daß wir es verſtanden haben, die leichteſte Rolle zu wählen, wir dagegen die ſchönſte den Katholiken überlaſſen haben?“ Wenn dem alſo iſt, wenn ſich das Ideal in den römiſchen Klöſtern findet, was thut ihr denn in der reformirten Kirche? Es wundert mich nicht mehr, wenn der Paſtor Germond an einem andern Orte die reformirte Kirche „eine religiöſe Geſellſchaft nennt, die mit geiſtlichem Hochmuth, mit der Liebe zur Unabhängigkeit und mit dem Geiſte des Widerſpruchs und des Streits geſchwängert iſt.“ Er würde gewiß in Palermo, Neapel und Florenz mehr Gelehrigkeit und weniger Beſprechungen, weniger Unabhängigkeit finden. Dort herrſcht die Einheit des Deſpotismus.

Das Cölibat iſt in Saint-Loup eingeführt, wie in Devonport. Der Paſtor Germond fordert die Mädchen, die der Ehe entſagt hätten, auf, „aus Liebe zum Heiland Schweſtern der Unglücklichen zu werden“.

Uebrigens ſind alle dieſe Opfer nothwendig, um zum engelgleichen Leben des Mönchsthums zu gelangen. „Ich glaube,“ ſagt Germond ſehr naiv, „daß wenn ein Engel unter allen Beſchäftigungen auf der Welt zu wählen hätte, er keine andere als dieſe wählen würde.“ — „Das iſt alſo,“ ruft Frau Gaſparin voll edlen Unwillens aus, „das Beſte, was wir Proteſtanten den Römiſch-Katholiken zu bieten haben; das iſt, was jene edlen Bekehrten, welche von der Finſterniß des mönchiſchen Geiſtes zum Licht des evangeliſchen Geiſtes übergehen, gleich Anfangs bei uns finden werden! Statt ihnen die freiwillige Hingebung zu zeigen, und die Liebe, wie Jeſus und die Apoſtel und die heiligen Frauen ſie ausgeübt haben, eilen wir ihnen entgegen mit unſern klöſterlichen Orden: „Sehet, Brüder, wir haben ſolche auch wie in Rom, — Rom hat nicht ganz Un-

recht, wenn es das Cölibat, den Gehorsam, die Armuth organisirt; beeilt euch nicht, es zu verdammen, ihr würdet ein wenig zu weit gehen; nehmt euch in Acht, daß der Geist der Reformation euch nicht fortreiße*)!"

Wir haben unsere Meinung über den Zustand des Protestantismus in der Schweiz mit vollkommener Offenheit gesagt. Ohne zu dieser Kirche zu gehören, nehmen wir aus vollem Herzen den lebhaftesten Antheil an ihren edlen Bestrebungen, dem großen Grundsatz des Orients, „der Unabhängigkeit der Christen von jeder Herrschaft menschlichen Ursprungs" im Abendland den Sieg zu verschaffen. Wir haben uns mit ihren innern Spaltungen nicht beschäftigt. Die zwei hauptsächlichsten sind in der Eidgenossenschaft „die Staatskirche", die mehr oder weniger mit der Regierung der Kantone verbunden ist**) und die „freie Kirche", welche ihre Gegner mit dem Namen Methodismus bezeichnet und die sich selbst oft den seltsamen Namen „Wecker" (Reveil) gibt.

LXVI.

Eine harte Sclaverei.
2. Mosis, 1, 14.

Wenn es unter den Protestanten der Schweiz manche gibt, welche, ohne es zu ahnen, die Ideen der römischen Kirche annehmen, so gibt es im Gebiete der Eidgenossenschaft nicht allein

---

**) Madame de Gasparin, Des corporations monastiques. — Suisse. — Saint-Loup. — Das Werk der Frau von Gasparin ist ein großes Gemälde, auf welches wir unsere Leser verweisen. Wir haben nur einige bedeutsame Züge mittheilen können.

**) S. Cherbuliez, De la démocratie en Suisse.

einzelne Perſonen, ſondern ganze Kantone, welche die Dogmen dieſer Kirche ausdrücklich als ihren Glauben anerkennen. Dieß iſt eine unermeßliche Gefahr für einen demokratiſchen Staat. In der That ſind die Intereſſen Roms und die der abſoluten Monarchie ſeit langer Zeit verſchmolzen. Diejenigen, welche Rom angehören und zu gleicher Zeit die liberalen Ideen lieben wollen, verzichten ſtillſchweigend auf das Prinzip des Katholizismus. Wenn man ſich einen richtigen Begriff von dieſem Prinzip machen will, muß man es nicht in Frankreich ſtudiren. Die großen Männer dieſes Landes, Gerſon, Boſſuet, Pascal, Arnauld, Nicole, Racine, Descartes, ſeine gelehrteſten Biſchöfe, De Bauſſet, La Luzerne, Duvoiſin, Freyſſinous, Affre, ſind von den Päpſten immer wie Ketzer betrachtet worden. Die Redaktoren des „Univers" haben Recht, ihnen den Namen römiſch-katholiſch zu verweigern; denn ſie ſtrebten alle darnach, das eigentliche Weſen des römiſchen Syſtems, das Dogma vom unfehlbaren Papſtthum, zu vernichten, und ſie verſuchten, ſich mehr oder weniger der Verfaſſung der orientaliſchen Kirche anzunähern, in welcher Alles von den Biſchöfen entſchieden wird. Man darf daher den Titel „älteſte Tochter der römiſchen Kirche" nicht ernſtlich nehmen, den Frankreich aus Ironie angenommen zu haben ſcheint. Dieſer Titel würde ſich für das Spanien Philipps II. weit beſſer eignen, als für das Vaterland Ludwigs XIV., Boſſuets, Pascals und Napoleons. Der Sieger von Marengo verſetzte trotz ſeiner Neigung für die antiliberalen Verfaſſungen den Papſt Pius VII.*) in eine Lage, die noch weit bedeutungsloſer war, als die, welche Ludwig XIV. dem römiſchen Biſchof zugeſtehen wollte.

Der große König trotzte allerdings dem Papſt ſogar in deſſen Hauptſtadt**), doch ging er nicht ſo weit, daß er ihn, wie Napoleon in Fontainebleau, eingegrenzt hätte. Als die Bour-

*) S. Artaud de Montor, Hist. de Pie VII.

**) S. Leop. Ranke, Fürſten und Völker.

bonen der älteren Linie auf das Kaiſerreich folgten, gaben ſie die gallikaniſche Unabhängigkeit nicht auf. Ludwig **XVIII.**, dieſer aufgeklärte Fürſt, war nicht dazu geneigt, und Karl **X.** hätte es trotz ſeiner Hingebung an die Jeſuiten nicht zu thun gewagt. Ludwig Philipp endlich kannte die Bedürfniſſe ſeines Jahrhunderts zu gut, als daß er jemals dem römiſchen Hof die ſchmählichen Zugeſtändniſſe gemacht hätte, welche er vor Kurzem dem Mangel an Erfahrung und der Schwäche des Kaiſer Franz Joſeph entriſſen hat.

Man hat in den ſüdlichen Ländern das Weſen des Römerthums beſſer verſtanden. Spanien, Italien, Portugal, Südamerika, das ſind die wahren römiſch-katholiſchen Länder. Für ſie iſt „Papſt und Kirche nur Eins". Das iſt die eigentlichſte Formel der abſoluten Monarchie. „Der Staat bin ich," ſagte Ludwig **XIV**. Es ſcheint übrigens, daß ſich die franzöſiſchen Biſchöfe entſchloſſen haben, die alte Unabhängigkeit ihrer Kirche aufzuopfern*), welche übrigens ihres ganzen Ruhms beraubt iſt. Mit dem Biſchof Frayſſinous hat ſie den letzten ihrer Lehrer hinſterben ſehen. Ihre theologiſchen Fakultäten ſind verlaſſen: ihre Biſchöfe geben jeden Augenblick Beweiſe einer unglaublichen Unwiſſenheit; ſie ſchreiben Hirtenbriefe über prophetiſche Tiſche, über das Wunder in La Salette**), über die Gefahren der Toleranz und der Aufklärung***), über die Ueberſchwemmungen

---

*) S. E. de Pressensé, Du catholicisme en France. — Premier signe de décadence, Ultramontanisme.

**) Man muß das merkwürdige Werk des Cardinals Villecourt, eines ehemaligen franzöſiſchen Biſchofs, leſen: Nouveau récit de l'apparition de la Sainte Vierge sur les montagnes des Alpes. La Rochelle, 1848, denn die Schriften des Abbé Rousselot, Grenoble 1851 u. 1853 und des Abbé Gobert, Un pélérinage à la Salette. Lille, 1854.

***) E. de Pressensé, Le catholicisme en France. Troisième signe de décadence. Pauvreté de la littérature catholique.

u. ſ. w. Sie haben alle Würde verloren; indem ſie im Zeitraum einiger wenigen Jahre die widerſprechendſten politiſchen Grundſätze lehrten. Muß man ſich aber darüber wundern? Jedermann in Europa weiß, daß die geiſtlichen Auszeichnungen nur noch der Lohn einer ſervilen Unterwürfigkeit ſind. Es bleibt den franzöſiſchen Biſchöfen Nichts mehr übrig, als im Vatikan die Reliquien des heiligen Gregors **VII.**, des heiligen Pius **V.**, des Paters Potot und des Paters Loriquet zu küſſen*). So iſt denn die ehemals ſo berühmte Regierung dieſer Kirche mit vollem Recht in die Redaktionszimmer des „Univers" verlegt worden. Schon gebärdet ſich der Redakteur Veuillot**) als Nachfolger des Kanzlers Gerſon, des „allerchriſtlichſten Lehrers" und des „Adlers von Meaux". Warum nicht?

„Gott überhäuft mit ſeinem vollſten Segen
Die, welche ſich dem Papſt zu Füßen legen."

So haben die politiſchen Verhältniſſe in Frankreich Ergebniſſe herbeigeführt, welche die Nachfolger Clemens **XIV.** niemals zu träumen gewagt hätten. Die römiſche Kirche iſt jetzt im Papſtthum concentrirt. Eine ſolche Organiſation läßt, wie man leicht begreift, den Biſchöfen eine nur ſehr beſcheidene Stellung. Sie ſind und handeln nur „durch die Gnade des heiligen apoſtoliſchen Stuhls". Man hat es in der Art Kirchenverſammlung gut ſehen können, welche bei Gelegenheit des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß in Rom abgehalten worden iſt**). Die um den königlichen Hohenprieſter vereinigten Prälaten der römiſchen Welt durften weder berathen noch ſtimmen. Sie haben einfach, in den Staub niedergeworfen, die unfehlbare Stimme des „irdiſchen Gottes" angehört***).

---

*) E. de Pressensé a. a. O. Quatrième signe de décadence, Rôle du catholicisme dans la crise des dernières années.

**) Man ſ. die geiſtreiche Flugſchrift „Rome à Paris" von Bungener.

***) Froiſſard berichtet, daß die Kardinäle des Gegenpapſtes

LXVII.

Omnia serviliter pro dominatione.

Tacitus.

So muß man denn die wahren Werkzeuge des Papſtthums nicht im Episkopus ſuchen. Die abſoluten Gewalten verabſcheuen die Ariſtokratie. Sie nehmen ſie hin, indem ſie ſie haſſen. So mißtraut auch Rom den Biſchöfen, ihrem Titel als Nachfolgern der Apoſtel, den Erinnerungen der Unabhängigkeit, an welche dieſer Name erinnert. Ihre ergebenen Agenten ſind die Nuntien und die Mönche.

Die Nuntien, welche aus der römiſchen Geiſtlichkeit gewählt werden, und deren ganze Zukunft von der päpſtlichen Gunſt abhängt, zeigen an den Höfen eine unbeſtreitbare diplomatiſche Geſchicklichkeit. Sie haben den Auftrag, den Grundſatz, den die römiſchen Biſchöfe ſeit Gregor I. zum Wahlſpruch genommen zu haben ſcheinen: »**Divide et impera**« dort in Anwendung zu bringen. Die Einheit der Schweiz, wo ſie ſich die Befugniſſe eines Erzbiſchofs angemaßt haben, hat keine erbitterteren Gegner. Der Sieg der Eidgenoſſenſchaft über den Sonderbund

---

Clemens VII. ſich in einem Brief an Karl VI. alſo ausdrückten: „Da es nur einen einzigen Gott im Himmel gibt, **kann es auch nur einen einzigen Gott auf Erden geben.**“ (Froiſſard, III., 147.) Angelus Politianus ſagte in einer Anrede an den zu berüchtigten Alexander VI.: „Wir freuen uns, daß du über alle menſchlichen Dinge geſtiegen, und **bis zur Göttlichkeit ſelbſt erhoben worden biſt**.“ — Man ſah in den Straßen Roms das Wappen Alexanders (Cäſar Borgia) mit folgenden Diſtichen:

„Caesare magna fuit, nunc Roma est maxima, sextus
Regnat Alexander: ille vir, **iste Deus.**“

(Unter Cäſar war Rom groß, nun iſt es am größten, da Alexander VI. herrſcht: jener war ein Mann, **dieſer** iſt ein **Gott.**)

hat freilich ihr Truggewebe zerriſſen. Aber wie unklug iſt es, ihnen zu geſtatten, die Fäden wieder anzuknüpfen. Der gegen die Jeſuiten erlaſſene Ausweiſungsbeſchluß hätte die Nuntiatur, dieſen ewigen Heerd von Verſchwörungen, nicht verſchonen ſollen*).

Die Mönche leiſten dem Vatikan durch den Eifer, mit welchem ſie die Biſchöfe überwachen und in Schranken halten, noch größere Dienſte als die Nuntien. Rom bedient ſich dieſer ſervilen Demokratie gegen die Ariſtokratie der Weltgeiſtlichkeit, gerade wie ſich die Bourbonen vor der Revolution bürgerlicher Hände bedient haben, um die Feſtungen der Edelleute zu zerſtören. Man würde nicht zu Ende kommen, wenn man die zahlloſen weißen, ſchwarzen oder grauen Bataillone ſchildern wollte. Die bekannteſten — wir nennen ſie nach der chronologiſchen Ordnung — ſind die Benediktiner, die Franziskaner, die Dominikaner, die Jeſuiten, die Brüder der chriſtlichen Schulen, die Ligorianer oder Redemptoriſten. Dieſes große Mönchsnetz umſchnürt die ganze katholiſche Gemeinde. Die Jeſuiten wirken vorzüglich auf den Adel, für deſſen Kaſte ſie eine merkwürdige Nachſicht beweiſen**). Die Franziskaner leiten die ungebildete Menge, und die unwiſſenden Brüder die Kinder. Alle arbeiten nach demſelben Zwecke hin und erhalten einen einzigen Antrieb. Der Zweck iſt der Sieg des päpſtlichen Deſpotismus; der Antrieb kommt von dem Ordensgeneral, der immer in Rom reſidirt***). Den unmittelbaren Befehlen der Centralgewalt unterworfen, muß er ſie bis ans Ende der Welt verbreiten. Nichts kann

*) Obgleich die Angelſachſen die freieſten Völker der Erde ſind, und die päpſtlichen Intriguen am wenigſten zu fürchten haben, hat man ſie doch nie dazu bringen können, römiſche Nuntien in den von ihnen beherrſchten Ländern anzunehmen. Man erkennt ſchon darin die Ueberlegenheit ihres politiſchen Talents.

**) S. Pascal, Les Provinciales. — Michelet et Quinet, Les Jésuites.

***) Der Vorſteher der Brüder der chriſtlichen Lehre iſt der einzige, der nicht in Rom reſidirt, ſondern, wenn ich nicht irre, in Paris.

einen Begriff von der Macht einer ſolchen Organiſation geben, in welcher man — freilich ſeiner edlen Energie beraubt — den politiſchen und Herrſchergeiſt der alten Römer wieder findet.

„Tu regere imperio populos, Romane memento“.

Handelt es ſich darum, einen Mann von Muth und Talent, den man fürchtet, in böſen Ruf zu bringen, ihm alle möglichen Verlegenheiten zu bereiten, ſein Leben mit Prüfungen und Unannehmlichkeiten zu erfüllen? Ein aus dem Kabinet Sr. Eminenz des Kardinals, Staatsſekretairs, dieſes Großveziers des Papſtthums*) ausgegangenes Wort widerhallt von der Tiber bis zum Miſſiſſippi, von den Steppen Polens bis an den Ufern des Bengaliſchen Meeres. Soll man eine Idee, eine Verfaſſung, eine Regierung verdächtigen? Der ehrwürdige Pater Touſſaint wird einige Zeilen im „Univers“, der Pater Pankraz in der „Civilta Cattolica“, der Pater Boniface in der „Dubliner Revue“ ſchreiben u. ſ. w., und man wird in einigen Tagen ſehen, wir dieſe Weiſung mit einer bewundernswürdigen Uebereinſtimmung ausgeführt wird. In der That, es hat das Mönchsthum, welches die Preſſe lange Zeit als ein Werkzeug Satans betrachtet hatte, ſeit einigen Jahren begriffen, wie großen Vortheil ihm ſeine mächtige Hierarchie aus derſelben zu ziehen erlaubt. Bald ſind es die Mönche ſelbſt, die wie in Rom und Neapel mit eigenen heiligen Händen die Zeitungen, die Revuen und Flugſchriften redigiren, welche beſtimmt ſind, die „katholiſche Civiliſation“ gegen die Barbaren zu vertheidigen, welche die Toleranz, die Freeiheit der Beſprechung und die andern Gräuel von 1789 zu verlangen wagen. Bald gebrauchen ſie, wie in Paris, in London, in Köln, „um den guten Kampf zu kämpfen“, kurzröckige Jeſuiten, denen die Einkünfte der Zeitungen überlaſſen werden. Man ſichert ihnen

*) Ranke hat zuerſt dieſe Vergleichung gemacht. Aber die Groß-Veziere des Sultans Abdul-Medjid ſind weit liberaler als Monſignor Antonelli.

den Schutz der ehrwürdigen Väter aller Farben zu, oder fromme und reiche Erbinnen und die Gunst der absoluten Regierungen, welche sie mit Pensionen und Orden überschütten. Mit diesen Hülfsmitteln können sie ohne allzugroße Gefahr ihre heiligen Kämpfe „gegen die unverbesserlichen Feinde der Ordnung, der Religion und der Gesellschaft“ führen. So nennt man nämlich im Styl der Sakristei alle diejenigen, deren Thatkraft und Geist man fürchtet, und deren größtes Verbrechen darin besteht, daß sie sich nicht unter das Joch Roms und des Despotismus beugen wollen.

LXVIII.

Ist denn Israel ein Knecht oder leibeigen?
Jeremias, 2. 14.

Man begreift leicht, wie bei einer solchen religiösen Organisation der Zustand der Weltlichen beschaffen sein muß. Die reformirte und selbst die orientalische Kirche haben ihnen nach dem Willen Christi und den apostolischen Ueberlieferungen gemäß einen bedeutenden Einfluß zugestanden. Unter der absoluten Herrschaft des Papstthums kann dies natürlich nicht der Fall sein. Man scheint sie in Rom nur wie einen Pachthof zu betrachten, von dem man den größtmöglichsten Vortheil ziehen muß. Wie viele schmähliche Mittel ergreift man nicht, um diesen Zweck zu erreichen! Nachdem man gelehrt hat, daß das Meßopfer von unendlichem Werth ist, schämt man sich nicht, mit einem groben Widerspruch, den nur die Geldgier eingeben kann, Hunderte von Messen zu verlangen, um eine Seele aus dem Fegfeuer zu retten. Ist dies nicht der letzte Grad der Erniedrigung? Uebrigens sollte man sich nicht zu sehr beklagen,

wenn ſich die römiſche Kirche begnügte, ihre Opfer um einen unendlichen Preis“ zu verkaufen. Ach! ſie treibt ſogar mit den Dingen Handel, welche ſie, wie die Dispenſen und die Sakramente, für obligatoriſch erklärt. Man bezahlt eine Taufe und eine Ehe wie ein Theaterbillet. Doch iſt man ſo klug geweſen, die Beichte, welche die Gläubigen nicht ſehr anzieht, mit keiner Steuer zu belegen*). Ach, wenn Chriſtus wieder auf die Erde käme, was würde er von dieſen Krämerſeelen ſagen, die ſich von Neuem im Tempel niedergelaſſen haben? Er, der die Leute „Diebe“ **) nannte, welche mit Thieren Handel trieben, wie würde er die nennen, welche nicht allein die Gnadenmittel, ſondern ſogar das Blut und den Leib des Menſchenſohnes um Geld ausbieten? Die römiſchen Prieſter ſind vollkommen die Nachfolger derjenigen, welche im 16. Jahrhundert durch den ſkandalöſen Ablaßverkauf das Gewiſſen der chriſtlichen Welt empört haben***). Ihre Accidenzien bringen in Paris fünf Millionen ein†). Ihre Raubgier iſt eine der Urſachen, die ſie noch bei den Handwerkern und Bauern unbeliebt macht. Man verſuche, die Völker der Lombardei, der römiſchen Staaten und von Frankreich ihren eigenen Eingebungen zu überlaſſen; man laſſe ab, ſie mit Hülfe furchtbarer Heere zu unterdrücken, und man wird bald ſehen, wie lange ſie ihre Kardinäle, ihre Prieſter und Mönche behalten††). Wie traurig iſt aber der Zu-

---

*) Wenn die orientaliſche Kirche von den nämlichen Mißbräuchen nicht frei iſt, ſo gewährt ſie doch wenigſtens den Laien einen gehörigen Antheil Einfluß in den kirchlichen Dingen. Man vergleiche den Katholiken Bordas-Demoulin, Des pouvoirs constitutifs de l'Église.

**) *Ἐποιήσατε αὐτὸν σπήλαιον λῃστῶν.* Marc. 11, 18.

***) S. Naef, Hist. de la réformation. — Hottinger, Huldreich Zwingli. — Merle d'Aubigné, La réformation.

†) Genau 5,080,000 Franken. S. Garnier et Guillaumin, Annuaire de l'économie politique pour 1851.

††) Wenn man ſagen wollte, daß dieſer Verſuch im J. 1848 in Frankreich gemacht worden iſt, ſo könnte man leicht darauf antworten,

ſtand einer geiſtlichen Macht, deren einzige Stütze in den Bajonnetten liegt, deren einziges Recht die brutale Gewalt iſt!

Wenn die römiſche Kirche die Gläubigen, die ihre Gewalt anerkennen, in ſo empörender Weiſe ausbeutet, zeigt ſie ſich nicht mütterlicher gegen die niedrige Geiſtlichkeit*). Wer daran zweifelt, möge eine von einem Pariſer Geiſtlichen redigirte, geiſtreiche Sammlung nachleſen, welche den Titel „Biographie der heutigen Geiſtlichkeit" führt. Es beſteht in der katholiſchen Hierarchie eine Klaſſe Heloten, welchen die reichen Pfründenträger**), die ſie beherrſchen, Unwiſſenheit, Abgeſchiedenheit und Abhängigkeit auferlegen.

In der Urkirche beſtand keine weſentliche Verſchiedenheit zwiſchen den Prieſtern und den Biſchöfen. Hieronymus bezeugt es auf das Beſtimmteſte***), und beruft ſich auf die Heilige Schrift. Er ſchreibt die Verſchiedenheit ihres Zuſtandes dem Herkommen und nicht der göttlichen Verordnung zu. Weit entfernt, ariſtokratiſch zu ſein, ſtammte das Epiſkopat der erſten Zeiten unmittelbar von dem chriſtlichen Volke her. Cyprianus und viele Andere ſagen es ausdrücklich†). — Die Verhältniſſe

daß die Geiſtlichkeit ſich gerettet hat, indem ſie eine eifrig republikaniſche Geſinnung heuchelte. S. E. de Preſſenſé, Du catholicisme en France.

*) Man findet die intereſſanteſten Mittheilungen hierüber in der Lebensbeſchreibung der Brüder Allignol.

**) Wenn man ihre Hülfsquellen beurtheilen will, leſe man E. de Preſſenſé, Du catholicisme. — Forces que le catholicisme tire du budget.

***) **Idem est presbyter qui episcopus,** et antequam diaboli instinctu studia in religione fierent — — communi presbyterorum concilio Ecclesiae gubernabantur. Indifferenter de episcopo quasi de presbytero est locutus Paulus.

†) In einem Brief an einen römiſchen Biſchof verlangt Cyprianus drei Dinge, damit die Gewalt eines Biſchofs geſetzlich ſei: Divinum judicium, populi suffragium, et co-episcoporum consensus. (Epist. 35.)

haben ſich ſehr geändert! Das Uebergewicht der Biſchöfe über die andern Geiſtlichen iſt in der katholiſchen Kirche ſo übermäßig geworden, daß die niedere Geiſtlichkeit, deren Aufgabe es iſt, die katholiſche Religion zu lehren und zu vertheidigen, nur eine ſehr beſchränkte Anzahl Bücher leſen darf, und daß es ihr unmöglich iſt, die Einwürfe der Gegner ihres Glaubens zu ſtudiren. Dieſe gewiß auffallende Thatſache iſt die nothwendige Folge der zu wenig bekannten Vorſchriften des Index. Dieſe Vorſchriften, welche eines der merkwürdigſten Denkmäler der Frechheit des geiſtlichen Deſpotismus ſind, betrachten die einfachen Prieſter als Laien. Man verbietet den Dorfpfarrern die „Geſchichte der franzöſiſchen Kirche“ des Abbé Guettée, eines Prieſters des Pariſer Sprengels, oder das „Handbuch des Canoniſchen Rechts“ des Abbé Lequeux, Generalvikars dieſes Sprengels*), ſonſt würden ſie exkommunicirt werden**)! Man begreift leicht den Zweck dieſer Zucht, die der ſchönſten Tage des Brahmanismus würdig iſt***). Wenn die niedere Geiſtlichkeit den „Urſprung der römiſchen Kirche“ von Archinard, die „Geſchichte der Civiliſation“ von Guizot, die „Geſchichten von Frankreich“ von Michelet und J. Martin, die „Geſchichte der Maria Stuart“ von Mignet, die „Geſchichte des Tridentiniſchen Conciliums“ und „Rom in Paris“ von Bungener, die „Geſchichte der Reformation“ von Merle d'Aubigné, die „Eroberung von England“ von Auguſtin Thierry, die „katholiſchen und proteſtantiſchen Völker“

---

*) Die „Presse“ hat merkwürdige Mittheilungen über das Verbot dieſer Werke gegeben, welche von Katholiken geſchrieben wurden, die die Unklugheit hatten, einige Uebertreibungen des päpſtlichen Despotismus zu tadeln. In unſerer Zeit gehörte von Seiten römiſcher Geiſtlichen allerdings ein beſonderer Muth dazu.

**) Man ſ. das höchſt merkwürdige Buch „Index librorum prohibitorum“.

***) S. Benjamin Constant, De la religion.

von Rouſſel, und unter den älteren die Schriften von Erasmus, Lefebvre d'Etaples, Calvin, Zwingli, Luther leſen könnte, würde ihre Bewunderung der Biſchöfe von Arras und Poitiers*) und der Herren Nicolas, Nicolardot, Potot, Veuillot und Loriquet ſehr abnehmen. Sie könnte, wie ſo viele ausgezeichnete Prieſter des 16. Jahrhunderts, ſehen, wie wenig haltbar die theologiſche Grundlage des Katholicismus iſt. Die römiſche Kirche kann ſich eben ſo wenig als der Mahomedanismus der Oeffentlichkeit und der Prüfung unterwerfen. Das Papſtthum begreift dies mit dem politiſchen Scharfſinn, der es charakteriſirt, ganz wohl. Daher arbeitet es mit aller Anſtrengung dahin, durch Androhung geiſtlicher Strafen und auch weltlicher**), wenn es ohne Gefahr geſchehen kann — die ihm Unterworfenen von dem gründlichen Studium der religiöſen Fragen abzulenken. Daher zeigen ſeine Vertheidiger — bei allen Gelegenheiten, wo die Klugheit und der Erhaltungstrieb es erlauben — einen tiefen Abſcheu gegen die freie Prüfung, welche nach ihrer Anſicht nothwendig zum Theismus, zum Naturalismus, zum Pantheismus, zum Atheismus, zum Socialismus, zum Kommunismus u. ſ. w., u. ſ. w. führt***). In der That hat die freie Prüfung, deren Väter die Reformatoren ſind, in folgerechter Nothwendigkeit die Feuerbach, Louis Blanc und Proudhon erzeugt. Wenn ſie aber auch ſo viele Nachtheile hat, ſo führt dagegen der Mangel an Prüfung zum ſtumpfſinnigen Leben der neapolitaniſchen Lazzaroni und der ſpaniſchen Mönche, zum Fetiſchismus der ſpaniſch-amerikaniſchen Republiken und zur verdummenden und blutigen Theokratie des römiſchen Staats.

*) Dieſe Prälaten ſind in den Debats (erſte Monate von 1856) oft erwähnt worden.

**) Man ſ. am Ende des „Protestantisme“ von Lecerf eine wahrhaft gräßliche Verordnung Ludwigs XV. Der König des Hirſchparks war ein furchtbarer Beſchützer der Kirche!

***) S. Nicolas, Du protestantisme und zur Beurtheilung dieſes Buchs Lecerf a. a. O.

Wahrlich, die Katholiken können nicht ſtolz darauf ſein, die Wiſſenſchaft geächtet zu haben! Dies iſt ſo wahr, daß die Männer unter ihnen, welche einiges Gefühl der menſchlichen Würde bewahrt haben, über ihre Freunde erröthen. Es genügt, das ſo bekannte Beiſpiel des beredten Ozanam, Profeſſors an der Sorbonne*), und des Abbé Rosmini-Serbati, des berühmten Stifters des Ordens der chriſtlichen Liebe, Verfaſſers der „Fünf Wunder der Kirche“, anzuführen. Ich will nur von denen ſprechen, deren Namen und Werke der Nachwelt angehören.

Die Stimme der ausgezeichneten Schriftſteller, von denen ich ſo eben geſprochen habe, iſt jedoch unterdrückt worden. Die „Fünf Wunder der Kirche“ ſind verboten worden, wie die „Rede über die Todten von Vienne“**), wie das Wort des Dr. Fiſcher***) über das Cölibat der Geiſtlichen, wie das „Avenir“ von Mantalembert, Lamennais, Lacordaire, de Salinis†), de Coux, Combalot††). Die politiſchen Gewalten haben einen Erhaltungstrieb, der ſie belehrt, was ihren Intereſſen wirklich angemeſſen iſt. Nun würde die Freiheit der Prüfung und die politiſche Freiheit nothwendig den Sturz des päpſtlichen Abſolutismus herbeiführen. Man betrachte, was in Frankreich ſeit 1789 geſchehen iſt. Wie viele aufgeklärte Männer ſind in dieſem großen Reich den Glauben und den Uebungen des Papſtthums treu geblieben? Man läßt ſich von der Geiſtlichkeit taufen, verheirathen und begraben. Nicolas geräth dar-

---

*) S. die Sammlung „l'Ère nouvelle“, deren Hauptredaktor er war.

**) Vom berühmten Venture de Raulica, ehemaligem General der regulirten Chorherrn.

***) Berühmter Profeſſor der Theologie in Tübingen.

†) Der jetzt ein ſehr illiberaler Erzbiſchof iſt, wenn man nach den in den Zeitungen mitgetheilten Auszügen aus ſeinen Hirtenbriefen urtheilt. O über die menſchliche Klugheit!

††) Ein berühmter Kanzelredner und jetzt eifriger Anhänger des Abſolutismus. O Weisheit!

über in Verzweiflung*), und er gesteht offenherzig, daß alle diejenigen, welchen die französische Literatur ihren größten Ruhm verdankt, Lamartine, Quinet, Victor Hugo, Cousin, Mignet, Thiers, Michelet, Guizot, Beranger, G. Sand u. A. vom Katholicismus weit entfernt sind.

Die Unwissenheit ist nicht das einzige Mittel, dessen man sich bedient, um die Geistlichkeit in der Knechtschaft zu erhalten. Man sondert sie durch das Cölibat von Allem ab, was ihr gegen den Despotismus ihrer Herren zur Unterstützung dienen könnte. Ich will mich nicht über die moralischen Nachtheile des Cölibats verbreiten. Nach dem, was Courier**), Michelet***) und de Sanctis†) darüber gesagt haben, ist die Frage entschieden; daher will ich hier von demselben nur als von einem Regierungsmittel sprechen. Das Cölibat läßt die Glieder der niedern Hierarchie in einer solchen Absonderung, daß sie gezwungen werden, die biegsamen Werkzeuge der absoluten Gewalt zu werden. Der Dorfpfarrer steht, wenn er, wie in unserer Kirche Familienvater ist, mit den Bevölkerungen, denen er das Evangelium verkündigt, durch die engsten und heiligsten Bande in Verbindung. Ein eifriger Vaterlandsfreund, würde er die Unabhängigkeit und die Größe seines Geburtslandes niemals theologischen Subtilitäten aufopfern.

Ein Priesterthum mit solchen Gesinnungen würde sich für die Absichten des Ultramontanismus nicht leicht gebrauchen lassen. Man ist so sehr davon überzeugt, daß man im Abendlande die Weltgeistlichkeit unserer Kirche durch allerlei Mittel verhaßt zu machen suchte. Eine aufmerksame Prüfung der Verhältnisse würde hinreichen, um sich nicht durch diese unredliche

---

*) Nicolas, Du Protestantisme.

**) P. L. Courier, Réponses aux lettres d'un anonyme.

***) Michelet, Du prêtre, de la femme et de la famille.

†) De Sanctis, Du célibat des prêtres. — De Sanctis war früher Mitglied der Geistlichkeit in Rom.

Taktik täuschen zu lassen. Elias Regnault, der wenig geneigt ist, die Dinge von ihrer guten Seite anzusehen, versichert mit Recht, daß die Priester in Rumanien dem Vaterland aufrichtig ergeben sind*). Kann man eben soviel von der französischen Geistlichkeit sagen, welche unter der Republik, wie in den Jahren 1814 und 1815 die Fremden offen genug herbeirief, oder von jenen italienischen Priestern, den getreuen Helfershelfern der österreichischen Tyrannei?

Um zu erkennen, wie sehr die geistliche Aristokratie Roms die niedere Geistlichkeit ausbeutet, muß man die Lage eines Bischofs mit der eines einfachen Priesters vergleichen. In Frankreich, wo das Episkopat weniger reich ist, als in andern katholischen Ländern, erhalten die Bischöfe eine doppelt so große Besoldung als die Mitglieder des schweizerischen Bundesraths, welche sie noch durch einen geschickten Handel mit den heiligen Dingen, z. B. mit den Dispensen, vermehren. Ein Dorfpfarrer hat nur 800 Franken**). So ist er denn gezwungen, sein Dasein in der Dunkelheit hinzuschleppen, wenn er aus der Leichtgläubigkeit der Bauern keinen Vortheil zu ziehen versteht. Aber muß es ihn nicht genug freuen, wenn er die Nachfolger der armen Schiffer von Galiläa unter Purpur und kostbaren Spitzen***) sich brüsten sieht? Wie müssen diese stolzen Prälaten lachen, wenn sie die Worte des Nicäischen Conciliums wiederholen: „Ich glaube an die apostolische Kirche."

So ist ungefähr die Organisation des Katholicismus. Ich habe geglaubt, ihn in den glaubwürdigsten Quellen studiren zu müssen, um jenen 76 Millionen orientalischer Christen, die

---

*) E. Regnault, Histoire des provinces danubiennes.

**) S. den „Siècle" v. Februar 1857.

***) S. in F. de Lamennais, Affaires de Rome interessante Mittheilungen über den Schmuck des Kardinals von Rohan, Erzbischofs von Besançon. — Man s. auch Biographie du clergé contemporain, par un solitaire.

er ſchon als eine ſichere Beute anſieht, und die er mit unermüdlicher Beharrlichkeit zu verführen ſich anſtrengt, indem er ihnen die glänzendſten Gemälde der römiſchen Kircheneinrichtungen vorlegt, von demſelben einen, wenn auch nicht vollſtändigen, doch wenigſtens genauen Begriff zu geben*). Möchten ſie ſich doch nicht durch eine ſolche Taktik betrügen laſſen. Nichts iſt, in der Nähe geſehen, weniger ideal als das römiſche Syſtem. Man könnte es mit den Worten bezeichnen: „Die Ausbeutung der Menſchen durch den Menſchen.“ Von allen chriſtlichen Gemeinden entfernt ſich die Kirche, welche ſich den Namen der katholiſchen anmaßt, am meiſten vom Evangelium. Es iſt eine rein politiſche Kirche. Wie oft hat man nicht die Verachtung der Geſetze des Gewiſſens und der Moral bis zu den äußerſten Grenzen getrieben? Man hat z. B. unter den Päpſten Johannes **XXIII.** und Alexander **VI.** dieſe Kirche, welche ſich für die unbefleckte Braut Chriſti ausgibt, Ungeheuer, welche das kaiſerliche Rom ſchamroth gemacht hätten, „Eure Heiligkeit“ und „Statthalter des Erlöſers“ nennen ſehen. Aber die menſchliche Thorheit iſt grenzenlos. Gibt es nicht in Aſien Millionen Menſchen, welche den Groß-Lama wie einen menſchgewordenen Gott behandeln und ſich um die Abfälle ſeiner Nägel ſtreiten?

O vanas hominum curas, et pectora coeca!

*) Eine deutſche ultramontane Zeitung: „Der Katholik“, behauptete im vorigen Jahre (1856), daß die öſterreichiſch-römiſche Propaganda in der Moldau und Walachei die größten Anſtrengungen mache, und daß dieſelben mit großem Erfolg gekrönt ſeien. Der Papſt hat einen franzöſiſchen Mönch, Eugen Boré, hingeſchickt, der die orientaliſchen Sprachen und Anſichten gründlich ſtudirt hat. Was die Pläne des römiſchen Hofs in Bezug auf Rußland und was die Hoffnungen betrifft, die ihm dieſes große Reich gibt, man findet ſie in der merkwürdigen Schrift eines ruſſiſchen Fürſten, der Jeſuit geworden iſt, mit großer Naivetät ausgeſprochen. L. P. Gasparin, La Russie sera-t-elle catholique? Paris 1856.

LXIX.

Und es war finſter auf der Tiefe.
1 Moſes 1, 2.

Da die römiſche Kirche eine politiſche Kirche iſt, muß ſie durch Mittel wirken, welche ihrem Weſen und ihrer Tendenz gemäß ſind. Ihr Skeptizismus in Sachen des Rechts gibt ihr eine große Gleichgültigkeit in Bezug auf Prinzipienfragen. Wenn ſie ihren Neigungen folgen kann, verbindet ſie ſich, wie in den katholiſchen Monarchien, auf das Innigſte mit der abſolutiſtiſchen und rückſchreitenden Partei. In der Republik iſt ſie die feſteſte Stütze der ariſtokratiſchen Ideen. Da in der Schweiz jeder Kanton eine verſchiedene Verfaſſung hat, iſt ſie genöthigt, ſich in die Verhältniſſe zu fügen; findet ſie eine bürgerliche Ariſtokratie, wie in Freiburg, Luzern, Locarno, Solothurn, ſo nimmt ſie bei allen Gelegenheiten Partei für deren Intereſſe gegen das Volk. Wo nur eine ungebildete Bauerndemokratie beſteht, hält ſie es mit den Bauern. So in den Waldſtätten. In Genf ſind die Landgemeinden, welche früher zu Savoyen und Frankreich gehörten, und in denen große Unwiſſenheit herrſcht, eifrige Bundesgenoſſen der römiſchen Geiſtlichkeit gegen die aufgeklärte Bürgerſchaft der Stadt. In Preußen, wo der König und der Adel proteſtantiſch ſind, ſtimmten die Anhänger Roms in der zweiten Kammer mit der Linken. Dieſe Widerſprüche ſind nicht neu. Im 16. Jahrhundert organiſirten die Katholiken, welche in den Staaten Philipps II. ſo ganz abſolutiſtiſch geſinnt waren, die ultrademokratiſchen und blutdürſtigen Verbindungen der Liga. Was muß man aus dieſen Thatſachen ſchließen? Daß Rom ſeine Prinzipien verläugnet, wenn es ſich um den Vortheil der Geiſtlichkeit handelt. Eine franzöſiſche Zeitung, das „Univers“, repräſentirt dieſen Geiſt vollſtändig, und verdient den Namen einer ausſchließlich römiſchen Zeitung, einen Namen, auf welchen

es übrigens selbst Anspruch macht. Es war nach und nach konstitutionell, republikanisch, legitimistisch und bonapartistisch*), da ihm „das Interesse der Religion" diese schnellen Umänderungen zu erheischen schien**). Die Bischöfe haben sich eben so benommen. Die naiven Katholiken, welche zwar bei der römischen Kirche verblieben, zugleich aber versuchten, ihrer Fahne treu zu sein, waren in merkwürdiger Verlegenheit. So ist es für die Legitimisten z. B. außerordentlich schwer, die politische Biegsamkeit ihrer geistlichen Hirten zu begreifen, da sie die entschiedenste Unbeweglichkeit repräsentiren. Die armen Leute sind nicht am Ende ihrer Drangsale.

Die große politische Anstalt, die man katholische Kirche nennt, benutzt ihren Einfluß mit einer seltenen Geschicklichkeit, um ihren Zweck zu erreichen, welcher mit der Heiligung der Seelen wenig zu schaffen hat. So wird die Beichte in ihren Händen eine mächtige Waffe gegen ihre Gegner. Angenommen, daß in Piemont eine Zeitung die Freiheit des Gewissens und der Prüfung vertheidigt, so begnügt man sich nicht, sie auf der Kanzel und in den bischöflichen Hirtenbriefen anzuklagen; man wird auch im Beichtstuhl dahin arbeiten, die Gläubigen zu verhindern, sich auf dieselbe zu abonniren und sie zu lesen. Diese Mittel gelingen gut genug in Gegenden, wo die Priesterherrschaft nicht erschüttert ist; anderswo haben sie nur ein unvollständiges Resultat. So hat die Geistlichkeit in Frankreich und Belgien umsonst versucht, das „Journal des Debats", den „Siecle", den „Semeur", die „Presse", die „Revue des deux Mondes", die „Revue de Paris", die „Illustration", die „Libre Recherche", die „Independance belge", den „Observateur" u. a. m.

---

*) S. die bekannte Schrift des Abbé Cognat, L'Univers jugé par lui-même.

**) S. E. de Pressensé, Du catholicisme, — Quatrième signe le décadence: Rôle du catholicisme dans les crises de ces dernières années.

zu Grunde zu richten. Die Redakteure dieser Zeitungen und Revuen haben trotz der Bannflüche und der Umtriebe der Beichtväter fortgefahren, den geistlichen Absolutismus kräftig anzugreifen, und die Völker über die beharrlichen Intriguen der Mönche und Priester aufzuklären. In der Schweiz findet der geistliche Einfluß noch mehr Schwierigkeit, die Stimme der Presse zu unterdrücken, so sehr dieselbe ihrer Herrschaft schadet. Angenommen, daß es gelinge, den Hirten in Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug, deren Herzen einfältig und deren Leben durchaus ländlich ist, zu überzeugen, daß den unabhängigen Zeitungen der Eingang in ihr Land untersagt werden müsse; wie wäre es möglich, die Verbreitung der in Genf, Neuenburg und Bern gedruckten Zeitungen und Revuen in den andern Kantonen aufzuhalten? Es wäre schwierig, die Bürger von Solothurn, Luzern, Freiburg und Lugano zu verhindern, den „Bund" zu lesen.

Die Beichte ist für die Geistlichkeit nicht allein von ungeheuerm Vortheil, wenn es sich darum handelt, die unabhängigen Staatsmänner und Zeitungen zu bekämpfen*). Durch dieses Mittel leitet sie auch im Geheimen jene Vereine**), welche die Welt wie ein großes Netz bedecken, dessen zerrissene Maschen sie stets wider knüpft. Keine Körperschaft hat die Macht der Association in so hohem Grade verstanden, als die römische Geistlichkeit. Diese Idee ist es, welche die Macht der religiösen

*) Die Zeitungen dieses Monats (Februar 1857) theilen uns mit, daß die Geistlichkeit von Annecy den Gläubigen unter Strafe, ihnen die Absolution zu verweigern, verboten hat, dem bekannten Eugen Sue Milch zu bringen, sein Holz zu spalten, seine Hemden zu nähen u. s. w. Diese Herren können den „Ewigen Juden" nicht vergessen.

**) Diese Vereine scheinen oft wohlthätige Zwecke zu haben. Der „Siecle" (Febr. 1857) hat die Pläne und Hülfsmittel des „Vereins des heiligen Vinzenz von Paula" aufgedeckt, eines Vereins, der das ganze Abendland umschlingt und die Absichten der Geistlichkeit auf das Thätigste unterstützt.

Orden bildet. Dieſe mit ſo viel Recht gefürchteten Körperſchaften arbeiten mit einer beiſpielloſen Beharrlichkeit dahin, Europa zu den mittelalterlichen Zuſtänden zurückzuführen. Sie bemühen ſich, nicht bloß ihr offizielles Daſein auszubreiten, ſondern auch unter dem Namen „Congregation“ eine zahlreiche Schutzgenoſſenſchaft zu ſchaffen, die ihre Thätigkeit unterſtützen und erweitern muß. Umſonſt hat man verſucht, die Wachſamkeit der liberalen Regierungen einzuſchläfern, und die Einzelnen zu beruhigen, indem man das Daſein dieſer Vereine läugnete. Man würde tauſend Beweiſe ſelbſt in den Werken finden, welche von dem Mönchsthum anerkannt worden ſind. So finde ich in dem »Dictionnaire universel« von Bouillet, zehnte Auflage, welche von der heiligen Congregation des Index und von dem römiſchen Biſchof gebilligt worden iſt, in dem Artikel „Congregation“ Folgendes: „Man bezeichnet unter dieſem Name gewiſſe Vereine von Gläubigen, welche ſich unlängſt unter dem Schutz der Jeſuiten gebildet haben.“ Der Sonderbund hat hinlänglich bewieſen, daß das Wort unlängſt wegen der Schwierigkeit und des „ſchlechten Geiſtes“ der Zeiten aus Klugheit beigeſetzt worden. Aber dieſe Klugheit kann nur leichtgläubige Menſchen täuſchen. Man weiß, daß die Jeſuiten nicht alſo auf ihre Ueberlieferungen verzichten. Bouillet gibt es in einer andern Stelle, in dem Artikel „Jeſuiten“ ſelbſt zu. „Die Geſellſchaft,“ ſagt er, „wurde im Jahr 1773 von Klemens XIV. aufgehoben. Man hatte, um ſie zu retten, vergeblich verſucht, ſie zur Ordnung ihrer Statuten zu bewegen.“

LXX.

Und thaten übel vor dem Herrn, und vergaßen des Herrn, ihres Gottes, und dieneten Baalim und den Hainen.

Richter 3, 7.

Mit der Hülfe der Vereine wirbt der Katholizismus die Maſſen zu ſeinem Dienſte an; mit dem religiöſen Gepränge weiß er dieſelben zu bezaubern und ſie für die Sache der Vergangenheit zu gewinnen. Das Volk iſt für Ceremonien leidenſchaftlich eingenommen, und die römiſche Kirche beutet dieſes Bedürfniß mit einer ſeltenen Geſchicklichkeit aus. Dieß iſt einer der merkwürdigſten Züge dieſer ſchlauen Politik, welche das ſüdliche Europa und Amerika beherrſcht.

Unter den zahlloſen Beiſpielen, welche man von der Art und Weiſe anführen könnte, wie die Geiſtlichkeit die Feſtlichkeiten benutzt, beſchränke ich mich darauf, die officiellen Angaben des Feſtprogramms eines Jubiläums mitzutheilen, welches in der Druckerei des Erzbiſchofs von Mecheln erſchien.

Die Vorrede berichtet uns, daß dieſes Jubiläum zum Andenken der Wunder des Bildes unſerer lieben Frau von Hanswyk gefeiert ward. Den Haupttheil des Feſtes bildete ein Aufzug, der die Stadt Mecheln viermal durchzogen hat. Er beſtand aus acht allegoriſchen Wägen. Dem erſten zogen vier Göttinnen des Ruſs zu Pferde und ſechsunddreißig ebenfalls berittene Mädchen voraus, welche die Litancien der heiligen Jungfrau repräſentirten, und die in den Händen die Attribute trugen, welche die verſchiedenen Namen der Mutter Gottes charakteriſiren. Im erſten Wagen befand ſich die Königin der Engel, von Cherubinen, Seraphinen u. ſ. w. umgeben; im zweiten die Königin der Patriarchen, von Patriarchen umgeben und unter einer Krone ſitzend, die von vier Obſtzweigen getragen wurde; im dritten die Königin der Propheten und die

Propheten in der Tracht ihrer Zeit; Jesus Christus, der Hauptgegenstand der Prophezeiungen, war von Eugen Hazaerts vorgestellt; im vierten die Königin der Märtyrer; im fünften die Königin der Apostel; im sechsten die Königin der Bekenner; im siebenten die Königin der Jungfrauen; im achten die Königin aller Heiligen. Dieß war die erste Abtheilung des Aufzugs. — Die zweite bildete die philharmonische Gesellschaft, welcher ihre Tambours und die Jungfrau von Mecheln voranzog, die durch Mimi Van-Kiel zu Pferd vorgestellt wurde; ihr folgten alle Tugenden als Attribute der Stadt. — Die dritte Abtheilung bestand aus dem Hause des Königs, Ihren Majestäten dem König und der Königin der Belgier und den jungen Prinzen, welche von der Vorsehung geführt waren, und denen die Gerechtigkeit, die Religion u. s. w. folgten. — Die letzte Abtheilung bestand 1) aus dem Dreimaster „das Wohl des Vaterlands", auf welchem die heilige Katharina sich befand; 2) aus dem Pferd Bayard mit den vier Haimonskindern; 3) aus dem Aufzug der Riesen, dem Großvater, der Großmutter und den vier kleinen Riesen; 4) aus dem Glücksrad; 5) aus zwei Kameelen, von denen jedes einen Liebesgott trug und 6) aus einer Abtheilung Jäger zu Pferd.

Ehe wir fortfahren, fühlen wir das Bedürfniß zu versichern, daß es sich hier nicht um einen Maskenzug handelt, sondern um eine papistische Festlichkeit, von der im Jahr 1838 hunderttausend Personen im getreuen Belgien Zeugen gewesen sind.

Das Jubiläum hat 12 Tage gedauert. Im Jubiläumsaufzug hat Seine Gnaden der Kardinal-Erzbischof die Messe gelesen. Die Kirchenvorsteher haben in Uebereinstimmung mit dem Bürgermeister und den Schöffen ausgewirkt, daß die Kaffeehäuser und die öffentlichen Erholungsörter während des ganzen Festes, zwei Sonntage inbegriffen, die ganze Nacht offen blieben. Während dieser Zeit fanden Armbrustschießen, Lanzenstechen zu Pferd und Feuerwerke Statt, wozwischen Messen gelesen und Predigten gehalten wurden; das Ganze wurde mit einem feier-

lichen Hochamt geschlossen. Dieß ist ein kurzer, aber getreuer Bericht über das Jubiläum zu Mecheln*).

In der Schweiz bedient sich der Katholizismus wie überall der sinnlichen Pracht, um zur Einbildungskraft der rauhen Alpenhirten zu sprechen. Einsiedeln ist für die Schweiz, was Loretto für Italien.

Die Gründung von Einsiedeln läßt sich bis auf die Zeiten Karls des Großen zurückführen. Um diese Zeit errichtete Meinrad, Graf von Sulgen, wie die Chronik berichtet, eine Kapelle, zuerst auf dem Etzel, dann an dem Ort, wo jetzt das Kloster steht. Er stellte darin ein wunderthätiges Bild der heiligen Jungfrau auf, welches ihm von Hildegard, Aebtissin des Großmünsters in Zürich, gegeben worden war. Er wurde im Jahr 863 ermordet, und seine Mörder wurden durch Raben entdeckt, welche der Einsiedler genährt hatte. Sie wurden festgenommen, vor Gericht gezogen und in Zürich auf dem Platz hingerichtet, wo jetzt das Hotel Bellevue steht. Nach Meinrads Tod wurde der Ruf seiner Frömmigkeit so groß, daß man an der Stelle, wo seine Zelle stand, eine Benediktinerabtei gründete**). Die Klosterlegende, welche durch eine päpstliche Bulle bestätigt worden ist, versichert, daß am Vorabend des Tags, wo der Bischof von Constanz die Kirche einweihen sollte, d. h. am 13. September 938, dieser in der Nacht von einer himmlischen Musik geweckt wurde, und daß ihm am folgenden Tag eine Stimme vom Himmel zurief, daß Christus selbst unter Beistand der Engel und Heiligen, die Weihe des Tempels vorgenommen habe.

**) Europe protestante 1839—1840.

**) Die Geschichte von Einsiedeln ist vom katholischen, d. h. legendenmäßigen Standpunkt von Jos. Regnier geschrieben worden. — Sein Werk ist unter dem Titel: „Chronique d'Einsiedeln“ im Jahre 1837 zu Paris erschienen. — Man hat mehrere Schriften in deutscher Sprache über Einsiedeln von Hartmann, Bertsche, Tschudi, Landolt.

Wegen dieſes Wunders ertheilte der Papſt den Pilgrimen vollkommenen Ablaß, wie es die Inſchrift am Portal der Kirche bezeugt:

HIC
EST PLENA REMISSIO PECCATORUM
A CULPA ET A POENA *).

Später wurde Zwingli Pfarrer von Einſiedeln, und er predigte daſelbſt ſchon 1517 gegen das Verderbniß der römiſchen Kirche. Das Kloſter ſollte noch ganz andere Drangſale erfahren. Am 4. Mai des Jahres 1798 überſchritten die Franzoſen den Etzel **), plünderten das Kloſter und den Flecken zweimal. Man glaubte auch, das verehrte Bild wegzunehmen, das Meinrad ſeinen Nachfahren hinterlaſſen hatte, und zu welchem Millionen Pilgrime ſeit Jahrhunderten gewallfahret waren ***). Aber die Mönche ließen ſich durch das Unglück nicht aus der Faſſung bringen. Sie ſtellten im Jahr 1802 ein zweites Bild auf, welches dem erſten ähnlich und ebenſo mit der Kraft begabt war, Wunder zu wirken. Auch wird der Wahlfahrtsort ſtärker beſucht als je. „Von 1820 bis 1834", ſagt Regnier, „beläuft ſich die Geſammtſumme der Pilger auf 2,164,090; für das einzige Jahr 1835 beträgt die Anzahl 180,000. Außer dieſer Maſſe einzelner Pilger ſind noch ungefähr ſiebenzig Gemeinden der katholiſchen Kantone, welche jährlich feierliche Geſandtſchaften nach Einſiedeln ſchicken, welche man insgemein Proceſſionen nennt" †). Welche Beredtſamkeit und welcher Styl!

---

*) Hier iſt vollkommener Ablaß der Sünden von Schuld und Strafe.

**) „Ein Heer, (ach! ein franzöſiſches Heer) ſtürzt ſich auf das heilige Haus." L. Veuillot, Pélerinages de Suisse, Notre-Dame des — Ermites.

***) L. Veuillot, a. a. O.

†) J. Régnier, Chronique d'Einsiedeln.

Die Pilger sind im allgemeinen Bauern*) aus der Schweiz, Frankreich, Deutschland und Italien. Die Menge der Weihbilder, welche sie hingebracht haben oder noch bringen, ist unzählbar. Wenn es an Platz fehlt, nimmt man die ältesten hinweg. Die gläubigen Katholiken, welche Einsiedeln besuchen, kaufen Andenken an ihre Wallfahrt auf dem großen Platze, der zwischen dem Flecken und dem Kloster liegt. Dort verkauft man Rosenkränze, heilige Jungfrauen, Bilder, Gebetbüchlein, Brod, Regenschirme u. s. w. Mitten auf diesem Platz steht ein Brunnen aus schwarzem Marmor, der hoch verehrt ist. Das Wasser fließt aus vierzehn Röhren in ebenso viele Becken. Nach der Ueberlieferung soll der Heiland aus einer dieser Röhren getrunken haben; da man aber nicht weiß, an welcher, gehen die Pilger von der einen zur andern, um ihrer Sache gewiß zu sein**).

Der Anblick solcher Mummereien, die sich unaufhörlich wiederholen, sind nicht sehr geeignet, die Einwohner des Fleckens Einsiedeln mit großer Hochachtung für ihr Kloster zu erfüllen. L. Veuillot wundert sich darüber und ist entrüstet. „Die Zukunft", sagt er, „ist mit Verfolgungen schwanger. Was das Kloster von seinem Vermögen behalten hat (diese bescheidenen Ueberreste werden auf zwölf Millionen geschätzt!), erregt große Lüsternheit. Am Fuß der Abtei erhebt sich ein Flecken. — Dort, und in dem ganzen unfruchtbaren Bezirk, der von dem christlichen und getreuen Kanton Schwyz sehr verschieden ist, zu welchem es jedoch gehört, haben die Mönche ihre erbittertsten Feinde (natürlich, weil man sie dort am besten kennt!). Die Zürcher Luft ist über den See gedrungen, und hat sogar an

---

*) Bädecker sagt in der „Schweiz", daß es meistens Leute sind, die von reichen Sündern bezahlt werden, welche den Vortheil der Pilgerschaft genießen wollen, ohne sich die Mühe zu geben, selbst hinzugehen.

**) Es versteht sich von selbst, daß Veuillot von diesen Thorheiten Nichts sagt. Diese Taktik macht seiner Klugheit Ehre.

dieſem Ort die Herzen verdorben und die Geiſter erniedrigt." — Die Zürcher Luft hat doch, ſcheint es, die Einwohner dieſer intelligenten und männlichen Stadt nicht verdummt: aber wenn ſie über den See dringt, bekommt ſie merkwürdige Eigenſchaften! Uebrigens geſteht L. Veuillot offen, daß der Widerwillen, den die Mönche einflößen, nicht eine lokale Erſcheinung iſt. „In der Schweiz, wie in vielen andern Ländern, werden die Bevölkerungen von Intriganten, die man nicht ſo leicht eines Beſſern überzeugen kann, gegen die Religion und beſonders gegen die Mönche aufgereizt. Dieſe Intriganten ſind die Gaſtwirthe, die Aerzte, die Profeſſoren, die Rechtsgelehrten, die Schriftſteller, die Poſſenreißer. Die Mönche fügen in der That dieſen Leuten, unter welchen man nur wenige Chriſten (d. h. Ultramontane) findet, einen beträchtlichen Schaden zu. Denn indem ſie die Prozeſſe unterdrücken, werden die Advokaten überflüſſig. Und doch als Racine ſeine „Prozeßſüchtigen" ſchrieb, fehlte. es in Frankreich nicht an Mönchen! — Aber warum wollten wir ſolche Poſſen ernſtlich nehmen? — Wer weiß nicht, daß Südamerika, wo der Boden mit Klöſtern bedeckt iſt, das klaſſiſche Land der Streitigkeiten und Zwiſte iſt?

„Was die Einſiedler Mönche betrifft, ſo leben ſie auf ſolche Weiſe, daß die düſtre oder glückliche Zukunft ſie nicht beunruhigen kann." — Man ſagt in der That, daß ſie ſich ernſtlich damit beſchäftigen, nach den Vereinigten Staaten einen beträchtlichen Theil des ungeheuern Vermögens zu bringen, welches ihnen die Eidgenoſſenſchaft ſo gutmüthig gelaſſen hat, nachdem der Sonderbundskrieg die Gefahren gezeigt hatte, mit welcher das Mönchsthum die Schweiz bedroht. Dies erklärt „die ſanfte Heiterkeit dieſer guten Väter." Wie könnte man ſich übrigens „wegen dieſes geſegneten Stückchen Landes beunruhigen laſſen, wo der allmächtige Herr durch die Fürbitte Marias Wunder ſäen ſoll?" — Hierüber ſagt L. Veuillot nach Karl Borromäus, „daß nach dem Haus von Loretto, **welches von Engelshänden aus Paläſtina unter einen andern Him-**

mel gebracht wurde*), es keinen Ort gibt, wo die Seele mehr von frommer Gluth entzückt werde, als in Einſiedeln." — Wie viele wunderbare Entzückungen! Trotz aller dieſer Entzückungen findet der Verfaſſer der „Ehrbaren Frau" Gelegenheit, „die dicken Franſen der Freiburgerinnen zu bemerken, ſo wie das mit ſilbernen Ketten gezierte Mieder und die ſchwarze Flügelhaube der Bernerinnen, die weißen Hauben der Schwyzerinnen, den ſammetnen Halsring der Schaffhauſerinnen, die kleine Mütze der Walliſerinnen" und ſelbſt „die Bänder, die Shawls und die elegante Haltung der franzöſiſchen Frauen" zu bemerken. Ohne Zweifel, um in dem Herzen aller dieſer Chriſtinnen beſſer leſen zu können!"

Der Redakteur des „Univers" macht uns übrigens kein Hehl von dem, was er „in dem Herzen der Pilgerinnen" lieſt. Es ſind Gebete, die, vom katholiſchen Standpunkt betrachtet, durchaus rechtgläubig ſind. Ich theile einige von den bedeutſamſten Sätzen daraus mit.

Der Prieſter: Heilige Jungfrau, bewahre mich vor allen Fehlern — gib meiner Stimme den Ton, der da tröſtet.

Der junge Chriſt — Süße und fromme Maria, ſtehe mir bei, erhöre meine Gebete!

Die Mutter: O heilige Jungfrau, Retterin der Kranken und der Leidenden! das ſchöne Kind, das du mir gegeben haſt, ſchmachtet in ſeiner Wiege, — rette mein Kind!

Der Vater: Gute heilige Mutter, heilige mich!

Der Arme: Tröſterin der Betrübten, ſegne meine Wohlthäter, erhalte ihnen den Reichthum, an dem der Arme Theil nimmt.

---

*) S. L. Veuillot, Rome et Lorette. — Terwecoren, Lorette ou la translation de la Casa santa. — Caillau, Histoire de Lorette. — Unter den Schweizern führe ich Leopardi, La Casa santa di Loretto. Lugano 1841 an. — Ueber dieſen Gegenſtand gibt es eine Maſſe Schriften, welche diejenigen Katholiken durchblättern mögen, welche ſich über den orientaliſchen Aberglauben entſetzen.

Der Reiche: Heilige Jungfrau, bewahre mich vor Hochmuth und Härte.

Der Künstler: Höchste Schönheit, heiliges Urbild, Quelle des himmlischen Lichtes, Garbe, die du in allen Wundern und allen Tugenden erglänzest, Meisterwerk der Meisterwerke Gottes, die du die Heiligen und die Propheten begeistert hast!

Glaubt man nicht den heidnischen Dichter zu hören;

— — hominum divumque aeterna potestas,
Alma Venus.*)

Das Heidenthum athmet in allen diesen Ergießungen die höchste Schönheit. „Gott ist im Mittelalter zum Weib geworden," sagt Michelet ebenso wahr als kräftig. Das merkwürdige Buch Veuillots zeigt hinlänglich, daß die Vertheidiger der Vergangenheit deren ganzes Erbtheil annehmen. Dieß ist es ohne Zweifel, was sie „Treue gegen den Glauben der Väter" nennen. Aber diese Treue führt nicht bloß zu einem des Evangeliums unwürdigen Aberglauben, sie ruft auch in katholischen Ländern selbst von Seiten konstitutioneller Minister Verordnungen wie die folgende hervor:

„Es ist zur Kenntniß der Königin gelangt, daß man in einem gewissen Ort der Halbinsel**) versucht hat, Lehren zu predigen und zu verbreiten, welche den allerheiligsten Dogmen unseres wahren Glaubens und dem widersprechen, was die heilige katholisch-apostolisch-römische Kirche bekennt und lehrt. Die Regierung Ihrer Majestät ist fest entschlossen, die größte Strenge gegen die Spanier und die Fremden zu entfalten, welche unter irgend einem Vorwand die religiöse Einheit zu zerstören oder zu beunruhigen versuchen sollten, welcher nach dem Willen der göttlichen Vorsehung Spanien **seinen Wohlstand verdankt,** und auf welcher, wie es auch nicht

*) Lucretius, De natura Deorum.

**) Es handelt sich um die Gegenwart eines protestantischen Geistlichen in Barcelona.

anders sein konnte*), der zweite Grundpfeiler der Konstitution beruht, nach welcher die Monarchie regiert werden soll. Deshalb werden Sie Sich, Herr Präsident, mit den politischen, administrativen und kirchlichen Behörden in's Einvernehmen setzen, um ein so ungeheures Aergerniß und ein solches Verbrechen um jeden Preis zu verhindern. Ermahnen Sie allen Ernstes den öffentlichen Ankläger, daß er von Amtswegen gegen die Schuldigen einschreite, sobald er gegen eine der religiösen Grundlage entgegenstehende Handlung Verdacht schöpft. Es versteht sich von selbst, daß, sowie die Frömmigkeit der Königin die von den Richtern bei solchen Gelegenheiten erwiesenen Dienste würdig belohnen wird, eine exemplarische Strafe die ereilen würde, welche sich gleichgültig zeigen oder eine strafbare Toleranz an den Tag legen würden**)."

So ist die Toleranz der Anbeter Marias beschaffen. Es ist beinahe weniger traurig, von ihrem Aberglauben zu sprechen.

In einem abgelegenen Winkel des Kantons Unterwalden ist ein anderes der Jungfrau geweihtes Heiligthum. Es ist weder durch seinen Reichthum noch durch die Menge der Pilger, die es besuchen, so berühmt als Einsiedeln; aber sein Ursprung gibt einen Begriff von der entsetzlichen Leichtgläubigkeit der Anhänger Roms.

„Die Ueberlieferung," sagt L. Veuillot, „berichtet, daß ehemals (es ist lange her) dieser düstere Ort der Teufelsgang hieß. Die Dämonen standen daselbst Wache, und wer

*) Unter dem Vorwand der Einheit könnten auch England, Rußland, Holland, das nördliche Deutschland gegen die Katholiken „die größte Strenge **entfalten.**

**) Debats vom 15. März 1856. — Die Debats fügen hinzu: „Unter der Regierung Isabellas II. bekennt sich das Haupt der richterlichen Behörden zu Ansichten, welche der Regierung Philipps II. entlehnt scheinen, und welche die Wiederherstellung der Inquisition zur logischen Folge haben müßten.

vorüberging, Reisende, Jäger, Hirten, Alles gehörte ihnen*). Bald riß ein gräßlicher Schwindel die Unglücklichen in die Abgründe, in denen die hundert Fuß hohen Fichten wie Grashalme am Rand noch tieferer Abgründe schienen, und wo sie selbst die Geier nicht zu suchen wagten; bald durchstach sie der Blitz wie ein feuriges Schwert, bald bewirkte das Zirpen einer Grille, bald der Flügel eines Vogels, bald die Arbeit einer Ameise den Sturz eines Felsstückes und die Vorübergehenden blieben unter diesen ungeheuern Blöcken wie unter dem Steine eines Grabmals begraben. Kurz, der Weg war verflucht. — Nachdem man nach Mitteln gesucht hatte, ihn sicherer zu machen, kam man auf den Gedanken, eine Kapelle zu bauen, und ein heiliges Bild hineinzuthun, damit Niemand, wie groß auch der Schrecken oder die Gefahr sei, den Namen des lieben Gottes auszusprechen und das Zeichen des Kreuzes zu machen vergesse. Aber wo sollte man Maurer finden, die so kühn gewesen wären, dort zu arbeiten? Es fanden sich jedoch mehrere, welche sich an den schrecklichen Ort begaben, nachdem sie die Messe angehört hatten. Und die Mutter Gottes hielt, um diesen frommen Männern ihre Macht und ihre Gnade zu bezeugen, so lange die Arbeit dauerte, die wankenden Felsen mit Marienfäden fest, welche an die Grashalme und an die Zweige der Sträuche angebunden waren. — Seit dieser Zeit ist der Weg sicher, es begegnet kein Unglück mehr, weder am Tage noch in der Nacht. Unsere Liebe Frau ist so gut, daß sie alle Vorübergehenden beschützt und bewahrt, und selbst diejenigen, die sie nicht sehen, oder sie nicht verehren wollen" **).

*) Diese Züge sind keineswegs, wie man glauben könnte, katholische Poesie. Die Lehre von den verherten Oertern bildet einen Theil des katholischen Dogmas. — Man sehe das mit Recht berühmte Buch des Marquis Eudes de Mirville: Des esprits et de leurs manifestations fluidiques, — und seine Abhandlung über die Beherung des Pfarrhauses zu Cidaville.

**) L. Veuillot, Pélerinages de Suisse, livre III, Notre Dame-du-Passant.

Wenn die Eidgenoſſenſchaft nicht von Gottloſen regiert würde, ſondern von den Häuptern des ehemaligen Sonderbunds, z. B. von „Sr. Gnaden dem Biſchof Marilley, Fürſten des heiligen römiſchen Reichs," beſäße ſie ein herrliches Mittel gegen die Lawinen. Wenden die Katholiken nicht ſchon die Glocken gegen den Blitz an*)? Sie bezeugen eine tiefe Verachtung gegen die Phyſik. Wenn man wie ſie alle Plagen mit Madonnen und **Agnus Dei** beſchwören kann, bedarf man keiner Chemiker und Phyſiker. Die römiſche Kirche, welche einen Roger Baco und Galiläi in Feſſeln gelegt hat, wird immer Mittel finden, die Gelehrten entbehren zu können.

Maria-Stein iſt berühmter als Engelberg. Es iſt ein Wallfahrtsort wie Einſiedeln, doch weniger berühmt als der, auf welchen der Kanton Schwyz ſo ſtolz iſt. Dieſe Abtei liegt an der Grenze der Schweiz, zwei Stunden von Baſel.

Nach der heiligen Jungfrau iſt Nikolaus von der Flüe derjenige, deſſen Heiligthum in Sachslen (Kanton Unterwalden) am häufigſten beſucht wird. Der heilige Nikolaus hat eine ſo wichtige Rolle in der Geſchichte der Eidgenoſſenſchaft geſpielt, daß ſein Andenken mit Recht verehrt wird.

Bruder Nikolaus (Klaus) wurde am 21. März 1417 zu Sachslen geboren. Er war nacheinander Soldat, Beamter, Familienvater, und zeigte ſich in allen dieſen Lagen von einer aufrichtigen Frömmigkeit beſeelt, die jedoch nicht ohne Schwärmerei war. Als er ſeine Pflichten gegen die Seinigen und ſein Vaterland erfüllt zu haben glaubte, zog er ſich im fünfzigſten Jahre ſeines Alters in eine Einöde, welche Ranſt heißt und eine Stunde von Sarnen liegt, zurück, indem er nur ſeinen Roſenkranz, ſeinen Stab und ein einziges Kleid mitnahm.

Nikolaus — denn wir legen Werth darauf, einen katholiſchen Schriftſteller wörtlich anzuführen**) — blieb zwanzig Jahre dort,

*) Man ſehe in den katholiſchen Liturgien die Einſegnungen der Glocken.

**) L. Veuillot, Pélerinages en Suisse, den wir hier an-

auf der harten Erde schlafend — und keine andere Nahrung zu sich nehmend, als das heilige Abendmahl. Das Wunder dieser beständigen Enthaltsamkeit war für den demüthigen Einsiedler zuerst eine Quelle von Beleidigungen und Verläumdungen. Trotz der vorwurfslosen Bescheidenheit seines vergangenen Lebens sagte man, daß er das Volk blenden wolle, und daß ihm Speisen heimlich zugetragen würden. Nikolaus duldete diese beleidigenden Gerüchte, aber die Kirche wurde durch dieselben beunruhigt. Der Bischof von Konstanz ließ eine feierliche Untersuchung anstellen. Er selbst suchte den Bruder Klaus auf und befahl ihm Kraft des heiligen Gehorsams vor ihm zu essen und zu trinken. Der Einsiedler gehorchte mit einigem Widerstreben. Aber kaum hatte er einen Bissen Brod und einige Schlucke Wasser zu sich genommen, als er in heftige Krämpfe fiel und Alles wieder von sich gab. Noch nicht damit zufrieden, ließ man seine Wohnung einen ganzen Monat lang von Soldaten umzingeln, und man überzeugte sich endlich, daß er wirklich fastete.

„Nach dieser Untersuchung schrieb man Folgendes in dem Urkundenbuch von Sachslen ein:

„Wir thun allen Christen kund, daß Nikolaus von der Flüe im Jahr 1418 zu Sachslen geboren wurde; daß, nachdem er in der nämlichen Gemeinde erzogen worden war, er seinen Vater, seinen Brud.r, sein Weib und seine Kinder verließ, um sich in eine Einöde Namens Ranft zurückzuziehen; daß er dort mit Hülfe Gottes und ohne irgend eine Speise zu sich zu nehmen, seit achtzehn Jahren geblieben ist, indem er in dem Augenblick, als dieses geschrieben wird, alle seine geistigen und leiblichen Fähigkeiten besitzt und ein sehr heiliges Leben führt. Dieß haben wir selbst gesehen und bekräftigen es in aller Wahrheit. So laßt uns denn den Herrn inbrünstig bitten, daß

---

führen, stimmt vollständig mit Guido Görres „Leben des Seligen Nikolaus von der Flüe" überein.

er ihm das ewige Leben gebe, wenn er ihn dereinst aus dieser Welt beruft*)."

Wenn zu keiner Zeit Zeugen gefehlt haben, um für den gröbsten Unsinn Zeugniß abzulegen, kann es nicht auffallen, daß eine solche Fabel in einem abergläubischen Jahrhundert wie das fünfzehnte habe Glauben finden können. Haben sich nicht zur Zeit eines Descartes, Leibnitz, Spinoza, Bayle und Moliere Leute gefunden, die mit voller Ueberzeugung durch ihr Zeugniß bekräftigt haben, daß die Ursulinerinnen von Loudun vom Teufel besessen waren? Wenn man eine so merkwürdige Thatsache bezweifelt, so möge man die „Geschichte der Besessenen in Loudun" **) und die „Austreibung der sieben Teufel aus den Ursulinerinnen von Loudun" ***) nachlesen. Ist im 19. Jahrhundert die Verhexung des Pfarrhauses von Cideville nicht auch von Augenzeugen bestätigt worden, unter denen selbst der Geschichtschreiber dieses fürchterlichen Betrugs erscheint†)?

Aber verlassen wir den phantastischen Theil im Leben des Bruders Klaus, um von der denkwürdigen Begebenheit zu sprechen, die seinen Namen unsterblich gemacht hat.

Gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hatten mehrere Mißhelligkeiten die Schweiz gespalten. Die Theilung der den Burgundern entrissenen Beute hatte Eifersucht erregt, und es brach die Unzufriedenheit aus, als Solothurn und Freiburg im Jahre 1481 in den Bund einzutreten verlangten. Mehrere

---

*) L. Veuillot, a. a. O. liv. III. Sachslen.

**) La démonomanie de Loudun, qui montre la véritable posession des religieuses ursulines, et autre séculières — wurde 1643 gedruckt, in dem nämlichen Jahre, in welchem Urban Grandier hingerichtet wurde.

***) Im Jahre 1643 erschienen. Vgl. Aubin, Histoire des Diables de Loudun.

†) Le marquis Eudes de Mirville, Des esprits et de leurs manifestations fluidiques. — Die Widerlegung kann man in des Grafen A. de Gasparin, Les tables tournantes nachlesen.

Kantone waren dagegen. Da nach einigen Tagsatzungen der Geist der Zwietracht immer mehr zunahm, versammelten sich die Eidgenossen zu Stanz. Aber dort artete die Besprechung in Streit aus und Alles schien einen Bürgerkrieg anzukünden.

Der Pfarrer von Stanz, ImGrund, ein ächter Vaterlandsfreund und aufrichtiger Christ, erschrack über die Gefahren, die sein Vaterland bedrohten. Obgleich vom Alter gebeugt, suchte er den Nikolaus in dessen fünf Stunden entfernter Abgeschiedenheit auf. Der Einfluß dieses Einsiedlers war ungeheuer groß. Alle Bewohner der Gegend kamen zu ihm, um sich bei ihm Raths zu holen, und verehrten ihn wie einen Heiligen. ImGrund forderte den Einsiedler auf, ihm zu folgen, und nachdem er seine Zusicherung erhalten hatte, beeilte er sich, nach Stanz zurückzukehren, wo sich die Gesandten schon zur Abreise rüsteten. Der Pfarrer überredete sie mit Thränen in den Augen, bis zur Ankunft des Bruders Klaus in den Sitzungssaal zurückzukehren. Kaum hatten sie ihre Sitze eingenommen, als der Einsiedler erschien. Die Eidgenossen, welche ihrer Rührung nicht widerstehen konnten, standen alle auf, um ihn zu empfangen:

„Meine lieben Herren," sagte er zu ihnen, „ich komme aus meiner Einsiedelei. Kunst und Wissenschaft habe ich nicht, was ich aber habe, habe ich von Gott. Ihr von den Städten, löst die bestandenen Bündnisse auf, die nur Zwietracht herbeiführen können*); und ihr von den Ländern, denkt an die Dienste, die Euch Freiburg und Solothurn erwiesen haben, nehmt sie in den Bund auf; eines Tages werdet Ihr Euch Glück wünschen, meinen Rath befolgt zu haben. Zudem habe ich mit Schmerzen gehört, daß Ihr Euch, statt Gott wegen Eurer Siege zu danken, fortwährend über die Theilung der Beute herumzankt. Lieben Freunde, theilt in der Folge die eroberten Länder nach der Zahl

*) Was halten die Anstifter des Sonderbunds von dieser Bemerkung?

der Kantone und die übrige Beute nach der Zahl der Leute. Ein gemeinschaftliches Band der Liebe, der Ordnung und der Treue einige Euch. Und nun, liebe Herren, habe ich Euch Nichts mehr zu sagen. Ich kehre in meine Einsamkeit zurück. Der liebe Gott sei mit Euch" *).

Bruder Nikolaus kehrte am nämlichen Tage, von dem Segen der ganzen Schweiz begleitet, in seine Einsiedelei zurück. Jeder Kanton schickte ihm Dankbriefe mit Geschenken für seine kleine Kapelle. Er starb, 70 Jahre alt; sechs Jahre nachdem er seinem Vaterland diesen außerordentlichen Dienst erwiesen hatte.

Nach seinem Tode wurde er selig gesprochen**). Sein Andenken lebt noch unter dem Volke, und mit Recht. Man muß wirklich bedauern, daß diese rührende Geschichte durch die grotesken Ausschmückungen des Legendengeistes und selbst durch die besondere Verehrung verunstaltet worden ist, welche man dem frommen Einsiedler in dem schönen Dorfe Sachslen erweist, wo seine Gebeine aufbewahrt werden. Das Skelett, welches aufrecht steht und mit kostbaren Kleidern, mit Gold und Edelsteinen geschmückt ist, befindet sich in einem verschlossenen, altarähnlichen Schrank, welcher vor dem Hochaltar steht. Um 50 Centimes kann man die Ueberreste des Bruders Nikolaus sowie seine Kleider sehen. Seine Nachkommen haben mehrere Ludwigskreuze, die sie in französischen Diensten erworben haben, in die Hände des Skeletts niedergelegt. Es ist eine eigene Weise, den vaterländisch gesinnten Einsiedler zu ehren. L. Veuillot, der Alles in Wunder „des religiösen Gefühls" verwandelt, ist über seine Kleidung nicht ganz erbaut. „Eine mehr auf-

*) Die Rede des Bruders Klaus wird auf verschiedene Weise berichtet.

**) Es gibt in der Hierarchie der Heiligen der römischen Kirche Hochwürdige, Selige und Heilige, wie es in ihrer irdischen Hierarchie niedere Geistliche, Priester und Bischöfe gibt. So hat die Erde dem Himmel zum Muster gedient.

richtige und lebendige, als zartfühlende Frömmigkeit", ſagt er, hat Gefallen daran gefunden, ſeine irdiſchen Gebeine mit allem weltlichen Schmuck zu zieren, den der rauhe Einſiedler während ſeines Lebens verſchmäht hatte. Das Skelett iſt mit Gold und Diamanten tättowirt".

Iſt der Katholicismus und die Macht, über welche er in der Schweiz verfügt, eine Macht, die um die Bisthümer Freiburg*), Solothurn**), St. Gallen, Chur***), und Sitten†), und vorzüglich um den Nuntius††) gruppirt iſt, geeignet, die demokratiſche Verfaſſung und die liberalen Ideen zu bedrohen? Der Profeſſor Cherbuliez ſcheint es in ſeinem gelehrten Werke über die Demokratie in der Schweiz zu glauben. Aber dieſes Buch iſt zu einer Zeit geſchrieben worden, wo das Mönchsthum über beträchtliche materielle Hülfsmittel verfügte, die es im Sonderbundskrieg, jenem frechen Verſuch, der die Vertreibung der Jeſuiten und ihrer Affilirten nothwendig gemacht hat, ſo unkluger Weiſe auf das Spiel ſetzte. Cherbuliez glaubt, daß die Beweglichkeit der demokratiſchen Verfaſſungen der ſtarken Hierarchie und der beharrlichen Politik Roms eine mächtige Gelegenheit darbietet, bis in das Herz der Eidgenoſſenſchaft zu dringen. — Aber wenn es ſich ſo verhält, warum erfüllen ſie die Anhänger des Papſtthums, zu welcher Richtung ſie auch gehören, mit ſolchem Abſcheu? einen Montalembert wie einen Crétineau-Joly, einen Amadeus Hennequin wie den Biſchof von Lauſanne und Genf? — Ein ſolcher Widerwille täuſcht ſelten.

---

*) Es beſteht aus zwei frühern Bisthümern, und ſein Oberhaupt hat den Titel Biſchof von Lauſanne und Genf.

**) Dieſes iſt an die Stelle des ehemaligen Bisthums Baſel getreten, deſſen Namen es noch trägt.

***) Das ganze Teſſin iſt in geiſtlicher Hinſicht den Prälaten von Mailand und Como unterworfen.

†) Dieſes beſteht aus dem Kanton Wallis.

††) S. Vulliemin, L'Eglise romaine en Suisse, in der Bibliothèque universelle de Genève.

Wenn das aristokratische Princip, wie es in den Kantonen von 1830 herrscht, eine so starke Schranke gegen die mönchischen Intriguen war, würden es die Klöster und die römische Geistlichkeit nicht so sehr zurückwünschen. In Genf allein ist ihnen der Sieg der Radikalen günstig gewesen; aber dies hängt mit den besondern Verhältnissen zusammen, in welche der Staat durch die Verträge von 1815 gerathen ist. In allen übrigen Kantonen verliert der Katholicismus täglich mehr an Boden. Hat der Sonderbund nicht bei der italienischen Bevölkerung des Kantons Tessin einen tiefen Widerwillen erzeugt? — Der Katholicismus kann die freie Prüfung nicht ertragen. Wenn sie ihm seit 1789 in den Ländern französischer Zunge so verderblich gewesen ist, wird sie ihm in Zürich, Bern, Basel und Luzern keine bessern Früchte bringen. Sein einziges Rettungsmittel ist, den Sieg der absoluten Monarchie von den Ufern der Newa bis an die der Seine herbeizuwünschen. Und noch bedeutet dies wenig, so lange das Sternenpanner in New-York und die Fahne des heiligen Georg auf dem Tower zu London flattert.

LXXI.

> Das Loos ist mir gefallen aufs lieblichste; mir ist ein schönes Erbtheil geworden.
>
> Psalm 16, 6.

Die Prüfung der beiden Confessionen, die sich in die Schweiz theilen, erinnerte mich stets wieder an unsere religiöse Verfassung, und zeigte mir, je länger, je mehr, daß sie die Verachtung nicht verdient, welche ihr die römischen Schriftsteller beweisen.

Die orientalische Kirche darf man nicht in Rußland kennen lernen wollen. Seit Peter dem Großen hat sie in diesem Lande solche Umgestaltungen erfahren, daß ihre wesentlichen Charakterzüge beinahe verschwunden sind. Ein Werkzeug der bürgerlichen Gewalt, gehorcht sie einem äußern Antrieb, einer Macht, die ihr ihre Beschlüsse vorschreibt und ihr ihren Willen aufzwingt. Aber überall, wo sie sich frei bewegt, erscheint uns die orientalische Kirche als eine Anstalt, welche von der Zeit und den Menschen entstellt worden ist, die aber der Vervollkommnung im höchsten Grade fähig geblieben ist. Sie hat sich vor den Gewaltthaten und den Freveln zu bewahren gewußt, welche Rom zu einem Gegenstand des Widerwillens für alle diejenigen machen, denen am Fortschritt der Menschheit gelegen ist. — Sie ist dem Grundsatz des Heilandes: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" *) treu verblieben. Sie hat den Scepter der Könige und das Schwert der Henker nicht in ihre heiligen Hände genommen. Es ist für sie ein seltsames Schauspiel, den sogenannten Statthalter des Erlösers, der da erklärt hat, daß, wer sich des Schwertes bediene, durch dasselbe umkomme **), im Vatikan thronen und durch die Waffen der „Söhne Voltaire's" vertheidigt zu sehen. Während dieses Rom im Mittelalter, im 16. und selbst im 17. Jahrhundert das Blut der Christen, welche seine Gewalt nicht anerkannten, in Strömen vergießen ließ, lebte das Morgenland ruhig unter dem Stabe seiner Hirten, indem es jene verruchte Inquisition, welche Europa mit Scheiterhaufen bedeckt und die Gefängnisse mit Tausenden von Opfern angefüllt hat, nicht einmal dem Namen nach kannte. Das Kleid seiner Bischöfe ist nicht, wie das der römischen Priester, mit den Blutgerüsten roth gefärbt worden, es hat seine

*) *Η βασιλεία ἡ ἐμὴ οὐκ ἐστιν ἐκ τοῦ κόσμου τούτου.* Joh. 18, 36.

**) *Εἴ τις ἐν μαχαίρᾳ ἀποκτενεῖ, δεῖ αὐτὸν ἐν μαχαίρᾳ ἀποκτανθῆναι.* Offenb. 13, 10.

Mönche nicht in Folterknechte und Henker verwandelt, und niemals haben Alexandrien, Athen, Bucharest oder Belgrad die verabscheute Flamme der Auto-da-fe leuchten sehen. Dies ist ohne Zweifel ein Verdienst, das in den Augen der Geschichte viele Fehler in Vergessenheit bringen kann! Wenn selbst die orientalische Kirche nicht mit Recht stolz darauf wäre, die größten Geister des Christenthums hervorgebracht zu haben, Justinus, Clemens von Alexandrien, Irenäus, Athenagoras, Origenes, Cyrillus von Alexandrien, Athanasius, Basilius, Chrisostomus, Gregorius von Nazanz, Cyrillus von Jerusalem, gebührte ihr wenigstens der Ruhm, daß sie keinen Dominikus, Torquemada, oder Pius V. erzeugt hat.

Ich kann nicht von den großen Schriftstellern unserer Kirche sprechen, ohne zu erwähnen, daß der Fürst Gagarin, der sie verlassen hat, von diesen herrlichen Männern gerade so spricht wie ich. „Der Orient hat uns vielleicht (vielleicht!) das Schauspiel der herrlichsten Erfüllung der katholischen Wahrheit gegeben, welche mit so viel Glanz von jenem Heere Gelehrter und Vätern vertheidigt worden ist, deren sich die griechische Kirche rühmt". — Nachdem der Fürst von der Begeisterung gesprochen, mit welcher die Gallikanische Kirche die Franzosen erfüllt hat, fügt er hinzu: „Noch leichter begreift man eine Begeisterung der nämlichen Art bei den Söhnen der Kirche, die einen Athanasius, Cyrillus, Chrisostomus, Basilius und so viele Andere hervorgebracht hat, welche die Zierde der katholischen Kirche sind" **). Aber in der traurigen Stellung, die der Verfasser eingenommen hat, hütet er sich wohl, hinzuzufügen, daß man in der orientalischen Kirche auch keine von jenen inquisitorischen und tyrannischen Anstalten findet, mit deren Hülfe Rom seit vielen Jahren dem Gewissen ein unerträgliches Joch auferlegt. Niemals haben wir diese unsinnigen Statuten des Index gekannt,

**) Gagarin, La Russie sera-t-alle catholique? liv. II. l'Église et l'État.

noch dieſe Verbote, ſelbſt ſehr religiöſer Schriften, welche das einzige Unrecht haben, daß ſie die Anmaßungen des geiſtlichen Deſpotismus bekämpfen. Jeder Chriſt kann bei uns ſelbſt über die Wahrheit der Lehren urtheilen, die den Gegenſtand ſeines Glaubens ausmachen. Man verlangt von ihm nur einen vernünftigen Glauben und nicht eine abergläubiſche Ehrfurcht gegen eine anmaßliche Gewalt. — Während Rom unter Strafe des Bannes verbietet, die „Provinzialbriefe“ und die „Vertheidigung der Erklärung von 1682“ zu leſen, iſt man im Orient den Grundſätzen treu geblieben, welche einer unſerer trefflichſten Kirchenlehrer, der heilige Baſilius, in ſeiner herrlichen Rede „Von dem Nutzen der heidniſchen Schriftſteller“ aufgeſtellt hat. Wird man ſagen, daß dieſe Methode die Seelen dem Unglauben ausſetze? daß man den Glauben der Chriſten mit allen Mitteln gegen die Verſuche des Skepticismus beſchützen müſſe? Aber es ſcheint mir, daß man in Athen oder in Bucareſt nicht weniger ungläubig iſt, als in Rom oder in Paris. Nie haben ſich bei uns aufgeregte Volksmaſſen gegen die Prieſter erhoben; niemals ſind unſere Städte mit ihrem Blute überſchwemmt worden; niemals ſind ſie genöthigt geweſen, ihren Stand zu verläugnen oder ihr Amt im Geheimen auszuüben. — Allerdings ſtreben ſie nicht wie die Jeſuiten und deren Affilirte im Abendlande nach der Beherrſchung der Familien und des Staats; ſie drängen ihre Meinung nicht Allen wie heilige Glaubensartikel auf; ſie benutzen die Beichte und die Leitung der Seelen nicht, um eine verabſcheuungswerthe Inquiſition zu organiſiren und überall Unruhe und Verwirrung zu verbreiten.

Die römiſche Geiſtlichkeit will Alles regeln und Alles leiten. — Sobald eine Zeitung ihren Intereſſen zuwider iſt, bewegt ſie Himmel und Erde, um deren Lectüre zu unterſagen; ſobald ein Beamter ihr nicht günſtig iſt, bemüht ſie ſich, ihn in üblen Ruf zu bringen; ſobald eine Regierung ihren Anmaßungen im Wege ſteht, wie die Regierung Ludwig Philipps in Frankreich,

Wilhelms I. in den Niederlanden, Victor Emanuels in Piemont, bietet sie alle Kräfte auf, ihr Hindernisse in den Weg zu legen, wenn es ihr nicht gelingt, sie zu stürzen. — Die Geistlichkeit der orientalischen Kirche bleibt dagegen viel lieber im Kreise ihres geistlichen Amtes. Sie läßt den Familienvätern eine vollkommne Unabhängigkeit in der Leitung der häuslichen Angelegenheiten. Eben so wenig denkt sie daran, mit der Hand, die den Hirtenstab trägt, den Scepter der weltlichen Fürsten zu ergreifen. Auch werden die Priester niemals Zeitungsschreiber und betreten niemals den aufgeregten Kampfplatz der Politik und der Parteien. In den Augen der Mitglieder unserer Kirche erscheint die Religion fortwährend als ein Gedanke, der über den irdischen Interessen erhaben ist, als ein neutraler Boden, auf welchem sich die Besiegten von Gestern und die Sieger von Morgen ohne Bitterkeit begegnen können; als eine Friedensstadt, in der das Klirren der Schwerter niemals erschallen darf; als eine sichere Zuflucht für die Schmerzen und Täuschungen der bekümmerten Menschheit.

Daher bietet die Geschichte des Christenthums im Orient niemals das Schauspiel jenes für uns durchaus unbegreiflichen Kampfes zwischen der weltlichen Macht und dem Priesterthum. Wir können uns nicht an den Gedanken gewöhnen, daß sich Jahrhunderte lang christliche Bischöfe angemaßt haben, die Könige abzusetzen und ihre Unterthanen von dem Eid der Treue zu entbinden**). Wie haben sie die Lehren Christi und der Apostel und die herrlichen Beispiele der Urkirche so sehr vergessen können? Heinrich IV., der barfuß auf dem gefrornen Schnee die Ermächtigung Gregors VII. erwartete, um die Regierung des Reichs wieder ergreifen zu dürfen, erscheint uns nicht als eine Begebenheit aus der Geschichte des Christenthums, sondern als ein Bruchstück der Annalen Egyptens und Indiens, als eine Erinnerung an jene Zeiten, wo die Priesterkasten des

**) S. Lecerf, Du protestantisme.

Heidenthums alle diejenigen, welche ihre Anmaßungen zu bekämpfen wagten, unter den Rädern ihres Triumphwagens zermalmten. Wir erstaunen nicht weniger, wenn man uns erzählt, wie ein Alexander III. und ein Innocenz III., die man uns als die größten Hohepriester des Abendlandes bezeichnet, im südlichen Frankreich Fürsten entthronten, die nicht zur römischen Kirche gehörten, wie sie die Vernichtung der Unterthanen derselben organisirten, und in der einzigen Stadt Beziers 60,000 Menschen ermorden lassen*)! Wie sehr fällt es uns auf, wenn wir einen römischen Bischof mit satanischem Hochmuth erklären hören: „es sei jedes Geschöpf dem Papst unterworfen“ **). Wir gestehen es gern, es wird uns niemals gelingen, die unsinnigen Anmaßungen Bonifacius VIII. mit den Lehren der Väter und der Gelehrten unserer Kirche zu versöhnen. Die römischen Katholiken scheinen über solche Schwierigkeiten nicht in Verlegenheit zu gerathen. Sie haben übrigens einen Ausweg, der uns gänzlich fehlt. Wir haben keinen unfehlbaren Papst, der die Lehre des Evangeliums nach seiner Willkür modelt, der sich selbst alle Vorrechte zuschreibt, die seinem Hochmuth und seinem Ehrgeiz schmeicheln. Unsere Priester, unsere Bischöfe, ja selbst unsere Patriarchen betrachten sich als einfache Träger der göttlichen Lehre; sie glauben nicht, das Recht zu haben, sie für ihre Größe und ihre Interessen zu benutzen. Wir wundern uns nicht mehr über die Verachtung der römischen Theologen gegen Menschen, welche so wenig Geschicklichkeit besitzen, daß sie nicht einmal verstanden haben, wie dieselben sich ausdrücken, ihre Kirche auf fester Grundlage zu organisiren, noch ihr die Gewalt zu geben, derer sie nach ihrer Ansicht zur Vertheidigung des Christenthums bedarf.

Man muß vermuthlich diesem Mangel an Organisation die Sorgfalt zuschreiben, mit welcher die orientalische Kirche den

---

*) S. Bouillet, Art. Albigeois.

**) Definimus omnem creaturam romano pontifici subjacere.

Gläubigen die Wahl der Bischöfe bewahrt. Im Abendlande hat man durch eine Reihe beklagenswerther Neuerungen dem christlichen Volke die ausgedehnten Rechte entrissen, die es in den ersten Jahrhunderten des Christenthums besaß. Was geschieht z. B. in Belgien oder in Irland? Wenn ein Bischofsstuhl erledigt ist, so ernennt der Papst nicht den Mann, der durch seine Gewohnheiten und seine Ansichten den durchaus liberalen Geist und das bescheidene Leben der Apostel ins Gedächtniß zurückrufen könnte, sondern den, der durch seinen Eifer für die Unfehlbarkeit des römischen Hohepriesters, für die Aufrechthaltung des Index, für die Ausbreitung des Jesuitenordens*) sich ausgezeichnet hat; mit Einem Worte, den Mann, der in der Bekämpfung jeder fortschreitenden Idee, jeder Reform, welche den päpstlichen Absolutismus beschränken könnte, die größte Leidenschaftlichkeit an den Tag gelegt hat. An andern Orten sind es die Fürsten, diese gebornen Anhänger der absoluten Gewalt, welche unter Vorbehalt der päpstlichen Genehmigung die Bischöfe wählen. In diesem wie in jenem Falle sind es niemals der versöhnliche Charakter, die evangelische Liebe, gründliche Studien, die aufrichtige Liebe zur Freiheit und Gerechtigkeit, welche Ansprüche auf die Bischofswürde geben, sondern niedrige Intriguen, verdächtige Begünstigungen, ein erprobter Sklavensinn. Man fordert vor Allem von den abendländischen Priestern, die man zu Bischöfen machen will, daß sie ihrer Geistlichkeit den Despotismus in geistlichen wie in weltlichen Dingen lehren.

Man wird sagen, daß die Wahlen bei uns den Umtrieben der Bewerber Gelegenheit geben. Findet sich dieser Nachtheil nicht in viel gefährlicherer Weise bei den Unterthanen Roms? Laßt uns hören, wie ein Katholik von dem berichtet, was nach dem Konkordat zwischen Franz I. und Leo X. vorging: „Der Kö-

*) Ueber die Tendenzen dieses Ordens muß man das große Werk Theiners, „Geschichte Clemens XIV." nachlesen.

nig," ſagte der Geſandte von Venedig, „fing an, die Bisthümer nach den Bitten der Damen am Hof zu vertheilen, ſeinen Soldaten Abteien zu geben, ſo daß man am franzöſiſchen Hof mit Bisthümern und Abteien handelte, wie in Venedig mit Pfeffer und Zimmet*)." Kann man glauben, daß ungläubige Kardinäle wie Richelieu, Mazarin, Dubois in der Wahl der oberſten Hirten gewiſſenhafter geweſen ſeien? Der römiſche Nuntius in Paris, Monſignore Fornari, der ſeitdem zum Kardinal ernannt wurde, ſagte zu Jedem, der es hören wollte: „Wenn man wüßte, auf welche Weiſe die meiſten franzöſiſchen Biſchöfe zu ihrer Würde gekommen ſind, würde man ihnen in's Geſicht ſpeien." Es wird immer ſo ſein, wenn eine treuloſe Kirche dem chriſtlichen Volke die Rechte entreißt, die es von Chriſtus erhalten hat, um ſie in die Hände der weltlichen Gewalt zu legen. Es liegt den Chriſten daran, Hirten zu haben, die keine Miethlinge ſind, die ihr Vertrauen und ihre Liebe beſitzen; — die Regierungen haben nur ſklaviſche Werkzeuge nöthig.

Die von der öffentlichen Meinung geforderten Reformen können in unſerer Kirche ohne Erſchütterung und Revolution bewerkſtelligt werden; denn da die Stimmen ſich auf diejenigen Prieſter vereinigen werden, welche am fähigſten ſind, deren aufgeklärte Werkzeuge zu werden, ſo werden ſie in den Biſchöfen einen heilſamen Geiſt des Lebens und des Fortſchritts hervorrufen. Die orientaliſche Kirche wird durch die freie Wahl der verderblichen Unbeweglichkeit des Römerthums entgehen. In der That iſt die Zeit nicht mehr fern, wo Rom nur noch eine Prieſterkaſte ſein wird, die, den Völkern fremd, ihren einzigen Stützpunkt in der Gewalt der Fürſten haben wird. Dies muß das Schickſal jeder Kirche ſein, die ſich von den Gläubigen trennt. Der berühmte italieniſche Philoſoph Rosmini-Serbati fühlte es wohl, als er vor einigen Jahren die Wiederherſtellung

*) Raumer, Geſchichte Europas I., 270.

der Wahlen der Bischöfe verlangte*). Es versteht sich von selbst, daß der Papst sein Buch verdammt hat. Aber dieser ausgezeichnete Mann, der scharfsichtiger war, als seine Vorgesetzten, erschrack mit Recht über die Leere, welche die römische Geistlichkeit von Tag zu Tag mehr umgibt. In Frankreich, in Belgien, im nördlichen Italien, ja selbst in Spanien lebt Alles, was einen thätigen Antheil an der geistigen und socialen Bewegung nimmt, vollständig außerhalb des priesterlichen Einflusses. Mehrere französische Provinzen bieten in dieser Beziehung eine Erscheinung dar, welche den Fremden außerordentlich auffallen muß: es ist der beinahe gänzliche Mangel an einem äußeren Gottesdienst. Selbst in den Dörfern erscheinen die Bauern nicht mehr in der Kirche. Diejenigen, welche die Departemente Seine und Oise, Oise, Seine und Marne, Eure u. s. w. an Sonntagen bereist haben, bezeugen es einstimmig. Dort ist der Katholicismus nur noch ein Wort**). Die Geistlichkeit hat sich vom Volk getrennt; jetzt entfernt sich das Volk von der Geistlichkeit. Es findet sich nichts Aehnliches in unserer Kirche. Die Wahl gründet zwischen den Gläubigen und der Geistlichkeit bleibende und unzertrennliche Bande.

Wir haben zu zeigen versucht, wie das Episkopat mit dem Volk verbunden ist. Die niedere Geistlichkeit steht mit ihm in einer nicht weniger engen Gemeinschaft; sie steht mit demselben durch die Familie und gewöhnlich auch durch die Arbeit in der nächsten Verbindung. Unsere Kirche hat gewollt, daß der Priester alle Wünsche und alle Prüfungen des Volkes aus eigener Erfahrung sollte kennen lernen. Rom hat ihn mit Absicht abgesondert, um ihn vollständiger zu beherrschen. Es hat ihm mit der Unabhängigkeit die Tröstungen des häuslichen Heerdes entzogen. — Der Priester sollte, wie Rom versichert, von den irdischen

---

*) S. Le cinque piaghe della Chiesa. Lugano.

**) Dies bezeugt der Abbé Boyes in seiner Schrift: „Du carbonarisme.“

Dingen mehr getrennt, und zur evangeliſchen Vollkommenheit mehr geneigt ſein. — Wer die reinkatholiſchen Länder, die römiſchen Staaten, das Königreich Neapel, Spanien, Portugal, die ſpaniſch-amerikaniſchen Republiken u. ſ. w. bereist hat, hat ſich mit eigenen Augen überzeugen können, welche Tugenden die Geiſtlichkeit dort ausübt! Mit Laſtern, welche die natürliche Folge unvernünftigen Zwanges ſind, verbindet ſie einen vollſtändigen Mangel an vaterländiſcher Geſinnung. Unſere Prieſter ſind dagegen aufrichtige Patrioten und haben es bei denkwürdigen Gelegenheiten bewieſen.

Ich wünſchte, daß ich von unſern Mönchen das Nämliche ſagen könnte, allein ich kann mich in dieſer Hinſicht keiner Täuſchung hingeben. Das Mönchsthum iſt das Geſchwür unſerer Kirche. Dieſes arbeitet darauf hin, ſie im Aberglauben und in der Unbeweglichkeit zu erhalten. — Doch ſind die orientaliſchen Klöſter für die Civiliſation lange nicht ſo gefährlich als die des Abendlandes. Zudem hat bei uns kein Mönchsorden die furchtbare Organiſation, welche man bei einigen abendländiſchen Körperſchaften findet. — Es genügt, die Jeſuiten anzuführen, welche die Welt mit ihren Affilirten und ihren Spionen bedecken*); welche eine ſo ſehr gefürchtete Polizei eingerichtet haben, daß mehrere Staaten des Abendlands, die Schweiz z. B., gezwungen geweſen ſind, ihr Gebiet von ihnen zu befreien. Alle Regierungen, welche nicht die nämliche Klugheit gehabt haben, haben ſich endloſen Umtrieben und Unruhen ausgeſetzt. So groß iſt die verderbliche Thätigkeit der Söhne Loyola's**).

Wenn ſich die orientaliſche Kirche vor den Freveln und dem Mißbrauch der Gewalt bewahrt hat, welche die aufgeklärten Männer aller Konfeſſionen der römiſchen Kirche vorwerfen, ſo hat ſie auf gleiche Weiſe die excentriſchen Theorien zu vermei-

*) S. die zwei „Mémoires à consulter“ von de Montlosier, einem katholiſchen, konſervativen Schriftſteller.

**) S. Quinet et Michelet, Des Jésuites.

den gewußt, welche im Gebiet der Theologie im Abendland so häufig vorkommen. Ihr iſt die ſophiſtiſche und oft unreine Caſuiſtik eines Escobar*) ſtets unbekannt geblieben, welche der lateiniſchen Geiſtlichkeit ſo wenig Ehre macht, und die keineswegs das ausſchließliche Eigenthum der Jeſuiten iſt, wie man es geſagt hat. Eben ſo wenig hat ſie, wie Auguſtinus und Calvin die verderbliche Lehre der abſoluten Prädeſtination verkündigt.

Aber wenn es ſich um Glaubensſätze handelt, muß man den Glauben der heutigen Morgenländer nicht mit den unſerer älteſten Kirchenlehrer verwechſeln. Cyrillus Lucas, der zuerſt Patriarch von Alexandrien und ſpäter von Conſtantinopel war, gelangte, nachdem er die urſprünglichen Lehren dieſer zwei berühmten Kirchen, ſo wie die Schriften der dem apoſtoliſchen Zeitalter am nächſten ſtehenden Väter ſtudirt hatte, zur Ueberzeugung, daß die Erklärung der Sakramente, wie ſie von den Reformatoren des 16. Jahrhunderts gegeben worden, allein den Anſichten des chriſtlichen Alterthums gemäß ſei. Man verkennt in der That den Geiſt des Orients vollſtändig, wenn man den ſymboliſchen Charakter des Abendmahls nicht einſieht, der im ſechsten Kapitel des Evangeliums Johannes klar bezeichnet, und der von den erleuchtetſten Theologen unſerer Kirche, namentlich von Johannes „Goldmund“ vollkommen verſtanden worden iſt. So blieb dieſer berühmte Redner der Lehre der alten Kirchenväter aus der paläſtiniſchen und alexandriniſchen Schule treu, welche von dem heiligen Juſtin und dem heiligen Pantenus gegründet worden war. Die Alexandriniſche Schule hat mehr Gewicht und Bedeutung als alle übrigen, weil ſie aus den hervorragendſten Denkern der Urkirche beſtand und die reinſten Ueberlieferungen bewahrte. So große Ehrfurcht man bei uns auch gegen das Alterthum an den Tag legt, ſo hat man die ehrwürdigen Lehren dieſer tiefen und heiligen Erklärer der Schrift doch zu ſehr vergeſſen, und ihnen eine beſchränkte und

*) S. die unſterblichen „Briefe aus der Provinz“ von Pascal.

verhältnißmäßig neue Dogmatik vorgezogen, welche das Werk des entarteten Byzanz war. Man muß die wirklichen Glaubensansichten der orientalischen Kirche nicht in den Legenden des Groß-Logotheten und Protosekretarius des Kaisers Leo, des berühmten Simon Metaphrastes, suchen. Die offiziellen Theologen des Hofs zu Constantinopel waren nicht fähig, das Christenthum der ersten Jahrhunderte zu begreifen. Ist es zu verwundern, daß sie an die Stelle der erhabenen Ideen desselben kleinliche Einfälle gesetzt haben, welche das Evangelium eben so sehr verwirft als die Vernunft?

Der Cultus der orientalischen Kirche gibt weniger Anlaß zu Tadel als ihre gegenwärtigen theologischen Grundsätze. Sie hat sich von der edlen Einfachheit der ersten Zeiten des Christenthums weit weniger entfernt als Rom. Man findet bei uns jene überspannten oder weibischen Kirchengebräuche nicht, das heilige Herz Jesu, das heilige Herz Mariä, die Marienmonate, die unbefleckte Empfängniß der Mutter Gottes, die ewigen Anbetungen und die gemeinen Erfindungen, welche dem Geist der römischen Katholiken so wenig Ehre machen. Auf der andern Seite hat unsere Liturgie nicht jene Armuth, welche den reformirten Kirchen mit Recht vorgeworfen wird, und was die unpartheiischen Männer, die im Schooße der Reformation so zahlreich sind, unbedenklich zugestehen. „Ich erkenne sehr gern an," sagt ein protestantischer Geistlicher, „daß der Begriff des Kultus bei uns entstellt worden ist. Der Protestantismus hat in Beziehung auf den Kultus eine übermäßige Reaktion gegen die römische Kirche geübt. Dem Uebermaß des stummen Ritus und des Symbols haben wir eine eben so übertriebene Reaktion der Prüfung, der Untersuchung entgegengesetzt*)."

„Anglikaner und Presbyterianer," sagt Näf, „Lutheraner und Calvinisten, Alle beschäftigten sich vorzüglich damit, der Kirche ihren ursprünglichen Kultus zurückzugeben. Es gelang

*) Durand, Le Réveil religieux, 33.

ihnen, rückſichtlich des Glaubens das Gerüſte von Irrthümern und abergläubiſchen Meinungen umzuſtoßen, unter welchem das chriſtliche Dogma gleichſam vergraben war. Ohne ſich beredet zu haben, kamen ſie in bewunderswürdiger Weiſe bald überein, als es ſich darum handelte, die Grundlagen des wahren Chriſtenthums wiederherzuſtellen, nämlich die Vereinigung des Menſchen mit Gott vermittelſt des Glaubens. Aber als es darum zu thun war, den Kultus und die Kirchenzucht wieder aufzubauen, ließen ſich mehrere von den Reformatoren, weil ſie die Vergangenheit der Kirche nicht gründlich ſtudirt hatten, hinreißen, ihre eigenen Anſichten an die Stellen alter und ehrwürdiger Einrichtungen zu ſetzen. Das gilt ganz beſonders von der Calviniſtiſchen Kirche. Ihr bis zur Kälte ſtrenger Ritus ſpricht nicht genug zum Gemüth; er gibt nicht einmal einen genauen Abglanz von dem Kultus der erſten Chriſten. Er iſt zu abſtrakt, zu verſtändig geworden, und daher kommt es, daß die proteſtantiſche Kirche in gewöhnlichen Zeiten zu wenig Macht über diejenigen zu haben ſcheint, welche von ihrer Geburt an ihren äußern Formen untergeben ſind*)."

Der reformirte Kultus, der den Bedürfniſſen der Menge nicht immer entſpricht, würde es im Orient noch weniger als irgendwo ſonſt. Die orientaliſchen Völker haben unabweisliche Triebe, denen man nothwendig Rechnung tragen muß. Moſes, der den abergläubiſchen Gebräuchen Egyptens ſo abgeneigt iſt, führte in der Jehovahreligion eine große Zahl Ceremonien ein, die den Hebräern alſobald theuer wurden. Wenn ſich ein Bewohner von Edimburg oder Amſterdam nöthigenfalls mit dem Abſingen der Pſalmen oder mit einer Predigt in einer kalten und nackten Kirche begnügen kann, ſo wird dagegen der Grieche in Athen oder der Rumane an den Ufern der Dimbovitza eine ſolche Art, den Ewigen zu verehren, niemals begreifen können. Er wird immer Weihrauchwolken als Symbole des gegen Him-

*) Naef, La Réformation.

mel ſteigenden Gebets*), er wird immer von Licht ſtrahlende Altäre, welche an den Glanz des himmliſchen Jeruſalems erinnern, er wird Geſänge haben müſſen, in welchen ſich die heilige Begeiſterung unter Formen offenbaren kann, die ihm die Freuden der ewigen Gaſtmähler vergegenwärtigen. So laſſen wir ihm denn dieſe feierlichen Ceremonien, dieſe durchaus göttliche Poeſie, die ihn zu Gott erhebt; aber laßt uns voll Eifer dahin arbeiten, ihn mit aufrichtigem Chriſtenthum zu durchdringen, mit jener Religion im Geiſt und der Wahrheit, ohne welche man den himmliſchen Vater nicht auf eine ſeiner erhabenen Majeſtät und der Größe unſerer Beſtimmung würdige Weiſe anbeten kann.

Ich weiß wohl, daß dieſe Anſichten allen denen mißfallen werden, welche der orientaliſchen Kirche den Mißbrauch der Bilder und der Symbole vorwerfen. Freilich wird kein vernünftiger Chriſt es verſuchen, die Uebertreibungen zu rechtfertigen, in die ſie ſich mit der Zeit hat hinreißen laſſen. Aber wenigſtens findet man bei uns nicht wie in Rom jenen ſonderbaren Eifer, der dahin drängt, unaufhörlich Symbole zu erfinden, welche dem Geiſt des Urchriſtenthums immer mehr widerſtreben, wie jenes heilige Herz Jeſu, von dem ich ſchon geſprochen habe, jene offene Bruſt, die an die Eingeweide der Opfer des Heidenthums erinnert, jenen ſchauerlichen Anblick, der die abgehärtetſte Phantaſie mit Eckel erfüllen muß. Man mag uns noch ſo oft ſagen, daß dieſer Kultus das Ergebniß einer Offenbarung iſt, welche der Schweſter Maria Alacoque zu Theil geworden iſt. Iſt es nicht ſeltſam, daß die Geſichte einer armen Schwärmerin die chriſtliche Symbolik auf ſolche Weiſe hat verändern können? Man betrachte übrigens die Folgen dieſer abenteuerlichen Theologie! Bald darauf erſcheint die wunderthätige Medaille,

*) *Κατευθυνθήτω ἡ προσευχή μου ὡς θυμίαμα ἐνωπιόν σου· ἔπαρσις τῶν χειρῶν μου θυσία ἑσπερινή· εἰσακουσόν με. Κύριε.*

welche ein gewiſſer Ratisbonne in ſeiner Verzückung geſehen hat, dieſes würdige Gegenſtück zu den Träumereien der Schweſter Alacoque; dann kommt die Jungfrau von la Salette, welche auf die Berge des Grenobler Sprengels herabſteigt, um ſtumpfſinnige Kinder anzureden; dann die Madonna von Rimini, welche die Augen verdreht*) und ſo viele mehr oder weniger außerordentliche Erfindungen, welche die große Idee des Chriſtenthums immer mehr in ſinnlicher Weiſe herabwürdigen. — Man muß geſtehen, daß die Unbeweglichkeit unſerer Kirche, von der Rom ſo viel geſprochen hat**), einer Thätigkeit dieſer Art weit vorzuziehen iſt! Die römiſche Kirche rühmt ſich, vor Allem eine lebensvolle und fortwährend thätige Anſtalt zu ſein. Leider führt dieſe Thätigkeit, über die ſie ſo ſtolz iſt, nur zu neuen Verhöhnungen der Vernunft und des Evangeliums. Allerdings hat Gregor **XVI.** die katholiſche Lehre *entwickelt*, aber indem er die Gewiſſensfreiheit, die Freiheit der Unterſuchung und Aſſociation verdammt hat. Pius **IX.** hat auch nach ſeiner Weiſe zur *Vervollkommnung* des Katholicismus beigetragen, aber durch die Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängniß, welches die Lehre von der Erbſünde einfach vernichtet. Gott möge die orientaliſche Kirche vor ſolchen Fortſchritten bewahren. Die Religion und die Freiheit verlieren immer dabei. Die Erſtarrung, deren man ſie anklagt, läßt wenigſtens ihre Kräfte unverſehrt, und an dem Tag, an welchem ſie an die Spitze der zahlloſen Völker treten wird***), welche von den Ufern der Donau bis zu den Wüſten des alten Egyptens

*) S. La Madone de Rimini. Bruxelles 1850. — Relation de l'événement miraculeux de la madone de Rimini, extraite du procès authentique dressé par l'autorité ecclésiastique, trad. de l'Italien. Par. 1852.

**) S. *Gagarin*, La Russie sera-t-elle catholique? „Der Orient war damals noch nicht in die Unbeweglichkeit verfallen, in die er ſeitdem gerathen iſt" u. ſ. w. S. 26.

***) Siebenzig Millionen Seelen.

und von dem Strand der Oſtſee bis zu den Ufern des ſchwarzen Meeres, ihre Geſetze anerkennen, wird ſie ihre Kraft nicht in unfruchtbaren Kämpfen gegen die Vernunft und das menſchliche Bewußtſein verſchwendet haben. Die Völker, deren Prüfungen und Schmerzen ſie muthig getheilt hat, werden in ihr das Bollwerk erkennen, welches ſie vor den Thorheiten und dem Desſpotismus Roms bewahrt hat.

Die Unbeweglichkeit der orientaliſchen Kirche iſt eine vorübergehende Thatſache, welche aus einigen durchaus unüberwindlichen Umſtänden herrührt, deren Einfluß keine Kirche ſich jemals hätte entziehen können. Sie war nicht, wie die lateiniſche Kirche vom Joche der Kaiſer befreit. Während die Nachfolger Conſtantins des Großen Rom und Italien ihren Biſchöfen Preis gaben, ließen unſere Kaiſer die Kirche, deren herrliche Entwicklung ſie aufhielten, ihre eiſerne Hand fühlen*). Oder hatte Athanaſius in Alexandrien die Freiheit, ſich mit ſeinen tiefen Betrachtungen zu beſchäftigen, da er von vier Kaiſern verbannt wurde? Ward nicht Gregor von Nazanz gezwungen, den Patriarchenſtuhl von Conſtantinopel zu verlaſſen, und Gregor, Baſilius Bruder, den von Nyſſa. Ließ etwa Valens Baſilius den Großen in ſeiner Kirche zu Cäſarea in Ruhe? Und Chriſoſtomus, der herrlichſte von allen unſern Kirchenlehrern, ſtarb er nicht in der Verbannung? Immer legten die theologiſchen Kaiſer den Biſchöfen ein unerträgliches Joch auf. Auf ihre Tyrannei folgte die der Türken. Wer den geringſten Begriff von unſerer wallachiſchen Geſchichte hat, weiß, was ehemals ihre Toleranz war.

*) Der Fürſt Gagarin gibt es zu: „Die Bekehrung Conſtantins und die Gründung von Conſtantinopel beginnen eine neue Zeit, und bald werden Angriffe gegen die Unabhängigkeit der Kirche gemacht. — — Die Rechtsgelehrten in Conſtantinopel, welche durch die Grundſätze einer heidniſchen Geſetzgebung irre geführt waren, konnten die Grenzen der beiden Gewalten nicht genau genug beſtimmen. (Gagarin, La Russie sera-t-elle catholique? p. 25 und 28.

Wenn unsere Kirche Diener gehabt hätte, wie Karl der Große, wenn sie Kaiser und Könige zu ihren Füßen gesehen hätte, dann hätte sie an der Entwicklung der Intelligenz und am Glück der Völker arbeiten können, besser als die, welche ihr ihre Unbeweglichkeit vorwerfen. Wenn sie mit dem Licht der Wissenschaft und der Civilisation umgeben gewesen wäre, hätte sie es nicht benutzt, um die Henker der St. Bartholomäusnacht zu segnen, um Roger Baco, Campanella und Galiläi zu ächten, um alle Fortschritte des menschlichen Geistes zu verfluchen. Was sie in den drei ersten Jahrhunderten des Christenthums unternommen hat, da sie noch ihre volle Freiheit besaß, zeigt hinlänglich, was sie thun könnte, sobald sie die Vortheile besäße, deren sich die lateinische Kirche ohne Unterbrechung erfreut hat. Möge die glückliche Zeit kommen, wo sie ihre Unabhängigkeit wieder findet! Sie wird sie nicht anwenden, wie Rom, um einen wahnsinnigen Kampf gegen die Vernunft und die Rechte der Völker zu beginnen; sie wird zur gelehrten und frommen Ueberlieferung eines Pontinus, Clemens von Alexandrien, Justinus und Athenagoras zurückkehren.

Die Duldsamkeit der orientalischen Kirche ist eine der schönsten Perlen in ihrer göttlichen Krone*). Seit dem 16. Jahrhundert findet sich keine einzige Kirche im Abendland, die nicht die Rechte der weltlichen Gewalt an sich gerissen hätte, um die empörendsten Gewaltthätigkeiten zu begehen. Ich rede nicht vom Katholicismus; die ganze europäische Geschichte lehrt, daß er, sobald er nur kann, Feuer und Schwert gebraucht, um seine Gegner auszurotten. Aber auffallender ist, daß die re-

*) Diese Duldsamkeit ist so thatsächlich, daß selbst in Rußland, wo die Gewalt des Czars unbeschränkt ist, Alexander II. seinen katholischen Unterthanen die freie Ausübung ihrer Religion gewährt, ihre Kirchen unterhält, und ihre Geistlichkeit bezahlt, während in Madrid, in Florenz, in Rom u. s. w. jedem Mitgliede der orientalischen Kirche untersagt ist, in einem Tempel seines Ritus zu beten. Diese Vergleichung ist belehrend!

formirte Kirche, das Alte und Neue Teſtament verwechſelnd, gräßliche Strafen gegen die, welche ſie Ketzer nannte, anwenden zu müſſen glaubte. So hat man in Genf einen Servet und Antoine, Kraft der von Rom entlehnten Geſetze, hinrichten ſehen. Mehr als einmal hat man, ſelbſt wenn es ſich nicht um Ketzerei handelte, mehr oder weniger öffentliche Sünder in den See geworfen*). Wenn man im Orient etwas Aehnliches findet, ſo iſt es nur bei den Mahomedanern; dieſes ſcheußliche Syſtem wird von den Chriſten mit Abſcheu verworfen. So hat denn keine andere Kirche die evangeliſche Duldung beſſer geübt als die unſrige. Die zum Segnen beſtimmten Hände haben die Werkzeuge der Tortur nicht gehandhabt. Die durch das Wort des Lebens geheiligten Lippen ſind nicht durch blutdürſtige Beſchlüſſe entweiht worden. Welchen Revolutionen der Orient daher auch ausgeſetzt ſein mag, ſo wird die orientaliſche Kirche nimmer den wilden Haß erregen, den man überall in den Ländern findet, die dem geiſtlichen Despotismus des Papſtthums unterworfen ſind. Der römiſche Biſchof und ſeine Vertheidiger werden früher oder ſpäter die furchtbaren Wirkungen des Wortes unſeres göttlichen Meiſters nothwendig erfahren müſſen: „Wer das Schwert ergreift, wird durch das Schwert umkommen.“

LXXII.

Pflüget ein Neues und ſäet nicht unter die Hecken.

Jeremias 4, 3.

Was iſt denn dieſe Tugend, Naranda, von der du allein ſprichſt? Was man gewöhnlich mit dieſem Wort bezeichnet, er-

*) S. Gaberel, Histoire de l'Eglise de Genève.

regt deine Verachtung in ſo hohem Grade, daß ich mich frage, ich, der oft über die Tugend geſpottet habe, weil ſie unſerer Natur unmöglich zu ſein ſcheint, ob du irgend eine neue Eigenſchaft des Herzens oder des Geiſtes entdeckt habeſt, die eine den gewöhnlichen Menſchen unbekannte Heiligkeit erzeugt. Wenn du die vollſtändige Vernichtung des Menſchen verlangſt unter dem Vorwand, daß er ſchon in dieſem Leben in Gott aufgehen müſſe, ſo kenne ich deinen Text ſchon im Voraus. Es iſt der ausgeſuchte Egoismus der meiſten Sekten. Aber wenn dein Scharfſinn noch unbekannte Quellen in uns entdeckt hat, welche von andern Sitten, von andern Grundſätzen ans Licht gebracht werden können, ſo rede und ſei geſegnet! Du wirſt viele Unruhe ſtillen, viel Elend heilen; du wirſt viele Seelen aus ihrem Stumpfſinn ziehen, welche ihre Kraft nicht kennen und die du der Verzweiflung und dem Ueberdruſſe entreißen wirſt.

LXXIII.

Denn die Gnade wird ſein wie eine Thauwolke des Morgens.

Hoſea, 6, 4.

Die Vernichtung des Menſchen! Weißt du, Emanuel, was ſie vor Allem verurſachen kann? Einen ſinnreichen Egoismus, der uns treibt, in uns ſelbſt zurückzugehen; eine falſche Frömmigkeit, die uns in Täuſchungen reißt; eine beklagenswerthe Engherzigkeit, die uns von unſers Gleichen entfernt; eine hochmüthige Kälte, die man nur zu gerne pflegt, und welche die Seele gegen Alles, was ſie lieben ſollte, mit Gleichgültigkeit erfüllt, und ſie an das Unbekannte, oder, beſſer geſagt, in das Leere wirft. Ich weiß wohl, daß man dieſer Trägheit, die jeder herzlichen Mittheilung widerſtrebt, den großen Namen Religion

und christliche Frömmigkeit gibt! Traurige Schwäche, welche einen Zustand der Absonderung und der Einsamkeit, der für alle unsere Seelenkräfte verderblich ist, um jeden Preis idealisiren will! Diese kraftlosen Seelen sind eben so wenig mit Gott als mit den Menschen; sie lieben den Himmel nicht mehr als die Erde; sie gleichen jenen ehrwürdigen Hindus, welche das Gelübde abgelegt haben, lange Zeit auf einem Fuß in einer seligen Beschaulichkeit stehen zu bleiben.

Dagegen ist das Herz, welches fähig ist, die unendliche Liebe eines Gottes zu begreifen, auf alle erlaubten Neigungen, auf die größte Hingebung vorbereitet. Eine Seele, die Gefühl genug hat, um die Tiefe der religiösen Empfindung zu begreifen, ist nothwendig edel, groß, barmherzig. Sie leidet, wenn sie das Böse verdammen, oder wenn sie auch nur daran glauben soll. Ein Geist, der so umfassend ist, daß er sich über diese Erde erheben kann, dem das Weltall kaum genügt, dem selbst die Wissenschaft und die Herrlichkeiten der Schöpfung enge Schranken und Enttäuschungen zu haben scheinen, schließt sich nicht in eine unfruchtbare Frömmigkeit ein, die mit der Zeit seine lebendigsten Kräfte erschöpfen würde. Ein wirklich überlegener Verstand will Alles ergründen, was ist, um die unvergleichliche Idee des vollkommenen Wesens über Alles zu setzen, um ihn auf eine Weise zu verehren, die seiner um so würdiger ist, als sie das Ergebniß einer Ueberzeugung ist, die sich auf Nachdenken und auf das höchste menschliche Wissen gründet. Was aber das Herz betrifft, so soll man nicht dahin arbeiten, seinen reizbaren Nerven immer das nämliche Gepräge aufzudrücken. Es muß jedem Hauch des Himmels offen stehen, denn es ist eine weite Welt, welche ihre Geschichte voll Freuden und Thränen haben muß. Der Duft einer theilnehmenden Seele wird sich nach allen Seiten ausbreiten, weit entfernt, daß er sich in sich zusammenzieht. Es kann nicht die Bestimmung des Menschen sein, Geist und Herz gewaltthätig einzuschnüren, sie in der unfruchtbaren Betrachtung eines einzigen Gegenstandes zu ver-

nichten, ſelbſt wenn es Gott wäre. Nein! Gott, der die Seele und das Herz gebildet, Gott, der das Weltall und deſſen Wunder erſchaffen hat, Gott, der jedem Geſchöpf eine Gefährtin und eine irdiſche Stütze gegeben hat, Gott hat die Thätigkeit des Denkens eben ſo wenig als die Glut eines liebenden Weſens in uns vernichten wollen. Er hat ſicherlich alle Neigungen in uns beherrſchen wollen, aber ohne ſie zu unterdrücken. Das iſt die Heiligkeit im Sinne des Evangeliums und des geſunden Menſchenverſtandes.

Man überlaſſe die Sekten und die Mönche ihrer ſelbſtſüchtigen Gleichgültigkeit; man überlaſſe ſie der Gottheit — um uns eines Ausdrucks zu bedienen, den ſie ſo ſehr lieben — aber die Menſchheit laſſe ihrem thörichten Hochmuth Gerechtigkeit widerfahren; ſie höre auf, dieſen ſchädlichen Trugbildern ſtumpfſinnigen Weihrauch zu opfern; der Zukunft entgegen gehend, vergeſſe ſie dieſelben in der Finſterniß, in welche ſie ſich verſchanzt haben. Sie werden, ſo abgeſondert und der Verehrung beraubt, eine Zeitlang darin verharren, bis ſie endlich, müde, auf das Wunder ihrer Vergötterung vergeblich zu warten, bei der ſtrahlenden Sonne der Wahrheit und der chriſtlichen Liebe, welche über die durch die Vernunft wiedergeborne Erde leuchten wird, ihre Augen öffnen. Dann wird man die wahre Tugend unter dem väterlichen Blick des allmächtigen Gottes unter den Menſchen erglänzen ſehen. Die Söhne Adams werden hienieden für ihres Gleichen leben. Ihre Beſtrebungen werden vermittelſt der Arbeit nach der Vollkommenheit, nach der Heiligkeit gerichtet ſein, die man im Kampfe gegen den Irrthum und die Selbſtſucht erwirbt. Sie werden alsdann triumphirend in den Himmel eingehen, denn das Leiden iſt die mächtige Schwinge, welche die verwundete Seele zu den Füßen des ewigen Tröſters emporträgt. Man wird den für wahrhaft tugendhaft halten, der, dem Erlöſer gleich, weder Tadel noch Haß fürchtet, um ein nützliches Werk zu vollbringen, um die Thränen des Sünders zu trocknen, um das Verderbniß zu be-

ſiegen, um den Fanatismus in Ketten zu ſchlagen. Dieſes edle, von der heiligen Liebe zum Vaterland und zur Menſchheit durchdrungene Herz wird unaufhörlich thätig ſein, um ſeinen Brüdern die Freiheit zu verſchaffen, um ihre ſittliche Erziehung weiter zu führen, ohne jemals die bequeme Haltung eines unfruchtbaren Myſticismus anzunehmen, der nur zu oft keinen andern Zweck hat, als die Bewunderung der Menge zu erobern, ohne ſie zu verdienen. Es wird alle Fähigkeiten und alle Kraft, die Gott in es gelegt hat, fruchtbar zu machen wiſſen. Es wird vom Lächeln der Unglücklichen leben; es wird im Stillen über die Undankbarkeit und die Ungerechtigkeit weinen; es wird weder die Unwiſſenheit noch ſelbſt die Verdorbenheit verachten, und ſtatt ſie zu verachten, wird es ſich bemühen, ſie aufzuklären und ſie zu beſſern. Es wird niemals die Hoffnung verlieren; denn es weiß, daß der Geiſt Gottes über die eingewurzelteſten Laſter ſiegen, und das, was er geſchaffen, zur Reinheit und Wahrheit zurückführen kann.

Inhalt.

		Seite.
XXIX.	Bodmer oder die literariſche Reform	1
XXX.	Zwei Geſellſchaften	4
XXXI.	Die verurtheilte Geſellſchaft	6
XXXII.	Lavater oder der evangeliſche Pfarrer	24
XXXIII.	Lavaters Jugend	26
XXXIV.	Seine Schriften und ſein apoſtoliſches Leben	33
XXXV.	Lavaters Verbannung und Tod	47
XXXVI.	Peſtalozzi oder der Volksunterricht	56
XXXVII.	Peſtalozzi's erſtes Auftreten	61
XXXVIII.	Steg ſeiner Methode	72
XXXIX.	Eſcher von der Linth oder der Patriotismus	76
XL.	Doctor Strauß in Zürich	82
XLI.	Ulrich von Hutten auf der Inſel Ufnau	109
XLII.	Zug	114
XLIII.	Innere Kämpfe der letzten Jahrhunderte	116
XLIV.	Bauern und Städte	120
XLV.	Ultramontane und Reformirte	126
XLVI.	Ariſtokraten und Demokraten	136
XLVII.	Der Rigi	162
XLVIII.	Tells Kapelle und die Befreier	171
XLIX.	Der Vierwaldſtättерſee	200
L.	Luzern — Legende vom Feigling	204
LI.	Der Löwe in Luzern und der Söldnerdienſt	209

LII. Urſprung des Sonderbunds 214
LIII. Die letzte Freiheitsſchlacht 238
LIV. Bern 256
LV. Bitzius oder der populäre Romanendichter . . 257
LVI. Doctor Dorbach oder Geſchichte der Klubs . . 266
LVII. Fellenberg oder der landwirthſchaftliche Unterricht . 282
LVIII. Politiſche Organiſation der Schweiz . . . 289
LIX. Die Religionen. — Das Judenthum . . . 296
LX. Moſes oder das Geſetz 302
LXI. Die Propheten 306
LXII. Jeſus Chriſtus und ſeine Gegner 313
LXIII. Die reformirte Kirche 326
LXIV. Die proteſtantiſche Toleranz 330
LXV. Die fataliſtiſchen und mönchiſchen Richtungen . . 352
LXVI. Die römiſche Kirche 365
LXVII. Ihre Werkzeuge: Die Nuntien und die Mönche . 369
LXVIII. Ihre Unterthanen und Heloten 372
LXIX. Ihre Mittel: Die Beichte und die Vereine . . 381
LXX. Ihr Kultus: Einſiedeln und Sachslen . . . 385
LXXI. Vergleichung der abendländiſchen und der orientaliſchen Kirche vom dreifachen Standpunkte der Toleranz, des Dogmas und des Kultus 401
LXXII. Die verfeinerte Selbſtſucht 418
LXXIII. Der Myſticismus und die evangeliſche Frömmigkeit . 419

Druck von E. Kiesling in Zürich.

Die deutsche Schweiz.

Die

deutsche Schweiz

und

die Besteigung des Mönchs

von der

Gräfin Dora d'Istria.

Verbesserte und vermehrte deutsche Original-Ausgabe.

Dritter Band.

Mit dem Bildniß der Verfasserin.

Zürich,
Verlag von Meyer und Zeller.
1858.

Vorbemerkung.

Es wird vielleicht auffallen, daß ich von mehreren Kantonen der öſtlichen Schweiz, in denen die deutſche Sprache geſprochen wird, Nichts geſagt habe, da ſie doch in ſo vieler Rückſicht die Aufmerkſamkeit des Reiſenden und des Geſchichtſchreibers verdienen. Ich habe die Abſicht, dieſe allerdings ſehr bedeutende Lücke in der Einleitung zur „Italieniſchen Schweiz“ auszufüllen. In der That habe ich, ehe ich die ſchönen Ufer des Lago Maggiore und des Comerſees beſuchte, die Kantone Thurgau, St. Gallen, Appenzell und die Thäler in Graubünden bereist, welche den Uebergang von der deutſchen Schweiz zur italieniſchen bilden, und in welchen man nebſt dem Idiom der alten Etrusker die Sprache der Deutſchen und der Italiener findet.

Wie könnte ich ſo merkwürdige Thäler mit Stillſchweigen übergehen? Gibt es zum Beiſpiel in der Geſchichte des Mittelalters dramatiſchere Epiſoden, als den großherzigen Widerſtand der Graubündner gegen die Tyrannei ihrer Herren? Iſt der Name Adam von Camogask nicht würdig, neben den der Helden des Grütli zu ſtehen? Die grünenden Wieſen des Engadin, aus welchem ſich der Inn brauſend ſtürzt, um ſich mit unſerer vielgeliebten Donau zu vereinigen, haben das Andenken des kühnen Bauern bewahrt, der dem Kaſtellan von Guardavall zu widerſtehen wußte, welcher eben ſo grauſam war, als die Landvögte der kleinen Kantone. Das fruchtbare und liebliche Schamſerthal hat die Kämpfe des tapfern Johann Chaldar gegen die Freiherrn von Fardun und Bärenburg nicht vergeſſen. Der „graue Bund“, der unter dem Ahorn von Truns „im Namen der allerheiligſten Dreieinigkeit“ beſchworen wurde, erinnert an den Heldenſchwur der Männer im Grütli. Der kräftige Kampf, den die Graubündner im 17. Jahrhundert gegen die Oeſterreicher

und deren General Baldiron, diesen „zweiten Holofernes“ fochten, erinnert an Morgarten und Sempach. Glücklicher als die Millionen Rumanen, welche Siebenbürgen, die Bukowina und das Banat von Temeswar bewohnen, hat die kleine Republik Graubünden den furchtbaren Umarmungen des „apostolischen Adlers“ zu entgehen gewußt, der noch über den Quellen des Sereth und des Maros und über der Mündung des Temes schwebt.

Auch die Appenzeller hatten ihre ruhmvollen Tage, als sie ihre Unabhängigkeit gegen die St. Galler Mönche und das Haus Habsburg vertheidigten. In einem fünfzehnjährigen erbitterten Krieg siegten sie in berühmten Schlachten, waren ihren Feinden furchtbar an den Ufern des Bodensees, der Thur und des Inn, so daß die Lehensherren, deren Joch damals für die armen Bauern so schwer war, vor ihnen erzitterten.

Ich habe diese Gegenden, deren Annalen mit der Geschichte der europäischen Freiheit in so nahem Zusammenhang stehen, nicht ohne Rührung bereist. Ich habe große Reiche durchzogen, ohne eine einzige Erinnerung zu finden, die fähig gewesen wäre, ein schönes Gefühl zu erregen. Man findet dort keine anderen Siegeszeichen, als die, welche die Siege der geistlichen Tyrannei oder des weltlichen Despotismus über den gesunden Menschenverstand und die Gerechtigkeit auf die Nachwelt bringen sollen. Ihr fruchtbaren Ebenen des Thurgau, friedliche Thäler von St. Gallen, ruhmvolle Berge von Appenzell, wilde Schluchten von Graubünden, wie ganz andere Erinnerungen habt ihr in meiner Seele hervorgerufen! Das muthige Volk, das euch bewohnt, hebt eine unabhängige Stirne zum Himmel, während die größten Nationen des europäischen Festlandes ihr gedemüthigtes Haupt unter das Joch beugen; und das Panner, auf dem das eidgenössische Kreuz erglänzt, kann mit gerechtem Stolz neben den Leoparden des freien Englands und des Sternenpanners des unüberwindlichen Amerika wehen.

Lugano, 16. Juli 1856.

Dora d'Istria.

LXXIV.

Dann werden Könige
Neben Haller vergessen sein.
Dunker.

Ich ging mitten unter der Menge weiter, wie wenn ich allein gewesen wäre. Für alle, die mich umgaben, fremd, erfreute ich mich einer, so zu sagen, vollständigen Einsamkeit, welche mir erlaubte, mich meinen eigenen Eingebungen zu überlassen, ohne den Einfluß irgend eines fremden Gedankens zu fühlen. Diese Augenblicke von Einsamkeit mitten unter der Menge (man findet sie nur auf der Reise) haben einen wirklichen Zauber. Sie erlauben, den Geist zu sammeln, ohne das Studium der Sitten und der praktischen Seelenkunde zu verhindern, das uns besser unterrichtet, als die Bücher. Während ich mich dem Reiz dieser innern Betrachtungen überließ, gelangte ich zur Bildsäule Berchtholds von Zähringen, des Gründers der Stadt Bern, welche unter den dichtbelaubten Kastanienbäumen der Plattform steht, die sich unmittelbar über der Aare erhebt. Einem silbernen Gürtel gleich windet sich der Fluß in einer Tiefe von achthundert Fuß um die untere Stadt. In der Ferne verschwanden die weißen Gipfel des Wetterhorns und der Jungfrau beinahe in den unbestimmten Abendnebeln. Aber der Gurten und der Belpberg traten hervor und leuchteten in den glänzendsten Farben. Auf ihrem dunkeln Grün funkelten die Scheiben der Sennhütten von den letzten Strahlen der Sonne.

Ich ging längs der Esplanade hin, die jetzt so belebt ist und ehemals ein stiller Kirchhof war.

An den ſchlanken Säulen einer der Rotunden angelehnt, welche die zwei Winkel der Terraſſe bilden, blätterte ein Mann nachdenklich in einem Buch, welches er oft wieder ſchloß, um ſeinen gedankenvollen Blick auf den purpurrothen Alpen herumſchweifen zu laſſen.

In dieſem Land vereinigt ſich der Zauber der Wiſſenſchaft mit der Größe einer wunderbaren Natur. Wie viel berühmte Namen liefert die Schweiz der Geſchichte! Sind Konrad Geßner und Haller nicht die vollſtändigſten Vorbilder, welche das menſchliche Wiſſen der Bewunderung der Menſchen darbieten kann?

„Die allgemeine Geſchichte," ſagt Troxler, „führt nur einen einzigen Ariſtoteles und einen einzigen Plinius an; aber die Schweiz hat einen Konrad Geßner und einen Haller erzeugt."

Ich habe ſchon einige Worte über Konrad Geßner geſagt. Aber der Charakter dieſes großen Mannes iſt zu merkwürdig, als daß ich mich nicht bei ihm aufhalten ſollte, ehe ich von ſeinem Nachfolger, dem großen Haller, ſpreche.

Als man Geßner den „deutſchen Plinius" nannte, hat man mit dieſer Vergleichung nur eine ſehr unvollſtändige Idee ſeiner Arbeiten gegeben. Allerdings bearbeitete er die Naturgeſchichte mit großem Erfolg, und Cuvier ſagte von ihm, daß „er in ſeiner Geſchichte der Thiere den Grund zur neuen Zoologie gelegt hat" *). Doch iſt dieſe große Arbeit nur ein kleiner Theil ſeiner unermeßlichen Studien. Er verſuchte, in die von den Botanikern geſammelten Materialien Ordnung zu bringen, indem er eine ſyſtematiſche Klaſſifikation erfand. Eben ſo leiſtete er der Mineralogie und der Pharmazie die größten Dienſte. Als Philolog verdankt man ihm die vergleichende Methode der Sprachen, welche jetzt von allen Gelehrten angenommen wird, die ſich mit der Sprachenkunde beſchäftigen. Seine „Allgemeine Bibliothek" iſt das erſte wichtige bibliographiſche Werk, das ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften bekannt

*) Cuvier in der Biographie universelle, art. C. Gessner

gemacht worden ist. Und was die Medizin betrifft, so kann man ihn als einen der Schöpfer dieser heilsamen Wissenschaft ansehen, über welche die Lustspieldichter mit so großem Unrecht gespottet haben.

Man erschrickt über diese riesigen Arbeiten, besonders wenn man daran denkt, daß Geßner in seinem 49. Jahre gestorben ist, daß sein Dasein mit Schwierigkeiten jeglicher Art erfüllt war, daß er gezwungen war, gegen die Armuth zu kämpfen, ohne daß er jemals Unzufriedenheit gezeigt, eine einzige Klage ausgestoßen hätte! Sein religiöser Glaube, der sehr aufrichtig war, erfüllte ihn mit glühender Vaterlandsliebe und einer grenzenlosen Selbstverläugnung. Er setzte sich an das Bett der von Allen verlassenen Pestkranken, und dort fand er im Jahr 1565 einen Tod, der glorreicher ist, als der auf dem Schlachtfeld.

Ich habe an den Ufern der Limmat umsonst nach einer würdigen Erinnerung an diesen großen Mann gesucht*). Wie! Den unbekanntesten Generälen, die oft kein anderes Verdienst haben, als daß sie die Freiheiten und die gesetzmäßigsten Rechte der Nationen bekämpfen, erheben sich überhaupt prächtige Denkmäler, welche die schwachen Seelen reizen, ihre Gewaltthätigkeiten nachzuahmen; und das Andenken an die Wohlthäter der Menschheit, derer, welche den Ruhm des Evangeliums und der modernen Civilisation sind, soll in einer ungerechten Vergessenheit bleiben**).

Jakob Scheuchzer, geboren im Jahr 1672, setzte in Zürich den ehrenvollen Vorgang C. Geßners fort. Ohne dessen universelles Wissen zu besitzen, erwarb sich Scheuchzer einen so großen

---

*) In Zürich findet sich in der That nur eine bronzene Büste desselben im botanischen Garten.

**) Das Leben Geßners ist von zwei Schweizern beschrieben worden. S. Simler, Vita clarissimi philosophi et medici excellentissimi C. Gessner. — Hanhart, Conrad Geßner.

Ruf in den medizinischen Wissenschaften, daß Leonhard Meister von ihm sagen konnte: „Sein Name wird unter uns unsterblich sein." Ein Philosoph wie Geßner, brachte er die Jesuiten seiner Zeit zum Stillschweigen. „Die Herrn Jesuiten," sagte er, „haben weder Schnabel noch Hörner; denn wenn sie solche hätten, wäre Niemand vor ihnen sicher*)."

Johann Geßner, der im Jahr 1709 zu Zürich geboren wurde, zeigte sich als ein würdiger Erbe des Namens und des großen Conrad Geßner**). Ein vertrauter Freund Hallers, trug er durch die Nachweisungen, die er ihm mit großer Bescheidenheit lieferte, zum Erfolg seiner Schriften über die Botanik wesentlich bei***).

Die nämliche Freundschaft herrschte zwischen zwei berühmten Aerzten der Schweiz, welche beide ausgezeichnete Schriftsteller waren: Zimmermann von Brugg und Hirzel von Zürich. Hirzel erwarb sich die Bewunderung der Schweiz eben so sehr durch seine Tugenden als durch seine Talente. Einer seiner Zeitgenossen sprach sich über ihn folgendermaßen aus: „Wenn man ihn als Mensch, als Bürger, als Arzt, als Mitglied der Regierung betrachtet, hat man Mühe zu begreifen, wie er in seinen Mußestunden so bändereiche Werke hat verfassen können. Er hat nicht als Stubengelehrter, sondern als Bürger oder als Menschenfreund geschrieben. So thaten die Alten; deshalb finden wir auch in seinen Schriften das Gepräge der Vaterlandsliebe und der Weisheit eines Sokrates†)."

Hirzel, ein Dichter und Gelehrter wie Haller, ist vorzüglich durch seinen „Klein Jogg" ††) bekannt, der in alle europäischen Sprachen übersetzt worden ist.

---

*) S. sein Leben in L. Meister, Berühmte Männer der Schweiz.
**) L. Meister a. a. O.
***) S. dessen Leben in L. Meister.
†) Meister, Leben Hirzels a. a. O.
††) Wirthschaft eines philosophischen Bauern.

Zürich hatte nicht allein das Vorrecht, dem Europa des 18. Jahrhunderts ausgezeichnete Aerzte zu geben. Die Schweiz war damals mit Recht ſtolz auf die Talente eines Herrenſchwand, Langhans, P. Uſteri, Fodéré, Odier, Tronchin, Venel, des Erfinders der Orthopädie und des berühmten Tiſſot.

Wie viel Namen müßte ich nicht anführen, wenn ich das Gebiet der Medizin verließe, um von den andern poſitiven Wiſſenſchaften zu ſprechen! Hat nicht die Basler Schule allein den großen Euler und die Bernouilli hervorgebracht? Die Bernouilli gaben uns Gelegenheit zu bemerken, daß, Dank der Achtung, welche Jedermann gegen die gründlichen Wiſſenſchaften hegt, und die gegen die lächerliche Verachtung derſelben in den abſolutiſtiſchen Ländern ſo ſehr abſticht, das Wiſſen und die Talente in gewiſſen Familien erblich ſcheinen. Sie bilden auf dieſe Weiſe die höchſte und rechtmäßigſte Ariſtokratie. Dieſe Erſcheinung fällt namentlich in vier Städten der Schweiz auf: Baſel, Zürich, Genf und Bern. So hat Zürich die Hottinger, Breitinger, Orelli, Füßli, Schinz, Rahn, Geßner, Uſteri hervorgebracht; Baſel die Plater, Buxtorf, Bernouilli, Zwinger, Euler, Iſelin; Genf die Pictet, Diodati, Tronchin, Mallet, Tremblay; Bern die Sinner und Haller.

Der Name Haller überſtrahlt alle andern. Er allein hat unter den Gelehrten der neuern Zeit den Beinamen des **Großen** verdient, der nicht unrechtmäßig ſcheinen wird, wenn man verſucht, ſich über die Wichtigkeit und die Unermeßlichkeit ſeiner Arbeiten Rechenſchaft zu geben. Er erſcheint uns wie ein Rieſe, der mit ſeinen kräftigen Armen das ganze Gebiet der Schöpfung umfaßt. Göttliche und menſchliche Wiſſenſchaften, Wiſſenſchaften des Geiſtes und der Natur, Nichts iſt ſeinem Adlerblick entgangen. Univerſell wie Voltaire, war er tief wie Descartes und Leibnitz. Aber er glaubte nicht, trotz des Zugs ſeiner Zeit, daß die Höhe ſeines Geiſtes ihm erlaube, das Evangelium zu verachten, von dem die franzöſiſchen Encyklopädiſten damals ſo wegwerfend ſprachen. Seine „Briefe über die

Offenbarung" und „über den Unglauben" beweisen, daß er die Lehren Christi als die Grundlage des Staates, als den Ausgangspunkt aller Fortschritte des Menschengeschlechts und als das beste Mittel betrachtete, die patriotische Hingebung zu erhalten. Die Liebe zum Geburtsland war in seinen Augen eine christliche Tugend. Die Inschrift, welche er für das Beinhaus in Murten verfaßt hat, zeigt, wie sehr er die großen Erinnerungen verehrte, über welche die Eidgenossenschaft mit Recht stolz ist:

„Steh still, Helvetier! Hier liegt das kühne Heer,
Vor welchem Lüttich fiel und Frankreichs Thron erbebte,
Nicht unserer Ahnen Zahl, nicht künstliches Gewehr,
Die Eintracht schlug den Feind, die ihren Arm belebte;
Seht, Brüder, eure Macht, sie liegt in eurer Treu,
O würde sie noch jetzt bei jedem Leser neu!"

Hallers Begeisterung lag nicht bloß in seiner dichterischen Phantasie. Er legte sich bedeutende Opfer auf, um sich ganz der Schweiz zu widmen. Vergeblich machten ihm Preußen, England und Rußland die glänzendsten Anträge. Haller, den ein Kaiser*) in seiner bescheidenen Wohnung besuchte, begnügte sich, ein Berner Bürger zu bleiben, ob ihm gleich seine Mitbürger die seinem Talente gebührenden Ehrenbezeugungen nie erwiesen, da er umsonst versuchte, Mitglied des Kleinen Raths zu werden. Die Bewunderung der Welt entschädigte ihn wegen der Ungerechtigkeit der hochmüthigen Bernerischen Aristokratie. Der berühmte Verfasser der „Alpenreise" hat über seinen Landsmann einige sehr merkwürdige Seiten geschrieben; sie zeigen, wie weit die Bewunderung für Haller ging, und sie enthalten zudem ein Bild, das der sehr gewandte Stylist nach der Natur gezeichnet hat.

„Als ich ihn im Jahre 1764 besuchte, war ich 24 Jahre alt und ich hatte damals noch keinen Mann von diesem Schlag

*) Joseph II.

geſehen, wie ich auch ſeitdem keinen mehr geſehen habe. Es iſt unmöglich, die Bewunderung, die Ehrfurcht, ich möchte beinahe ſagen, das Gefühl der Anbetung auszudrücken, welches mir dieſer große Mann einflößte. Welche Wahrheit, welche Mannigfaltigkeit, welcher Reichthum, welche Tiefe, welche Klarheit in den Ideen! — Seine Unterhaltung war belebt, nicht von jenem künſtleriſchen Feuer, welches zu gleicher Zeit blendet und ermüdet, ſondern von jener ſanften und tiefen Wärme, welche den Menſchen durchdringt, ihn belebt und ihn auf die Höhe deſſen zu erheben ſcheint, mit dem er ſpricht. Wenn er ſeine Ueberlegenheit fühlte (und wie hätte ſie ihm unbekannt bleiben können?), ſo verletzte er doch niemals die Eigenliebe; er hörte die Einwürfe mit der größten Geduld an, löste die Zweifel und ſprach niemals mit ſchneidendem und entſchiedenem Ton, außer wenn es ſich um Dinge handelte, welche die Sitten und die Religion beleidigen konnten. Dieſe acht Tage haben in meiner Seele unauslöſchliche Spuren hinterlaſſen; ſeine Unterhaltung entflammte mich mit Liebe zum Studium und zu Allem, was gut und ſchön iſt. Ich brachte Nächte damit zu, das, was er mir in dieſen Tagen geſagt hatte, zu überlegen und niederzuſchreiben. Ich trennte mich nur mit dem lebendigſten Bedauern von ihm, und unſere Verbindung hörte nur mit ſeinem allzukurzen Leben auf" *).

Bonſtetten, der große Neigung hatte, ſatyriſche Gemälde zu entwerfen, ſpricht von Haller in eben ſo ſchmeichelhaften Ausdrücken. „Nichts Schöneres als ſein Blick", ſagte er, „der zugleich durchdringend und gefühlvoll war. Das Genie leuchtete in ſeinen ſchönen Augen. Von allen Menſchen, die ich gekannt habe, war er der geiſtreichſte und liebenswürdigſte; ſein unermeßliches Wiſſen hatte die Anmuth einer improviſirten Rede".

Ich habe nicht die Abſicht, im Einzelnen aufzuzählen, was die Wiſſenſchaft dem großen Haller verdankt. Nach der mit

*) B. de Saussure, Voyage dans les Alpes, 4, 378.

Recht bewunderten Arbeit, welche Cuvier in der **Biographie universelle** mitgetheilt hat, läßt sich nur noch Wenig über diesen Gegenstand sagen. Hallers Leben ist von einem deutschen Dichter besungen *) und von mehreren seiner Landsleute **) erzählt worden, von J. G. Zimmermann ***), F. von Balthasar †), Tscharner ††), Senebier †††). Dem Fräulein Henriette Chavannes, welche das Leben des großen Mannes zuletzt beschrieben hat *), ist es gelungen, selbst diejenigen Leser mit Theilnahme für die Arbeiten dieses überlegenen Geistes zu erfüllen, denen die wissenschaftlichen Fragen noch so entfernt liegen.

Wenn die wissenschaftlichen Schriften Hallers Vielen wenigstens oberflächlich bekannt sind, so ist es mit seinen Poesien und seinen Romanen nicht eben so der Fall. L. Meister, einer der Biographen Hallers, sagte ziemlich naiv: „Seine politischen Romane zeigen, welche tiefe Ansichten er über die Gesetzgebung hatte. Es scheint auffallend, daß die größten Geister, wie Haller, Fenelon, Rousseau, Montesquieu, die Lehren der Weisheit und der Tugend, welche sie den Menschen geben, immer in Romane gekleidet haben" **). Meister hätte sich daran erinnern sollen, daß die Menschen die erhabenen Grundsätze der Philosophie und Moral nur dann gern aufnehmen, wenn sie mit vielen Erdichtungen vermischt sind.

„Für die Wahrheit ist der Mensch von Eis,
Und voll Feuer für die Lüge."

---

*) Albrecht von Haller, ein Gedicht in 3 Gesängen von Stäudlin.

**) Ich lasse die Biographien unerwähnt, welche von Deutschen geschrieben worden sind.

***) Zimmermann, Leben des Herrn v. Haller.

†) Balthasar, Lobrede auf Herrn von Haller.

††) Tscharner, Lobrede auf Herrn von Haller.

†††) Sénebier, Éloge historique de M. A. de Haller.

*) Mlle. Henr. Chavannes, Biographie de A. de Haller. Par. 1846.

**) Meister, Berühmte Männer der Schweiz. — A. von Haller.

Die wiſſenſchaftliche Bedeutſamkeit Hallers hat ſeine poetiſchen Talente, welche ſich mit ſehr verſchiedenen Zweigen beſchäftigten, allzuſehr zurückgedrängt. Bei aller Mannigfaltigkeit der Gegenſtände, welche dieſer große Geiſt umfaßte, wird er von einem Gedanken beſtändig geleitet: dem Widerſtand gegen die franzöſiſchen Anſichten.

Als Haller ſeine erſten Gedichte bekannt machte, riß die Gottſchediſche Schule den deutſchen Geiſt nach einer ſehr verderblichen Richtung. Vor Allem für die Korrektheit der franzöſiſchen Schriftſteller eingenommen, bemühte ſie ſich, dem freien Gang der deutſchen Poeſie einen Zwang aufzulegen, der ihr alle Anmuth und alle Originalität raubte. Die Reaktion gegen die ſächſiſche Schule ging, wie wir ſchon gezeigt haben, von der Schweiz aus. Haller, Breitinger und Bodmer begannen den Kampf, der den Deutſchen ihre geiſtige Unabhängigkeit wieder geben ſollte. Hallers erſte Dichtungen fallen in die Zeit, da Gottſched noch unbeſtritten die deutſche Literatur beherrſchte*). Dieſe Sammlung erhielt einen ungeheuren Beifall, und es erſchienen noch bei Lebzeiten des Verfaſſers eilf Auflagen. Das Gedicht „Die Alpen", aus dem Jahre 1729, iſt das bekannteſte in dieſer Sammlung, welche zuerſt nur beſchreibende und didaktiſche Studien von weit geringerem Umfang enthielt. Dieſe verſchiedenen Dichtungen haben dem großen Haller den Namen des „Wiederherſtellers der deutſchen Poeſie" erworben. Man findet in der That in denſelben alle Tendenzen, welche ſeitdem in Deutſchland geherrſcht haben, mehr oder weniger ſcharf ausgeſprochen. Wenn man die Ode „Ueber die Ewigkeit" lieſt, glaubt man da nicht eine Art Vorſpiel zum „Meſſias" zu hören?"

Furchtbares Meer der ernſten Ewigkeit;
Uralter Quell von Welten und von Zeiten!

*) 1732. Zwei Jahre vorher hatte Gottſched ſeine „Kritiſche Dichtkunſt" herausgegeben.

Unendlichs Grab von Welten und von Zeit!
Beſtändigs Reich der Gegenwärtigkeit!
Die Aſche der Vergangenheit
Iſt Dir ein Keim von Künftigkeiten.

Unendlichkeit! wer miſſet dich?
Bei dir ſind Welten Tag', und Menſchen Augenblicke.
Vielleicht die tauſendſte der Sonnen wälzt jetzt ſich,
Und tauſend bleiben noch zurücke.
Wie eine Uhr, beſeelt durch ein Gewicht,
Eilt eine Sonn', aus Gottes Kraft bewegt:
Ihr Trieb läuft ab, und eine zweite ſchlägt,
Du aber bleibſt, und zählſt ſie nicht.
Der Sterne ſtille Majeſtät,
Die uns zum Ziel befeſtigt ſteht,
Eilt von dir weg, wie Gras an ſchwülen Sommertagen.
Wie Roſen, die am Mittag jung,
Und welk ſind vor der Dämmerung,
Iſt gegen dich der Angelſtern und Wagen.

Das höchſte Intereſſe in Hallers Poeſien liegt aber vorzüglich in den wahrhaft menſchlichen Empfindungen, die darin ausgeſprochen ſind: die Verehrung des Vaterlandes, die Liebe zur Heimat, die Idee der Familie bilden den Kern ſeiner Dichtungen, während dieſe Ideen in der damaligen franzöſiſchen Literatur, die weſentlich kosmopolitiſch und weltlich geſinnt war, kaum berührt werden. Mit welchem Reiz ſpricht Haller in einem Jugendwerke: „Sehnſucht nach dem Vaterlande", von ſeiner theuren Schweiz.

Ja, ja die Zeit trägt auf geſchwinden Flügeln
Mein Unglück weg und meine Ruh heran;
Beliebte Luft auf väterlichen Hügeln,
Wer weiß, ob ich dich einſt nicht ſchöpfen kann.

Ach daß ich dich ſchon jetzt beſuchen könnte,
Beliebter Wald und angenehmes Feld!
Ach daß das Glück die ſtille Luft mir gönnte,
Die ſich bei euch in öder Ruh erhält:

Doch endlich kömmt, und kömmt vielleicht geſchwinde,
Auf Sturm die Sonn' und nach den Sorgen Ruh!
Ihr aber grünt indeſſen, holde Gründe!
Bis ich zu euch die letzte Reiſe thu.

Niemand vor Haller hatte die Pracht der Alpen mit ſo viel Glück und einer ſo aufrichtigen patriotiſchen Begeiſterung beſchrieben. Er wendet ſich an die Alpenſchweiz, dieſe Wiege der europäiſchen Freiheit und der Eidgenoſſenſchaft:

Zwar die Natur bedeckt dein hartes Land mit Steinen;
Allein dein Pflug geht durch, und deine Saat errinnet;
Sie warf die Alpen auf, dich von der Welt zu zäunen,
Weil ſich die Menſchen ſelbſt die größten Plagen ſind;
Dein Trank iſt reine Flut, und Milch die meiſten Speiſen,
Doch Luſt und Hunger legt auch Eicheln Würze zu;
Der Berge tiefer Schacht gibt nur ſchwirrend Eiſen,
Wie ſehr wünſcht Peru nicht, ſo arm zu ſein als du!
Dann, wo die Freiheit herrſcht, wird alle Mühe minder,
Die Felſen ſelbſt beblümt, und Boreas gelinder.

Wann dort der Sonne Licht durch flücht'ge Nebel ſtrahlet,
Und von dem naſſen Land der Wolken Thränen wiſcht,
Wird aller Weſen Glanz mit einem Licht gemalet,
Das auf den Blättern ſchwebt und die Natur erfriſcht:
Die Luft erfüllet ſich mit lauen Ambradämpfen,
Die Florens bunt Geſchlecht gelinden Weſten zollt,
Der Blumen ſcheckigt Heer ſcheint um den Rang zu kämpfen.
Ein lichtes Himmelblau beſchämt ein nahes Gold:
Ein ganz Gebirge ſcheint, gefirnißt von dem Regen,
Ein grünender Tapet, geſtickt mit Regenbögen.

Dort ragt das hohe Haupt am edlen Enziane
Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin:
Ein ganzes Blumenvolk dient unter ſeiner Fahne,
Sein blauer Bruder ſelbſt, bückt ſich und ehret ihn.
Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,
Thürmt ſich am Stengel auf, und krönt ſein grau Gewand;
Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,
Strahlt mit dem bunten Blitz von feuchtem Diamant:

Gerechteſtes Geſetz! daß Kraft ſich Zier vermähle,
In einem ſchönen Leib wohnt eine ſchöne Seele.

Allein wohin auch nie die milde Sonne blicket,
Wo ungeſtörter Froſt das öde Thal entlaubt,
Wird hohler Felſen Gruft mit einer Pracht geſchmücket,
Die keine Zeit verſehrt und nie der Winter raubt.
Im nie erhellten Grund von unterird'ſchen Pfühlen,
Wölbt ſich der feuchte Thon mit funkelndem Kryſtall,
Ein Fels von Edelſtein, wo tauſend Farben ſpielen,
Blitzt durch die düſtre Luft und ſtrahlet überall.
O Reichthum der Natur! verkriecht euch, welſche Zwerge,
Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge.

Es iſt vorzüglich die alte Schweiz, welche Haller liebt und beſingt. Damals

„War ein Vaterland, ein Gott, ein freies Herz." —
„Der Mauren engen Raum bewohnten große Seelen,
Sie waren ohne Land, doch fähig zum Befehlen."

Obgleich konſervativ geſinnt, trauerte er über den Verfall der Schweiz, welche die ariſtokratiſche Herrſchaft damals aller ihrer Kraft beraubt hatte:

„Jetzt ſinken wir dahin, von langer Ruh erweichet,
Wo Rom und jeder Staat, wenn er ſein Ziel erreichet!
Das Herz der Bürgerſchaft, das einen Staat beſeelt,
Das Mark des Vaterlands iſt mürb und ausgehöhlt;
Und einmal wird die Welt in den Geſchichten leſen,
Wie nach dem Sittenfall der Fall des Staats geweſen!"

In dieſer kräftigen Weiſe ſpricht er ſich als Bürger aus. Aber Hallers Weſen war eben ſo zart als männlich. Den beſten Beweis gibt die rührende „Trauer-Ode beim Abſterben ſeiner geliebten Mariane"*).

Ach! herzlich hab ich dich geliebet,
Weit mehr als ich dir kund gemacht,

*) Seine erſte Gattin.

Mehr als die Welt mir Glauben giebet,
Mehr als ich ſelbſt vorhin gedacht.
Wie oft, wann ich dich innigſt küßte,
Erzitterte mein Herz und ſprach:
Wie! wann ich Sie verlaſſen müßte!
Und heimlich folgten Thränen nach.

Ja, mein Betrübniß ſoll noch währen,
Wann ſchon die Zeit die Thränen hemmt:
Das Herz kennt andre Arten Zähren,
Als die die Wangen überſchwemmt.
Die erſte Liebe meiner Jugend,
Ein innig Denkmal deiner Huld,
Und die Verehrung deiner Tugend,
Sind meines Herzens ſtäte Schuld.
Im dickſten Wald, bei finſtern Buchen,
Wo Niemand meine Klagen hört,
Will ich dein holdes Bildniß ſuchen,
Wo Niemand mein Gedächtniß ſtört.
Ich will dich ſehen, wie du giengeſt
Wie traurig, wann ich Abſchied nahm;
Wie zärtlich, wann du mich umfingeſt;
Wie freudig, wann ich wieder kam.

Auch in des Himmels tiefer Ferne,
Will ich im Dunkeln nach dir ſehn,
Und forſchen, weiter als die Sterne,
Die unter deinen Füßen drehn.
Dort wird jetzt Deine Unſchuld glänzen
Vom Licht verklärter Wiſſenſchaft:
Dort ſchwingt ſich aus den alten Gränzen,
Der Seele neu entſchwundne Kraft.

Dort lernſt du Gottes Licht gewöhnen,
Sein Roth wird Seligkeit für dich;
Du miſcheſt mit der Engel Tönen,
Dein Lied, und ein Gebet für mich.
Du lernſt den Nutzen meines Leidens,
Gott ſchlägt des Schickſals Buch dir auf;

Dort steht die Absicht unseres Scheidens,
Und mein bestimmter Lebenslauf.

Vollkommenste! die ich auf Erden
So stark und doch nicht gnug geliebt;
Wie liebenswürdig wirst du werden!
Nun dich ein himmlisch Licht umgibt,
Mich überfüllt ein brünstig Hoffen,
O! sprich zu meinem Wunsch nicht nein!
O! halt die Arme für mich offen!
Ich eile, ewig dein zu sein.

Hallers Dichtungen sind weit mehr gekannt als seine Romane, und doch hat er in diesen Schriften seine politischen Ideen am vollständigsten entwickelt und den Widerwillen an den Tag gelegt, den ihm die Kühnheit einiger Schriftsteller und namentlich J. J. Rousseau, einflößten. Merkwürdig ist, daß der berühmte Gelehrte jeder einzelnen Regierungsform, dem Despotismus, der beschränkten Monarchie und der Republik einen Roman gewidmet hat.

„Usong" ist die Geschichte eines jungen mongolischen Fürsten, der nach vielen Reisen und Abenteuern Persien erobert und seine Unterthanen glücklich macht, indem er die absolute Gewalt mit Mäßigung anwendet und seine Begierden und Launen zügelt. Haller wollte den Despoten die Ueberzeugung beibringen, daß sie nur bei einer strengen Ueberwachung aller ihrer Leidenschaften einiges Gute hervorbringen könnten. Aber hier eben offenbaren sich alle schwachen Seiten des Despotismus. Um zu den Regierungsformen gezählt werden zu können, welche die Vernunft annimmt, müßten die Despoten Engel sein. Unglücklicherweise beweisen die Geschichte und die Philosophie gleichmäßig, daß eine unbeschränkte Gewalt die Seelen nothwendig verdirbt, und daß, wenn auch einige gut geartete Naturen ihren Verführungen entgehen, die Meisten auf dem Thron einen wilden Stumpfsinn oder eine unwürdige Verdorbenheit zeigen. Fürsten wie Heinrich IV. und Trajan sind selten, während man

Herrschern wie Commodus und Ludwig XV. in den Annalen der absoluten Monarchie jeden Augenblick begegnet*). Selbst das Christenthum bietet dann den Völkern keine Zuflucht mehr denn die Schmeichler der Tyrannei verstehen es gar gut, es in ein Werkzeug der Unterdrückung zu verwandeln**). Jedermann weiß, daß das Evangelium in den Händen der Jesuiten ein »fustis ac cadaver« geworden ist.

Im „Alfred" schildert Haller das gemäßigte Königsthum, die englische Monarchie. Vom spekulativen Standpunkt gibt dieses System der Kritik manche Gelegenheit zu Einwürfen; allein wenn es sich um Politik handelt, ist die Praxis weit wichtiger als die Theorie. Nun läßt sich aber nicht bestreiten, daß, wenn man die republikanische Verfassung der Schweiz ausnimmt, die konstitutionelle Staatsform die einzige ist, welche bis jetzt den Völkern Europas Ordnung und Freiheit gewährt hat. England, Holland, Schweden, Norwegen, Dänemark, Sardinien, Belgien u. s. w. haben bis zu diesem Augenblick in dieser Staatsform mehr Freiheit und Wohlstand gefunden, als die katholischen Republiken von Südamerika jemals haben werden, die fortwährend zwischen Anarchie und Despotismus schweben***). Damit ein Volk eine wahrhaft demokratische Verfassung haben könne, muß es durch eine lange geistige und moralische Erziehung darauf vorbereitet worden sein, so wie durch

---

*) S. F. de Champagny, Les Césars.

**) Ich will keinen andern Beweis anführen, als das so merkwürdige Werk von Bossuet, „Politique tirée de l'Écriture sainte" und die zahlreichen Artikel des „Univers", dieses offiziellen Blattes des europäischen Katholizismus.

***) Das ist aber nicht eine Wirkung der republikanischen Verfassung, sondern vielmehr, wie die erlauchte Verfasserin früher sehr gründlich bewiesen hat, und in den nächsten Zeilen wiederum andeutet, die Folge des verderblichen Einflusses, den das Papstthum auf diese Völker ausübt, da überall, wo dieses vorherrscht, Volksbildung eine Unmöglichkeit ist. (Anm. d. Ueb.)

eine sittliche Kraft der Einzelnen*), die sich niemals bei den Völkern findet, die von der römischen Kirche erzogen worden sind**).

Hallers wichtigster politischer Roman ist ohne Zweifel „Fabius und Cato". Wenn der berühmte Berner in seinen theologischen Schriften vorzüglich die Ideen Voltaire's im Auge hat, so greift er hier J. J. Rousseau an, dessen politische Ansichten seine aristokratischen Tendenzen höchst unangenehm berührten. Der Verfasser des „Emil" war damals der berühmteste Schriftsteller der romanischen Schweiz, wie Haller der ausgezeichnetste Denker der deutschen Schweiz war. Sie gehörten nicht allein zwei verschiedenen Theilen der Schweiz an, zwischen welchen nicht immer eine vollkommne Uebereinstimmung geherrscht hat, sondern sie repräsentirten auch zwei Prinzipe, welche sich damals schon mit einer gewissen Heftigkeit in dem doppelten Gebiet der Religion und des Staates bekämpften. In religiöser wie in politischer Beziehung konservativ gesinnt, billigte der Verfasser des „Fabius und Cato" den „Emil" und die „Briefe vom Berge" eben so wenig wie den „Gesellschaftsvertrag". Diese zwei großen Geister hatten keinen einzigen Berührungspunkt. Daher darf man sich nicht wundern, daß Haller den großen Rousseau so streng behandelt und ihn in seinem Roman unter dem widrigen Charakter des

---

*) In Frankreich kann von hundert Menschen nur Einer lesen. Debats v. 17. Jan. 1856.

**) Nachdem der Graf von Montalembert in seiner Schrift: Situation de l'Angleterre die unermeßliche Ueberlegenheit dieses Landes über die katholischen Monarchien nachgewiesen hat, fügt er hinzu, daß dieses nicht daher rührt, weil England protestantisch, sondern weil es frei ist. — Man hat diese naive Lösung sehr bewundert. — Aber warum sind denn die katholischen Monarchien trotz so vieler Revolutionen niemals frei, während England, Holland, die Schweiz, die Vereinigten Staaten u. s. w. es nothwendig sind? Es wäre interessant, die Antwort der ultramontanen Schriftsteller zu hören.

Sophiſten Carneades zeichnet. In einem Werke, welches den Kampf des Patriziats und des Volks ſchildern ſollte, nimmt der ariſtokratiſche Haller, wie es ſich von ſelbſt verſteht, immer die Partei der römiſchen Patrizier, welche in ſeinem Buche — wie ja alle Ariſtokraten behaupten — die Ideen der Ordnung, der Religion, der Moral und der Erhaltung repräſentiren*). Er greift übrigens die hiſtoriſchen Anſichten des Geſellſchafts-vertrags" mit einem gewiſſen Glück an: „Die vorgebliche urſprüngliche Gewalt des Volks", ſagt er, „wird nicht allein von der Geſchichte widerlegt, ſie widerſtrebt auch der Vernunft". Haller zeigt mit leichter Mühe, daß alle Völker mit einer mehr oder weniger patriarchaliſchen Monarchie beginnen. Hier befindet er ſich auf feſtem Boden. Seine Entwickelung läßt ſich leichter beſtreiten, wenn er die demokratiſche Form unbedingt verwirft. Athen, welches am meiſten große Männer und Meiſterwerke hervorgebracht hat, war eine reine Demokratie. Standen die italieniſchen Republiken des Mittelalters nicht unendlich höher, als die Regierung des Papſtes und der kleinen unbeſchränkten Fürſten**), deren Tyrannei und Frevelhaftigkeit in unſern Tagen alles Maaß überſchreitet***)? Stehen die Vereinigten Staaten etwa tiefer als Oeſterreich? Oder kann die ſchweizeriſche Eidgenoſſenſchaft eine Vergleichung mit dem von Ferdinand II. regierten Sicilien nicht aushalten?

Wenn übrigens Haller in der Hitze der Polemik eine übermäßige Abneigung gegen die Demokratie an den Tag legt, ſo muß man doch geſtehen, daß er weit entfernt war, ein ſolcher Ariſtokrat zu ſein, wie es damals Ihre Excellenzen von Bern

---

*) Man vergleiche über dieſe Frage die treffliche Flugſchrift von P. L. Courier über die Dotation des Herzogs von Bordeaux und über Chambord.

**) S. Sismondi, Hist. des république italiennes.

***) Man ſ. die mit Recht berühmten Briefe von Gladſtone, einem toriſtiſchen Schriftſteller, über die Mönchsregierung in Neapel.

waren. In ihren Augen mußte er ſogar für einen Neuerer gelten, und ich wundere mich nicht, daß ſie ihn niemals in den Kleinen Rath aufgenommen haben. Um die Berniſche Ariſtokratie ihrer Abſonderung zu entreißen, hatte er gewünſcht, daß man alle Stadtbürger als Patrizier anſehe, daß man Bürger der Landſtädte und Landedelleute in den Großen Rath von 300 Mitgliedern aufnehme. Und ſo bahnte er der Demokratie den Weg, welche er ſo ſehr zu haſſen ſchien. Sein hoher Verſtand war mächtiger, als ſeine politiſchen Vorurtheile. — Hallers theologiſche Schriften ſind weit berühmter, als ſeine Romane. Er kämpfte ſein ganzes Leben hindurch gegen den franzöſiſchen Skeptizismus. In Göttingen maß er ſich mit La Mettrie, der die Ehre, einen ſolchen Gegner zu haben, wenig verdiente. In ſeinen „Briefen über den Unglauben“ ſcheute er ſich nicht, Voltaire und deſſen Schule anzugreifen. Endlich hatte er die Abſicht, als er ſeine „Briefe über die wichtigſten Wahrheiten der Offenbarung“ ſchrieb, ein populäres Werk zu verfaſſen, welches die Fortſchritte des Skeptizismus aufhalten könne. Dieſes Buch ſteht unendlich höher als die ſogenannten Vertheidigungen des Chriſtenthums, welche in der neuſten Zeit von Roſally, Gouſſet, Nicolas, Riambourg, Combalot und **tutti quanti** herausgegeben worden ſind, deren ultramontane Propaganda Europa überſchwemmt hat. Wie Kant in ſeinem Buch „Von der Religion innerhalb den Grenzen der Vernunft“ und wie Rouſſeau im „Emil“, geht Haller von der Unterſuchung der menſchlichen Natur aus. Aber dieſe Unterſuchung führt ihn auf Ergebniſſe, die von denen des Königsberger und Genfer Philoſophen ſehr verſchieden ſind. Nachdem Haller das Daſein des Uebels dargethan hat, ſucht er deſſen Heilmittel auf. Dieſes iſt aber die Erlöſung, welche die chriſtliche Offenbarung der Welt gelehrt hat, und deren Göttlichkeit Haller durch die Lehre und die Heiligkeit Chriſti, durch ſeine Auferſtehung, durch ſeine und ſeiner Apoſtel Wunder nachzuweiſen ſucht.

Ein Kritiker*), der Hallers Schriften mit viel Scharfsinn studirt hat, ertheilt diesem Werk das größte Lob.

„Wir tragen kein Bedenken", sagt er, „diese Briefe Hallers eine der trefflichsten Apologien des Christenthums zu nennen. Es ist ein Buch für Alle, wenigstens für diejenigen, welche einige Bildung besitzen. Zugleich ist es ein Buch, das zum Nachdenken anregt. Obgleich die Ideen an sich nicht durchaus neu sein können, so ist deren Darstellung originell, lebendig und tief. Was die Form betrifft, so hat Haller niemals besser geschrieben. Eine Mischung von Größe und Vertraulichkeit, von Kürze, Kraft und Empfindung charakterisirt den Styl dieser Briefe."

Man begreift den gerechten Stolz, mit welchem Bern das Andenken Hallers bewahrt. Doch sollte man die Bildsäule desjenigen, welchem die Nachwelt den Beinamen des **Großen** ertheilt hat, welchen sie weder seinem Galiläi, noch Descartes, noch Leibnitz, noch Pascal, noch Newton**) gegeben, neben denen der zwei mit Recht berühmten Edelleute sehen, von denen der Eine Bern gegründet, der Andere es gegen die Verschwörungen des Lehensadels vertheidigt hat. Uebrigens schmücken seine edlen und schönen Züge, in Marmor gebildet, den botanischen Garten, der in der Nähe der Bibliothek liegt. Vielleicht wird später ein seiner würdiges Denkmal die Ufer der Aare zieren. Dann werden die Gelehrten, die Dichter, die berühmten Aerzte, die Philosophen und die Theologen, ihre Eifersucht vergessend, dem den Kranz der Unsterblichkeit winden, der in Folge eines seltenen Vorrechts zu gleicher Zeit die Geheimnisse der Erde und des Himmels erforschte, und seiner Lyra bald prächtige,

---

*) Aimé Steinlen.

**) Es ist bemerkenswerth, daß alle diese großen Männer entweder von dem Papstthume getrennt waren, oder sich mit ihm verfeindet haben. Wagt man jetzt noch gegen das vorgebliche Schisma des Orients zu deklamiren?

bald rührende Töne entlockte. Das Bild des Sängers der Alpen stünde schön jenen erhabenen Bergen gegenüber, die er auf so würdige Weise besungen hat. Die gelehrten Professoren der Berner Universität würden glücklich sein, ein so vollkommenes Vorbild vor Augen zu haben. Selbst die Frauen würden sich erinnern, daß er ein eben so gefühlvolles Herz als einen erhabenen Geist hatte, und sie würden die empfindungsvollen Strophen wiederholen, die er dem Andenken seiner „Mariane“ gewidmet hatte.

LXXV.

Der Weisen Zunge macht die Lehre lieblich.
Sprüche Salomons 15, 2.

Unter den Schülern und den Freunden des großen Haller ist keiner bekannter als der Verfasser des Versuchs „Ueber die Einsamkeit“, der zugleich als Arzt, als Schriftsteller, als Philosoph, als scharfsinniger Beobachter der Menschen berühmt ist. Zimmermann ist ein Sohn des schönen Aargau.

Nicht weit vom Zusammenfluß der Aare, der Reuß und der Limmat erhebt sich die kleine Stadt Brugg. Diese kleine Stadt hatte früher monumentale Thore, die sich an mächtige Thürme lehnten. Auf der einen Seite strömt die schäumende Aar in einer tiefen Schlucht. Grüne Wiesen und wellenförmige Hügel umgeben Brugg. Als ich diese reiche Landschaft betrachtete, welche gegen die düstern Stadtmauern merkwürdig absticht, habe ich die Begeisterung Zimmermanns für die Natur und die Leidenschaftlichkeit begriffen, mit welcher er in diesen Gefilden stets neue Regungen aufsuchte. Auf diese Weise gelang es ihm, das eintönige Leben zu ertragen, das man im 18. Jahrhundert in Brugg führte. Zu dieser Zeit hatte das schweizerische Volk un-

ter der aristokratischen Herrschaft beinahe seine ganze frühere Thatkraft verloren.

J. G. Zimmermann ist der berühmteste unter den zahlreichen Schriftstellern dieses Namens. Aber wenn er sich von seinen Namensverwandten durch ein überlegenes Talent unterscheidet, entgeht er dem excentrischen Wesen nicht, das sie alle unterscheidet. In Sachsen, Ungarn und Würtemberg, in Toskana, in der Pfalz und in Zürich findet man Männer dieses Namens. Ihr Leben oder ihre Lehre entfernt sich immer von den gewöhnlichen Gewohnheiten und Ideen. Der, von welchem wir sprechen wollen, J. G. Zimmermann, wurde im J. 1728 geboren. Er gehörte zu einer jener patrizischen Familien, welchen es durch ihre Beharrlichkeit gelungen war, der Schweiz ein sehr schweres Joch aufzulegen, und die im Dünkel und Unwissenheit mit den übrigen Aristokratien Europas wetteiferten. — Es versteht sich von selbst, daß ich hier nicht von der englischen Aristokratie spreche, die unter allen die intelligenteste und thätigste ist. Wenn sie nicht ohne Fehler ist, so führt sie doch wenigstens keinen unsinnigen Krieg gegen die liberalen Ideen. — Zwei schweizerische Schriftsteller, die beide aus einem übermüthigen Patriziat hervorgegangen sind, Bonstetten und Zimmermann, haben uns vortreffliche Gemälde desselben hinterlassen. Ehe wir den Sohn des Brugger Rathsherrn hören, wollen wir den Landvogt von Gessenay sprechen lassen:

„Der Schultheiß von E** (Erlach), der, wenn ich nicht irre, im J. 1696 geboren wurde und 1784 starb, war eine durchaus merkwürdige Persönlichkeit. Ich habe ihn nur in seinem Alter gekannt. Er hatte das schönste Haus in Bern bauen lassen und lebte darin wie ein König in seinem Palast. Ein aristokratischer König ist eine merkwürdige Erscheinung. Seine Wohnung war sehr schön möblirt. Man mußte durch mehrere Zimmer gehen, ehe man in das Heiligthum, in das Kabinet gelangte, wo Seine Excellenz sich aufhielt. Als sich die Thüre zum erstenmal vor mir öffnete, sah ich einen sehr kleinen Mann

von großartigem Anſtand uns entgegen kommen, der mit der ganzen Anmuth eines großen Herrn von Verſailles geputzt war. Obgleich ſiebenzigjährig, blieb er immer ſtehen und ging in ſeinem Kabinet auf und ab. Er hatte ſich daran gewöhnt, nur von fremden Ideen zu leben, und es war Nichts komiſcher als zu ſehen, wie ihm die alten Landvögte den Hof machten. Er wußte Jedem Etwas zu ſagen, das ihn beſonders anzog, und er begleitete Jeden je nach ſeinem Einfluß im Rath. Kaum war aber die Thür geſchloſſen, als er den Abweſenden mit Sarkasmen überſchüttete, welche für den Zurückgebliebenen ſchmeichelhaft waren. Er kannte die zweihundert Mitglieder des ſouveränen Raths ſo gut, daß ihn nie Einer verließ, ohne über ſich ſelbſt und über Seine Excellenz entzückt zu ſein. Als Haupt der Republik und Präſident des Großen Raths übte er einen bedeutenden Einfluß aus. Wenn es kein Mittel mehr gab, ſich aus dem Labyrinth der vorgetragenen Meinungen zu ziehen, ſo ſchwieg plötzlich die ganze Verſammlung, um den Herrn Schultheiß zu hören, wenn er ſich wie ein Gott von ſeinem Thron erhob, um uns Allen mitzutheilen, was eigentlich ſeine Meinung ſei.

„Ich kam eben von Genf, wo ich den Tacitus und Voltaire, Montesquieu und Macchiavelli ſtudirt hatte. Ich trat in die Regierung von der tiefſten Ehrfurcht gegen meinen Vetter, den Schultheiß, durchdrungen. Bald nach meiner Ernennung zum Mitglied des Großen Raths wurde ich Unterlandvogt von Geſſenay. So war ich denn berufen, einen kleinen Bezirk zu regieren, wo für mich Alles neu war. Ich dachte alles Ernſtes über meine Aufgabe nach, als ein Kammerdiener des Herrn Schultheiß mich einlud, um vier Uhr Nachmittags zu ſeinem Herrn zu kommen. — Das iſt der Mann, der mir den beſten Rath über meine Verwaltung geben kann, dachte ich, er hat Geiſt und Erfahrung; wie viel wird er mir ſagen! Ich wiederholte in meinem Gedächtniß den Tacitus und Montesquieu. Um vier Uhr war ich dort; ich traf Seine Excellenz allein. —

Guten Tag, Vetter; jetzt seid Ihr also Landvogt? Setzt Euch her. Lieber Vetter, ich weiß nicht, ob Ihr wißt, was ein Landvogt zu thun hat. Man wird Euch die Notizen zuschicken. Man gibt jährlich so und so viel Käse einem jeden Rathsherrn, und lieber Vetter, merkt es wohl, so und so viel dem Schultheiß. Euer Vorgänger war ein Dummkopf; er schickte mir kleine Käse, die nicht so gut sind, als die großen. Adieu, lieber Vetter, ich wünsche Euch eine glückliche Reise. — Ist die Cousine gesund? frug er mich noch an der Thürschwelle, und so war ich entlassen. — Ich hätte den Tacitus und Montesquieu nicht so eifrig zu studiren gebraucht, sagte ich mir, um solchen Instruktionen Ehre zu machen" *).

Wenn es in einer Stadt wie Bern also zuging, wo die Aristokratie in fortwährenden Beziehungen zu den ausgezeichnetsten Männern Europas stand, und wo sie sich der Aristokratie der andern Kantone stets überlegen zeigte, kann man sich denken, was die Träger der Gewalt in den kleinen aargauischen Städten waren. Der Aargau war damals nicht, wie später zur Zeit Zschokkes, ein Mittelpunkt wissenschaftlicher und industrieller Thätigkeit. Ueberall lastete eine kraft- und talentlose Kaste auf den Geistern und machte jeden Fortschritt unmöglich. Die Schweiz hatte unter dieser Herrschaft mit seiner Freiheit auch allmälig den edlen Geist verloren, in welchem früher die Größe der Eidgenossenschaft lag. Brugg war dieser traurigen Stumpfheit nicht entgangen. Wir wollen hören, denn es gibt nichts Merkwürdigeres — wie Zimmermann von der Lebensweise berichtet, die man dort führte. Doch wollen wir ihn zuerst von den aristokratischen Zirkeln des 18. Jahrhunderts reden lassen; wir können auf diese Weise sowohl den Schriftsteller als die Zeit, in der er lebte, am besten würdigen.

„In jedem Lande hält man die sogenannte große Welt für die einzige gute Gesellschaft. Aber leider ist die vornehme Welt

*) Mémoire de Bonstetten.

nicht immer die beste Welt, so schlecht und elend es auch in den niedrigen Klassen aussehen mag. Hast du sechszehn Quartiere, so ist dein Werth ausgemacht und entschieden in Deutschland, wenn du auch sonst übrigens ein sehr armer Tropf bist. Alle Höfe und alle Tafeln der Fürsten stehen dir offen, und beinahe allenthalben, wo es auf Verdienst nicht ankommt, verdrängst du jeden Mann von Verdienst. — Ahnenprobe sondert indessen in Deutschland fast überall den Adel von allen übrigen aufgeklärten, klugen, guten, würdigen und edlen Menschen ab, wie den Kern von der Spreu. Menschen, denen nichts in der Welt Ansehn, Rang und Gewicht gibt, als ihre oft so elenden Ahnen; die kein Verdienst sich erwerben, weil ihre Geburt das einzige Verdienst ist, das sie haben und bedürfen; solche Menschen stehen überall vornen an. Es ist wahr, daß sie dann oft auch wissen, was Geschmack in Kleidern, Mode aus der ersten Hand, sogenannter guter Ton, Sitte des Tages, und überall in Deutschland Etikette ist; daß sie alle Hülfsmittel der Wollust und alle Bedürfnisse der Sinnlichkeit besitzen, und oft sich einbilden, sie seien dazu mit bessern Nerven, Organen und Gefühlen begabt.

Langeweile hat man indessen auch unter den Menschen, die alle von Familie sind, wo ächtes, altes, deutsches Blut keinen Unadel zuläßt, oder wo ihm doch gewiß die Dame des Hauses, wenn auch ihre ewige Seligkeit darüber verloren ginge, keine Karte bietet. Unerklärlich scheint zwar solche Langeweile; aber eine ächtadeliche und vortreffliche deutsche Dame erklärte mir das Räthsel so. Auf unsern Assembleen, sagte sie, versammeln sich doch nicht immer Menschen von einerlei Geschmack und einerlei Gefühl, und hauptsächlich nicht immer Damen, die sich lieben. Es sei so ziemlich allgemein das Loos der Vornehmen, sagte sie, geboren zu sein, um viel zu besitzen, mehr zu verlangen und nichts zu genießen. Sie suchen sich darum in Assembleen auf, ohne sich im Grunde gut zu sein, sehen sich, ohne sich zu gefallen und verlieren sich unter der Menge, ohne sich zu ver-

miſſen. Was vereinigt ſie denn? fragte ich. Der Rang und dann die Gewohnheit, die Langeweile, das ewiggefühlte Bedürfniß, beſtändig ſich zu betäuben, das immer unſerm Range anhängt, ſagte die Dame."

Wir finden in dieſer geiſtreichen Mittheilung die Erinnerung an den Eindruck, welchen die große Welt in Deutſchland auf Zimmermann gemacht hatte, zu der Zeit, wo ſeine Stellung ihn an den hannöveriſchen Hof knüpfte. Vor dieſer Zeit hatte er ſchon in ſeiner eigenen Vaterſtadt die ganze kleinliche Eitelkeit der Ariſtokratie kennen lernen, die er ſpäter in einem größeren Kreiſe wieder fand. Als er die treffliche Stelle ſchrieb, die wir ſogleich anführen wollen, dachte er gewiß an Brugg. Es handelt ſich um den Adel:

„Die kleinen Städte haben einen wirklichen Vortheil vor den großen, man kann dort freier mit ſich ſelbſt leben, und kann, wenn man will, mehr Muße und Ruhe finden. Freilich iſt in den kleinen Städten eine große geiſtige Leere und Unfruchtbarkeit. — Es iſt namentlich traurig, die Langeweile der Landedelleute zu ſehen, welche die Geſellſchaft der einfachen Bürger ihres Adels unwürdig halten, und ſich daher lieber zurückziehen, und ihre thörichte Abſonderung ertragen, als mit vernünftigen Leuten zu leben, die keine ariſtokratiſchen Diplome haben. Sie ſollten ſich ganz anders benehmen und die Menſchen lieben, um auch wieder von ihnen geliebt zu werden. Wenn ein einfacher Bürger einen einzigen guten Gedanken anregt, ſo ſollte das dem Edelmann, der gar keine Gedanken hat und vor Langeweile ſtirbt, hinreichen, um ihn aufzuſuchen. Die Leute, welche nicht wiſſen, wie ſie ihre Zeit zubringen ſollen, ſollten Niemand verſchmähen. Der Adeliche und der Bürger ſollten ſich — wenigſtens in den kleinen Städten — die Hand reichen und jene thörichten Anſichten vom Unterſchied der Stände, welche die Bevölkerung der großen Städte ſpalten, von ſich entfernt halten."

Nach dieſem Blicke auf den Adel ſpricht Zimmermann von

dem erſten Beamten der Stadt, gegen welchen der Schultheiß von Erlach ein Muſter von Vernunft und Beſcheidenheit iſt.

„Der Beamte, welcher eine dieſer republikaniſchen Städte regiert (es iſt von der Schweiz die Rede) betrachtet dieſelbe wie eine ganze Welt. Von ſeinen Lippen ſtrömen, wie von einer unverſiegbaren Quelle, alle Entſcheidungen über die öffentlichen Angelegenheiten, ſeine Seele beſchäftigt ſich nur damit, ſeine Allgewalt über die öffentliche Meinung aufrecht zu erhalten, ſeine Mitbürger mit Familienanekdoten, mit läppiſchen Erzählungen, mit dem Preis des Getreides, mit dem Betrag der Steuern, mit der Erndte und dem nächſten Jahrmarkt zu beſchäftigen. Nach Gott iſt er in ſeiner kleinen Stadt der größte Mann der Welt; ſeine Worte machen das Herz ſchlagen und das Geſicht erbleichen; mancher ehrliche Bürger erſcheint nur zitternd vor einer ſolchen Majeſtät, weil er weiß, in welche Gefahr ſie ihn bei dem erſten Rechtshandel ſtürzen kann. Der Zorn eines Beamten in einer kleinen Stadt iſt ſchrecklicher als der Donner des Himmels; dieſer geht vorüber, aber jener Zorn niemals. Wenn man vor einem dieſer Regenten oder vor ſeinem Sohn von der engliſchen Conſtitution ſpricht, ſo antworten ſie, daß der Rath ihrer kleinen Stadt vollkommen das nämliche iſt. Die Frauen dieſer hohen Herren nehmen eine ſtolze Miene an, regieren, befehlen, verurtheilen; ihre Gnade oder Ungnade bringt Ehre, Schande, Anſehen oder Verderben. Wenn ein armer Menſch ſich einzubilden wagt, daß die Glieder des Raths ſich geirrt haben, ſagt er ganz leiſe zu ſeinen vertrauteſten Freunden, „daß die Großen der Erde“ ſich getäuſcht haben.“

Dem Bilde des erſten Beamten folgte das ſeiner Untergebenen, das vom literariſchen und hiſtoriſchen Standpunkt nicht weniger merkwürdig iſt. Zimmermann iſt in der That einer der beſten Maler jener Zeit.

„Die Einwohner dieſer Städte haben meiſtens die größte Leidenſchaft für Prozeſſe: jeder Advokat iſt in ihren Augen ein Genie; umſonſt ſpricht die Vernunft zu ihnen, ſie glauben nur

an das, was gerichtlich entſchieden iſt; ſie haben nicht die geringſte Achtung für den, der ihr Rathhaus nicht mit tiefer Ehrfurcht betrachtet, und ſie können ſich keine größere Ehre auf der Erde denken, als in ihrem Rath zu ſitzen. Sie ſind nicht immer einig; Nachbarn und Nachbarinnen ſind bald befreundet und bald in offenem Zwiſt. Auf die theologiſchen Dinge verſtehen ſie ſich ganz beſonders; ſie ſehen die Heuchelei als einen Pfeiler der Kirche Gottes an, und einige auf dem Todtbette hergemurmelte Sätze genügen in ihren Augen, um das Aergerniß eines ganzen, von ſchlechten Handlungen beſudelten Lebens auszulöſchen. Wenn ſich Jemand von ihren Verſammlungen entfernt hält und ſich in ſeine Wohnung zurückzieht, um ungeſtört zu arbeiten und zu denken, bilden ſie ſich ein, daß er ſich auf den Tod langweilt; ſie können nicht begreifen, daß man ſtudire, wenn man nicht Pfarrer oder Profeſſor iſt, und es gibt in ihrer Sprache keine Worte, die kräftig genug ſind, um die Verachtung auszudrücken, welche ihnen ein Bücherſchreiber einflößt. Es iſt ihnen unbekannt, daß ſich geſunde Vernunft und Aberglauben nicht vereinigen laſſen; in ihren Augen hat man keine Religion, wenn man ſich zu lachen erfrecht, daß ſie irgend ein großes Unglück erwarten, ſobald ein ſchwarzer Hahn bei ihrer Thüre ſtehen geblieben oder ein Rabe über ihr Dach geflogen, oder eine Maus über das Zimmer gelaufen iſt. Sie wiſſen nicht, daß man noch kein Freigeiſt iſt, wenn man nur leiſe daran zweifelt, daß Flecken in der reinen Wäſche den Tod eines nahen Verwandten ankündigen, und wenn man an manche von Geſchlecht zu Geſchlecht überlieferte Volkserzählung nicht glaubt. Sie wiſſen nicht, daß man noch auf dieſer Welt nützlich ſein kann, obgleich man nicht in ihrem Zirkel ſpricht, und daß man in der Achtung wahrhaft bedeutender Menſchen ziemlich hoch ſtehen kann, obgleich man den großen Herren in ihrer Stadt mißfällt. Sie wiſſen nicht, daß es ſtolze Seelen gibt, welche niemals kriechen und daß ſie allein fähig ſind, ſich vor der Obrigkeit ihrer Republik in jene knechtiſche Unterwür-

figkeit zu fügen, wofür sie sich entschädigen, indem sie ihre armen Mitbürger mit den Ansprüchen ihres Hochmuths erdrücken; sie wissen nicht, daß ein gerader und gerechter Mann sich nur vor Gott, dem Gesetz, den Talenten, dem Verdienst, der Tugend beugt, und das Lachen nicht halten kann, wenn ihn ein Landvogt mit hochmüthiger Miene und den Hut auf dem Kopf empfängt; sie wissen nicht, daß das Lästern, das in den kleinen Städten mit solcher Grausamkeit ausgeübt wird, nur für die leeren und beschränkten Geister ein Bedürfniß ist, welche sich Mühe geben, Alles, was in dem Haus ihres Nachbars vorgeht, auszuspioniren, und die aus Allem, was sich in dessen Haushaltung, in seiner Küche, in seinem Hühnerhof ereignet, eine wichtige Angelegenheit machen; sie wissen nicht, daß man keine Freude daran findet, die interessanten Schwätzereien der kleinen Städte anzuhören, das Betragen des Einen oder des Andern auszuspähen, wenn man die Vortheile der Einsamkeit kennt, die Wissenschaft eifrig betreibt und mit Verachtung der elenden Pfeile des Neides seinen Weg mit Kraft und Beharrlichkeit fortsetzt" *).

Der Mann, der die Langeweile in den kleinen Schweizerstädten während des 18. Jahrhunderts mit solcher Lebendigkeit schilderte, hatte jedoch das Schicksal, vierzehn Jahre seines Lebens und zwar die leidenschaftlichsten in Brugg zuzubringen. Nachdem er in Göttingen Hallers Vorlesungen besucht hatte, für den er eine Verehrung empfand, deren Ausdruck sich oft in dem Buch „über die Einsamkeit" wiederfindet, verließ er die Universität im J. 1751 mit der Würde eines Doktors der Medizin. Nachdem einige Reisen seinen schönen Geist noch mehr entwickelt hatten, begann er seine literarische Laufbahn in Bern mit Aufsätzen in der „Helvetischen Zeitung" unter den Augen Hallers, der dahin zurückgekehrt und der ihm aufrichtig zugethan war. Er nahm endlich die erledigte Stelle

*) Zimmermann, Von der Einsamkeit.

eines Stadtarztes in Brugg an. Dort ſollte für den künftigen Verfaſſer der „Einſamkeit“ ein langes und ſchmerzliches Märtyrerthum beginnen. Die Stellen, die wir angeführt haben, geben davon einen hinlänglichen Begriff. Der Schüler des großen Haller, der Zögling der berühmten Göttinger Hochſchule, der Mann, der die geiſtige Bewegung in Frankreich, Deutſchland und England mit ſo viel Intereſſe verfolgt hatte, fand ſich in den düſtern Mauern von Brugg gewiß mehr vereinſamt, als wenn er mitten in den Wüſten Aſiens geweſen wäre. Selbſt ſeine Ueberlegenheit machte ihn verdächtig. Die unbedeutenden Bürger, mit denen er ſtets in Berührung war, überwachten voll Unruhe den Denker, der ihnen mehr Mißtrauen als Bewunderung einflößte.

Die Wiſſenſchaft erſcheint dem gemeinen Haufen als eine Art Schwarzkunſt. Es glaubt, nie vorſichtig genug gegen deren Repräſentanten ſein zu können. Was iſt ein Verſchwender, ein Läſterer, ein Verläumder im Vergleich mit einem ſolchen? Das ſind gemeine Laſter, deren Folgen er täglich zu ſehen gewöhnt iſt, und deren ganze Tragweite er kennt. Aber ein Gelehrter, ein Philoſoph, ein Mann der nachdenkt, der ſchreiben kann, was hat man von einem ſolchen nicht zu fürchten? Da man in ihm einen beſondern Scharfſinn bemerkt, hat man tauſend Gründe zu fürchten, daß er im tiefſten Herzen die Leidenſchaften leſe, die es zernagen. Iſt er nicht im Stande, durch unvorhergeſehene Combinationen die Berechnungen der Selbſtſucht, der Feigheit, der Heuchelei zu vereiteln? So ärgerten ſich ja auch die Athener, den Ariſtides „den Gerechten“ nennen zu hören. Wird man nicht eben ſo ſchnell des Ruhms eines Mitbürgers überdrüſſig, deſſen Namen bis zum Ende der Welt fliegt, während man ſelbſt in der Dunkelheit vegetirt? Der gemeine Haufen ſcheint einen inſtinktmäßigen Abſcheu gegen Alles zu haben, was über ihm ſteht. Das Bild Tarquins, der die Mohnköpfe abſchlägt, erfreut ſeine Seele. In einer kleinen Stadt hat Jeder den Tyrannenſtab in der Hand, und weiß

ihn mit einer königlichen Rückſichtsloſigkeit zu gebrauchen! — Du beſchäftigſt Dich mit Phyſik? — wozu dient die Phyſik? — Unſere Väter haben ohne Gewitterableiter auch gelebt. — Biſt Du ein Freund der Philoſophie? — welche Albernheit! — Du haſt unkluger Weiſe Descartes und Kant gelobt? — wozu dieſe Metaphyſik, die nur Revolutionen und Revolutionäre erzeugt hat? Die ſchöne Literatur iſt weniger verderblich. Alles was vom Nachdenken zeugt, iſt an ſich verdächtig, wie das Griechiſche es den Mönchen im Jahrhundert des Erasmus war*). und wer weiß? vielleicht noch — Gott verzeihe es mir — denen unſerer Zeit iſt:

„Der Aff' bleibt immer Aff', der Wolf bleibt immer Wolf."

Jedoch, wenn man, wie Zimmermann, Sinn für die Poeſie hat, findet man das Geheimniß, ſich den unfruchtbaren Aufregungen einer kleinen Stadt zu entziehen. Man vergißt das Geſchwätz der zänkiſchen alten Weiber, die Betrachtungen der ernſten und praktiſchen Männer, um in jenes unverletzliche Heiligthum zu flüchten, wo der Geiſt den Angriffen der Dummheit und der Gemeinheit ſiegreich widerſteht. Zimmermann wußte wohl, wie man ſich gewiſſer Verfolgungen entziehen könne. „Die Einſamkeit", ſagte er, „iſt das einzige Rettungsmittel, das man in ſolchen Städten finden kann". Die Einſamkeit war für ihn nicht jener wilde und unfruchtbare Müßiggang, in welchen ſich der hochmüthige Menſchenfeind flüchtet; es war der genaue Umgang mit den Genies aller Jahrhunderte, deren Erhabenheit er noch mehr bewunderte, wenn er ihre Gedanken mit jenen albernen Geſprächen verglich, die ſeine Seele ebenſo ſehr ermüdeten als ſein Ohr. Er liebte es auch, in einer frommen Beſchauung der Natur ſeinen Geiſt mit der Macht und Größe des Unendlichen zu durchdringen. In den ſchönſten Stellen ſeines Werkes „über die Einſamkeit"

*) „Griechiſch Treiben iſt Ketzerei."

schildert er lebhaft das Vergnügen, das ihm seine Spaziergänge in den Umgebungen von Brugg bereiteten.

„Alles wird durch Imagination rührend und lieblich, wenn nur Alles umher ruhig ist und frei. Ach, wie leicht entsagt man rauschender Freude und glänzender Geselligkeit, wenn uns däucht, in jedem Lüftchen wehe philosophische Melancholie. Ehrfurchtsvolle Schauer und süßes Entzücken werden wechselsweise erreget durch das schwarze Gehölze, durch das fürchterlich abhängende Felsengebirge, und durch jede prachtvollen und erhabenen Erscheinungen, vereinigt mit kleinen Aussichten in eine lachende Landschaft. Alle Wehmuth ist vorüber bei solcher ernsthafter und doch freundlicher Rührung, und alles löset sich auf in lieblich träumender Ruhe" *).

Wenn die Natur so tiefe Wirkung auf Zimmermann machte, so sprach der Anblick der herrlichen Landschaften seines Vaterlandes vorzüglich zu seiner Einbildungskraft:

„Zu welchem Genusse ladet dann auch die Schweiz ein auf ihren romantischen Hügeln, in so manchem lieblichen Thale, an den Ufern von so manchem spiegelhellen See; und wie liegt da jede Schönheit Schweizerischer Natur dem Auge näher und erscheint in ihrer ganzen liebenswürdigen Blüthe. Behagt dir der Anblick der Eiche oder der Ulme oder irgend eines der hochstämmigen Bäume der Wälder nicht; findest du diese Bäume nicht schön, sondern ehrwürdig und majestätisch: o so bleibt dir doch die zarte Myrthe, der Mandelbaum, der Jasmin, der Granatbaum und der Traubenberg! Bedenke, daß in keinem Lande der Welt die Schönheiten der Natur reicher an Mannigfaltigkeiten sind, als in der Schweiz" **).

Das Buch „über die Einsamkeit" ist deswegen interessant, weil man darin nicht bloß einen Gelehrten, sondern einen Menschen findet. Das ganze innere Wesen Zimmermanns

*) Zimmermann, a. a. O.
**) Zimmermann, a. a. O.

offenbart ſich darin Jedem, der es zu ſuchen verſteht. Welches Studium iſt intereſſanter, als das Leben eines ſeltenen Geiſtes, das er ſelbſt, und zwar beinahe ohne ſein Wiſſen geſchrieben hat! Man wagt es kaum, wenn man einer ſo glücklichen Erſcheinung begegnet, ſeine Eindrücke denen des Schriftſtellers zu ſubſtituiren, von dem man ſpricht. So wollen wir denn bei Zimmermann thun, was wir bei Müller und andern bedeutenden Geſtalten der Schweiz gethan haben: wir wollen ihn ſelbſt reden laſſen.

Nachdem der gelehrte Brugger Arzt von den Schönheiten der Natur geſprochen, die er mit Begeiſterung bewunderte, macht er uns mit Einzelheiten über ſeine Perſon bekannt, die ein wirkliches Intereſſe darbieten.

„Bei allem Gewirre von Leidenſchaft und Thränen, bei allem Unglücke, kannte ich nie ſeligere Stunden, als die, da ich die Welt, und die Welt mich vergaß. Dieſe Stunden der Ruhe fand ich in jeder einſamen Gegend. Alles was mich in Städten drückte, alles was mich mit Willen oder Ekel, Aerger und Zwang, in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die ſtille Natur, und empfand nichts als leiſes Vergnügen. Oft blickte ich im Gefühle dieſer ſanften Wolluſt, im Frühling in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmer des Wohnſitzes Rudolfs von Habsburg allein auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün ſich erheben. Ich ſah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabſtrömt, bald durch enge Felſen ſich ſtürzt, und dann wieder ruhig und langſam durch die ſchönen Auen ſich ſchlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Reuß, und weiter unten die Limmat zufließen, und friedſam ſich mit ihr vereinigen. In dem ſchönen blumigten Vorgrunde ſah ich die königliche Einſamkeit, wo die Gebeine Kaiſer Albrechts I. und ſo vieler fürſtlichen Perſonen des Hauſes Oeſterreich, und ſo vieler von den Schweizern erſchlagenen deutſchen Fürſten, Grafen, Ritter und Edlen, in klöſterlicher

Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Vindoniſſa ſtand, und die Ruinen, auf denen ich ſo oft, in ſtiller Betrachtung über die Vergänglichkeit menſchlicher Größe, ſaß. Im fernſten Geſichtskreiſe, hinter dieſer herrlichen Gegend, erheben ſich über anmuthige Hügel, alte Schlöſſer und Gebirge die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen dieſen großen Scenen fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich ſtand, über die Weinberge hinab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine reinliche Vaterſtadt, auf jedes Haus und auf jedes Fenſter in meinem Hauſe. — — Dann ſtieg ich immer vergnügt und friedſam von meinem Berge hinab, machte den Regenten meiner Vaterſtadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt dieſe ſelige Stimmung der Seele, bis ich wieder die ſchönen Berge und das lachende Thal und die friedſamen Vögel unter den Menſchen vergaß" *).

Alle politiſchen Gemüther fühlen in dem Leben der Städte das Gefühl des Unbehagens, welches Zimmermann hier der Ruhe entgegenſetzt, mit welchem die Beſchauung der Natur erfüllt.

„Die ganze Zeit, die ich in Paris zubrachte", ſagt Rouſſeau, „war nur darauf verwendet, Mittel zu ſuchen, um fern von dieſer Stadt leben zu können."

Zimmermann mußte Aehnliches fühlen, als er ſich in Hannover niederließ, wohin er als Leibarzt des Königs von England berufen worden war. Er befand ſich dort jedoch nicht glücklicher als in Brugg; er wünſchte ſogar die düſtere, ſtille Einſamkeit zurück, deren Mißbehagen er geſchildert hatte. Der Verluſt ſeiner erſten Frau und ſeiner Tochter, eine heftige Polemik, die er gegen die Illuminaten**) führte, erhöhten ſeinen angeborenen Trübſinn. Ein eifriger Anhänger der Grundſätze

*) Zimmermann, a. a. O.

**) Eine geheime Geſellſchaft, deren Gründer Spartakus Weishaupt war. — Er hat die Verfaſſung der Geſellſchaft Jeſu nachgeahmt.

von 1789, hatten die Frevel der franzöſiſchen Revolution ſeine Seele mit dem größten Schmerz erfüllt. Es iſt ſo traurig, die Ideen, die wir unſer ganzes Leben geliebt haben, kompromittirt zu ſehen. Die Mäßigung war nicht die hervorragendſte Eigenſchaft in Zimmermanns Charakter. Er griff die Anſichten, welche damals einen großen Einfluß auf Europa ausübten, mit einer Heftigkeit an, die ihm viele Gegner und ſelbſt Feinde zuzog. Seine Traurigkeit nahm in Folge deſſen noch zu. Er glaubte ſich von häßlichen Geſpenſtern umgeben; er wurde jeden Augenblick von eingebildeter Angſt ergriffen. Eine ihm angerathene Reiſe nach Holſtein heilte ihn nicht von ſeinem Menſchenhaß. Er ſtarb, indem er jene wohlthätige Ruhe ſuchte, deren Glück er ſo oft gezeigt hatte. Ein trauriges Beiſpiel von der Macht der Einbildungskraft ſelbſt bei den Menſchen, welche die Wiſſenſchaft und das Nachdenken am beſten vor den Täuſchungen zu bewahren ſcheint, denen der gemeine Haufen unterworfen iſt. „Was für ein armes Thier iſt der Menſch," ſagte Rodier, „was für ein armer Mann iſt der große Mann*)!"

Die Abhandlung „Ueber den Nationalſtolz" iſt mit dem Buch „Ueber die Einſamkeit" das ſchönſte literariſche und philoſophiſche Verdienſt Zimmermanns. Die falſche Richtung, die er angreift, kann die Wirkung eines ſchwärmeriſchen Patriotismus ſein. Sie rührt jedoch häufig von jener eingebornen Eigenliebe her, welche ſich in jedem Lebensalter offenbart und ſich in allen Verhältniſſen wieder findet. Zimmermann führt mit Recht die Chineſen als den vollſtändigſten Typus

*) Das Leben Zimmermanns iſt von einem ſeiner Mitbürger beſchrieben worden: I. A. Tissot, Vie de Zimmermann, conseiller d'État, premier médecin du roi d'Angleterre et de Hannovre. Lausanne, 1797. Zwei Deutſche haben ebenfalls Lebensbeſchreibungen deſſelben herausgegeben. S. Marcard, Beitrag zur Biographie des Ritters von Zimmermann. — Wichmann, Zimmermanns Krankheitsgeſchichte.

des Nationalſtolzes an. Für die Landsleute der Lao-tſeu, Meng-tſeu und Confucius, für den glücklichen Bewohner des „Reichs der Mitte" exiſtirt, um ſo zu ſagen, Nichts außerhalb der Staaten des „Sohnes des Himmels". Es wäre ſchwer, in Europa ſo ſchneidende Uebertreibungen zu finden. Aber der beſchränkte Geiſt, der die Chineſen dahin bringt, die übrigen Menſchen wie Barbaren zu betrachten, offenbart ſich ſelbſt auf unſerm Continent in ſonderbaren Ueberſpanntheiten. In Folge der häufigen Beziehungen, welche die Schnelligkeit der Kommunikationen jetzt zwiſchen den verſchiedenen Völkern herbeiführt, nehmen die Nationalvorurtheile glücklicher Weiſe ab. Die gebildeten Menſchen erkennen die Vorzüge gern an, welche jedes Volk charakteriſiren. Man fängt ſogar an, eine Tendenz zu bemerken, deren Entwickelung zum Glück und zur Freiheit der Völker keineswegs beitragen würde. Die Idee des Vaterlands verſchwindet bisweilen in einem allgemeinen Humanitarismus (man verzeihe mir dieſes barbariſche Wort), ein ganz unbeſtimmtes Gefühl, deſſen augenſcheinliches Ergebniß ſein würde, von dem Patriotismus und den Opfern zu entbinden, die dieſer auferlegt. Ohne Zweifel iſt die Idee der Humanität groß und fruchtbar:

„Humanität! o herrſche, deine Zeit iſt da,
Es läugnet ſie umſonſt des alten Echos Stimme!"

Es iſt jedoch nicht nöthig, ſie in einen Götzen zu verwandeln, um die heiligen Bande, die uns an das Geburtsland knüpfen, zu ihren Füßen zu zerreißen. Sie darf uns nicht die ſchönſten Erinnerungen der Kindheit, und die dreimal heilige Hingebung vergeſſen machen, die wir in den Helden des Alterthums bewundern. Wir können das Excluſive in dem Patriotismus derſelben vermeiden; die chriſtlichen Ideen genügen, um ſie zu veredeln. Denn zeigen ſie uns nicht in allen Menſchen Brüder, die wir lieben und denen wir beiſtehen ſollen? Aber niemals ſoll der Chriſt und der Philoſoph den Bürger zurückdrängen. — — —

Als ich die Plattform verließ, näherte ich mich dem gothischen Münster, indem ich an das wesentlich religiöse Genie Hallers dachte. Die Glockenthürmchen, die Strebepfeiler, die gezackten Gallerien traten aus dem dunkler gewordenen Blau des Himmels kräftig hervor. Dieser Thurm, welcher bereit schien, den Himmel zu erstürmen, aber dessen unvollendeter Bau plötzlich unterbrochen wurde, scheint ein Bild des kühnen Geistes, dessen Aufschwung von einer mächtigen Hand aufgehalten wird. Das große Portal ist mit Bildhauereien bedeckt, welche das jüngste Gericht nebst den thörichten und klugen Jungfrauen darstellen, die selbst von Anspielungen auf die Laster der Geistlichkeit umgeben sind. — Ich ruhte einen Augenblick in dem einsamen Tempel aus, der kaum von einem schwachen Strahl erleuchtet war, welcher durch die seltsam bemalten Fensterscheiben drang. Die Schnitzereien der Sitze aus geschwärztem Holze, an welche ich mich lehnte, gewährten in dieser Dunkelheit und Stille einen phantastischen Anblick. Ich verließ bald die melancholische Kirche, neben den schwarzen Marmorplatten hinwandelnd, auf welchen die Namen der im Jahre 1798 für die Unabhängigkeit der Eidgenossenschaft gefallenen Helden eingegraben sind.

Ich sah das Grab des unerschrockenen Schultheiß Friedrich von Steiger, welcher im Gefecht im Grauholz sein ergrautes Haupt den Kugeln der Feinde aussetzte. Der berühmte Sprößling eines erlauchten Stammes unterlag ruhmvoll zu derselben Zeit bei der Vertheidigung seines Geburtslandes gegen den Einfall der Franzosen. Wenn er weniger glücklich war, als die Besieger der mittelalterlichen Barone, so wußte er wenigstens, wie sie sein Leben für eine edle Sache aufzuopfern. Nachdem Karl Ludwig von Erlach aus dem Munde des großen Geschichtschreibers der Schweiz die unsterblichen Thaten seiner Väter gehört hatte, glühte er, sie nachzuahmen, und wie sie ein unvergängliches Andenken zu hinterlassen. „Adel verpflichtet"! Dies war der rühmliche Wahlspruch des Abkömmlings Ulrichs

und Rudolfs. Er blieb ihm unter Verhältniſſen getreu, wo der kräftigſte Muth wankte, und wie Aloys Reding, der groß-herzige Führer der kleinen Kantone, vertheidigte er das Banner von Donnerbühl und von Laupen bis zum letzten Athemzug.

LXXVI.

„Habt mich einen Mann geheißen — zeigen will ich, daß ichs bin!
J. F. Reithart.

Ich gelangte auf dem Münſterplatz zur Bildſäule Rudolfs von Erlach. Vor dem Bilde des Helden, in deſſen Hand das ſiegreiche Panner weht, erging ſich meine Phantaſie in der Erinnerung an jene Zeiten der Kämpfe und Siege, da die Schweiz ihre Unabhängigkeit von den hohen Bergen herab verkündete, während das übrige Europa noch die Feſſeln der Sklaverei mit ſich ſchleppte. Damals fielen die Tyrannen haufenweiſe unter den Streichen der Schweiz, dieſer Mutter der Freiheit, dieſer Heldin mit männlichem Herzen, die ihre Kinder gegen die ewigen Feinde des Menſchengeſchlechts zu vertheidigen wußte. So verſenkte ich mich, mein Emanuel, in meine Lieblingsträumerei, indem ich an die außerordentlichen Thaten dachte, welche ein kleines Volk mit That- und Willenskraft, ſelbſt in jenen barbariſchen Zeiten, ausführen kann, wo die Menſchen unter der Geißel der Lehensbarone lebten. Und wenn ich dann die edlen Züge des Edelmannes betrachte, das, wie ſeine Standesgenoſſen, ein Tyrann hätte ſein können, und der doch ſeinen Arm den Unterdrückten geliehen hatte, indem er die Vorurtheile ſeiner Kaſte mit Füßen trat, bewunderte ich die Tugend, die muthig genug war, die Selbſtſucht zu beſiegen, und die edlen

Triebe zu bewahren, mit denen uns der Schöpfer Alle begabt hat.

Eine geschmackvoll gekleidete fremde Dame trat zu mir, als ich mich diesen Betrachtungen überließ. Sie kam eben aus jenen duftenden Salons der großen Welt, den stolzen Stätten, in denen der zügellose Hochmuth unbeschränkt herrscht. Dort singt man diesem Gotte prächtige Hymnen, und die Bosheit, welche unaufhörlich neue Opfer verlangt, überhäuft alle die mit ihrem unbarmherzigen Spott, welche unabhängig genug sind, um sich zu weigern, den Nacken vor dem Götzen zu beugen, welchem Niemand seinen Weihrauch zu verweigern wagt. Wer einmal diese unreine Luft eingeathmet hat, trägt das Verderbniß mit sich davon, wie der Wurm das Gift bewahrt, das er aus den schädlichen Pflanzen saugt. Diese blondlockige Fremde war jung und heiter. Sie blieb bei mir stehen, betrachtete die Bildsäule einen Augenblick und sagte mir lachend: „Wer ist denn dieser Herr, dem man ein solches Denkmal gesetzt hat? Ist es eine der Berühmtheiten dieses Landes?" — „Es ist Rudolf von Erlach", antwortete ich, indem ich ihr die vergoldete Inschrift auf dem Piedestal zeigte. — „Rudolf von Erlach?" versetzte sie, indem sie sich gegen das Münster wendete, und einen zerstreuten Blick auf die gothischen Bildhauereien des altehrwürdigen Tempels warf, „es ist ohne Zweifel, wie ich es sagte, irgend ein ehrlicher Mann, der eine Seite in den Geschichtsbüchern dieses Kantons verdient hat." Und nun zog sie mich nach der Kirche, deren unvollendeten Thurm sie mir im Vorübergehen zeigte; hierauf verschwand sie, gedankenlos und muthwillig, indem sie mich frug, ob in der Stadt noch Etwas zu sehen sei, ganz vergnügt, mit so edler Verachtung vom Helden von Laupen gesprochen zu haben!

Ich kehrte zu Rudolf von Erlach zurück. Der Abendschatten verschleierte zum Theil die harten Umrisse des Erzes. Ich setzte mich auf die Steinplatten zu seinen Füßen. Es kam mir bisweilen vor, als ob er lebe, als ob sein mächtiges Wort in der

Dunkelheit ertönen sollte. Es freute mich, mir vorzustellen, daß sein Geist auf meinem Haupte ruhe, und mir die hochherzigen Gesinnungen eingebe, die ihn geleitet hatten. In ihm sah ich die wahre Aristokratie, diejenige, welche nach dem ursprünglichen Sinne dieses Wortes**) aus den besten Seelen der schwachen Menschheit bestehen sollte, und nicht aus entnervten Wesen, wie das, welches eben vor meinen Ohren mit der betäubenden Frivolität der großen Welt.

Wenige Systeme haben in der Welt einen bedeutenderen Einfluß ausgeübt, als die Idee der Aristokratie, deren Uebertreibungen so viel Blut vergossen und der Menschheit so viele unheilbare Uebel zugefügt hat. Da die Naturreligionen schon im Anbeginn die Menschheit in zwei wesentlich verschiedene Theile getrennt hatten, bekämpfte Moses diese Theorie mit der rauhen Energie, die ihn charakterisirte. Der begeisterte Gesetzgeber nahm nicht die geringste Rücksicht auf die eingewurzeltesten Vorurtheile seiner Zeit, auf die Gebräuche, die das Heidenthum schon so sehr befestigt hatte. Es wird in den Augen der Nachwelt dem muthigen Propheten der Hebräer zum unsterblichen Ruhm gereichen, daß er fünfzehn Jahrhunderte vor Christus die Gleichheit der Menschen verkündigt hat. Auf dieser festen Basis gründete er die Republik Israel, welche gegen die Verfassungen von ganz Asien, gegen den Despotismus in China, gegen die Kasten des Brahmanismus, gegen die Theokratie, welche auf Egypten lastete, einen so auffallenden Gegensatz bildete.

Als Christus auf diese Welt kam, um das Evangelium zu verkündigen, bewahrte er in der neuen Religion die Idee der Gleichheit, welche das Wesen der mosaischen bildete. Er gab sogar dieser Idee eine Vollkommenheit, welche sie niemals gehabt hatte, indem er sie durch die Hinzufügung des Dogmas der Brüderlichkeit entwickelte. Indem er Gott nicht bloß als

*) Ἄριστος und Κράτος.

den Schöpfer, ſondern als den Vater unſeres Geſchlechts darſtellte, gewöhnte er die Jünger des neuen Geſetzes daran, alle Menſchen wie Brüder, wie Glieder des großen menſchlichen Leibes zu betrachten. Von dieſem erhabenen Standpunkt ſteht kein denkendes Weſen auf dieſer Welt vereinſamt dar. Es kann höhere Stellungen, es kann aber keine verſchiedenen Naturen geben. Mit andern Worten, das Evangelium läßt die bürgerliche Hierarchie zu, nicht aber den Begriff der Kaſten, welche im Urſprung der Menſchen Ungleichheiten vorausſetzen, die nur von der Einbildungskraft erzeugt worden ſind.

Der Einfall der Barbaren verhinderte das Chriſtenthum, dieſe edlen und heilſamen Ideen in den Staat einzuführen. Die Eroberung bildete in der chriſtlichen Welt zwei Geſellſchaften, davon die eine alle Vorrechte beſaß, während die andere alle Laſten trug. Jahrhunderte hindurch laſtete das ſcharfe Schwert der Barone auf Europa und vertheidigte die Herrſchaft der Kaſten mit unbarmherziger Strenge. — Im Orient war es anders, da die Sieger nicht in barbariſchen, ſondern in einer Religion aufgewachſen waren, welche die dem Pentateuch und dem Evangelium entlehnte Gleichheit anerkannt hatte. Der Mahometanismus hat dem Einfluß der chriſtlichen Lehre viel mehr gehuldigt, als man es gemeiniglich glaubt; daher iſt er auch eine Religion, die weſentlich auf Gleichheit beruht. In den Ländern, die er an ſich riß, haben ſich die Eroberer, wenn ſie auch die Beſiegten einer erdrückenden Herrſchaft unterwarfen, ihren Unterthanen keineswegs als eine Ariſtokratie aufgedrängt. Die ſeltſamen Grundſätze, welche die Eitelkeit der Barone in die europäiſchen Staaten eingeführt haben, würden nicht allein den Chriſten in Athen und Antiochia, ſondern auch den Anhängern des Islam ein verächtliches Lächeln entlocken.

Unglücklicher Weiſe geſtalteten ſich in Europa nach dem Einfall der Barbaren die Dinge ganz anders. Statt kräftig zu kämpfen, um den oberſten Glaubensſatz der menſchlichen Gleichheit zu beſchützen, verſchmolz ſich die Kirche vollſtändig mit der

Lehensherrſchaft. Während bei uns die Biſchöfe und die Prieſter Väter und Hirten blieben, welche ihrer Heerde verkündigten, daß in Chriſtus „kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib“ ſei, bemühten ſich die Biſchöfe im Abendlande, die Heerden von Leibeigenen, welche ihrer Rechte gewaltthätig beraubt worden waren, an der Scholle gebunden zu erhalten. Alle die, welche es verſuchten, die Geiſtlichkeit an ihre heiligſten Pflichten zu erinnern, ihr den wahren Sinn der evangeliſchen Lehre zum Bewußtſein zu bringen, wurden, wie Johannes Huß, Hieronymus von Prag und Savonarola, dem Scheiterhaufen überliefert. Dies war das letzte Beweismittel der Kirche. Sie wendete es mit Vorliebe gegen die edlen Männer an, welche verlangten, daß man zu den Lehren des urſprünglichen Chriſtenthums zurückkehre.

Doch, wenn das Evangelium verhüllt war, ſo war es doch keineswegs vernichtet. Wie ein köſtlicher, in die Erde gelegter Same ſollte es eines Tages wieder aufblühen. So finden wir mitten in der Ungleichheit des Mittelalters begeiſterte Seelen, welche die Gerechtigkeit und Wahrheit den Vortheilen der Kaſten, den Eingebungen der Selbſtſucht vorziehen. Solche Männer waren Ulrich und Rudolf von Erlach am Donnerbühl und bei Laupen und Rudolf von Werdenberg am Stoß. Der Ruhm dieſer Helden iſt unſterblich, wie ihre Werke. — Möchte ihr Schatten denen vernehmbar werden, auf welchen noch die ſchweren Feſſeln der Vorurtheile des Jahrhunderts laſten! — Die Männer, von denen ich eben geſprochen habe, mein Emanuel, ſind die Vorläufer einer neuen Ordnung; ſie haben Euch die Bahn vorgezeichnet, die Ihr betreten müßt, wenn Ihr, die Erben berühmter Namen, nicht in der unermeßlichen Menſchheit nutzlos oder verachtet verſchwinden wollt. Sie haben Euch gezeigt, wie man unter den Augen Gottes die Aufgabe erfüllen muß, welche den von den Geſandten des Ewigen verkündigten Grundſätzen im Staatsleben allmälig den Sieg bereiten ſoll.

So tretet dann an die Spitze dieſer Maſſen. Organiſirt

die Demokratie, deren Sieg unvermeidlich ist. Hört auf, Eure Kräfte in unfruchtbaren Kämpfen zu verschwenden, die sie nicht um Eine Linie zurückdrängen. Das menschliche Geschlecht wird von einer Hand nach seinem Ziele geleitet, die mächtiger ist als die Eure. — Diese Hand verfügt über die Geschicke der Welt! Seht Ihr denn nicht, was das Schicksal der Einzelnen und der Kasten gewesen ist, welche der unüberwindlichen Gewalt des Fortschrittes einen erbitterten Widerstand geleistet haben? Selbst ihr Name ist verhaßt. Mit Ausnahme einiger Sophisten spricht ihn Niemand ohne Widerwillen aus. Ein ähnliches Loos erwartet ihre ungeschickten Nachahmer. — Schmückt Euch mit den schönsten Namen, nennt Euch: „Konservative, Vertheidiger der Ordnung, Bewacher der Gesetze, Beschützer der Religion"; es werden alle diese hochtrabenden Bezeichnungen die Selbstsucht nicht bemänteln, welcher die Nachwelt stets hat Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Zukunft gehört nur der Wahrheit und der Freiheit an. Alle Siege über dieselben werden nicht dauerhafter sein, als der vom Wind verwehte Rauch!

Geist des großen Erlach*), gib meinen Worten Kraft, damit der Freund, dessen Einsamkeit sie trüben werden, ihren Eindruck in sein überzeugtes Herz aufnehme! Lasse sie in seiner neubelebten Seele aufblühen, wie eine schöne Blume aus einem Keim entsproßt, der vom Sturm auf ein fruchtbares Erdreich geworfen wurde! Ach! bewirke auch, daß sie die theilnehmenden Gesinnungen erwecken, aus denen sie hervorgegangen sind! Möge man, wenn man sie hört, wie aus einem schweren Schlaf erwachen, um den köstlichen Namen der Freiheit auszusprechen!

---

*) R. von Erlach ist von R. Kocher, dem Verfasser der „Vermischten Gedichte" gefeiert worden: „Rudolf von Erlach, ein Schauspiel in 3 Aufzügen." Zürich 1851. — Man vergl. „R. von Erlach und die Schlacht bei Laupen im Jahr 1339" von Ritter. Bern 1849.

LXXVII.

Aus des Lebens Mühen und ewger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.
Schiller.

Erst seit einem Augenblick glänzte der Tag in seiner ganzen Pracht. Die Sonne erschien, um der Schöpfung das Leben zurückzugeben, das in der Ruhe der Nacht eingeschlummert war. Die Aare bedeckte die geschwärzten Räder der untern Stadt mit silbernem Schaum. Von der Höhe des Muristalden bewunderte ich in einem offenen Wagen die majestätische Hauptstadt der Schweiz. — Indessen kam ich durch ein prächtig angebautes Land von entzückender Schönheit. Auf der einen Seite erheben sich Gebirge, die im ewigen Weiß erglänzen, und zu ihren Füßen zeigen sich in dem Thal Häuser mit doppeltem Altan, die mit Reblaub und Geißblatt überzogen, von kleinen Gärten umgeben sind, in welchen Flieder, Rosen und Akazien, deren rothe und weiße Trauben über lebendige Hecken und leichte Zäune anmuthig herabhängen, in Fülle blühen. Dort erheben sich schwarze Felsen, von denen herab frische Quellen durch das glänzende und kurze Gras rinnen; bisweilen stürzen sich wilde Gießbäche in die Lichtungen der Wälder, welche die Höhen bedecken. Die eintönige und ernste Stimme des Kuckucks mischt sich in den lauten Ruf der Meise und des Schneehuhns, während die leichten Schwalben in der Luft einen Reihen bilden.

In diesen ersten Tagesstunden lebt der Mensch mit der ganzen Natur auf.

„Alles scheint zu neuem Leben,
Alles scheint zum Glück aufzuwachen."

Das erschöpfte Herz findet die Kraft wieder, die es verließ, die von Thränen erschöpften Augen erheben sich bezaubert zum

Himmel, von dem ein ſanftes Licht herabſtrömt. Sie ſuchen das ewige Weſen, jene unerſchöpfliche Quelle der Ruhe und des Friedens, welches der Erde die wohlthätige Macht und die Ruhe des Grabes allen denen gegeben hat, die von den Kämpfen dieſer Welt ermüdet ſind; welches den Glanz des Tages über die vorzüglichen Freuden des Daſeins ausgegoſſen und der glühenden Sehnſucht unſerer Seele die Unſterblichkeit zugeſichert hat.

Die Druidentempel, deren Spuren noch auf dem Hühnli ſichtbar ſind, ſcheinen meiner Phantaſie mit weißgekleideten Prieſtern des Teutates erfüllt, die mit Eiſenkraut bekränzt ſind und die goldene Sichel und die heilige Miſtel in ihren verehrten Händen halten. Dieſer Ort iſt für das Gebet geſchaffen; die Seele konnte an nichts Anderes denken als an den Ewigen, obgleich der unwiſſende Mund der heidniſchen Prieſter an dieſem Ort Gottheiten angerufen hat, die der Anbetung der Sterblichen unwürdig ſind. Die von den Täuſchungen der Kindheit verblendete Menſchheit ſtammelte nur mit Mühe den dreimal heiligen Namen deſſen, der ſie auf ihrer Reiſe nach dem Ziele leiten ſoll, welches ihr in den göttlichen Geboten vorgezeichnet iſt.

Ich komme endlich in die Straßen des alterthümlichen Thun. Die Aare rollt ihr blaues Gewäſſer durch die Stadt mit engen Häuſern und breiten gepflaſterten Terraſſen, welche ſich wie eine Straße ausdehnen, die über der zwiſchen einer doppelten Reihe Läden gezogenen Hauptſtraße herabhängt. Ich gehe auf das Gerathewohl vorwärts, vom Gebrauſe des reißenden Stromes entzückt, von den Gipfeln der Hochalpen bezaubert, welche den Horizont einſchließen, und verfalle bald in Träumereien, wie es immer in der Einſamkeit geſchieht. Ich ſteige zahlreiche ſteinerne Stufen hinauf, welche ſich mir zeigten und ich finde auf der Höhe einen Kirchhof, auf welchem tiefe Stille herrſcht. Ueberall blühen die ſchönſten Blumen und anmuthige Geſträuche, und friſcher Waſen bedeckt den ſchwarzen Staub der Gräber. Die Lage dieſes Aufenthalts der Todten entzückt meinen Blick. Ein alterthümliches Schloß und eine Kirche erheben ſich ſtolz über

die Stadt, wie im Mittelalter, da der Prieſter und der Baron die Geſellſchaft beherrſchten. Thun hat die Phyſiognomie dieſer merkwürdigen Zeit bewahrt. Alles hat dort einen Anſchein von Zwang, der die Seele mit ſchmerzlichem Druck berührt. Dieſe dicken Mauern, dieſe baſtillenähnlichen Häuſer, dieſe engen Gaſſen, dieſe Fenſter ohne Licht erinnern unwillkürlich an eine Zeit, wo der von der allmächtigen Hand der Kirche und der Lehensherrſchaft mehr erſtickte als beſchützte Geiſt Dunkelheit und Stille aufſuchte, um ſich weit von den Henkern und Inquiſitoren in ſich ſelbſt zu verſenken. Der Menſch, der damals durch die unüberſteiglichen Schranken der Kaſte, durch das Mißtrauen einer argwöhniſchen Orthodoxie, durch Vorurtheile jeglicher Art von ſeinem Nebenmenſchen getrennt war, ſah in ſeines Gleichen nur einen Gegner und ſogar einen Feind.

Findet ſich dieſes unverlöſchliche Gepräge nicht vollſtändig in dem Buch „von der Nachahmung Chriſti“? Das iſt vollkommen der leidenſchaftliche Ruf einer verzweifelnden Seele. Der leeren Subtilitäten der Theologen müde, taucht ſie ſich mit ungeſtümer Glut in Verzückung. In dieſer ſucht ſie jenes unendliche Wiſſen, nach welchem der Menſch inſtinktmäßig ſtrebt. Da ſie überall nur die Herrſchaft der Gewalt und die Selbſtſucht der Macht findet, verflucht ſie die Staatsgeſellſchaft, die Natur und das Leben; ſie unterhält in ſich die bittere Verachtung der reinſten Neigungen des Herzens und des kräftigen Aufſchwungs des Geiſtes. In ihrer Traurigkeit und Abgeſchloſſenheit preiſt ſie der Menſchheit den Tod des Kloſters an, der ihr das einzige Mittel gegen die ewig wieder auflebenden Schmerzen zu ſein ſcheint. So iſt denn dieſes Buch der Abdruck einer tiefen Verzweiflung. Aber ſoll ſich dieſe Verzweiflung in ein unbedingtes Geſetz für unſer ganzes Leben verwandeln? Wie hat man dieſes Buch, welches eine heftige Proteſtation gegen die Familie, gegen den Staat enthält, weil beide, wie ſie damals beſtanden, dem Verfaſſer Mittel zu ſein ſchienen, mit deren Hülfe man der Seele die unerträglichſte Gewalt an-

that, wie hat man, sage ich, dieses Buch den unfehlbaren Lehren des göttlichen Erlösers an die Seite stellen können?

Wenn die Unterdrückung überall herrscht, sind solche Reaktionen natürlich. Sie sind für Jeden unwiderstehlich, der nicht genug Thatkraft besitzt, um sich über das Elend der Gegenwart zu erheben und seine Blicke nach der Zukunft zu richten. Die Entschlossenheit des Mannes zur Zeit der Urkirche ist also eine ganz außerordentliche Erscheinung, die unsere ganze Bewunderung verdient. Statt an der Wiedergeburt des Menschengeschlechts zu verzweifeln, statt die trefflichen Bestrebungen nach dem Idealen zu verfluchen und sie als Träumereien zu verhöhnen, haben sie muthvoll den Vorurtheilen und den Verirrungen ihrer Zeit entsagt, um die thätigen Geister auf die Bahn des Fortschritts zu ziehen. Deshalb findet man auch in ihren Schriften die entmuthigte Ueberspanntheit der „Nachahmung" nicht.

Eine wunderbare Heiterkeit verleiht allen ihren Lehren einen besondern Reiz. Es ist, als ob sich der reine palästinische Himmel in ihren Seelen abspiegelt, als ob sie den Zauber der prächtigen Ufer des Sees Genezareth beständig empfinden. Ihre Blicke sind nach dem Horizont gewendet, den sie schon im Schimmer der ersten Sonnenstrahlen zeigen. Sie sind Verkünder des Vertrauens und nicht Propheten der Verzweiflung. Sie sind hierin die würdigen Erben Israels, welches das Volk der Hoffnung war. Von den Fürsten und Völkern mit Füßen getreten, hat es ohne Bedenken an die Erfüllung der Verheißungen des Ewigen geglaubt. Dieser wesentliche Charakter des Alten Testaments ist im Evangelium noch kräftiger ausgesprochen. Die Propheten ahnen die Wiederherstellung der Einheit in den zerrissenen Eingeweiden des Menschengeschlechts; das Evangelium stellt sie als gewiß dar. Es ermahnt die Menschen mit Kraft, Vertrauen auf sich selbst zu fassen, sich zu lieben, sich zu vereinigen, ein einziges Herz und eine einzige Seele zu werden. Wie himmelweit verschieden ist diese liebevolle und heilige Moral

von den Sarkasmen des unmännlichen Mönchs, der die „Nachahmung“ geschrieben hat! Statt an die brüderlichen Lehren Christi zu erinnern, fordert er den Freund auf, dem Freund zu mißtrauen, den Bruder, sich gegen die Selbstsucht des Bruders in Acht zu nehmen, den Denker, nicht an die heilige Begeisterung zu glauben, die ihn hinreißt. Er stellt das Leben als eine Täuschung dar, die der Mühe nicht lohnt, daß man darin verweile; die Thätigkeit des Geistes und des Wissens als eine eitle und gefährliche Verführung. Das ist die Philosophie des Nichts, das ist der Buddhismus und nicht das Evangelium.

Wir sind alle, mein Freund, zuweilen für eine traurige Ruhe und einen frühzeitigen Tod begeistert. Ich selbst empfinde, wenn ich zwischen diesen Gräbern wandle, wie das traurige Gefühl der Entmuthigung sich meiner niedergeschlagenen Seele bemächtigt. Unwillkürlich rufe ich aus: „Glücklich, sehr glücklich ist der, der in seinem Geist den Sturm der unruhigen Gedanken, in seinem Herzen die Neigungen, die es zerrissen, in seinem Busen alle jene Sympathien besiegen kann, die ihn an die Erde knüpfen!“ — Wenn es mir nicht vergönnt ist, hier mein Grab zu wählen und mich zur ewigen Ruhe niederzulegen, ach! möchte ich wenigstens Alles vergessen und innerlich sterben, ehe die Erde meinen kalten Staub bedeckt! Ich will mich in Betrachtungen vertiefen, wie in einen grundlosen Abgrund, und auf jene unfruchtbaren Erschütterungen verzichten, welche das Menschengeschlecht nicht hindern, sich täglich tiefer in Aberglauben, in Fanatismus und Verwilderung zu verhärten. Wozu so viele erfolglose Kämpfe gegen Irrthümer und Uebel, welche die unvermeidliche Folge der menschlichen Natur sind? Der allein ist wahrhaft vernünftig und wahrhaft glücklich, der durch Nachdenken dieser Welt voll Schmerzen, Unterdrückung und Schmach entflieht; der sich auf dem Gipfel dieser erhabenen Gebirge unter dem Himmel seinen Träumereien überläßt, mit seinem Blicke der Schwalbe folgt, welche das Gewässer mit schneller Schwinge streift, der der Stimme des allgemeinen Lebens sein Ohr leiht

und ſich ſo durch den Schlaf der Seele vor den niederdrückenden Beſchwerden des Daſeins bewahrt.

Und iſt das Träumen übrigens nicht die erhabenſte Uebung des Geiſtes? Die Träumerei umfaßt Alles, ſie ſchwingt ſich ſelbſt in den Schooß des Unendlichen! Sie wird von den Schranken nicht aufgehalten, die der gemeinen Wiſſenſchaft auferlegt ſind, der Wiſſenſchaft, die nur an ihre dürftige Erfahrung glaubt, die jeder höhere Schwung mit Schrecken erfüllt, die in ihrem beſchränkten Hochmuth geneigt iſt, alles, was ſie nicht begreift, für leere Träume zu halten. Und wer ſind wohl die wahren Philoſophen? Sind es nicht jene indiſchen Denker, jene brahmaniſchen und buddhiſtiſchen Weiſen, jene Schüler des Pythagoras und Plato, jene chriſtlichen Mönche, welche das Verfahren der dürren und unfruchtbaren Scholaſtik verſchmähen, deren Schulen allzu hochmüthig ſind, und die ſich durch einen unwiderſtehlichen Trieb bis zum Glanz des unerſchaffenen Lichts aufgeſchwungen haben, um die Geheimniſſe des Weltalls zu ergründen? Was hält uns denn in dieſer traurigen Welt zurück? Laßt uns auf den Gipfel der Alpen ſteigen, deren blendende Gletſcher man von hier ſieht, um uns fern dem Hang zu überlaſſen, der uns nach den Geheimniſſen des beſchaulichen Lebens reißt! Dahin gelangt der Lärm der Erde nicht mehr! Die ſcharfe und durchdringende Luft, die man dort athmet, iſt nicht die verdorbene Luft jener unreinen Pfütze, welche die Menſchen Civiliſation nennen! Civiliſation, Fortſchritt, Freiheit, Brüderlichkeit, das ſind ſinnloſe Worte, mit denen die Menſchen dieſes Jahrhunderts ihr Unrecht und ihre Selbſtſucht ſchmücken! Hochtrabende Worte, welche vor den Laſtern der Vergangenheit nicht ſicher ſtellen! Nichts, was uns hienieden ſtürmiſch bewegt, iſt einer Viertelſtunde Mühe werth. Die Dinge dieſer Welt drehen ſich in einem verhängnißvollen Kreis, wie Vico und Herder es geſagt haben. Jeder Fortſchritt einer wahrhaft liberalen Idee ruft eine wilde Reaktion gegen ſie hervor. Die Kinder Adams ſind geboren, um das Joch der Herren zu er-

dulden, die ihnen der Zufall gibt, und um in feiger Unterwürfigkeit die Füße der Despoten zu küssen, die ihnen das Haupt zertreten. Hier in diesen erhabenen Gebirgen ist die wahre Wissenschaft der Freiheit, die kein Arm zu fesseln vermag, die stolze Unabhängigkeit, die selbst den Schatten der Knechtschaft fürchtet; hier findet man die Verachtung alles dessen, was frivol und erkünstelt ist, das tiefe und lebendige Gefühl eines natur- und wahrheitsgemäßen Daseins.

Durch diese Betrachtungen in eine aufrichtige Begeisterung versenkt, stoße ich mit den Füßen an einen weißen Marmor, auf welchem ich einen Namen und eine Jahrzahl unter dem Epheu und den Violen lese, die sie dem Blick verbergen. Da werde ich an eine prächtige Inschrift erinnert, welche auf dem Grab eines Christen der Urkirche entdeckt wurde: „Beweine den Todten, weil er sich zur Ruhe gelegt hat!" Aber enthält denn diese in den Katakomben vergrabene Inschrift nicht die entschiedenste Verdammung der Empfindungen, denen ich mich überlasse, wie die Aare ihrer Strömung? Dieser unbekannte Christ betrachtete also die Ruhe — selbst die Ruhe des Himmels — als ein Unglück! Er bedauerte, nicht mehr für das unterdrückte Recht kämpfen, der Tyrannei widerstehen, mit den Leidenden weinen, diejenigen nicht mehr ermuthigen zu können, welche in der „Schlacht des Lebens", in dem Kampfe gegen die unversöhnlichen Gegner der Wahrheit wankend werden! Sind diese männlichen Empfindungen nicht unendlich größer, als die ganz weltliche, d. h. ganz selbstsüchtige Poesie, die mich verführt, als dieser Durst nach feiger Ruhe, als diese zwecklosen Betrachtungen, welcher die Faulheit — die tausenderlei Gestalten zu nehmen weiß — den erhabenen Namen „Vereinigung mit Gott" zu geben wagt? Um mit Gott Eins zu werden, muß man sich, wie er, denen ganz widmen, die unsere Brüder und seine Kinder sind. — Ist seine beseligende Thätigkeit jemals müde geworden? Mögen die Menschen noch so undankbar und lasterhaft sein, geizt er darum mehr mit seinen Wundern und Lehren?

Hört er jemals auf, ihnen im großartigen Schauspiel einer nie unterbrochenen Schöpfung seine Größe und seine Güte vorzutragen? Sendet er ihnen nicht fortwährend trotz ihrer verbrecherischen Gleichgültigkeit edle Gedanken und heilige Eingebungen zu?

Uebrigens steht im heiligen Buch geschrieben, daß wir „vollkommen werden sollen, wie unser Vater im Himmel." Weil wir Christen sind, müssen wir die Lehren und die Beispiele des Evangeliums beachten. Wenn aber Christus auf den Berg geht, thut er es, um sich in endlose Verzückungen zu versenken? Nein! sondern um das Volk zu belehren und ihm zu sagen: „Selig sind die Armen am Geist! — Selig sind die Friedfertigen!" *) Wenn er einige Augenblicke in die Einsamkeit geht, um zu beten, kann er nicht lang dort bleiben, denn er weiß, daß er gegen die Heuchelei der Priester, gegen die Berechnungen der Großen, gegen die gleißnerische Wissenschaft der falschen Lehrer kämpfen, daß er den Armen und Geringen das Himmelreich und das ewige Leben verkündigen muß. Umsonst überhäuft man ihn mit Schmähungen und Mißhandlungen. Die Menschen werden verstockt, und verachten sein Wort: sie ziehen ihm die Heuchler und die Prediger der Lüge vor; aber er verzweifelt nie an der Sache der Tugend und der Wahrheit. Und doch verfloß sein Leben, ohne daß seine Lehren die Früchte getragen hätten, die er erwarten durfte! Weit entfernt, davon berührt zu werden, schien die Welt, sich noch tiefer in ihre Irrthümer zu versenken. Nichts ließ voraussehen, daß die Welt sich am Vorabend einer Revolution befand, die Alles umgestalten sollte! Welche Lehre hat uns Christus gegeben, als er wollte, daß sein Wort also dem Scheine nach unfruchtbar bleibe! Welch ein göttliches Heilmittel gegen unsere Entmuthigung und unsere Feigheit! Wie! weil das ganze Volk nicht unsern ersten Anstrengungen nachgibt, flüchten wir uns mit beleidigtem Stolz

*) *Μακάριοι οἱ πτωχοὶ τῷ πνεύματι — μακάριοι οἱ εἰρηνοποιοί.* (Matth. 9, 3. 9.)

in hochmüthiger Selbſtſucht, in Betrachtungen, die wir ſo gern und ſo leicht für erhaben halten!

Ich habe das Wort Selbſtſucht ausgeſprochen; das iſt nicht zu hart. Es gibt in der That mehrere Arten Selbſtſucht. Die Eine, gemein und roh, ſtürzt mit Gier auf alle ſinnlichen Vergnügungen. Dieſe finden wir in den Schriften Rabelais trefflich geſchildert, deſſen traurige Muſe ſie übrigens ſelber war. Die andere, fein und geſucht, liebt ehrgeizige Formen und findet, um ſich zu entſchuldigen, ſelbſt manchen geiſtreichen und ſogar poetiſchen Vorwand. Das iſt die Selbſtſucht des René*) und ſeines Gleichen. Man ſtellt ſich freilich nicht, als ob man Alles auf ſich beziehe; man zeigt ſich weder begierig nach Reichthum, den der Pöbel wünſcht, noch nach den leeren Zerſtreuungen, die er liebt; aber man weigert ſich hochmüthig, ſich in den Haufen der Arbeiter zu miſchen, ſeinen Theil an der Arbeit der Menſchen zu nehmen, die geringſte Theilnahme für ihre Prüfungen und ihre Schmerzen zu zeigen. Ihr ſagt, daß das Menſchengeſchlecht kein wahres Intereſſe verdiene, daß es gemein und kriechend ſei; aber wenn es ſeit ſo vielen Jahrhunderten nicht mehr Fortſchritte gemacht hat, liegt die Schuld nicht an den hochmüthigen Philoſophen, die mit Plato erklären, daß die Wahrheit nicht für die gewöhnlichen Menſchen ſei, oder die ſich, wie der beredte Verfaſſer der „Nachahmung", in eine Abgeſchiedenheit verſchließen, in welche der Lärm der Menge und die Erſchütterungen des Lebens niemals gelangen können? Stimmen die ſpekulativen Philoſophen, die gleichgültigen Mönche, die herzloſen Politiker, nicht alle überein, das große Geſetz des Chriſtenthums zu läugnen: „Welcher unter euch will der Vornehmſte werden, der ſoll Aller Knechte ſein?" **) Aber, wird

*) Bekanntlich ein kleiner Roman von Chateaubriand.

Anm. d. Ueberſ.

**) Ὃς ἐὰν θέλῃ γενέσθαι μέγας ἐν ὑμῖν, ἔσται διάκονος ὑμῶν. (Marcus 10, 43.)

man ſagen, wozu ſollte die Hingebung an die Sache des großen Haufens nützen? Iſt es nicht eine Träumerei, an den Fortſchritt zu glauben, und läßt ſich überhaupt dieſe Idee mit der Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur vereinigen?

Es iſt den Menſchen erlaubt, ſo zu denken, welche ſich gern in der Gegenwart abſchließen, welche mit großer Begierde Alles ſammeln, was ihnen einen traurigen Begriff von ihren Zeitgenoſſen geben kann. Aber ſolche Anſichten können unmöglich von denen behauptet werden, welche einen Blick auf die Vergangenheit werfen. Hat etwa das Chriſtenthum die Menſchheit nicht gefördert, als es die Gleichheit der Menſchen verkündigte, die verderbliche Herrſchaft der Kaſten in ihrem Grundweſen angriff, die Liebe und Brüderlichkeit in die Welt einführte, die ſchmachvollen oder blutigen Götzen niederwarf? Hat ſich der Zuſtand der Völker im Abendland nicht verbeſſert, ſeit die Reformation der Lehensherrſchaft und der Tyrannei des Papſtthums ſo harte Streiche verſetzt hat? Sind die kräftigen Bauern der Schweiz, in Frankreich, in England, Holland und Belgien nicht glücklicher, als die verzweifelnden, thierähnlichen Leibeigenen, die im Mittelalter unter der Zuchtruthe der Herrn und dem Krummſtab der Biſchöfe ein elendes Leben führten? Sind die Abſchaffung der Tortur, die Beſtechlichkeit der Gerichtshöfe, der verpeſteten Gefängniſſe, die willkürlichen Verhaftungen, der Bedrückungen jeglicher Art, worauf die abendländiſchen Völker mit Recht ſtolz ſind; ich frage, ſind dies nicht unermeßliche, gegen die Barbarei gewonnene Siege? Man bemerke wohl, daß ich von den Eroberungen der Wiſſenſchaften, von den Fortſchritten des Ackerbaues nichts ſage, welche doch zur Verbeſſerung des phyſiſchen und moraliſchen Zuſtandes der Maſſen mächtig beigetragen haben*).

*) Umſonſt ſpricht man von der Sittlichkeit der guten alten Zeit. Der tugendhafte Marſchall von Catinat ſagt im 17. Jahrhundert, dem goldenen Zeitalter der franzöſiſchen Monarchie: „Frankreich iſt vom Kopf

Allerdings bleibt noch viel zu thun übrig. Die Völker sind noch weit entfernt, ein vollständig entwickeltes Gefühl von dem, was recht und wahr ist, zu besitzen; in mehreren Ländern sind sie noch die Sklaven eines verdummenden Aberglaubens und beugen sich unter das Joch eines skeptischen Priesterthums und blödsinniger Regierungen. Ist dies aber ein Grund, in die Macht des Evangeliums und in die Verheißungen Christi Mißtrauen zu setzen? Ist es ein Grund, sich wie jener Heide zu sagen, der hoffnungslos stirbt: „Tugend, du bist nur ein leeres Wort!“ O möchte uns der Anblick des Elends und der Leiden der Menschen vielmehr mit jenem edlen Eifer erfüllen, der die Apostel des Herrn durchdrang, der sie bis an das Ende der Welt fortriß, um den im Schatten des Todes sitzenden Völkern die „glückliche Botschaft“ zu verkündigen. Sind wir eines solchen Heldensinns unfähig? So laßt uns wenigstens versuchen, an einer Sache nicht zu verzweifeln, die nicht unterliegen kann, weil die Wahrheit und die Gerechtigkeit nicht untergehen können — wenn sie auch zuweilen furchtbare Niederlagen erleiden!

Als ich die Stufen herabstieg, welche zur unteren Stadt führen, begegnete ich einem Offizier, der das weiße eidgenössische Kreuz auf rothem Band am Arm trug. Dieser Umstand machte einen großen Eindruck auf mich, er bestärkte alle meine Entschlüsse. Vor kaum achtzehn Jahrhunderten war dieses Kreuz das Sinnbild der höchsten Schmach. Es repräsentirte zu gleicher Zeit den Sieg der Gewalt über jene Masse Sklaven, welche damals den größten Theil der Menschheit bildeten. Heute ist es ein Ehrenzeichen, das auf der Brust der Tapfern und an

---

bis zu den Füßen verfault.“ Wer an der Genauigkeit dieser Behauptung zweifelt, kann das äußerst naive Werk des berühmten Fléchier, Bischofs von Nimes, nachlesen: „Mémoires sur les grands jours d'Auvergne“ und sie mit den Memoiren des Herzogs von Saint-Simon so wie mit Lemontey, Essai sur létablissement monarchique de Louis XIV vergleichen.

der Stirne der Könige glänzt. Heute ist es der Ausdruck des Sieges der verlassenen Ohnmacht über die brutale Gewalt, des waffenlosen Rechts gegen alle Mächte der Erde. Der Arm Gottes, der so viele Wunder gethan hat, ist nicht schwächer geworden. So laßt uns auf ihn vertrauen. Alles ist möglich für den, der da zu hoffen und zu leiden weiß.

LXXVIII. *)

Alle für Einen.

Wahlspruch der Eidgenossenschaft.

Der Offizier, dem ich so eben begegnet war, ging nach der Kaserne, in welche die Milizen einquartirt waren. In Thun ist nämlich eine eidgenössische Militärschule, und die Schweizerischen Truppen üben sich alle Jahre auf der Thuner Allmend. Es gibt wohl keinen Einwohner der kleinen bernerischen Stadt, der sich nicht erinnert, Napoleon **III.** unter den Soldaten der Eidgenossenschaft gesehen zu haben.

Der Aufenthalt des Prinzen Ludwig Napoleon Bonaparte in der Schweiz ist eine der interessantesten Episoden in der neuesten Geschichte der Eidgenossenschaft. Ich habe tausendmal sagen hören, daß die alte Vaterlandsliebe der Schweizer von den materiellen Bestrebungen vollständig vernichtet sei; daß wir nicht mehr in den Tagen von Morgarten und Sempach lebten; daß wenn die Schweiz von den großen Mächten ernstlich bedroht würde, sie sich mit der Bescheidenheit benehmen würde, die einem so kleinen Volke geziemt, d. h. daß sie

---

*) Dieses Kapitel, welches sich im französischen Original nicht findet, ist von der Verfasserin für die deutsche Uebersetzung abgefaßt worden.

ihre Würde ihrem Wohlstand und ihrer Sicherheit aufopfern würde. Auch die Times, dieses mächtige Organ der englischen Oeffentlichkeit, sprach sich auf diese Weise aus, als der König von Preußen in Folge der letzten royalistischen Verschwörung sich einfallen ließ, das Fürstenthum Neuenburg und Valendis zurückzufordern.

Im Allgemeinen lege ich auf jene Prahlerei gegen die „kleinen Nationen" wenig Werth. Die Bedeutsamkeit eines Volks hängt keineswegs von dem Umfang seines Gebiets ab. Welche Völker des europäischen Festlands zeigen heut zu Tage die größte Thatkraft und Männlichkeit? Sind es nicht die Sardinier, die Holländer, die Belgier, die Schweizer, die Schweden, die Dänen u. s. w.? Doch nehmen diese Staaten auf der Karte von Europa weit weniger Raum ein, als die Länder, welche dem Scepter Sr. apostolischen Majestät unterworfen sind. Und doch stehen sie ungeachtet ihres mäßigen Umfangs durch ihre Aufklärung, ihre Energie, ihre industrielle und landwirthschaftliche Thätigkeit an der Spitze der europäischen Civilisation. Sie allein haben die Ordnung mit der Freiheit zu versöhnen verstanden, während Frankreich, Spanien, Oesterreich u. s. w. die Lösung dieser Aufgabe als den hohlsten Traum zu betrachten scheinen.

Wir wollen jetzt untersuchen, ob die Schweiz das Recht hat, sich zu jenen edlen Völkern zu zählen, welche ihre Ruhe und ihre materiellen Interessen auf das Spiel zu setzen wissen, um ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Wir wollen alle Hypothesen bei Seite lassen, und uns auf die unpartheiische Betrachtung der Thatsachen beschränken.

Jedermann erinnert sich daran, wie Frankreich das Opfer der unsinnigen Hirngespinste Napoleons I., dieses Wiederherstellers des abendländischen Kaiserthums, wurde, und sein Gebiet sowie seine Nationalität gefährdet sah. In Folge einer jener Reaktionen, die Nichts aufzuhalten vermag, stürzten die Glieder der kaiserlichen Familie mit ihrem Haupte von dem

Gipfel der Größe in einen Abgrund von Elend. Die Königin Hortenſia, die Mutter des gegenwärtigen Kaiſers, war genöthigt, den Schutz einer Neuenburgerin, der Frau von Pourtalès, gegen die Freiburger Landjäger, und zwar vergeblich anzurufen. Ihr Sohn ſah ſich, wie ſie ſelbſt, allen Wechſelfällen der Verbannung ausgeſetzt. Nach und nach wohnte er in Belgien, in der Schweiz und Italien. Im Jahre 1831 kämpfte er, von edler jugendlicher Begeiſterung hingeriſſen, in der Romagna gegen den Deſpotismus des Papſtthums*), und ſah ſeinen älteren Bruder bei Forli fallen. Von Oeſterreich geächtet, ſuchte der Prinz in die franzöſiſche Armee einzutreten. Ein Geſchichtſchreiber wundert ſich, daß Ludwig Philipp es nicht erlaubt habe, und benutzt dieſe Gelegenheit, um gegen den liberalſten Fürſten zu eifern, der jemals auf dem franzöſiſchen Throne ſaß**). Gibt es an den Ufern der Seine noch Leute, die dem Wahlſpruch des Brennus treu geblieben ſind? Ich aber, die auch niemals in den Ruf: „Weh den Beſiegten!“ einſtimmen werde, würde es nicht wagen, dem König der Franzoſen eine Maßregel vorzuwerfen, welche, wie die Folge es hinlänglich bewieſen hat, von der gewöhnlichſten Klugheit vorgeſchrieben war.

Nachdem Ludwig Napoleon ſich einige Zeit in England aufgehalten hatte, ging er wieder in die Schweiz, wo er ſich im Kanton Turgau niederließ. Thurgau liegt am Ufer des Bodenſees und iſt ein liebliches Land, welches nach und nach im Beſitz der Grafen von Zähringen, Kyburg und Habsburg, dann des Hauſes Oeſterreich war. Hierauf von ſieben Schweizerkantonen erobert, wurde es von den Landvögten mit der größten Willkür regiert, welche die Kantone bis zur franzöſiſchen

*) Feuillet de Couches, der jetzt am kaiſerlichen Hof angeſtellt iſt, theilt merkwürdige Notizen über die Rolle Napoleons III bei dieſem Aufſtand mit. Man ſ. ſein Werk über Leopold Robert.

**) S. Élisée Lecomte, La Suisse, L. N. Bonaparte et le roi Louis Philippe.

Revolution hinschickten. Von dieser Zeit an gewann der Thurgau seine Freiheit. In dem Theile des Kantons, der an dem Ufer des Bodensees liegt, befindet sich das Schloß Arenenberg. Es ist dieses Schloß die Wohnung des Nachfolgers Ludwig Philipps gewesen, der selbst im Schloß Reichenau im Kanton Graubünden Professor gewesen; war. Aber der Prinz Ludwig Napoleon hat sich in der Schweiz weit länger aufgehalten, als der letzte französische König, und hat dieses Land, dessen liberale Verfassungen er bei jeder Gelegenheit rühmte, auf das Genaueste kennen gelernt. Die gutmüthigen Einwohner der Gemeinde Salenstein boten ihm, von seinem Wohlwollen zu ihrem Vaterlande gerührt, das Bürgerrecht an. Der Große Rath von Thurgau bestätigte dieses Geschenk, „von dem Wunsche beseelt, zu beweisen, wie sehr er die Hochherzigkeit seiner Familie ehre" und wie sehr er „seine Anhänglichkeit an den Kanton" würdige; er erklärte, „daß Seine Hoheit der Prinz Ludwig Napoleon als Bürger des Kantons Thurgau anerkannt sei". Der Prinz antwortete in würdiger Weise auf dieses Zeichen der Theilnahme, und er schrieb an Herrn von Anderwert, Präsidenten des Kleinen Raths:

„Herr Präsident,

Mit großem Vergnügen habe ich das Bürgerrecht erhalten, welches mir der Kanton ertheilt hat. Ich fühle mich glücklich, daß neue Bande mich an ein Land fesseln, welches mir seit sechszehn Jahren eine so wohlwollende Gastfreundschaft bewiesen.

Meine Lage als Verbannter*) läßt mich diesen Beweis Ihrer freundlichen Theilnahme noch lebendiger fühlen! Seien Sie überzeugt, daß ich unter allen Verhältnissen als Franzose und als Bonaparte stolz sein werde, Bürger eines freien Staates zu sein. Meine Mutter trägt mir

---

**) Wie viele Franzosen haben seit der Gründung des Kaiserreichs das Recht, sich „Verbannte" zu nennen! Victor Hugo, Changarnier, Pascal Duprat, Lamoriciere, Edgar Quinet, Bedau u. so viele andere!

auf, Ihnen auszudrücken, wie sehr sie über die Theilnahme gerührt ist, die Sie mir beweisen.

Ich bitte Sie, Herr Präsident, den Rath meiner vollkommensten Hochachtung zu versichern.

Empfangen Sie die Versicherung meiner größten Ergebenheit.

Ludwig Napoleon **Bonaparte.***)

Im Juli 1833 gab der Prinz „Politische und militärische Betrachtungen über die Schweiz" heraus. Nicht zufrieden, sich als Schriftsteller mit dem Lande zu beschäftigen, das ihm ein Asyl gewährte, wollte er auch an den militärischen Uebungen Theil nehmen, zu welchen alle Bürger dieser Republik berufen werden. Den Schweizern ist die Plage der stehenden Heere unbekannt, deren Unterhaltung die besten Kräfte eines Landes verschlingt, und die früher oder später eine militärische Diktatur erzeugen, und alle Freiheiten gefährden. Jeder Schweizer ist Soldat, und muß sich jedes Jahr einige Zeit lang in der Waffe üben, zu der er gehört. Jeder Mann bringt hierauf seine Uniform und sein Gewehr nach Hause, und bei einem feindlichen Einfall sind Alle auf das erste Zeichen bereit, den gefürchteten Stutzer, den sie mit so viel Geschicklichkeit zu handhaben wissen, für das Vaterland zu ergreifen**).

Das eidgenössische Heer, das aus den von den Kantonen gelieferten Kontingenten besteht, theilt sich in drei Klassen:

1) der Elite, in die jeder Bürger mit 20 Jahren eintritt, und die 69,569 Mann beträgt;

---

*) Dieser Brief ist vom Jahr 1832.

**) Der verstorbene Regierungsrath Schaufelbüel aus dem Aargau sagte im J. 1841, da sein Kanton in wenig Stunden gegen 6000 Mann zusammengezogen hatte: „Glücklich ist das Land, wo jedes Dorf eine Kaserne, jede Hütte ein Zeughaus ist!"

2) der Reſerve, welche aus den Soldaten gebildet iſt, die im 28. Jahre aus der Elite treten; ſie beträgt 35,785 Mann.

3) der zweiten Reſerve oder Landwehr, welche aus den Soldaten gebildet iſt, die aus der Reſerve treten und nicht über 44 Jahre alt ſind.

Wenn das Schweizervolk, das nur 2,392,740 Seelen zählt, dieſe drei Klaſſen unter die Fahnen ruft, kann es **dreihundert Tauſend Mann** aufſtellen.

Jährlich wird in Thun ein Lager gebildet, das für den Unterricht der Artillerie und Genieoffiziere beſtimmt iſt. Der Prinz L. Napoleon nahm an dieſen Uebungen mit aller Begeiſterung ſeines Alters Theil, und ward im Jahre 1834 zum Artilleriehauptmann befördert. Als er dieſe neue Gunſtbezeugung erfuhr, ſchrieb er an Herrn von Tavel, Präſidenten der Berner Regierung:

„Herr Präſident!

Ich erhalte ſo eben das Patent, mit welchem mich der Kleine Rath der Republik Bern zum Artilleriehauptmann ernennt. Ich beeile mich, Ihnen meinen Dank auszuſprechen, denn Sie haben meinen ſchönſten Wunſch erfüllt.

Mein Vaterland, oder vielmehr die franzöſiſche Regierung*), verſtößt mich, weil ich der Neffe eines großen Mannes bin: Sie ſind gerechter gegen mich.

Ich bin ſtolz, zu den Vertheidigern eines Staates zu gehören, in welchem die Souveränetät des Volks als Grundlage der Verfaſſung anerkannt wird und wo jeder Bürger bereit iſt, ſich für die Freiheit und die Unabhängigkeit ſeines Vaterlandes aufzuopfern.

---

*) Dieß iſt ungenau. Das Journal des Débats ſagte nach der Straßburger Verſchwörung: „Unſere Geſetzgebung in Betreff dieſer kaiſerlichen Familie, welche ihre ehemalige Größe vom franzöſiſchen Gebiet ausſchließt, u. ſ. w.

Lannes, der Herzog von Montebello*), nach Luzern und verlangte vom Vorort die Vertreibung des Prinzen. Der Herzog berief ſich auf die Wiener Verträge, welche den Mitgliedern der Familie Bonaparte den Aufenthalt in Belgien und in der Schweiz unterſagt. Der Schultheiß von Luzern, Kopp, antwortete, daß die Sache durchaus kantonaler Natur ſei und lediglich den Stand Thurgau angehe. Dieſer Stand aber verweigerte nicht bloß die Verbannung, ſondern es ernannte ihn ſogar der thurgauiſche Bezirk Dießenhofen zum Mitglied des Großen Raths, eine Auszeichnung, die er jedoch kluger Weiſe nicht annahm. Kurze Zeit nachher hielt der Prinz, der zum Präſidenten der thurgauiſchen Schützengeſellſchaft ernannt worden war, eine Rede an die Verſammlung, an die wir unter den gegenwärtigen Verhältniſſen gern erinnern:

„Meine Herren!

Ich ergreife das Wort, um Ihnen für den neuen Beweis von Achtung zu danken, den Sie mir durch die Ernennung zum Präſidenten Ihrer Geſellſchaft gegeben haben. Aber da ich mich an einem Ort befinde, wo man mir vor einiger Zeit ſo viel Freundſchaft erwieſen hat, ergreife ich dieſe Gelegenheit, um auch für eine wichtigere Wahl zu danken. Vor einigen Monaten hat man vom ſchweizeriſchen Volk verlangt, daß es einen Mann vertreiben ſolle, welcher deſſen Mitbürger iſt, und das ſchweizeriſche Volk antwortete, daß es ihn behalten würde. Ich geſtehe Ihnen, ich habe niemals gefürchtet, daß es mich verlaſſen würde, denn ich habe immer auf das Gerechtigkeitsgefühl des Volkes gezählt, und ich habe mich nicht getäuſcht, ſtatt mich auszuweiſen, haben mich meine Mitbürger zum Mitglied des Großen Raths ernannt. —

Erlauben Sie mir daher, meine Herren, einen Toaſt auf die Bewohner von Dießenhofen auszubringen, welche bewieſen

*) Die „Independance belge" ſagte vor Kurzem (im Februar 1857), daß er jetzt ſehr oft in den Tuilerien zu ſehen iſt.

haben, daß in ihren Augen das Unglück größern Reiz hat, als die Gewalt, und welche zwei der größten Eigenschaften eines freien Volkes besitzen: Muth und Unabhängigkeit."

Die Freiburger, welche die bonapartistischen Zeitungen jetzt auf jede mögliche Weise bis in die Wolken erheben, zeigten sich gegen den „Thurgauischen Bürger" weit weniger wohlwollend. Eine der Aristokratie und dem Jesuitismus ergebene Zeitung enthielt folgende Correspondenz aus Freiburg:

„Ohne noch im Fall zu sein, etwas Bestimmtes auszusprechen, tragen wir doch kein Bedenken, dem Prinzen Ludwig Bonaparte einen indirekten, aber sehr thätigen Antheil an den Ereignissen zuzuschreiben, welche die Schweiz in den letzten Zeiten am schwersten gefährdet haben. Die Zeit wird uns die geheimen Absichten der Männer enthüllen, welche ihm mit Hintansetzung jeder herkömmlichen Gewohnheit einen höheren Grad im eidgenössischen Heer ertheilen ließen, und auf den Einfall kamen, einen jungen Fremdling, der kaum das Bürgerrecht im Kanton Thurgau erhalten hatte, in das Thuner Lager von 1834 zu schicken, als daß er einen andern Anspruch auf diese unerhörte Ehrenbezeugung gehabt hätte, als seinen Namen, seinen unermeßlichen Reichthum und seine unheilvolle Theilnahme an dem Aufstand der römischen Staaten. Zu jener Zeit verbreitete sich das Gerücht, daß man damit umgehe, ihn zum Präsidenten einer neu zu gründenden schweizerischen Republik zu ernennen, um den auf die Schweiz ungehaltenen Mächten einen Napoleon entgegen stellen zu können. In der geheimen Absicht dieses Ehrgeizigen und einiger an seinen Wagen gespannten Männer war dieses Amt nur ein Mittel, um sich später unter der Begünstigung der Verhältnisse, welche seine Stellung ihm auszubeuten erlaubt hätte, höher emporzuschwingen."

Wir glauben, daß die Herrn von Freiburg dem Wiederhersteller des Papstthums seine edle Theilnahme am Aufstand in der Romagna verziehen haben, und daß sie heutzutage gegen einen „Ehrgeiz" nachsichtiger sein würden, der sie damals

ſo ſehr beunruhigte. Andere Zeiten, andere Sitten! Wie viele Leute wenden heutzutage die Ermahnung auf ſich an, welche der Biſchof Remy an den ſtolzen Sicambrer richtete, der die fränkiſche Monarchie gründete!

Indeſſen hatte ſich die eidgenöſſiſche Tagſatzung in Luzern zu ihrer gewöhnlichen Sitzung vereinigt. Das franzöſiſche Miniſterium, welches von der thurgauiſchen Regierung Nichts hatte erhalten können, hatte ſich „an Ihre Excellenzen, die Herrn Schultheiß und Räthe des Kantons Luzern, als eidgenöſſiſchen Staatsrath" gewendet. Der franzöſiſche Geſandte beklagte ſich bitterlich, daß die Schweiz „nach dem Straßburger Ereigniſſe und der edelmüthigen Milde, deren ſich L. N. Bonaparte zu erfreuen gehabt hatte, es gewagt habe, ihm ein Aſyl zu gewähren. Als dieſe Note der Tagſatzung mitgetheilt wurde, bewahrte dieſe Verſammlung die entſchloſſene Haltung, die den Repräſentanten eines freien Staats geziemt. Die Lage war jedoch ziemlich bedenklich. Oeſterreich, welches alle Verlegenheiten der Eidgenoſſenſchaft begierig benutzt, nahm eine drohende Stellung an und die miniſteriellen Zeitungen in Paris ſprachen ſchon von zahlreichen, im Vorarlberg zuſammengezogenen Truppen, welche nur auf den Aufbruch der franzöſiſchen Heere nach den Ufern des Genferſees warteten. Die Gefahr war daher im Oſten eben ſo bedrohlich als im Weſten.

Aber ein Volk, welchem ſeine Unabhängigkeit mehr gilt, als alle äußern Rückſichten, muß ſich eher allen Gefahren ausſetzen, als ſchmachvolle Zugeſtändniſſe machen. Ein ſolches Volk kann niemals zum Sklaven herabſinken! Die Schweiz muß, wenn ſie frei bleiben will, wie die angelſächſiſchen Länder, ein Aſyl für die Geächteten bleiben. Wenn es den fremden Regierungen erlaubt wäre, unter den Flüchtlingen Kategorien aufzuſtellen, ſo würde das Aſyl zur Falle werden, und was iſt wohl entehrender, als Verbannten Fallen zu legen? Die Parteien vergaßen ihre Zwiſte und verſtändigten ſich, um den Anmaßungen des franzöſiſchen Miniſteriums Widerſtand zu leiſten,

welche übrigens von vielen Leuten in Frankreich gemißbilligt wurden. Viele Geſandte an der Tagſatzung ſprachen in beredten Worten das Nationalgefühl aus. Waadt und Genf zeichneten ſich namentlich durch ihre edle Energie aus. „Die kleinen Staaten", ſagte Rigaud (Genf) „müſſen mehr als Andere darüber wachen, daß ihre Rechte geachtet werden, ihre hauptſächlichſte Kraft iſt die moraliſche; ſie müſſen wiſſen, daß eine Conceſſion eine zweite hervorruft, und daß ihr bald der Verluſt der Achtung folgt". „Der Kanton Waadt", rief Monnard, der Fortſetzer J. v. Müller's, aus, „weist die Anmaßungen auf das Entſchiedenſte zurück, welche man gegen das Völkerrecht erhebt, und die ein Eingriff in die Unabhängigkeit und Neutralität der Schweiz ſind. Er weist ſie Kraft der allgemeinen Inſtruktionen zurück, welche die Geſandtſchaft ermächtigen, ſelbſt bis zum Krieg zu gehen, wenn die Unabhängigkeit der Schweiz bedroht würde."

Alles ſchien ein ſolches Reſultat für zwei Völker herbeizuführen, welche ſo lange verbündet geweſen waren. Der Graf von Molé, Präſident des Miniſterraths, ſchickte dem Herzog von Montebello ein drohendes Ultimatum:

„Ludwig Bonaparte", ſagte der Graf Molé, „hat ſicherlich bewieſen, daß er für kein Gefühl der Dankbarkeit zugänglich ſei, und daß eine längere Geduld von Seiten der franzöſiſchen Regierung ihn nur in ſeiner Verblendung beſtärken und ihn zu neuen Verſchwörungen ermuthigen würde.

Sobald Ihnen dieſe Depeſche zugekommen ſein wird, haben Sie Sich zum Herrn Schultheiß Kopp zu begeben, um ſie ihm vorzuleſen; Sie können ihm eine Abſchrift von derſelben geben, wenn Sie es für zweckmäßig halten. Jedoch werden Sie den Herrn Schultheiß nicht verlaſſen, ohne ihn nochmals zu verſichern, daß Frankreich, ſich auf ſein Recht und die Gerechtigkeit ſtützend, alle Mittel, über die es verfügt, anwenden wird, um von der Schweiz eine Genugthuung zu erhalten, auf die es nicht verzichten kann."

Wie viele Minister des französischen Kaiserreichs würden heut zu Tage diese Worte gerne auf die Verbannten der despotisch regierten Länder anwenden, welche in der Schweiz ein wenig Ruhe und Freiheit aufsuchen! Wenn ihr frommer Eifer sie zu sehr hinreißt, mögen sie das Ultimatum des Grafen Molé wieder durchlesen! Und anderseits, wenn die Schweiz sich jemals geneigt zeigen sollte, die Pflichten der Gastfreundschaft zu vergessen, möge sie sich an die wunderbar schöne Haltung der Männer erinnern, welche damals an der Spitze der Geschäfte standen.

Der Präsident der Tagsatzung antwortete auf diese Mittheilung, von der der Herzog von Montebello den größten Erfolg zu erwarten schien, kaltblütig, „daß dieß die Frage in keiner Weise ändere, welche von der Tagsatzung nächstens behandelt werden würde; daß die Eidgenossenschaft mehr als je entschlossen sei, sich auf ihr gutes Recht zu verlassen, ohne sich durch Rücksichten leiten zu lassen, welche die Würde eines freien Volkes verletzen müßten." „Entweder hat die Schweiz Unrecht", sagte der Schultheiß Kopp dem preußischen und österreichischen Gesandten, die ihn wankend zu machen suchten, und in diesem Fall wird sie dem Verlangen Frankreichs Recht widerfahren lassen; oder sie hat Recht, und in diesem Fall wird **sie sich durch Nichts bewegen lassen,** von ihrem Recht abzustehen."

So müssen die Völker antworten, welche ihre Unabhängigkeit bewahren wollen, sobald man ihnen mit der brutalen Gewalt droht.

Seinerseits erklärte der Große Rath von Thurgau, daß er niemals einwilligen würde, einen Bürger des Kantons auszuliefern. „Es war wirklich rührend," sagt ein bonapartistischer Schriftsteller, „zu sehen, wie der kleine Staat Thurgau sich so muthig zum Anwalt und Beschützer eines Geächteten aufwarf und zwar gegen einen König, der über ein Heer von vierhunderttausend Mann verfügte, und dem bei

dieſer Gelegenheit beinahe alle gekrönten Häupter zur Seite ſtanden*)."

Die Eidgenoſſen erſchracken nicht über die militäriſche Macht ihrer Gegner und ſie ſprachen von derſelben mit einer kräftigen Entſchloſſenheit. „Die franzöſiſche Armee," ſagte der Schweizeriſche Beobachter, „iſt allerdings furchtbar; ſie beſteht aus 67 Linien-Infanterieregimentern, 21 Regimentern leichter Infanterie, 50 Regimentern Cavallerie und 17 Regimentern Artillerie und Genie nebſt den Veteranencompagnien. — Aber wir haben ein Heer von 67,000 und eine Landwehr von 39,000 Mann; und dieß iſt nicht Alles, die eingeſchriebenen Milizen belaufen ſich auf 170,000 Mann, worunter 9000 Schützen, die vortrefflich ſchießen. Die weſtlichen Kantone, die Frankreich am nächſten liegen, haben eine ſehr bedeutende Anzahl Milizen: Bern hat 40,000 Mann, Waadt 26,000, Genf 5,500, Solothurn 2,700, Baſel-Stadt und Baſel-Land 4,500. Die Männer aus der öſtlichen Schweiz würden nicht lange auf ſich warten laſſen. Man kann über 450 Geſchütze verfügen, und an Zeughäuſern fehlt es nicht. Unſere Soldaten ſind tapfer, aber das Beiſpiel muß ihnen von Oben kommen. Der Vorort nehme eine würdige und feſte Haltung an, dann wird ihm das Volk zur Seite ſtehen."

Genf, das ein Vorpoſten war, traf ſchon Vorbereitungen zum Widerſtand. Der Oberſt Dufour, dieſer ſpätere Beſieger des Sonderbunds, inſpizirte die Feſtungswerke und die Zeughäuſer. Im Großen Rath theilte er ſeinen Landsleuten die edle Vaterlandsliebe mit, die ihn beſeelte. Der Oberſt Rilliet-Conſtant ſprach in demſelben Sinn. Nachdem er erklärt hatte, daß er von jedem Vorurtheil und jeder Vorliebe für die fragliche Perſon frei ſei, ſprach er ſich freimüthig dahin aus, daß in ſeinen Augen „die Schweiz ein Hafen ſei, in welchem die Unglücklichen ein Aſyl zu finden ſicher ſeien." Er erinnerte daran,

*) Élisée Lecomte, L. N. Bonaparte.

daß neun Zehntel der Genfer Familien ihr Daſein als Genfer dem Unglück der vergangenen Zeiten verdankten! „Die Empfindlichkeit der kleinen Staaten mache einen Theil ihrer Kraft aus," ſagte er und fügte hinzu: „Die größten Genüſſe der ſchweizeriſchen Republiken ſind nicht materieller Art, ſondern ſie betreffen das Herz und die Meinung. Sie ſind jenem edlen Gefühl zugänglich, das ihnen mit inniger Genugthuung zu ſagen geſtattet: Wir ſind auch Etwas, wir ſind Herrn bei uns. Sie unterziehen ſich ohne Bedenken den härteſten Opfern, ſobald dieſe nur dazu dienen, ihre ehrenwerthe unabhängige Stellung aufrecht zu erhalten." — „Wenn man das gute Recht auf ſeiner Seite hat," ſagte der Redner zum Schluß, „muß man den Muth haben, es zu vertheidigen und man darf nicht die Wahrſcheinlichkeit eines Kampfes berechnen, der wohl einige materielle Intereſſen gefährden kann, aber aus dem die moraliſchen Intereſſen nothwendig ſiegreich hervorgehen müſſen."

In dem Augenblick, da ſich die Schweiz auf dieſen ungleichen, aber heldenmüthigen Kampf vorbereitete, erhielt die Thurgauiſche Regierung folgenden Brief:

„An den Herrn Landammann Anderwert, Präſidenten des Kleinen Raths des Kantons Thurgau.

Herr Landammann!

Als die Note des Herzogs von Montebello der Tagſatzung vorgelegt wurde, wollte ich mich den Forderungen der franzöſiſchen Regierung nicht unterwerfen, denn es lag mir daran, durch meine Weigerung, mich zu entfernen, zu beweiſen, daß ich in die Schweiz zurückgekehrt ſei, ohne mich gegen irgend eine Verpflichtung zu verfehlen, daß ich das Recht habe, daſelbſt zu bleiben und daß ich bei derſelben Hülfe und Schutz finden würde.

Die Schweiz hat ſeit einem Monat durch ihre energiſchen Proteſtationen und jetzt durch die Beſchlüſſe der Großen Räthe, die ſich bis heute verſammelt haben, gezeigt, daß ſie zu den größten Opfern bereit ſei, um ihre Würde und ihr Recht zu vertheidigen. Sie hat ihre Pflicht gethan, wie es einem un-

abhängigen Volke ziemt, ich werde auch die meine zu erfüllen und der Ehre treu zu bleiben wiſſen. Man kann mich verfolgen; aber man wird mich niemals erniedrigen können.

Da die franzöſiſche Regierung erklärt hat, daß die Weigerung der Tagſatzung, ihrer Forderung zu entſprechen, das Zeichen zu einem Kampfe ſein würde, deſſen Opfer die Schweiz ſein könnte, bleibt mir Nichts übrig, als mich aus einem Land zu entfernen, in welchem meine Gegenwart den Grund zu ſo ungerechten Beſchuldigungen bildet, und wo ſie der Vorwand zu ebenſo großem Unglück ſein würde.

Ich bitte Sie daher, Herr Landammann, dem eidgenöſſiſchen Vorort mitzutheilen, daß ich abreiſen werde, ſobald ich von den Geſandten der verſchiedenen Mächte Päſſe erhalte, die ich nöthig habe, um mich an einen Ort zu begeben, wo ich ein ſicheres Aſyl finden werde.

Indem ich heute das einzige Land in Europa, wo ich Hülfe und Schutz gefunden hatte, freiwillig verlaſſe, indem ich mich von den Gegenden entferne, die mir aus ſo vielen Gründen theuer geworden waren, glaube ich, dem Schweizeriſchen Volke zu beweiſen, daß ich der Zeichen der Achtung und Liebe würdig war, die es mir ſo oft gegeben hat. Ich werde die edle Haltung der Kantone nie vergeſſen, welche ſich ſo muthig zu meinen Gunſten ausgeſprochen haben, und namentlich wird der edelmüthige Schutz, den mir der Kanton Thurgau zu Theil hat werden laſſen, ſtets tief in meinem Herzen eingegraben bleiben.

Ich hoffe, daß dieſe Trennung nicht ewig dauern und daß ein Tag erſcheinen wird, wo ich, ohne die Intereſſen zweier Nationen zu gefährden, welche verbündet bleiben müſſen, das Aſyl werde wiederfinden können, wo ein zwanzigjähriger Aufenthalt und erworbene Rechte mir ein zweites Vaterland geſchaffen hatten.

Wollen Sie, Herr Landammann, die Räthe meines Dankgefühls verſichern und ſeien Sie überzeugt, daß nur der Ge-

danke, der Schweiz Unruhen zu erſparen, den Schmerz, ſie zu verlaſſen, mildern kann.

Empfangen Sie die Verſicherung meiner ausgezeichnetſten Hochachtung.

Arenenberg, den 22. September 1838.

Ludwig Napoleon.

Wir überlaſſen dieſen Brief den Betrachtungen der bonapartiſtiſchen Preſſe, welche ſo oft die Pflichten der gemeinſten Dankbarkeit vergeſſen und Partei gegen die Schweiz ergriffen hat, weil ihre Verfaſſung von der weſentlich unterſchieden iſt, die ſie ſo gern anempfiehlt. Die politiſchen Leidenſchaften müſſen ſehr gebieteriſch ſein, da ſie Dienſte vergeſſen laſſen, deren Andenken nicht vergehen kann. Zudem rathen wir den Leuten, welche von der Gaſtfreundſchaft der Schweiz mit ſo viel Erbitterung ſprechen, die hier mitgetheilten Briefe Napoleons III. wieder durchzuleſen. Dieſe Briefe bedürfen keines Commentars. In unſerer Zeit iſt Jedermann dabei intereſſirt, die ſeltenen Zufluchtsſtätten zu achten, in denen die Beſiegten ein wenig Ruhe und Wohlwollen finden können. Die Sieger von Heute können bald an die Stelle der Geächteten von Geſtern treten. So mögen ſie denn in ihrem eigenen Intereſſe verſuchen, ſich nicht allzu unbarmherzig zu zeigen. Wie ſehr hat ſich Ludwig Philipp am Tage nach dem 24. Februar Glück wünſchen können, keine traurigen Erinnerungen nach England zu bringen, und das politiſche Schaffot niedergeriſſen zu haben. Dieſer ſüße Troſt fehlte den Bourbonen der älteren Linie und die rächenden Schatten eines Ney, Brune, Labedoyere, der Sergeanten von La Rochelle u. ſ. w. begleiteten ſie, als ſie den Boden des Vaterlands verließen*).

*) Eliſée Lecomte, ein bonapartiſtiſcher Schriftſteller, hat in der angeführten Schrift: L. N. Bonaparte, und A. Morin in dem Précis de l'histoire politique de la Suisse, die oben berichteten Thatſachen ungefähr auf dieſelbe Weiſe erzählt. Die Briefe und Dokumente ſind aus Lecomte entnommen.

LXXIX.

In der Berge tiefem Keſſel,
Zwiſchen Blüthe, Wald und Schnee,
Ein Gefangner in der Feſſel,
Ruht und brütet grimm der See.

Guſtav Schwab.

Blaſe, Nieder-Wind, leichter Morgenhauch, über die jungen Wieſen, auf denen mein Fuß bald ruhen wird. Eilet, Wogen des Sees, wie die Tage des Lebens, welche einen Augenblick glänzen und in der Stille des Grabes verlöſchen. Bringt mir ungekannte Eindrücke, ihr ſcharfen Düfte der Gletſcher. Erzählt mir, Pfade dieſer ſchönen Ufer, die ihr euch im Gebirg verliert, eure Geheimniſſe voll Reiz und Größe. Vorwärts, immer vorwärts, Winde, Wogen und Wolken; vorwärts, wandernde Vögel, vorwärts! — denn hienieden darf man nicht ſtehen bleiben! Der Hafen, der uns in ſeinen Schutz nehmen wird, iſt vielleicht noch weit entfernt! So will auch ich weiter gehen; mögen dieſe Schönheiten, welche die Sinne feſſeln, mich nicht länger zurückhalten, als die Täuſchungen des Traums. Dieſer blaue Spiegel, in dem ſich die mit einem Lichtſchein bekrönten adelichen Thürme von Thun und Schadau abſpiegeln und in welchem die alterthümlichen Mauern der Stadt ſich zu verjüngen ſcheinen, dieſer Spiegel iſt euch lieb, flüchtige Schwalben, die ihr euere glänzenden Schwingen darin badet. Warum verlaßt ihr ihn denn, um euch in jene Dunſtkreiſe zu tauchen, die ſich auf der ſchwarzen Pyramide des Rieſen entfalten? Warum ſucht ihr neue Wege, warum verliert ihr euch in den traurigen Klüften des Harder? Aber fliegt nur weg! Dieſe unempfindlichen Felſen, dieſe Eisberge ſind in der Natur allein zur ewigen Ruhe beſtimmt; ſie allein können niemals andere Wogen, andere Sterne, eine andere Sonne wünſchen. Alles, was den

Strom des Lebens in ſich kreiſen fühlt, bewegt ſich unwiderſtehlich — ſelbſt dieſe Schmetterlinge, welche auf den Wellen ſchwebend wandern, aufgeblühten Blumen gleich, welche die Wogen davon tragen. Und warum ſollte man weiter ziehen? Dieſer weiße Gamma, der ſich an das Ufer ſchwingt, bedeckt mit ſeinem Silberſtaub den Roſenſtock, der ſein Grabmal ſein wird; der große Apollo, der von dem Licht in den glänzenden Furchen, die den See durchziehen, trunken iſt, wird Morgen vielleicht Sturm und Tod dort finden; — aber ſie haben einen Tag lang des Glückes zu ſein genoſſen, ohne die bittere Reue zu kennen! Morgen habe ich nur noch die Erinnerung an den ſanften Frieden, der auf dieſen Gewäſſern herrſcht, und der vergehen wird, wie ach! Alles vergeht.

Wenn ich in dieſer alterthümlichen Karthauſe, wo die großen Buchen ſeufzen, eine ruhige Zufluchtsſtätte zu finden verſuchte, ſo würde ich das bleiche Geſtirn der Nächte den brauſenden See verſilbern ſehen; ich könnte in meinen langen Träumereien die weißen Erzengel betrachten, welche ſich von der Erde gen Himmel ſchwingen, um die heißen Thränen der Sterblichen in einem diamantenen Kelch zu den Füßen des Allmächtigen zu tragen, indem ſie die harmoniſchen Hymnen der Hoffnung ſeufzen! Wie gern würde ich ihre klaren Schwingen küſſen, wenn ſie meine niedergeworfene Stirne berührten! Und die Woge, die meine Füße beſpülte, würde mir von dem ſüßen Frieden des Himmels ſprechen. Aber iſt das Leben ſo lang, daß man die Stunde des ewigen Friedens nicht erwarten kann, wo das Trauergeläute den Bewohnern der himmliſchen Dome eine neue Eroberung verkündigt!

So wollen wir doch noch kämpfen, leiden und leben! Die zahlreichen Gießbäche, die von den Bergen ſtürzen, haben die Gewäſſer des ſchönen Sees nicht getrübt. Warum ſollten Thränen die Heiterkeit meiner Seele trüben? Die Dörfer an dieſen Ufern widerſtehen den Stürmen der Gebirge mit Hülfe jener großen Steine, die auf ihren breiten Tannendächern liegen.

So bewahren kräftige und ſtarke Empfindungen unſern beweglichen Geiſt vor den Stürmen des Lebens.

Schon reißt mich die eilende Woge weit von den alten Mauern der Karthauſe weg. Süße Ruhe, ſchöne Träume, himmliſche Sehnſucht, könnte ich euch anderswo wiederfinden! Findet ſich nicht überall auf der ganzen Erde eine Zufluchtsſtätte für den verirrten Pilgrim, wie jene Blümlisalp, die in Strömen Lichts ſchwimmt, und welche die wunderbaren Paläſte der phantaſtiſchen Weſen in ſich ſchloß, von denen die Legenden des Landes ſprechen. Mit einer ungekannten Kraft begabt, machten ſie dort wohlthätige Pläne für das Glück der Menſchen. Im Schatten der Pappeln, die das anmuthige Dörfchen Scherzlingen einfaſſen, leiteten ſie ihre Arbeiten. Dort erfreuten ſie ſich während der Erndte der warmen Strahlen der Sommerſonne.

Ich aber ziehe in die Ferne, um die Laſt des Tags und der Hitze zu ertragen. Lebe wohl, lachende Inſel, deren mit Kränzen geſchmücktes Thürmchen ein poetiſches Geheimniß zu verbergen ſcheint. Die von der Mauer herabhängenden Epheuzweige baden ſich in den Wellen oder wehen im Winde. Dort verbirgt ſich in den lauen Nächten die Nachtigall, welche ſo lieblich ſingt, während die Wunderblumen den Wollüſten des Abends ihre Kelche öffnen. Lebt wohl ihr baumbedeckten Ufer, ihr Dörfer, alterthümliche Thürme, verlöſchte Vulkane und ihr Nußbäume mit den Silberſtämmen! Bald werde ich auf den Pfaden wandeln, welche ſich an den Seiten des Abendbergs und der Breitlauinen im Schatten entrollen. Ihr werdet wie ein geliebtes Andenken, wie ein Gedanke voll Ruhe und Glück in mir fortleben!

LXXX.

Selig, wer da Hütten baut,
Einſam der Natur vertraut.
Fr. Schlegel.

Auf der dürren Neuhauſer Haide ging eine Frau mit mir auf dem engen Pfad, der ſich im hohen Gras verlor. Wir erkannten uns bald wieder: es war die Unbekannte vom Rigi, deren Stimme das Echo beim Aufgang des Tagesgeſtirns geweckt hatte. Da ich allein war, ſchien ihr mein Anblick diesmal nicht zu mißfallen. Im Gegentheil, ſie näherte ſich mir und ergriff meine Hand mit einer Freundlichkeit, die an die rührende Naivetät der ſchönen Jahre der Jugendzeit hätte erinnern können, wenn ihr feuchter Blick nicht die Spur der Enttäuſchung und einer herben Trauer bewahrt hätte, welche frühzeitig alt machen.

„Sie ſind fremd, wie ich", ſagte ſie, „kommen Sie, ich will Sie begleiten. Ich erſpare Ihnen die Leere der Einſamkeit, wenn ich Ihre Schritte nach jenen Bergen geleite, wo die Natur ſo großartig iſt, daß die menſchliche Phantaſie nichts Wunderbareres träumen kann. Ich will Ihre Leiden theilen, wenn ſie ſolche jenen befreundeten Bächen anzuvertrauen haben, die ſich durch die Wieſe ziehen oder jenen Waſſerfällen, die ihre donnernde Stimme mit dem Seufzen des Windes vermiſchen. Ich will mich über Ihre Freude freuen — aber ach! iſt es mir noch erlaubt, dieſes Wort zu gebrauchen, das der Sprache des Himmels entlehnt iſt und welches unſere Lippen zu entweihen ſcheinen, wenn ſie es ausſprechen?"

Ich folgte dieſer jungen Frau, deren Melancholie von der Trauer ſehr verſchieden zu ſein ſchien, deren Zeuge ich bis dahin geweſen war. Ihre Schwärmerei zeigte mir hinlänglich, daß

dieſe Melancholie unheilbar ſei, und daß ſie, um ſo zu ſagen, die Seele vor dem Leibe getödtet habe — wenn die Idee des Todes ſich auf das anwenden läßt, was ſo hoch über unſern beſchränkten Trieben ſteht.

Man hätte glauben können, daß ihr ſorgloſer Gang allen Bewegungen ihrer wohllautenden Rede gehorche. Sie glich einer griechiſchen Statue des Parthenon. Ihre dunkeln Haarflechten, deren Wiederſchein in der Sonne glänzte, ihre großen ſchwarzen Augen, ihre antik geſtaltete Naſe, ihr kaum lächelnder Mund, das vollkommene Oval ihres Geſichts, ihr großer ſtolzer Wuchs ließ ſie mir als ein Ideal erſcheinen, das einen unbeſchreiblichen Zauber auf mich machte.

Nachdem wir durch duftende Gärten, wo man einige Sennhütten erblickte, und durch die erſten Straßen einer alten Stadt gekommen waren, die ſie Unterſeen nannte, gelangten wir an die Thüre eines Hauſes in der Nähe der breiten Brücke, die ſich über die kleinen Gewäſſer der Aare zog. Wir traten in dieſes ſtille Haus, hierauf zog ſie mich an das Ufer des Fluſſes in eine Laube von Jungfernreben, deren ſchwere Zweige ſich in den brauſenden Wellen badeten. Ein Gehäge mit hundertblättrigen und Theeroſen, deren blaße Blumenkronen ſich anmuthig auf ihren Stengeln bewegen, zog ſich längs der grauen Mauer ihrer Wohnung, deren oberer Stock mit einer Altane geſchmückt war, die dichtes Laubwerk bedeckte.

Erzählung der Rumanin Daina.

„Hier," ſagte mir meine Begleiterin, „hier habe ich einen friedlichen und angenehmen Ruheſitz gefunden. Sehen Sie dieſe ſchönen Ufer und dieſe düſtern Berge, welche den Blick begränzen. So düſter iſt auch die ganze Geſchichte meines Lebens. Dort unten in der Ferne ſind die fürchterlichen Erinnerungen, deren Gedanke allein mich noch ſchaudern macht. Hier iſt die Annehmlichkeit des Lebens der Seele, hier ſind die Verheißungen einer ewigen Ruhe und einer Glückſeligkeit, die unerſchöpflich

iſt, wie dieſer anmuthige Fluß, der ſeit ſo vielen Jahrhunderten dahin ſtrömt, ohne je zu verſiegen.

Niemand iſt noch in dieſer Einſamkeit aufgenommen worden, den der Schmerz allein beſucht hat. Aber Sie ſind eine Schweſter, der mein Herz entgegengeeilt iſt, wie ſich die Aare in den See ſtürzt, wie ſich der Adler an den Buſen des Lichtes ſchwingt. Das Mitgefühl iſt der ſüßeſte und unwiderſtehlichſte von allen unſern Trieben. — Ich will Ihnen von den kurzen Augenblicken erzählen, die ich in der Welt zugebracht habe, ſo wie von meinen langen Leiden, denn man verdient eine Freundin nur durch Vertrauen. Uebrigens hat mein Leben keine Geheimniſſe. Wenn ich nur den Sternen der Nacht und dem Wiederhall der Gletſcher davon geſprochen habe, ſo iſt es nur, weil es wenig Intereſſe darbietet. Der Schmerz iſt hienieden für Niemanden neu.

Ich war zur Künſtlerin geboren. Seit meiner erſten Kindheit fühlte ich den unwiderſtehlichen Trieb, den Wunſch und das Bedürfniß nach Ruhm, jenes Feuer, welches verzehrt und das man doch liebt. In den Thälern der Moldau geboren, fühlte ich, wenn ich den ſtrahlenden Himmel meines Vaterlands betrachtete, wie mich ein göttliches Licht mit einem himmliſchen Nektar, der Ambroſia der Götter Homers ähnlich, trunken machte.

Ich gehörte einem jener Geſchlechter an, welche dem Thron unſerer Domni ſo viele ruhmvolle Namen gegeben. Ich war in jener herrlichen Pracht erzogen worden, deren Glanz der Orient allein kennt. Als einzige Tochter eines erlauchten Hauſes, ſah ich mich von allen Gunſtbezeugungen des Glücks umgeben, mit denen mich meine Eltern überſchütteten, deren Liebe grenzenlos war. Ehe ich Gott liebte, betete ich dieſe Eltern eben ſo ſehr als den lieblichen Glanz des Tags und die ſtrahlenden Blumen unſerer Felder an.

Aber indem ich unter ihren Augen aufwuchs, begriff ich, wenn auch noch unbeſtimmt, daß meine Sehnſucht nach Unabhängigkeit, die glühende Liebe zur Gleichheit, die ich ſchon damals

fühlte, — ich scheue mich nicht, es zu sagen — mit allen Grundsätzen, allen Bestrebungen, allen Vorurtheilen einer verehrten Familie im Widerspruch standen. Ich machte es mir von nun an zur Aufgabe, ihnen zu verbergen, was ihnen einen wirklichen Kummer verursachen konnte. Es war eine schwere Aufgabe, die oft meine Kräfte überstieg! Es kostete mich Jahre lange Leiden, die nur von den zärtlichen Liebkosungen meiner Eltern gemildert wurden, deren Liebe vergeblich suchte, sich die Melancholie zu erklären, die mich zuweilen ergriff.

Warum sollte ich sie mit den langen Bekenntnissen einer Seele unterhalten, die unaufhörlich mit allen ihren Umgebungen in Kampf gerieth, einer Seele, welche unaussprechlich litt, während ihr Alles zu lächeln schien, einer Seele, die nur in ihren Unterhaltungen mit dem Gott der Gerechtigkeit Trost fand, während Jedermann mir die schönsten und süßesten Namen gab? Schon in diesen Jahren war der innige Umgang mit Gott ein unabweisliches Bedürfniß. Jede Thräne, die mein Herz verzehrte, flößte mir eine lebendige Liebe zu dem Wesen ein, das allein die Wahrheit und Güte ist.

Später, ach! — ich war noch sehr jung — meine Mutter erfreute sich meines fünfzehnten Frühlings, als ich einen Mann liebgewann, der in meiner Seele die Stelle meiner grenzenlosen Liebe zum Schöpfer einnahm. Ich büßte bald für diese Gotteslästerung! Wenn Gott seine Wohnung in einem Herzen aufgeschlagen hat, duldet er nicht mehr, daß irgend etwas Anderes auf Erden in demselben herrsche. — Gewöhnt, meine Entzückungen, meine Seufzer, meine Wünsche zu unterdrücken, um nur die Sorglosigkeit, die so sehr gefällt, nur das Glück zu zeigen, dessen Schein zu verlangen die Andern das Recht hatten, und da ich mich noch zu jung fand, um das heilige Wort auszusprechen, dessen Wichtigkeit ihr Frauen kennen müßt, verbarg ich diese Leidenschaft, welche schon den Schlaf meiner Nächte verscheuchte, eben so sorgfältig als alle Empfindungen, die mich bis dahin erfüllt hatten. — Es war ein schöner Mann, ein Prinz,

unſer Nachbar und Freund. Ihm war unbekannt und mußte immer unbekannt bleiben, was er für das Herz eines Kindes war. Die Angelegenheiten ſeines Vaterlandes bildeten ſeine einzige Beſchäftigung; er litt ebenfalls — ſein nachdenkender Blick ſagte es deutlich genug — aber er litt als Mann, als Bürger, oder vielmehr er litt als Fürſt, der einen Thron verloren hat, deſſen Glanz er zürückwünſchte, deſſen Beſitz er zurückfordern kann, indem er die Rechte geltend machte, die man ihm ungerechter Weiſe entriſſen hat.

In unſern Gegenden, Sie wiſſen es wohl, ſind die Revolutionen häufig, denn die Intriguen der Fremden ſäen unaufhörlich Zwietracht aus. Der geſtern herrſchte, kann morgen der Unterthan eines Mannes werden, der geſtern ſein Sklave war. — Wir verreisten, — und in der Verbannung nährte ich zu gleicher Zeit eine dreifache unermeßliche und verborgene Liebe; die zu meinem Vaterland, die zu jenem Ideal, das ich einen Augenblick geſehen hatte und das meine Phantaſie je länger je mehr mit den herrlichſten Farben ſchmückte, und die Liebe zur Freiheit! Bei dieſen verzehrenden Leidenſchaften ſchaute ich zuerſt die Welt, in die ich eintrat, mit dem Auge eines Philoſophen an. Die Hoffeſte, das blendende Leben in der vornehmen Welt, Alles was die Freude und das Entzücken einer von der Phantaſie beherrſchten Jugend macht, alles dieß beobachtete ich mehr, als daß ich Antheil daran genommen hatte. Die Auszeichnung, mit der ich allerorten überhäuft wurde, ließ mich kalt und traurig. Ich fand mich einſam und wünſchte mir andere Neigungen, als die, welche ſich um mich drängten, und einen andern Ruhm, als den, um welchen mich meine Gefährtinnen beneideten. Ich fühlte das Bedürfniß nach einer Beſtimmung, die von der ſehr verſchieden war, welche in dem Kreis, in dem ich mich bewegte, allein möglich ſein konnte. Alles um mich ſchien mir klein, und meine Wünſche waren glühend und rein, wie die der Propheten, welche die Ankunft des Heilands erwarteten.

Da vertieſte ich mich in das Studium, wie ich mich ehemals in Gott vertieft hatte. Ich ſuchte auf der Palette nach Farben, welche meinen Augen den ſchönen Himmel darſtellen konnten, nach dem ich mich ſo unendlich ſehnte. Mit Begierde folgte ich dem Unterricht, der mich mit den Genealogien der Völker, mit den Zeichen der Zeiten, mit den Revolutionen und dem fortſchreitenden Gang der Menſchheit bekannt machen konnte. Ich war für dieſes Studium leidenſchaftlich eingenommen, denn es erweckte Hoffnung in meinem Herzen. — Ich ſah, daß der Menſch nicht lange in dem Wickelband der Sklaverei bleiben kann; daß eine mächtige Hand die Völker in ihrer Kindheit beſchützt hat; daß, wenn die Barbarei auch einen Augenblick triumphirt hat, ſie doch zuletzt beſiegt worden iſt. Indem ich unſere Zeit mit der unſerer Väter verglich, mit jenen wilden Zeiten, wo blutdürſtige Götter herrſchten, ging meine Seele in Freude auf; meine Bücher waren meine Freunde und Tröſter geworden.

Wie ſollten wir das nicht lieben, was unſern Kummer mildert, was uns eine beſſere Zukunft verheißt, wenn Alles um uns in Trauer verſenkt iſt; was uns unvermeidliche Umgeſtaltungen zeigt, wo der gewöhnliche Haufe nur Verwirrung erblickt? — Es ſchien mir, daß ſich die Welt endlich erheben würde, um in der Fülle der Kraft und des Lebens an der Erfüllung ihrer hohen Beſtimmung zu arbeiten. Ich ſah die Völker von einem Ende Europa's bis zum andern in Bewegung gerathen, und hörte die helle Stimme der Freiheit, die Trompete des Erzengels gleich erſchallen. Selbſt an den Ufern des alten Iſter zuckten die Völker in geheimnißvoller Erwartung. Es war jedoch nur ein flüchtiges Licht, jenen Blitzen ähnlich, die im Sommer den brennenden Himmel durchfurchen. Aber tiefe Finſterniß folgte bald auf dieſen Hoffnungsſtrahl. Die eiſerne Hand der Fremden drückte ſchwerer als jemals auf unſerm Vaterland, das ſo kühn geweſen war, einen Augenblick gewagt zu haben, ſeine Stirne gen Himmel zu erheben. Aber die Welt ward eines

nutzloſen Lärms überdrüßig, der keinen Wiederhall gefunden hatte. Die Sache der Freiheit ſchien überall verloren.

Als ich Dante's Vaterland verließ, beugte dieſe alte Königin der Welt ihr edles Haupt unter das Joch ihrer ewigen Tyrannen; ich kehrte in mein unglückliches Vaterland zurück, dieſe jüngere Schweſter Italiens, die ſeit ſo vielen Jahrhunderten ihr Leben dahin ſchleppt, ohne Freund, unbarmherzigen Stämmen Preis gegeben, die ihre Henker geworden ſind. Ich fühlte gegen dieſe gewaltthätigen Herren einen eben ſo großen Abſcheu als gegen die Unterdrückung. Wenn ich auf dem Wege ihren in unſern geplünderten Dörfern kantonirenden Bataillonen begegnete, vergoß ich eben ſo heiße Thränen, als die Mütter und Töchter der Geächteten.

Aber man verſtand meinen Haß nicht, ſo rechtmäßig er war, er erregte ſogar den Unwillen der Leute. So geſchieht es immer in gewiſſen Kreiſen. Die große Welt verzeiht dem Glanz und dem guten Ton Alles. Mit Ausnahme der ſchon vergeſſenen Familien, die ſich für die Nationalunabhängigkeit aufgeopfert hatten, feierte Jedermann die Fremdlinge.

Endlich glaubte ich ſelbſt an die Parteilichkeit, deren man mich beſchuldigte, wenn man mir vorwarf, ein ganzes Volk falſch zu beurtheilen, deſſen Sitten und Charakter ich nicht kannte. Zudem war mir mein Vaterland eine wahre Wüſte geworden. Die Seele, welche Eden belebte, hatte es verlaſſen. Eden blieb zwar immer noch ein lachender Garten, aber das Leben fehlte darin. Ich war dahin gekommen, daß ich mein geliebtes Vaterland zu verlaſſen wünſchte, nach welchem ich mich überall zurückſehnen ſollte. Damals begann der Glänzendſte und Schönſte unter den Fremdlingen, die ich verflucht hatte, mir von Glück zu ſprechen; — er verſprach meiner Mutter, indem er mich von ihrem Buſen riß, für mich immer zu ſein, was ſie mir zwanzig Jahre lang geweſen war. Ich reiste ab. — Ein furchtbarer Sturm, der ſich plötzlich erhob, erfüllte den Himmel mit unheil-

verkündenden Flammen; trauriges Vorzeichen bei meinem Eintritt in ein Land, welches für mich gleichsam ein Grab wurde.

Meine Phantasie hatte mich mit Widerwillen gegen dieses Volk erfüllt. In Nichts gefiel es mir, weder in seinen Gesetzen, noch in seinen Ueberlieferungen. Dort herrscht Sklaverei; die Gewalt ist unbeschränkt, der Luxus übertrieben, der Zwang allgemein. Für eine freie Seele ist das Leben schrecklich in diesem kalten Lande mit seinen ewigen Wintern, seinen dicken Nebeln, seinem Himmel ohne Blau.

Doch lebte der, der mein Herr geworden war, nur in mir und durch mich. Ich war die ganze Freude, die ganze Hoffnung seines Herzens. Sie können Sich die Größe der Kämpfe und den unermeßlichen Schmerz vorstellen, die ich sogar ihm verbergen mußte, der in jedem Augenblick das Glück in meinen Augen suchte. — Ach! die Schmerzen derer, die man Märtyrer genannt hat, und deren Leib von der Flamme des Scheiterhaufens in wenigen Augenblicken verzehrt wurde, sind Nichts im Vergleich zu dem Zustande gewisser hingeopferter Seelen, für die jede Stunde eine Qual ist, ohne daß der Tod sie befreie.

Das Gefühl der Pflicht allein beherrschte jetzt mein Herz. Ich war entschlossen, ihr Alles aufzuopfern, den Kelch bis zur Hefe zu leeren. Je größer meine Abneigung gegen das Land war, in welchem ich mich befand, desto mehr strebte ich darnach, den Mann mit Liebe für dasselbe zu erfüllen, der einen der ältesten Namen führte, den Mann, der der Vater von Kindern werden konnte, die dazu bestimmt waren, ihm zu dienen. Ich flößte ihm vaterländische Begeisterung ein, und als das Opfer vollendet war, überließ ich mich voll Thränen dem unendlichen Schmerz, den das Heimweh hervorbringt.

So lebte ich lange Jahre hindurch und ich ward endlich das Gespenst, das Sie sehen und das alle menschliche Empfänglichkeit verloren hat. Um aber das Uebermaß meiner Leiden zu vollenden, so hatte ich in diesen qualvollen Jahren den schöpferischen Künstlergeist und die Begeisterung des Dichters, ja selbst

die innige Vereinigung mit Gott verloren, die mich ehemals aufrecht erhalten hatten.

Alles war in mir und um mich leer, wie das Chaos. Ich widmete mich nun den Studien mit einem entsetzlichen Eifer, weil sie mir einige Augenblicke des Vergessens gewähren konnten. — Möchte jedes Weib von solchen Leiden verschont bleiben!

Aber als sich endlich alle erlöschte Kraft, alle Entschlossenheit, alle Empfindung in Gleichgültigkeit aufgelöst hatte, verließ ich das traurige Land, wo der Himmel niemals lächelt — ich verließ es mit mattem Herzen und erschöpftem Geist, wie die Israeliten das Land der Knechtschaft.

Das ist die Geschichte meiner Leiden. Sie sind jetzt zu Ende, denn ich lebe jetzt nicht mehr vom Leben der Andern. Ich lebe im Schooß der einsamen Gletscher und der Blumen, deren Duft nur einen Tag währt. — Der Mann, dem mein Leben gehört, hat das seinige beschlossen, indem er sein, von den Fremden überfallenes Land vertheidigte. — Auch ich — ich fühle es — auch ich werde in jenem himmlischen Frieden ruhen, nach dem sich mein Herz fortwährend sehnt."

Lange blieben wir Beide noch stumm, und der balsamische Windeshauch, der über unsere Häupter zog, schien unsere schmerzvollen Gedanken mit sich fortzutragen.

LXXXI.

Mächtig ragt vor allen empor die gewaltige Jungfrau.

Baggesen.

Die Sonne ist hinter den Bergen verschwunden; ein purpurner Streif zeigt noch ihre Spur am Horizont über dem Thuner See. Alles Geräusch verhallt im Thal. Die Stille

einer funkelnden Nacht wird kaum von einigen Freudenlauten, welche sich in langen Zwischenräumen in den benachbarten Dörfern hören lassen, oder von dem Klang der Heerdenglocken und von lieblichen Alpengesängen unterbrochen. In den schon kräftigen Kornfeldern, die wie ein sanftbewegtes Meer hin- und herwogen, sieht man Leuchtwürmer langsam in den erfrischten Furchen hinkriechen. Der Gipfel der Nußbäume mit ihrem dunklen Laub, welche sich längs des Höhewegs hinziehen und bis an die alten Mauern des Schlosses Interlacken erstrecken, schaukelt sich sanft in dem Hauch des Abendwindes.

Glänzend und ruhig, wie ein einsames Mädchen, das sich in der Ruhe der Nacht ihren Träumen überläßt, erhebt sich die Jungfrau, mit dem alabasternen Schleier des ewigen Schnees bedeckt; der bleiche Schein des Mondes, der sich hinter dem Breitlauinen erhebt, beleuchtet sie schon mit schwachem Licht, das einen phantastischen Zauber um sich verbreitet. Auf ihrer königlichen Stirne glänzt ein goldner Stern; die Diademe der indischen Könige, welche von den herrlichsten Diamanten strahlen, sind nicht so prachtvoll.

Meine von diesem magischen Schauspiel ergriffene Seele verliert sich in köstliches Entzücken. Wenn man so träumt, unter diesem reinen Himmel, mitten in diesem Frieden und dieser zaubervollen Natur, muß man da nicht alle schmerzlichen Erinnerungen, alle leeren Aufregungen des Lebens vergessen? Man taucht sich in eine wohlthätige Ruhe, in der die Stürme aufhören, welche das menschliche Herz beständig durchwühlen. Man vergißt auf einen Augenblick die Wunden der Vergangenheit und den Gedanken an die Zukunft. Freilich kann man in dieser süßen Entzückung die Pflichten nicht verkennen, welche uns zum Kampf rufen. Aber muß man nicht zwischen den gestrigen und den morgenden Kämpfen einen Augenblick Geist und Herz mit der Betrachtung der Herrlichkeiten der Schöpfung wieder mit neuer Lebenskraft erfüllen?

Die vergangenen Jahrhunderte scheinen diese Gefühle, die

in unserm Leben von so großer Bedeutung sind, nicht gekannt zu haben. Wenn sie von der äußern Welt sprechen, so thun sie es nur im Vorübergehen, mit einer Art Gleichgültigkeit. Wenn Virgil sich nach den Auen seines Vaterlandes sehnt, die von gierigen Soldaten geraubt worden waren, sagt er nur ein Wort von ihrer Schönheit:

„Et qualem infelix amisit Mantua campum,
Pascentem niveos herboso flumine cycnos*)!

Der Verfasser der „Esther" verweilt nicht bei ähnlichen Eindrücken:

„O rives du Jourdain! o champs aimés des cieux,
Monts sacrés, fertiles vallées**)! —

Wie wenig hat sich, von dem Dichter des „Landbaus" bis zum Sänger der „Phädra", das Gefühl der Bewunderung der Werke Gottes in der Menschheit entwickelt! Diese beim ersten Anblick unerklärliche Erscheinung ist im Grunde leicht zu begreifen. Die Menschen der früheren Welt waren von der That, von dem Kampf gegen eine noch nicht bezwungene Natur, von den Erschütterungen einer gesellschaftlichen Ordnung in Anspruch genommen, deren Stürme die Träumerei nicht aufkommen ließen. Wer konnte in der Mitte brennender Städte, bei dem Angstgeheul der Opfer, bei dem Schall der Hörner, unter den Schlachtgesängen und dem Gewieher der Rosse die nöthige Ruhe finden, um die Harmonie und die Schönheiten der äußern Welt zu betrachten? Kaum in zwanzig Jahrhunderten fand sich ein Mann, den man „einen Gott" nannte, der so mächtigen Geistes gewesen wäre, um einigen Hirten von Parthenope diese Muße zu geben.

---

*) „Und im Gefild, als traurig die duldende Mantua einbüßt,
Das schneefarbne Schwän im kräutrigen Flusse bewirthet."
Virgil, Georgika, 2, 198, f.

**) Ihr Ufer des Jordans, von Gott geliebte, heilige Berge, fruchtbare Thäler.

O Meliboee, Deus nobis haec otia fecit*)!

Aber nach Augustus öffneten sich die ehernen Thore des Janustempels wieder; Bellona ließ ihr wildes Geschrei ertönen, die mit dem Fell des wilden Stieres bedeckten Barbaren stürzten sich auf die blühenden Städte; das Schwert kreuzte sich mit dem Schwerte, der Drohung antwortete der feindliche Ueberfall; Alles bewaffnete sich mit Feuer und Schwert — dann sah man in dieser unglücklichen Nacht des Mittelalters um die brennenden Städte des Südens von Frankreich lange Processionen von Mönchen ziehen; die mit schweren Panzern bedeckten Barone erhoben sich zum Kreuzzug, der Boden erzitterte unter den Hufen ihrer Rosse; das Abendland stürzte sich wie eine wüthende Lawine auf das erschrockene Morgenland, während der Stock auf dem Rücken der entnervten Leibeigenen erdröhnte.

Heute scheint der Sturm weniger wild in den Ohren der Menschheit zu brausen. Nach so vielen endlosen und erbitterten Kämpfen, nach so vielem vergossenen Blut, so vielen vergessenen Eidschwüren, so vielen grausamen Täuschungen, sucht sie im Schooß der glänzenden Gebirge, am Strand der blauen Ströme, in den schattenreichen Wäldern, in den mit Moos bedeckten Grotten, am Ufer der Wasserfälle und der Gießbäche, auf den Pfaden, die sich längs der Hügel hinziehen, ein wenig Erleichterung für ihre langen Schmerzen, ein wenig Ruhe nach so vielen Wanderungen und Schlachten. Wie ein Pilgrim, der nach vielen Jahren an den väterlichen Heerd zurückkehrt, bedarf sie sanftere Eindrücke und Empfindungen, um die thöricht verschwendeten Jahrhunderte, die wahnsinnigen Barbareien und die brudermörderischen Kämpfe zu vergessen.

Daher scheint sich auch eine neue Fähigkeit im Herzen des Menschengeschlechts zu entwickeln. Dieses eiserne Herz wird

*) „O Meliböus, ein Gott hat uns hier Muße gewähret.
Virgil, 1. Ecloge.

bei dem Anblick der Wunder von Rührung ergriffen, mit denen Gott seine Kinder überschüttet. Die wunderbare Schönheit der Blumen rührt es, die Herrlichkeit des Himmels ergreift es, die Größe der Gebirge erschüttert es.

Menschliches Herz, das so lange den Ermahnungen der Gerechtigkeit und des Erbarmens widerstrebt, wirst du dich endlich der himmlischen Stimme eröffnen, die in der Natur von der unendlichen Güte des Ewigen spricht? Wirst du endlich aufhören, in dieser Welt, die du verschönern und befruchten könntest, etwas Anderes zu sehen, als ein mit Blut und Thränen befeuchtetes Trauerfeld zu erblicken?

Ist endlich der von den erhabenen Sehern Israels verkündigte Tag angekommen, wo sich das Schwert in einen Pflug verwandeln soll, wo das Lamm die Wuth der Wölfe nicht mehr fürchten wird? Ist die Buße, ist das unermeßliche Opfer, das allein den Himmel versöhnen könnte, endlich vollendet? Hat das Schwert seine Aufgabe abgeschlossen? Werden die Kasten bald aufhören, sich die blutigen Stücke des Menschengeschlechts streitig zu machen? Werden die Priesterschaften wirklich einmal an den Geist des Friedens glauben, den das Evangelium verkündigt?

O Gott, weil der Mensch endlich nach so vielen Prüfungen die Herrlichkeit des Tempels, zu dessen Priester du ihn geschaffen, die Größe des Reichs, zu dessen König du ihn gemacht hast, zu begreifen anfängt, verleihe ihm eine seiner Bestimmung würdige Seele, eine neue Seele, frei von wilden Trieben, von niedriger Begierde, von ungeregeltem Verlangen, mit Einem Wort, eine wahrhaft christliche Seele!

Indessen lauschte ich auf die geheimnißvollen Laute der Nacht. Von Zeit zu Zeit warf ein im Gebüsch verborgener Vogel einige harmonische Töne in den Wind und die Aare küßte ihre Ufer mit sanftem Brausen.

LXXXII.

Rings von Gesträuch ist die Oeffnung umblüht; zur Rechten des Eingangs
Strömt aus der innersten Schlucht ein Bach mit melodischem Murmeln.

Jens Baggesen.

An einem schönen Morgen treibe ich allein und schweigend auf den klaren Wellen des Thunersees. Ein blaues Tuch, das kaum vom Winde bewegt wird, schützt mich vor den glühenden Strahlen der Sonne; sie spiegelt sich in der Welle ab, in der silberfarbene Fische hin- und herziehen. Den Arm auf einen mitten im Kahne stehenden Tisch gelehnt, betrachte ich schweigend diese schönen Ufer, diese lieblichen, von Bäumen umschatteten Sennhütten, die sich zwischen den Bergen und dem Wasser erheben. Von Zeit zu Zeit entlockte ich der Guitarre melancholische Töne. — Die Barke hält bei einem Wasserfall an, der sich in den See stürzt. Ich erklimme einen engen Pfad, der von zahlreichen Schluchten durchschnitten ist und sich durch ein Gehölz mit hundertjährigen Buchen schlängelt. Hohe Fichten, Stechpalmen mit metallgleichen Blättern und schwarze Heidelbeeren bedecken die Abhänge des Beatenbergs. Auf der Alpenrose schaukeln sich blaue Schmetterlinge, der Thymian verbreitet seinen ländlichen Duft, die Seiten des Berges sind von zahlreichen Gießbächen durchfurcht.

Als ich an die Grotte gelangte, in welcher ehemals ein Einsiedler wohnte, fand ich keine andere Spur seines Aufenthalts, als Trümmer zusammengestürzter Mauern, und zwei Höhlen, die sich tief in den düstern Felsen zogen. Ihre natürlichen Gewölbe runden sich wie Portale. In der niedrigeren strömt brausend das reichliche Gewässer des Beatenbachs; es kommt aus der Tiefe der Höhle, in der ewige Nacht herrscht. Ich setzte mich an den Eingang des Portals, neben die brau-

senden Wogen des Gießbachs. Ich beschaute zu meiner Rechten den klaren Spiegel des Sees und jenseits desselben den Greberen, das Morgenbergerhorn und die unbefleckten Gletscher, die sich in den Wolken verlieren. An dieser Stelle hatte einst der erste Apostel des Evangeliums in dieser kriegerischen Gegend Helvetiens die Ruhe gesucht. Der heilige Beat nahm seinen Aufenthalt in dieser prachtvollen Natur, um den wilden Alpenbewohnern den christlichen Glauben zu verkündigen.

LXXXIII.

O Herr, es sind die Heiden in dein Erbe gefallen.

Psalm 79, 1.

Als das Christenthum nach Helvetien drang, hatte es zwei große religiöse Systeme zu Gegnern, die man gewöhnlich vermengt, und die doch wesentlich verschieden sind. Das Wort ist ein unbestimmter Ausdruck, der alle Religionen vor Christus charakterisirt, ob sie sich gleich nach dem Ursprunge und dem Geiste der Völker unterscheiden. Obgleich die Formen des Polytheismus unendlich complicirt waren, kann man sie auf zwei Hauptformen zurückführen, welche eine Menge von untergeordneten Systemen in sich begreifen. In Indien betete die Menschheit, in so weit wir es nach den Hymnen des Rig-Veda beurtheilen können, in den frühesten Zeiten die Natur an. Die Natur hat in diesem wunderbaren Land eine Kraft und eine Fruchtbarkeit, welche die Phantasie in Erstaunen und Entzücken versetzen kann. Der Blick verliert sich bald auf dem schönen Bengalischen Meer, bald auf einer Pflanzenwelt von blendendem Reichthum. Durch die mit ewigem Schnee bedeckten Gebirge des Himmalajah verbindet sich die Lieblichkeit der Landschaft

mit Anſichten von großartiger Majeſtät. Mitten unter ſo vielen Wundern fühlt der Menſch ſeine Kleinheit und ſein Nichts; er iſt geneigt, in der äußern Welt etwas Göttliches zu ſehen. Der Blitz, der die Wolke zertheilt, erſcheint ihm als der Blick des Ewigen, des unbegreiflichen Brahma*); der Sonnenſtrahl iſt ein himmliſches Lächeln; die brauſenden, vom Hauch der Stürme erſchütterten Wälder ſind der Gott, der ſein Haar ſchüttelt; die ewige Jugend der Schöpfung iſt ſein unerſchöpfliches Leben. Wie könnte man den Menſchen anbeten, wenn man ſein ſchwaches und elendes Daſein mit dem Leben einer Natur vergleicht, deren Schönheit unſterblich ſcheint?

Wenn es Gegenden gibt, wo ſie ſolche Eindrücke hervorbringt, finden ſich andere, in denen der Menſch das erſte Wunder iſt, das den Blick auf ſich zieht. Dort hat die ſichtbare Welt nicht dieſe erdrückende Herrlichkeit und der Menſch erfüllt Alles mit ſeiner unbeugſamen Thätigkeit, mit ſeiner unbezwinglichen Thatkraft. Man ſollte ihn für den Mittelpunkt des Weltalls halten. In Griechenland zum Beiſpiel hat die Natur nicht mehr die Pracht des Orients. Dort finden ſich jene unermeßlichen Ströme nicht mehr, welche Etwas von der Majeſtät des Oceans haben. Der Achelous, der Alpheus, der Paneus, der Eurotas, der Pamiſus, der Cephiſus, ſind Bäche im Vergleich mit dem Ganges, dem Sind, dem Brahmaputtra, dem Godavary, der Nerbudda, dem Kayari. Der Parnaß, der Helikon, der Citheron, der Taygetus, der Hymetus ſind bloße Hügel neben dem Gates, dem Nilgherri, dem Vindhyagebirge. Bei den Hellenen nimmt der Menſch die erſte Stelle ein. Alle göttliche Kraft ſcheint auf eine Art im menſchlichen Geiſt, in der männlichen Tapferkeit des Bürgers und des Kriegers zuſammengedrängt zu ſein. Jupiters Majeſtät ſtrahlt auf dem Antlitz des alten Neſtor, der „drei Menſchenalter gelebt hat“,

*) Der ſich in der Trimurti offenbart, welche aus Brahma, Viſchnu und Siva beſteht.

auf der Stirne Agamemnons, „des Hirten der Völker“. Der Arm des Mars iſt kaum furchtbarer als der des Diomedes und des Ajax, des Sohnes Telamons. Helena ſchien ſelbſt den trojaniſchen Greiſen beinahe eben ſo ſchön, als Venus.

Die Römer, welche, wie die Griechen, die Heroen verehrten, mißbilligten jede Religion, die ſich auf andere Grundſätze ſtützte. Als ſie ſich Galliens und Helvetiens bemächtigten, fanden ſie daſelbſt ein religiöſes Syſtem, das von dem ihrigen ſehr verſchieden war. Die Druiden, die deſſen Häupter waren, bildeten eine große und mächtige Prieſterſchaft, die den indiſchen Brahmanen, den iraniſchen Magiern und den ägyptiſchen Prieſtern ziemlich ähnlich war, und deren Gewalt ſich von den Ufern des entfernten Britanniens bis in die Thäler Helvetiens erſtreckte; die wilden Häuptlinge der Klane beugten, trotz ihrer Unabhängigkeitsliebe, das Haupt vor dieſen hochverehrten Prieſtern. Nichts hätte dem Geiſte Griechenlands und Roms mehr widerſtrebt, als eine ſo mächtig organiſirte Prieſterkaſte, die ſo ganz orientaliſcher Natur iſt, daß man erſtaunt, ſie im äußerſten Abendlande wieder zu finden. Noch auffallender iſt es, daß die Glieder der Druidenſchulen die Anbetung der Natur in derſelben Weiſe verſtehen, wie die Brahmanen der indiſchen Halbinſel.

Neben dieſen Aehnlichkeiten beſtehen jedoch auch bedeutende Verſchiedenheiten. Wenn die Hindureligion ein Gottesdienſt iſt, welcher der mit allem ihrem Zauber geſchmückten Natur erwieſen wird, ſo betet dagegen der Druidismus eine wilde und furchtbare Natur an. Er iſt an den Ufern der düſtern Meerbuſen Armorikas, in den traurigen Wäldern Galliens, auf den beeisten Abhängen der Alpen groß geworden. Sobald man verſucht, die Religionen von dem Alterthum des Bodens und von den Verhältniſſen zu trennen, die ſie erzeugt haben, begreift man ihren wahren Charakter nicht mehr. Findet der afrikaniſche Fetiſchismus nicht in der Lage der verwilderten Stämme jener unermeßlichen Gegenden, in denen das Thier, der König der Wüſte, überall Schrecken und Tod verbreitet, ihre Erklärung?

Der Druidismus iſt nicht, wie das griechiſche Heidenthum, eine Religion von Künſtlern. Die Griechen beteten das Schöne an, wie es ſich in der Menſchheit offenbart. Aber die Größe der Seele beſteht nicht allein im Schönen. Es gibt ſogar Ideen, die für unſere Vervollkommnung geeigneter ſind. Nun haben aber dem Druidismus jene Eingebungen nicht gefehlt, welche eine ſtarke und mächtige Religion begründen. Wenn er keinen Phidias, Praxiteles und Zeuxis hervorgebracht hat, wenn ſeine groben Dolmen und ſei e rauhen Men-hir auch nicht an die Venus des Milon und an den belvederiſchen Apollo erinnern, ſo hat er muthige Seelen, welche dem Tode entgegen lächelten, und heldenmüthige Krieger erzeugt, welche ſich mit nakter Bruſt dem unbeſiegten Schwert der römiſchen Legionen entgegenwarfen, weil ſie Panzer und Schild als ihrer Tapferkeit unwürdig verſchmähten. Dieſe blondhaarigen und blauäugigen Barbaren, die eben ſo unruhig waren, als die Wellen des Meeres, deren Haut weißer war, als die der römiſchen Matronen, widerſtanden mit einer Tapferkeit ohne Gleichen den Eroberern der Welt. Die Römer erlitten in Helvetien eine eben ſo ſchreckliche Niederlage, als die, welche ihnen Hermann im Teutoburger Wald beibrachte, und der Name Diviko wurde für ſie eben ſo furchtbar, als der des Cheruskerhäuptlings.

Was war es aber, was die Zöglinge des Druidismus zu Helden machte? — Der unbedingte Glaube an die Unſterblichkeit, wie Rom und Griechenland ihn niemals gehabt haben. Zu der Zeit, als Cäſar im Senat über die ewige Beſtimmung ſpöttelte*), ſchloſſen die Kelten Kaufverträge ab, die erſt in der andern Welt in Wirkung treten ſollten. Wenn die Gallier einig waren, waren ſie unüberwindlich. Einer ihrer Brenn**) drang bis nach Rom, eine Unternehmung, die ſpäter dem Sie-

*) S. Sallustius Catilina.

**) Name des galliſchen Feldherrn, aus dem die Römer den Eigennamen Brennus bildeten.

ger am Teſſin, an der Trebia, am Traſimenes und bei Cannä mißlang. Wenn Cäſar ihre Uneinigkeiten nicht ſo klug genährt hätte, würde er ſie nicht haben beſiegen können*). Es wird dem Druidismus in den Augen der Nachwelt zum ewigen Ruhm gereichen, daß er unter den ſeiner Herrſchaft unterworfenen Völkern jene Thatkraft erzeugt und unterhalten hat, welche das beſte Bollwerk der Nationalunabhängigkeit war. Die Druiden ſelbſt, weit entfernt, wie ſo viele andere Prieſterſchaften, nach der Gunſt der Fremden zu buhlen, haben ihren Unterjochungsplänen ſtets einen unüberwindlichen Widerſtand geleiſtet. Nicht eine einzige Empörung hat in den Keltiſchen Ländern Statt gefunden, ohne daß ſie die Seele derſelben geweſen wären, ohne daß ſie von ihnen Begeiſterung und Rath erhalten hätte.

Ein anderer, nicht weniger bemerkenswerther Charakterzug dieſes großen religiöſen Syſtems iſt die Achtung der Frauen, die in den heidniſchen Religionen ſo ſelten iſt, welche jegliche Art von Unterdrückung heiligten. Statt ſie wie ein Werkzeug des Vergnügens zu betrachten, ſahen die Druiden in ihnen etwas Göttliches und Prophetiſches. Die berühmteſten Heldinnen, Velleda, Jeanne d'Arc, Jeanne Hachette, ſind auf druidiſchem Boden geboren worden. Die blondlockigen Töchter Galliens, welche ihr langes Haar im Winde Armorikas wehen ließen, fühlten in ihren Herzen eine glühende Begeiſterung für das Vaterland. Ihre mit dem Brauſen der Wogen vermiſchte Stimme verkündigte den kriegeriſchen Klanen Galliens den Tag der Schlacht. Die keltiſchen Wälder verbargen manche Deborah, bereit, den Kriegsgeſang gegen die furchtbaren römiſchen Legionen anzuſtimmen. Die Frau hatte dann zugleich das Gefühl ihrer eigenen Würde und die Ueberzeugung, durch die engſten Bande dem Vaterland anzugehören, und es eben ſo feurig zu lieben, als die Helden, welche für daſſelbe im Schlachtgetümmel ſtarben.

*) S. Amédée Thierry, Histoire des Gaules.

LXXXIV.

Denn es war ein tiefer Schlaf vom Herrn auf sie gefallen.

1 Samuel 26, 12.

Nach dem, was wir gesagt haben, wird man sich nicht wundern, daß das Christenthum in den druidischen Ländern so großen Anklang gefunden hat, während das griechisch-römische Heidenthum drei Jahrhunderte lang den Verkündigern des Evangeliums widerstand. Die Religion des Geistes verletzte auf das Tiefste alle künstlerischen Neigungen des griechischen Volkes, das sich nicht daran gewöhnen konnte, das blutige Kreuz, welches die Welt erlöst hatte, an die Stelle der idealen Gestalten seiner Götter zu setzen. Dieser verächtliche Galgen erfüllte die Anbeter der Schönheit mit Abscheu. Aber dieser Widerwille war bei den keltischen Völkern in keiner Weise vorhanden. Die Inselbewohner Britanniens, die Gebirgsleute Helvetiens und die rauhen Bewohner Galliens betrachteten den muthig erlittenen Tod als die Krone jedes wahrhaft männlichen Lebens. Das Kreuz war somit für sie der ergreifende Ausdruck ihrer theuersten Ueberzeugungen. An ein Leben voll Kämpfe gegen die Natur und die Feinde gewöhnt, schien ihnen das Christenthum kaum streng genug. Den sinnlichen Leidenschaften der heißen Klimate fremd, immer auf den Tod in der Schlacht vorbereitet, von dem Gefühl der Unsterblichkeit tief durchdrungen, war kein Volksstamm besser vorbereitet, die christliche Religion anzunehmen, welche alle ihre Ahnungen verwirklichte. Uebrigens hatte der neue Glaube, der von der römischen Politik verfolgt wurde, eben deshalb einen besondern Reiz für die Besiegten. Sie fühlten sich glücklich, im Heiligthum des Gewissens der römischen Herrschaft zu entgehen, und, statt ihren Weihrauch vor den Göttern des Kapitols zu verbrennen, in den unzugänglichen

Verſtecken ihrer Wälder irgend einen aus entfernten Gegenden gekommenen Verkündiger Chriſti anzuhören.

Vergeblich wollten die Herren der Welt die keltiſchen Völker in Schrecken ſetzen. Der Muth Pothins, des mit Jahren beladenen Biſchofs, der liebenswürdige Heldenmuth der Sklavin Blandina und der andern Märtyrer vermehrten die Popularität des Evangeliums in den Augen der Menſchen, welche die Verachtung des Todes für die erſte Tugend hielten. Man unterhielt ſich mitten in Gallien und in den Alpenthälern über einen Gott, der ſeinen Anbetern einen unüberwindlichen Muth einflößte, und der denen, welche zu ſterben wußten, ewige und unſterbliche Freuden verhieß. Dieſe Religion war allerdings die Religion der Tapfern. In den Heiden der Bretagne, am Ufer der Seen, in den Alpengegenden verſammelte man ſich trotz der Dekrete Roms, um muthige Prediger, welche den „unbekannten Gott" *) verkündigten, den aus dem Weibe gebornen Gott, den Gott, der den Tod beſiegt und die Auferſtehung verheißen hatte. Auf ihre ſtarken Lanzen geſtützt, verließen die Greiſe ihre Hütten, um die evangeliſchen Boten zu betrachten, die ihnen den Himmel zeigten. Die Krieger freuten ſich über den Muth, mit dem ſie dem Zorn Roms trotzten, deſſen Gewalt immer im Grunde des Herzens verabſcheut war. Die Kinder bewunderten die Sanftmuth ihrer Rede und die Frauen und Mädchen hörten mit Entzücken von Maria ſprechen, die würdig erfunden geweſen war, den Heiland der Welt in ihrem Schooß zu tragen. Dieſe Geheimniſſe, welche die höhniſch-ſtolze Philoſophie Roms und Athens empörten, entzückten die Einfachheit der Urvölker. Sie nahmen die wunderbaren Erzählungen, die ihnen von den Leiden und Wundern des Menſchenſohnes berichteten, mit leidenſchaftlicher Bewunderung auf.

Die druidiſche Religion erfüllte ihre Anhänger allerdings

---

*) *Παῦλος ἔφη· Ἄνδρες Ἀθηναῖοι — εἶρον βωμὸν ἐν ᾧ ἐπεγέγραπτο Ἀγνώστῳ θεῷ.* (Apoſtelgeſch. 17, 23.)

mit großer Thatkraft, aber — und das war ihre schwache Seite — sie that dieses, um die Schmerzen der Menschen zu trösten. Sie setzte ein Heldenvolk voraus, welches das Leiden niemals erweichen konnte. Jede Religion aber, die unsere Natur verstümmelt, geht durch die Gewalt zu Grunde, die sie ihr anthut. Die Anhänger des Druidismus mußten daher unwillkürlich eine neue Religion wünschen, welche, ohne den Menschen zu entnerven, die Wunden seines Herzens in den Schlaf wiegt. Das Christenthum hatte diesen doppelten Charakter. Es war stark, aber zugleich auch sanft. Es zeigte einen Befreier, der am Kreuz für seine Henker betete, und zu gleicher Zeit an seine trostlose Mutter und an seine vielgeliebten Schüler dachte. — Es mußte siegen, weil es den andern Religionen an Vernunft überlegen war und das Gemüth befriedigte. Keine menschliche Macht konnte seinen Sieg bei den druidischen Völkern aufhalten. Auch erhob sich das Kreuz bald an den Felsen Schottlands bis zu den Gipfeln der Alpen*) und erglänzte wie ein strahlender Leuchtthurm, der die Völker auf der Bahn der Zukunft erleuchten sollte.

Die Christen hatten nicht bloß gegen den Druidismus zu kämpfen; denn die feindlichen Einfälle, denen Helvetien nach und nach ausgesetzt war, brachten noch andere religiöse Systeme.

So suchten 600 Jahre vor Christi italienische Völkerschaften eine Zuflucht in den Thälern, oberhalb welcher der Rhein entspringt. Nach andern lokalen Ueberlieferungen hätten sich andere Auswanderer aus dem Norden, Friesen und Skandinaven, welche durch „Hungersnoth und Ueberschwemmungen" vertrieben worden wären, an den Ufern des Vierwaldstättersees niedergelassen. Zwei Brüder, Switer und Swen, wären die Gründer von Schwytz gewesen, und die Auswanderer wären später über den Brünig gestiegen und hätten ihre letzten Kolonien in das

*) Es scheint, daß der Druidismus in den Alpen eine freiere Form hatte, als in den andern Ländern, und daß es dort keine geistliche Körperschaft gab.

Berner Oberland geführt. Aber ohne zu dieſen dunkeln Ueberlieferungen zu greifen, iſt es nicht ſchwer nachzuweiſen, daß die germaniſchen Verfaſſungen und Ideen in der Geſchichte des alten Helvetiens eine große Bedeutung gewonnen haben. Zur Zeit des Einfalls der Barbaren verbreiteten ſich die Alemannen, dann die Burgunder, ſpäter die Gothen und zuletzt die Franken wie ein Strom über die von galliſchen und italieniſchen Völkern bewohnten Länder. So lieferten ſie auch der Schweiz ihr letztes Bildungselement, und noch jetzt unterſcheidet man in der Eidgenoſſenſchaft drei Sprachen und drei Volksſtämme, welche durch eine Verbindung, die täglich inniger wird, die Eigenthümlichkeit und die Kraft des ſchweizeriſchen Volkes bilden, welches zwar klein an Zahl iſt, aber groß durch die Ideen und die expanſive Macht der Freiheit.

Der religiöſe Glaube, den die germaniſchen Stämme nach Helvetien brachten, war nicht ohne Aehnlichkeit mit den keltiſchen Ueberlieferungen. Die Druidiſche Theologie erinnert in der That zugleich an die indiſchen Syſteme und an die ſkandinaviſchen Glaubensanſichten. Die drei großen Götter Galliens, Trutates, Taranis und Heſus, erinnern an die nationale Dreieinigkeit der Germanen, die ihnen auch ein unſichtbares Volk von Rieſen, Feen und Zwergen unterordnen. Die Welt geht nach dem Glauben der Druiden durch eine Reihe von Schöpfungen und Vernichtungen, und die Erde wird als ein rieſiges Thier dargeſtellt.

Die drei Hauptgötter der Germanen waren Wodan, der Odin der Skandinaven, Donar*) und Saxnat**). Als der heilige Columban und ſeine Gefährten an die Ufer des Bodenſees zogen, fanden ſie in Bregenz eine von den Barbaren entweihte Kapelle, in welcher man drei eherne Götzen aufgeſtellt hatte: „Das ſind unſere alten Götter," ſagten die Heiden, „deren Schutz uns und unſere Güter bis auf dieſen Tag erhalten hat."

Leider haben wir nur ſehr unbeſtimmte Mittheilungen über

*) Das Thor der Skandinavier.

**) Er heißt auch Zeo und Tylen, und iſt der Tyr der Skandinavier.

die erſten Verkündiger des Evangeliums bei den keltiſchen Völkern. Was Helvetien betrifft, ſo ſind die legendenmäßigen Ueberlieferungen viel zahlreicher als die wahrhaft geſchichtlichen Urkunden. Es iſt jedoch außer Zweifel, daß ein Strahl des Lichtes, welches die orientaliſche Kirche über die Welt verbreitete, auch über den Alpen erglänzte*). Ein ausgezeichneter griechiſcher Schriftſteller, der Biſchof Irenäus, befeſtigt das Werk der erſten evangeliſchen Arbeiter in der bedeutenden Stadt Lugdunum (Lyon). Von dort verbreiteten ſich die Lehren unſerer Kirche über ganz Helvetien.

Die Legende des heiligen Beat läßt im Gewebe römiſcher Fabeln die Spur dieſer denkwürdigen Begebenheiten erkennen. Dieſe Legende beſtätigt den orientaliſchen Urſprung der helvetiſchen Kirche. In Antiochia ward dem Britten Suetonius die Wohlthat des Glaubens zu Theil. Uebrigens haben wir ſchon bemerkt, daß die Britten urſprünglich in inniger Verbindung mit der orientaliſchen Kirche ſtanden, und daß es der Anſtrengungen einer langen und ſchlauen Politik bedurfte, um ſie unter das römiſche Joch zu beugen. Die berühmteſten Prediger Helvetiens, Juſtus, Gallus, Lucius, Fridolin, Magnoald, Sigisbert, waren wie Suetonius in Britannien geboren. Tona und Banger, welche nicht, wie Rom, Geſchichtſchreiber gefunden haben,

*) „Die **chriſtliche Kirche Helvetiens**“, ſagt Daguet ſehr richtig, „iſt **helleniſchen Urſprungs**“. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts hatten zwei griechiſche Prieſter aus Aſien, Irenäus und Pothinus, berühmte Schüler der Apoſtel, das Chriſtenthum nach Gallien gebracht. Von Lyon und Vienne, wo ſich die zwei Miſſionäre niedergelaſſen hatten, verbreitete ſich das Chriſtenthum in den benachbarten Provinzen, in Genf unter Andern und in Auguſta Rauracorum, zwei damals ſehr blühenden Städten. Um die nämliche Zeit oder etwas ſpäter erhoben ſich chriſtliche Gemeinden in andern Städten Helvetiens, in Noviodunum, Aventicum, Vindoniſſa, Octodurum, Curia. Daguet, Etudes sur l'histoire littéraire de la Suisse, in der Revue Suisse, T. IX.

die ein Intereſſe hatten, ſie zu preiſen, hatten einen lebendigern Glauben als die Stadt der Cäſaren. Die freie Kirche der Britten und Scoten hat für die Bekehrung von Mittel-Europa mehr gethan, als alle Miſſionäre des Papſtthums. Man konnte von den evangeliſchen Arbeitern Britanniens ſagen, was man von Columban geſagt hat: „Er fühlte in ſeinem Herzen das Feuer brennen, das der Herr auf die Erde gebracht hat“ *). Aber dieſer unermüdliche Prediger hatte ſeinen Schüler Gall gelehrt, daß wenn man auch Rom ehre, man die beſondern Vorrechte der Kirche von Jeruſalem achten müſſe“ **), und er ſcheute ſich nicht, die Kirche der Hauptſtadt des römiſchen Reichs zu ermahnen, ſich vor der alten Verderbniß dieſer berühmten Stadt zu bewahren. So war noch im 6. Jahrhundert die brittiſche Freiheit beſchaffen, die ſie in der Schule der Orientalen gelernt hatte.

Die Götter der germaniſchen Wälder fanden in dem berühmten Mönch, den wir eben genannt haben, und in ſeinen Schülern unermüdliche Gegner. Columban hatte in Gallien und Helvetien nicht die Gabe, den Anhängern Roms zu gefallen. Daguet beſtätigt es: „Die Schottiſche Kirche, die ſich in Folge ihres Urſprungs an das alte orientaliſche Chriſtenthum, an die griechiſche Kirche, anlehnte, zeichnet ſich durch einen gewiſſen Geiſt von Unabhängigkeit aus, welcher oft für die rechtgläubigen Biſchöfe Galliens und für die ſächſiſchen Erzbiſchöfe von Canterbury ein Grund des Aergerniſſes war. Wir, ſchreiben dieſe letztern an die Bewohner der Inſel Erin***), wir Abgeordnete des heiligen apoſtoliſchen Stuhls in den Abendländern, wir haben thörichter Weiſe an den Ruf der Heiligkeit euerer Inſel geglaubt, aber wir wiſſen es jetzt, ihr ſeid nicht beſſer

*) „Ignitum igne Domini desiderium.“ Mabillon, Acta p. 9.

**) „Salva loci dominicæ resurrectionis singulari praerogativa.“ Columb. Vita § X.

***) Irland.

als die Britten. Die Reise Columbans nach Gallien hat uns davon vollständig überzeugt" *).

Die Dienste, welche die Predigten Columbans dem Christenthum im fränkischen Gallien erwiesen, konnten bei den Gallischen Prälaten die Anhänglichkeit dieses berühmten Mönchs und seiner Freunde an die orientalischen Gebräuche der brittischen Kirche nicht in Vergessenheit bringen.

Der unermüdliche Columban mußte seine Thätigkeit nach Italien und Helvetien wenden. Er gründet zuerst Bobbio in den cottischen Alpen und kommt um 610 in die Schweiz. Er bleibt nur drei Jahre dort; aber das Land der Alemannen, welches bis dahin unbebaut und beinahe götzendienerisch war, wird bei seiner Durchreise umgestaltet. Unglücklicher Weise setzte ihn sein ungestümer Eifer dem Zorn des Herzogs von Alemannen Gunzo aus. Er muß sich flüchten; jedoch soll sein Werk nicht mit ihm untergehen. Nach Columban wird Gallus der Apostel der Alemannen und der Stifter der alemannischen Kirche.

Die Constitutionen Columbans haben ohne Zweifel die wesentlichen Gebrechen aller Mönchsanstalten, die im Orient wie im Abendland immer die nämlichen sind. Doch zeigt sich in seinen Predigten, in seinem Briefwechsel bisweilen der christliche Geist und die Erinnerung an die alte orientalische Freiheit.

„Glauben wir nicht," sagt er, „daß es genüge, den Staub unseres Leibes mit Fasten und Wachen zu ermüden, wenn wir nicht auch unsere Sitten bessern. Das Fleisch kasteien, wenn die Seele keine Frucht davon hat, ist soviel als die Erde unaufhörlich pflügen, und ihr doch keine Ernte abgewinnen" **).

Die irischen Christen feierten, wie die orientalischen, das Osterfest mit den Juden. Columban vertheidigt gegen den Papst Gregor I. die Gewohnheiten des Orients:

„Glaubt man, daß ich mich, nachdem ich so viele Schrift-

---

*) Daguet, a. a. O.

**) Guizot, Hist. de la civilisation en France, 2, 144—147.

ſteller geleſen habe, mit dem Spruch der Biſchöfe begnügen kann: Ihr ſollt Oſtern nicht mit den Juden begehen? Der (römiſche) Biſchof Victor ſagte daſſelbe. Aber kein einziger orientaliſcher Biſchof hat es annehmen wollen. Und unſere hiberniſchen Gelehrten und Philoſophen, welche ſich am beſten auf Berechnung und Aſtronomie verſtehen, haben nur darüber gelacht" *).

Wenn die Irländer über die Dekrete des „Statthalters Gottes" nur lachten, ſo begreift man die Abneigung, welche gewiſſe Prälaten des Feſtlandes ſo oft gegen ſie an den Tag legten. Daguet, der dem trefflichen Michelet beweiſen will, „daß Columban kein Vorläufer der Reformation im 7. Jahrhundert war", geſteht doch, daß „dieſer Miſſionär ein heterodoxer Sohn der römiſchen Kirche war" **). Schrieb er nicht an Bonifacius IV.: „Die Gewalt wird euch nur ſo lange bleiben, als ihr euch auf die gerade Vernunft ſtützt" ***).

Gallus, Columbans Schüler, ein unermüdlicher Urbarmacher und eifriger Prediger, machte aus ſeiner Zelle eine Werkſtatt des Ackerbaus im Südoſten des ſchwäbiſchen Meeres oder des Bodenſees. Mang oder Magnoald, der nach dem Tode Galls der erſte Bewohner der Zelle an der Steinach geworden war, wurde der Apoſtel des Vorarlbergs und von Bayern †). Leider ſind in den Klöſtern Eifer und Thätigkeit nicht von langer Dauer und werden ſchnell von gemeiner Sinnlichkeit und einem mehr oder weniger groben Quintismus verdrängt.

---

*) Bibliotheca Patrum 12, 32.

**) A. a. O.

***) „Tamdiu potestas apud vos erit, quamdiu recta ratio permanserit." Bibl. Patrum.

†) Man findet ausführlichere Mittheilungen über die irländiſchen Mönche in der angeführten gelehrten Abhandlung von Daguet.

LXXXV.

Siehe, ich will sie erwecken.
Joel, 3, 12.

Die Verbindung des Christenthums mit dem keltischen Geist und dem germanischen Freiheitssinn hatten glückliche Ergebnisse. Ohne Zweifel setzte die Barbarei mit ihrem regellosen Ungestüm dem Sieg der evangelischen Ideen viele Hindernisse entgegen; aber die gallischen und helvetischen Barbaren hatten eine Grundlage von Edelmuth, von Unabhängigkeit des Charakters, von Verachtung der Gefahr und des Lebens, der sie außerordentlich fähig machte, die Wirkung der heldenmüthigen Grundsätze des Evangeliums zu erfahren.

In allen Dingen ohne Maß, hatten sie ohne Zweifel große Laster, aber sie waren der außerordentlichsten Tugenden, der erhabensten Hingebung und einer Selbstverläugnung fähig, die vor keinem Opfer zurückbebte. Diese Anlagen brachten eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte hervor, das Ritterthum, in welchem sich christliche und barbarische Elemente vereinigt finden. Die evangelische Begeisterung konnte allein bei kriegerischen Menschen den Gedanken erzeugen, sich dem Dienst der Armen und der Unterdrückten zu widmen. Aber mit dieser Idee, deren Berechtigung vom Christenthum anerkannt wird, vereinigten sich andere, die es schwerlich billigen kann. Erinnert die Ausrottung der Ungläubigen nicht eher an den wilden Geist der druidischen und germanischen Religion, als an den friedlichen, vom barmherzigen Erlöser offenbarten Glauben? Sind jene trotzigen Kreuzfahrer, die mit dem Zeichen der Erlösung auf der Schulter in Jerusalem einzogen und sich dort in Strömen Bluts badeten, nicht die würdigen Söhne derer, welche in den Wäldern Galliens und in den Thälern Helvetiens

ſo viele abſcheuliche Opfer begingen und den ſchrecklichen Reim ſangen:

Aus rauchenden Schädeln trinken wir Bier:
Dem Teutates ſind Schädel die lieblichſte Zier.*)

Was die Verehrung der Frauen betrifft, wie das Ritterthum ſie verſtand, ſo iſt ſie eher eine keltiſche und germaniſche Ueberlieferung als eine evangeliſche Idee. Ohne Zweifel lehrt das Evangelium die Achtung der Frauen und heiligt die Rechte der Gattin und der Mutter, aber es hat der Welt niemals jene Anbetung unſeres Geſchlechts verkündigt, die das Ritterthum einführte, und die ſich mit allen ihren unſinnigſten Ueberſpanntheiten in der Verehrung offenbart, welche das Mittelalter Marien erwies**). Dieſe Idee hängt mit den älteſten Glaubensanſichten des barbariſchen Volkes zuſammen. Der griechiſch-römiſchen Bildung gänzlich unbekannt, gibt ſie der Geſchichte der chriſtlichen Völker ſeit der Zeit des Ritterthums einen ausgeprägten phantaſtiſchen Charakter.

Um den Einfluß, welchen der keltiſche Geiſt und druidiſche Ueberlieferungen in Frankreich, Helvetien und Britannien ausübten, richtig zu würdigen, iſt es nothwendig zu bemerken, daß da, wo dieſe Elemente oder andere ähnliche ſich nicht vorfanden, die Wirkung des Evangeliums auf die Völker, denen es verkündigt wurde, unvollſtändig geblieben iſt. So hat Italien z. B. von den Apoſteln des chriſtlichen Glaubens die Thatkraft nicht gelernt, welche ihm ſchon zur Zeit der Apoſtel mangelte. Dieſes edle Land hätte nicht nur einen neuen Glauben, ſondern auch neues Blut nöthig gehabt. Möchte es in der heiligen Liebe zur Freiheit und Unabhängigkeit jene männliche Kraft finden, ohne welche der Ruhm, ſelbſt der des Genies, ſeinen größten

*) Mollevault.

**) S. Michelet, histoire de France. — A. Coquerel, Réponse au Dr. Strauss. — Dieſe letzte Schrift enthält tiefe Bemerkungen über den Urſprung und die Entwicklung der Verehrung Mariä.

Glanz verliert! Möchten die glorreichen Erinnerungen an seine letzten, für seine Nationalität durchgefochtenen Kämpfe immer vor seinen Augen gegenwärtig sein, und die Lorbeern von Pastrengo, Goito, Rivoli, Somma-Campagna, Pizzighetone, Peschiera nicht vom tödtlichen Hauch der Fremden verwelken!

Die keltischen und germanischen Elemente, welche die Nationalität der Schweiz begründeten, erzeugten, als sie von der lateinischen Civilisation herangebildet wurden, kräftige und freie Seelen. Das Prinzip des helvetischen Lebens war von den ältesten Zeiten her eine aufrichtige und tiefe Liebe für die Freiheit. Daher sind auch die Jahrhunderte, welche für die andern Völker Europas nur Zeiten schmachvoller Unterdrückung waren, für die Schweiz Zeiten des Ruhms und des Kampfes gegen den Lehensadel gewesen. Die muthigen Alpenbewohner betrachteten das Evangelium nicht als ein Gesetzbuch der Knechtschaft; aber da ihre Priester andere Ansichten hatten, wußten sie ihnen eben mit derselben Festigkeit zu widerstehen, als den österreichischen Landvögten. Die Bewohner der Urkantone, die seit der Reformation die gelehrigsten Werkzeuge des Ehrgeizes der römischen Nuntien geworden sind, wiesen im Mittelalter die Anmaßungen der Priester und Mönche hundertmal mit der größten Entschiedenheit zurück. Schon im Jahr 1370 schlossen diese mit den andern Kantonen, welche damals zur Eidgenossenschaft gehörten,*) einen berühmten, unter dem Namen „Pfaffenbrief"**) bekannten Vertrag zu dem Zwecke, den Eingriffen ein Ende zu machen, welche sich die römische Geistlichkeit in ihrem Gebiete erlaubte. Im Jahr 1525 unterzeichneten die Stände Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Luzern, Freiburg und Wallis fol-

*) Es waren ihrer im Ganzen acht.

**) S. A. E. Cherbuliez, De la démocratie en Suisse. — Des églises constituées. — Schmauss, Corpus juris academicum, p 2345. — Balthasar, De jurib. helveticorum circa sacra, p. 45.

gende Erklärung, welche nur ein erneuerter Ausdruck der Freiheiten der ſchweizeriſchen Kirche war?

„Da der Wolf in den Schafſtall Chriſti gebrochen, der oberſte Wächter der Kirche aber ſchläft, ſo wollen wir, die weltliche Obrigkeit, die Abhülfe ſelber verſuchen. Zur Steuer alſo erſtens des eingeriſſenen Geizes unter der Prieſterſchaft wird hinfort jeder Beſitz von mehr als einer Pfründe, das Ertheilen der Sakramente um Geld, der Verkauf des Ablaſſes ſcharf unterſagt*); weil Volksbeluſtigungen, Erleichterungen des Faſtengebots bisher um Bezahlung bewilligt wurden, ſo ſoll es hinfür auch ohne dieſelbe geſchehen. Römiſche Buben, die mit Anſpruch auf Pfründen im Lande erſcheinen**), ſind ſogleich zu ertränken; kein Geiſtlicher darf in Abweſenheit der Verwandten beim Teſtament eines Sterbenden handeln; aller Ankauf von Gütern ohne Vorwiſſen der Landesobrigkeit iſt ihnen und ſo auch den Klöſtern verboten; hingegen haben die Letztern von ihrer Verwaltung den Regierungen jährlich Rechenſchaft abzulegen. Mit prieſterlichem Gerichtszwang wurden bisher unſre Angehörigen zur Ungebühr gedrückt: es iſt ihnen unterſagt, in Zukunft irgend einer Ladung vor geiſtlichem Gericht zu gehorchen, es treffe denn die Sakramente, die Gotteshäuſer oder das Heil der Seelen; in ſolchen Fällen aber ſollen die Verhandlungen deutſch geführt werden; auch weltliche Gerichte dürfen hinfort ſchwere Vergehen von Prieſtern an Leib und Leben ſtrafen, unangeſehen die Weihe. Allen Vögten in unſern Herrſchaften befehlen wir, gegen die

*) Bemerkenswerth iſt, daß mehrere von den in dieſen Aktenſtücken erwähnten Mißbräuchen noch heute, im Jahr 1857! in der Mehrzahl der katholiſchen Länder und ſelbſt in den Kantonen beſtehen, welche ſie vor mehr als 3 Jahrhunderten verboten.

**) Fremde, denen Rom die Anwartſchaft auf Pfründen in der Schweiz verkaufte. Ach! wenn Der wieder auf die Erde käme, der die Krämer aus dem Tempel verjagt hat, was würde er von den Menſchen ſagen, welche die Meſſe, die Diſpenſen u. ſ. w., ihr Gewiſſen und ihre Ehre verkaufen!

unmenſchliche Härte der Kloſtervorſteher und Gerichtsherren in Auflegung der Frohnen und Abgaben, die armen Leute zu ſchützen, und obgleich die Geiſtlichkeit jeder Steuern und Laſten ledig geweſen, und manche Obrigkeit, die ſolche forderte, mit dem Banne erſchreckt hat, ſo iſt dieſes Alles ohne Grund in den heiligen Schriften durch ihre Schlauheit unſrer Einfalt aufgebürdet worden, ſolcher Mißbrauch deßhalb abzuthun, ſie aber in Beſchwerden oder in Vortheilen andern Chriſtenmenſchen gleich zu ſetzen" *).

Die angeführten Thatſachen beweiſen hinlänglich, daß die weltliche Geiſtlichkeit und die Mönche in der Schweiz den nämlichen Geiſt an den Tag legten, wie im übrigen Europa. Aber ſtatt ſich in die Knechtſchaft zu fügen, wie es die Bauern in allen andern Ländern thaten, begannen die ſchweizeriſchen Landleute einen kräftigen Kampf gegen die Tyrannei der geiſtlichen Herrn und der Mönche. Während die Geſchichte eines Kloſters meiſtens nur die traurige Litanei der Plackereien gegen Leibeigene iſt, denen man Steuern und Frohnen nach Willkür auferlegen konnte, iſt ſie in der Schweiz eine kriegeriſche Legende, welche die Kämpfe berichtet, in Folge deren es den Landleuten gelingt, das Joch abzuſchütteln, das man ihnen im Namen der Religion auferlegt. Ich beſchränke mich darauf, ein einziges Beiſpiel anzuführen, das des berühmten Kloſters Interlaken.

Ein Ritter aus dem Geſchlecht von Oberhofen erbaute dieſes Kloſter gegen 1139 für dreißig Mönche des Auguſtiner-Ordens. Bald nach ſeiner Stiftung begab ſich das Kloſter unter den Schutz Kaiſer Lothars **III.**, der ihm die Erlaubniß gab, den Verwalter ſeiner Güter ſelbſt zu wählen. Als 1198 der Verwalter oder Kaſtenvogt ſeine Vorrechte mißbrauchte, beauftragte Heinrich **VI.** die Stadt Bern, die Mönche zu beſchützen, ohne ihre zahlreichen Freiheiten anzutaſten, die von ſeinen Nachfol-

*) Hottinger, J. J., Geſch. der Eidgenoſſen während der Zeiten der Kirchentrennung, 2, 161 f.

gern, und namentlich vom Kaiser Adolf im Jahr 1295 bestätigt und vermehrt wurden. Man sieht, daß die Unterstützung der irdischen Gewalten den Mönchen nicht fehlte.

Es scheint, daß sie dieselbe gut benutzt hatten, denn sie besaßen um diese Zeit beträchtliche Reichthümer. Sie bestanden vornämlich in Patronatsrechten und in liegenden Gründen, die man ihnen vermacht, oder die sie von dem zu Grund gerichteten Adel erworben hatten. Das Gebiet des Klosters vergrößerte sich immer mehr und seine Herrschaft am Fuß der Alpen war bald unbestritten.

Der gute Ruf, dessen sich das Kloster Anfangs erfreute, trug zu seiner Vergrößerung viel bei. Die Mönchsanstalten beginnen immer mit Inbrunst, der leider gewöhnlich die Täuschung eines schwärmerischen Geistes zum Grunde liegt*). Aber wenn die Achtung, die man ihnen erweist, ihnen Macht und Reichthum verschafft hat, tritt Ehrgeiz, Habsucht und Vergnügungssucht an die Stelle der religiösen Begeisterung. In Interlaken geschah es wie in allen Klöstern. Schon im Jahr 1205 verursachte die Härte, mit der die Mönche die armen Bauern bedrängten, eine allgemeine Empörung. Die kräftigen Gebirgsbewohner schienen wenig geneigt, sich die Tyrannei der Mönche gefallen zu lassen. Vielleicht hätte ihr Muth ohne die Intervention des mächtigen Herzogs von Zähringen, Bertholds V., des Gründers von Bern, schon damals das verabscheute Joch zerbrochen. Berthold eilte mit einem mächtigen Heer herbei, schlug die Empörer im Grindelwaldthal, und zwang sie, sich der erdrückenden Herrschaft des Klosters von Neuem zu unterwerfen.

Die Mönche, welche wohl fühlten, wie wenig beliebt sie

---

*) Die Ordensgründer, Franz von Assisi, Dominicus, Ignaz von Loyola, Alfons von Liguori u. a. bieten selbst merkwürdige Beispiele von Sinnestäuschungen dar. Man s. Brière de Boismont, Des hallucinations.

beim Volke waren, begriffen die Nothwendigkeit, ſich auf eine fremde Macht zu ſtützen, ohne ſich zu bekümmern, ob ihre Macht es mit ihrem Vaterland gut meine. Man kennt ihren Patriotismus. In der Schweiz haben ſie die Augen ſtets auf Oeſterreich gerichtet. Die Auguſtiner von Interlaken zwangen ihre Vaſallen zur Zeit der Schlacht von Morgarten den Oeſterreichern, den Feinden ihres Vaterlandes, zur Hülfe zu eilen. Aber dieſes unvaterländiſche Benehmen zog dem Kloſter den Zorn der furchtbaren Gebirgsbewohner von Unterwalden zu, welche im Jahr 1342 ſein Gebiet verheerten. Die Leibeigenen des Kloſters erblickten in dieſem Kampf eine Gelegenheit, ihre Freiheit wieder zu erobern. Mehrere Dörfer, Grindelwald, Bönigen, Iſeltwald, Saxelen u. ſ. w. ſchloſſen im Jahr 1349 einen geheimen Bund mit Unterwalden. Sich des Erfolgs ſicher glaubend, erhoben ſie ſich und verweigerten die Steuern. Aber die Mönche wurden von der ſie bedrohenden Gefahr durch die Intervention von Bern und Solothurn befreit. Der Berner Feldhauptmann verbrannte Wilderswyl und mehrere Dörfer, und die Inſurgenten, welchen eine Kriegsſteuer auferlegt wurde, geriethen von Neuem unter ein Joch, das um ſo drückender war, als die Verdorbenheit der Mönche mit ihrem Reichthum und ihrer Macht wuchs.

Die von Tag zu Tag innigere Verbindung der Herren in Bern mit dem Kloſter machte den Zuſtand der Bewohner dieſer Thäler ſo unerträglich, daß ſie ſich im Mai 1445 zu Eſchi verſammelten, um ſich über die Mittel, das Joch abzuwerfen, zu verſtändigen. Die in dieſem Jahre gemachten Verſuche gegen die Berner Herrſchaft hatten keinen Erfolg; aber das Kloſter machte einige Conceſſionen. Es erklärte die Dörfer Grindelwald, Iſeltwald, Lauterbrunnen, Habkeren und Matten zu freien Vaſallen.

Nach dieſem Vergleich ward es wieder ruhig, aber das Kloſter Interlaken war nicht von allen Sorgen befreit. Umſonſt hatte ſich ſein Reichthum vermehrt, es beklagte ſich über Geld-

mangel. Man darf ſich nicht darüber wundern, denn ſeine ungeheuern Einkünfte konnten den Ausſchweifungen jeglicher Art nicht genügen, denen ſich die Mönche überließen. Eine dünne Mauer trennte ſie von dem Frauenkloſter, das kurze Zeit nach dem ihrigen gegründet worden war. In einem Zeitraum von zwölf Jahren beging man ſolche Orgien bei den Nonnen, daß ihr Haus zweimal die Beute der Flammen wurde. Die Nonnen waren übrigens nicht weniger verſchuldet als die Mönche. Die Biſchöfe von Lauſanne veranſtalteten Unterſuchungen. Die Berichte, welche die Unterſuchenden darüber machten, gaben ein naives, aber wenig erbauliches Gemälde von dem Mönchsleben, welches gewiſſe Leute heut zu Tage idealiſiren wollen. Im Jahr 1439 ordnete die Basler Kirchenverſammlung ebenfalls eine Unterſuchung der beiden Klöſter an.

Trotz dieſer Unterſuchungen und Warnungen ward die finanzielle und moraliſche Unordnung von Tag zu Tag größer. Endlich zeigte die Berner Regierung trotz ihrer alten Freundſchaft für das Kloſter im Jahr 1493 deſſen ärgerliches Betragen in Rom an. Dieſer Schritt zog den Mönchen einen ſtrengen Verweis des Papſtes Sixtus **IV.** zu. Ueber dieſe gerechte Ermahnung erzürnt, verließen mehrere von ihnen das Kloſter, deſſen Kirche ſie im Jahr 1474 mit bewaffneter Hand plünderten. Bei dieſer merkwürdigen Unternehmung mißhandelten und verwundeten ſie mehrere von ihren alten Genoſſen. Die Intervention Berns war nöthig, um dieſe mit der Auguſtinerkutte bekleideten Räuber zur Vernunft zu bringen.

Zehn Jahre ſpäter entſchloß ſich endlich Innocenz **VI.** das Frauenkloſter aufzuheben, um den Mönchen eine Verſuchung zu nehmen, der ſie trotz der Ermahnung ihrer Obern nie widerſtanden. Dieſer Staatsſtreich trug nur dazu bei, das ärgerliche Leben der Mönche allgemein bekannt zu machen. Später verſuchte Bern vergeblich, ihnen einen Vogt zu geben (1527). Die Reformation ſollte das Land von einer Anſtalt befreien,

welche dasſelbe vergiftete*) und die das Volk eine Schlammgrube von Unſittlichkeit nannte. Die Bauern bewaffneten ſich und drohten, das Kloſter zu zerſtören**). Am 20. März 1528 benützte Bern die Umſtände, um die Beſitzungen des Kloſters mit ſeinem Gebiet zu vereinigen***).

LXXXVI.

Bis dein Mund voll Lachens werde und deine Lippen voll Jauchzens.

Hiob 8, 21.

Die Geſchichte der Interlakner Mönche gibt einen ſehr richtigen Begriff von dem religiöſen Zuſtand der Schweiz im Mittelalter. Die Geiſtlichkeit und die Mönche machten dort die nämlichen Anſprüche wie im übrigen Europa. Aber dieſe Anſprüche erregten immer tiefern Widerwillen bei den rauhen Alpenbewohnern und den Bauern in den ſchweizeriſchen Thälern. Nachdem die Kämpfe des Volkes gegen die Klöſter in vielen Kantonen die Macht der Mönche allmälig geſchwächt hatten, wurden dieſelben endlich im 16. Jahrhundert vernichtet. Dieſe Revolution erſtreckte ſich nicht auf die Urkantone. Der Luxus war dort unbekannt, und da die Geiſtlichkeit, welche übrigens

*) Man ſ. die Verordnung der Berner Regierung aus jener Zeit gegen die verwilderten Sitten des Oberlands in dem Werk l'Oberland bernois, T. I. le Couvent d'Interlachen.

**) „Das Huorhuß mit den Buoben zu zerſtören tröwende."

***) Man findet die vollſtändige Geſchichte von Interlaken mit den intereſſanteſten, in den Quellen geſchöpften Notizen in dem „Oberland bernois" von Ober, Mitglied des Großen Raths der Republik Bern.

ſehr unwiſſend war, die Verſuchungen nicht hatte, die ſie an andern Orten fand, ſo hatte ſie ziemlich einfache Sitten bewahrt. — Wenn die Völker auch oft über die Anmaßungen Roms und der Prieſter in Zorn gerathen waren, ſo hatten ſie doch die Ehrfurcht gegen die Prieſterſchaft nicht verloren, die ihnen ihre demokratiſche Verfaſſung nicht geraubt hatte und kein allzu herriſches Benehmen an den Tag legte. In dieſen Gebirgen beſtand kein Bisthum und die Pracht der Prälaten beleidigte nicht die Augen wie in Lauſanne, Baſel oder Genf. In den reichen Kantonen hingegen hatte die Geiſtlichkeit das Beiſpiel der reichen Bürgerſchaft und des ausſchweifenden Adels befolgt. Im Jahr 1482 ſehen wir die Bewohner des Berner Gebiets, welche von der Peſt dahingerafft wurden, alle Beiſchläferinnen der Prieſter (Pfaffenhuoren) verjagen, um den Zorn des Himmels zu beſänftigen. Das Volk betrachtete die Prieſter mit Recht als die Stütze der Ariſtokratie, und wünſchte, ſich von einer Gewalt zu befreien, die weder die Wiſſenſchaft noch die Sittlichkeit für ſich hatte. Zudem begriff man in dieſen Kantonen, in denen ſich geiſtige Bildung zu verbreiten anfing, ſehr gut, daß die Gegner des Prieſterthums ſich auf Gottes Wort beriefen, um diejenigen, welche ſich für die Diener des Evangliums ausgaben, zu einem chriſtlichen Leben zu nöthigen. So verhielt es ſich aber nicht in Schwytz und in Altorf. Die rauhen Bewohner dieſer Länder, die ſich in der That noch im Urzuſtande befanden, haben die Beſprechungen über die Bibel von jeher als Subtilitäten angeſehen, die man den Theologen überlaſſen müſſe. Daher waren ſie auch ſogleich bereit, ihre Nachbarn mit Feuer und Schwert zu bekriegen, die ſich der Reformation geneigt zeigten und zwar um ſo lieber, als ſie über den Einfluß eiferſüchtig waren, den ihnen ihre Aufklärung und ihr Reichthum in der Eidgenoſſenſchaft gegeben hatte. Die Deklamationen gegen Bern und Zürich ſind noch lange nicht aus der Mode gekommen. Man findet ſie noch in der „Geſchichte des Sonderbunds“ von Crétineau-Joly.

Ohne Zweifel war es für Europa im Allgemeinen und für die Schweiz insbesondere ärgerlich, zu sehen, wie zwei nebenbuhlerische Kirchen den Boden mit Blut bedeckten. Die der römischen Kirche ergebenen Schriftsteller haben behauptet, daß man die Christenheit reformiren könne, ohne die vom Erlöser gestiftete Gesellschaft in zwei Lager zu trennen. Manche wenig gebildete Geister haben diese Behauptung als richtig angenommen, weil sie sie so oft mit dem schneidenden Ton des Dogmatismus haben wiederholen hören. Aber die oberflächlichste Prüfung der Geschichte des Mittelalters reicht hin, um ihre Nichtigkeit zu zeigen. Wie viel Versuche hatte man nicht in der Zeit vor dem 16. Jahrhundert gemacht, um die Geistlichkeit zu reformiren und das Papstthum zu bewegen, auf die willkürliche Gewalt zu verzichten, die es so schändlich mißbraucht hatte! Die Kirchenversammlungen von Constanz und Basel hatten alle Mittel erschöpft, um die römischen Bischöfe zu einem Leben und zu Ansichten zurückzuführen, die dem Evangelium und dem gesunden Menschenverstand gemäßer wären. Die Schweiz hatte an ihren Gränzen zwei Versammlungen der christlichen Welt gesehen, welche zusammen gekommen waren, um die Verwirklichung dieses schweren Werks zu versuchen. In der Constanzer Kirchenversammlung hatte Alles einen glücklichen Erfolg zu versprechen geschienen: ein Kaiser, der für den Katholizismus von so glühendem Eifer erfüllt war, daß er sogar dessen Gegner verbrennen ließ; Theologen, welche alle Gewandtheit besaßen, um die listigen Kunstgriffe des römischen Hofs aufzudecken; Redner, auf deren Ruf die Universitäten stolz waren. Aber weder Sigismund, noch Peter von Alliaco, noch Gerson konnten den „heiligen Vater" bewegen, irgend etwas von seinen Anmaßungen und seinem Vortheil aufzugeben. Es gelang dem Papst Martin V., der von der Kirchenversammlung gewählt worden war, durch Aufbieten aller möglichen Intriguen, alle Reformationspläne zu hintertreiben.

Nach der Constanzer Kirchenversammlung, deren Auftritte

ſich in Baſel wiederholten, war keine Täuſchung mehr möglich. Es war mehr als überflüſſig bewieſen, daß die Völker allein durch kräftiges Einſchreiten ihre geiſtlichen Häupter zu Opfern zwingen konnten, gegen welche ihre Selbſtſucht einen ſo tiefen Widerwillen zeigte. Sie hätten noch in Baſel eine Revolution vermeiden können, wenn ſie die Reformation angenommen hätten.

Aber ſtatt ſich in Zugeſtändniſſe zu fügen, welche die öffentliche Meinung mit Recht forderte, vertheidigten die Päpſte mit erbitterter Hartnäckigkeit alle die Mißbräuche, welche ihre Perſon eben ſo ſehr verhaßt machten, als ihre Gewalt. Die beſchränkten und rückſchreitenden Geiſter kannten nur Eine Politik — den Widerſtand. Aber dieſer unſinnige Widerſtand zwingen die Revolutionen, über das Ziel hinauszugehen, mit welchem ſie ſich außerdem begnügt hätten. Sind nicht die unaufhörlich wieder auftauchenden Verſchwörungen der Geiſtlichkeit und des Adels, ihre entehrenden Bündniſſe mit dem Ausland die vorzüglichſte Urſache der Exceſſe der franzöſiſchen Revolution geweſen? Aehnliche Thatſachen erſchienen im 15. Jahrhundert. Hätten Martin V. und Eugen IV. in Conſtanz und in Baſel einige wahrhaft chriſtliche Eingebungen gehabt, ſo wären Luther und Zwingli nicht möglich geweſen. Man hat dieſe berühmten Männer oft beſchuldigt, daß ſie die Urſache aller Uebel der neuern Zeit ſeien, es iſt dies das ewige Lied jener gemeinen Parteiführer, auf die der Katholizismus ſo ſtolz iſt.

„Es iſt die Schuld Voltaires!
Es iſt die Schuld Rouſſeaus*).

Aber die unparteiiſche Geſchichte bekümmert ſich wenig um dieſe eigennützigen Deklamationen. Es fällt ihr nicht ſchwer zu beweiſen, daß man die Vorwürfe, mit denen man die Reformatoren erdrücken will, auf ganz andere Leute beziehen muß. Ein blutſchänderiſcher Papſt wie Alexander VI., ein egoiſtiſcher und ſtreitſüchtiger Politiker wie Julius II., ein wollüſtiger

*) Béranger.

Kunſtliebhaber wie Leo X. haben zur Begründung des Proteſtantismus mehr beigetragen, als der fromme Eifer Lefevres, der Muth Zwinglis, die Beredtſamkeit Luthers und die Dialektik Calvins. Die Jahrhunderte der Unterdrückung berechtigen die Jahrhunderte des Widerſtands. Als die Bourbonen die abſolute Gewalt in Frankreich begründeten, glaubten ſie der Monarchie einen ewigen Beſtand zu ſichern und der vierte Nachfolger Heinrichs IV. ſtarb auf dem Schaffot. Eben ſo erging es den Stuarts. Doch habe ich mich hier nur mit dem Papſtthum zu beſchäftigen. Dadurch, daß Gregor VII. die Verfaſſung der römiſchen Kirche in eine deſpotiſche Monarchie verwandelte, iſt er der wirkliche Vorläufer der Reform geworden. Nur über Eines muß man ſich verwundern, daß chriſtliche Völker die Tyrannei eines Biſchofs ſo lange ertragen haben. Mit Stolz ſage ich es, daß ein Verſuch dieſer Art im Orient nicht die geringſte Ausſicht auf Erfolg gehabt hätte, daher ſind wir ſowohl bei den Drohungen als bei den Verführungskünſten Roms gleichgültig geblieben. Die Beſchimpfungen haben eben ſo wenig Eindruck auf uns gemacht als das Uebrige. Die Nachwelt wird kaum glauben, daß das Abendland diejenigen Schismatiker genannt hat, welche der urſprünglichen Unabhängigkeit des Chriſtenthums treu geblieben ſind.

Wenn die römiſche Politik bei den Orientalen ſcheiterte, welche die alten Ueberlieferungen kannten, und welche ſchon die Idee eines Biſchofs mit königlicher Würde empörte, ſo gelang ſie an andern Orten beſſer. Im Abendlande erwirkte man lange Zeit die Geduld der Gläubigen, indem man ihnen Reformen verſprach, die man immer wieder verſchob, und welche die frömmſten und aufgeklärteſten Anhänger der römiſchen Kirche, wie Bernhard, Gerſon, Peter von Alliaco vergeblich verlangten. Mit welchem Feuer ſpricht nicht der Abt von Clairvaux, um nur Ein Beiſpiel anzuführen, von jenem Schmuck der Kirchen, der die Blicke der Gläubigen auf ſich zieht, ſie in ihrer Andacht ſtört, die zu den Ceremonien der Juden zurück-

führen?*) Was die „mit Gold bedeckten Reliquien“ betrifft, so bezeugt dieser beredte Mönch, „daß sie die Augen nähren und die Geldkisten öffnen.“ Wie oft erhebt er sich nicht in seinen Predigten gegen die ganz sinnliche Religion, die er vor Augen hatte, wie oft fordert er nicht die Rechte der Religion „im Geiste und in der Wahrheit zurück?“ Welch schreckliches Bild des Mönchsthums entwirft er nicht! Alles was später die Reformatoren von den Klöstern gesagt haben, würde man leicht in seinen Schriften wieder finden**).

Der Tag war nicht mehr entfernt, da die aufgeklärtesten und thätigsten Völker der Christenheit diese beredten Einsprachen gegen eine entartete Religion widerholen sollten. Ihr Zorn mußte um so größer sein, als man sie nur allzulang getäuscht hatte.

Dies waren die wirklichen Ursachen der Reformation, die von den eigennützigen Vertheidigern des Ultramontanismus so oft entstellt worden sind***). Die Schriftsteller dieser Schule haben sich nicht begnügt, die Reformation als die unrechtmäßigste aller Revolutionen darzustellen, sie haben sogar versucht, eine Menge verderblicher Folgen aus ihr herzuleiten. Nach ihnen hätte der Protestantismus die Christenheit vollständig demoralisirt — die unter Alexander VI., Julius II. und Leo X. so moralisch war†) — und auf ihn muß man alle in den drei letzten Jahrhunderten begangenen Verbrechen zurückführen, unter welchen man die Aufhebung der Jesuiten durch Clemens XIV††), die Revolutionen von 1789 und 1830, den Sieg der Eidge-

*) In seiner „Apologie“ an Wilhelm von Cluny.

**) Man s. die geistreiche Arbeit von Bungener, Encore un réformateur avant la réforme. — Ein Fragment aus Rome et l'histoire.

***) Wie Balmès, Nicolas, der Bischof von Montauban, Aubin, Döllinger u. A. m.

†) Man sehe die Geschichten von Frankreich von Michelet, J. Martin, Theophile Lavallee.

††) S. Crétineau-Joly, Clémens XIV.

noſſenſchaft über den Sonderbund, die Feldzüge Karl Alberts gegen die Unterdrücker der italieniſchen Nationalität, die Vertreibung des Papſtes Pius IX. aus der ewigen Stadt in erſter Linie nannte. Der Proteſtantismus hat außerdem die Baſtarde Ludwigs XIV., dieſes „allerchriſtlichſten Königs", er hat die Saturnalien der Regentſchaft und des Hofes Ludwigs XV., die Metzeleien zur Zeit der Schreckensherrſchaft und die Orgien des Direktoriums zu verantworten**). Vor Zwingli war Europa der Aufenthalt der Engel. Ich gebe gern zu, daß Lucrezia Borgia ein wahres Muſter von Tugend war, daß es unſchicklich war, die Reform des Hofes der Valois zu unternehmen, und daß man Unrecht gehabt hat, über einen rechtgläubigen Fürſten wie Heinrich III., der ſein Leben mit Prozeſſionen zubrachte, zu ſagen: Caylus und Saint-Maigrin, Joyeuſe und d'Epernon, junge Wollüſtlinge, die unter ſeinem Namen regierten, die politiſchen Verführer eines verweichlichten Fürſten, tauchten ſeine dumpfe Kraftloſigkeit in ſtets neue Wollüſte**).

So war das Europa beſchaffen, welches der Proteſtantismus verderbt hat***). Aber laſſen wir die Vergangenheit, da die Gegenwart uns genug Stoff darbietet. Die Vertheidiger der römiſchen Kirche müſſen ſich gar ſehr auf die Unwiſſenheit ihrer Leſer verlaſſen, um ihnen ſagen zu dürfen, daß in Wien, Sicilien, Italien, Spanien, Portugal, in den ſüdamerikaniſchen

---

*) Es wäre leicht, eine Menge Werke anführen, welche mit dieſen ultramontanen Gemeinplätzen angefüllt ſind. Ich begnüge mich zu nennen: Donoso Cortès, marquis de Valdegamas, Du catholicisme, du libéralisme et du socialisme; — Abbé Rohrbacher; Histoire universelle de l'Église, und die nicht weniger bekannten Schriften des Abbé Gaume, der ſich in unſern Tagen den Ruhm der Lächerlichkeit erworben hat.

**) Voltaire.

***) Man leſe z. B. die Mémoiren von Brantome.

Republiken mehr Sittlichkeit zu finden ist, als in Schweden, Dänemark, Holland, England, in der Schweiz u. s. w. Man lese, wenn man sich über diese Frage erbauen will, ein sehr bekanntes Werk: „Die katholischen und protestantischen Völker," von Napoleon Roussel. Allerdings hat dieses Buch viele Fehler, aber es gibt allgemeine Resultate von der höchsten Wichtigkeit, und man hat nicht einmal versucht, anders darauf zu antworten, als mit Spöttereien. Obgleich weniger berühmt, läßt die Arbeit des Professors Lecerf an der juristischen Fakultät in Caen: „Der Protestantismus und die Gesellschaft," den phantastischen Gemälden des oft genannten Nikolas volle Gerechtigkeit widerfahren.

Ich für meinen Theil, und in der unparteiischen und unabhängigen Stellung, die mir meine Eigenschaft als Glied der orientalischen Kirche gewährt, ich gestehe, daß ich nicht begreife, wie die Vertheidiger Roms die Unklugheit haben konnten, die Frage von dieser Seite zu behandeln. Aber „ein ungeschickter Freund!"

Man sage, wenn man will, die katholischen Völker seien die heitersten, die liebenswürdigsten, die geistreichsten; ich habe, Nichts dagegen; man führe sogar als Beweis den „Plato, ein Hanswurst" vom Dr. der Theologie Martinet an, oder das Buch „Von den Geistern und von ihren flüssigen Erscheinungen" von Mirville, „Meine Zweifel" vom ehrwürdigen Vater Loriquet, und die Artikel des „Univers;" ich gebe es ohne Widerwillen zu, ob ich gleich finde, daß die Franzosen, die mit Rom zerfallen sind, Molière, Voltaire, P. L. Courier, Béranger, nicht weniger geistreich sind, als Martinet, Mirville, Loriquet, Veuillot, Nicolas, Nicolardot, Pitot und ihre Vorgänger Petouillet und des Fontaines. Wenn es sich um reine literarische Urtheile handelt, muß man sich auf Absurditäten jeglicher Art gefaßt machen. Aber wenn man sieht, wie die römische Kirche sich anmaßt, die Tugend auf Erden zu repräsentiren, dann findet man, daß die Phantasie alle

Schranken überschreitet. Die Reisenden, welche einige Tage in Neapel, Palermo, Mexiko, Lima, Rom, Paris, Wien, Florenz u. s. w. zugebracht haben, müssen einigermaßen erstaunen, wenn man ihnen von dem engelreinen Leben spricht, das „die gehorsamen Kinder der heiligen römischen Kirche" in diesen Städten führen, und wenn man ihre Tugenden den zahllosen Sünden der Bürger von Amsterdam, Edinburg, Genf, Dresden, Stockholm u. s. w. entgegenstellt, die als Ketzer und Schismatiker nothwendigerweise dem verderblichsten Einflusse Satans Preis gegeben sind. Die unterrichteten Leser werden bei solchen Possen nicht mehr lachen, wenn sie bedenken, daß man sich ihrer mit dem größten Erfolg bedient, um unter Millionen Christen die Wuth des Sektengeistes zu unterhalten, und daß sie das eigentliche Wesen der Polemik des bekannten Nicolas bilden, der, Dank dem merkwürdigen Stillschweigen der Geistlichkeit, jetzt der officielle Vertheidiger Roms ist.

Dieser Theologe — denn man muß ihm wohl diesen Namen geben, weil die offiziellen Theologen stillschweigen — hat eine Entdeckung gemacht, die nicht ohne Wichtigkeit ist. Er hat zu beweisen unternommen, daß der Protestantismus der rechtmäßige Vorfahr aller socialistischen Sekten ist, und daß ohne seinen unglücklichen Einfluß es in der Welt weder Saint-Simonisten, noch Fourieristen, noch Babouvisten u. s. w. gegeben hätte. Der Communismus ist nach ihm ein nothwendiges Ergebniß der Idee des Protestantismus und er hat zum Beweise davon ein Buch geschrieben nnter dem Titel: „Von dem Protestantismus und allen Ketzereien in ihren Beziehungen zum Socialismus"*), das wie „Der nagende Wurm"

*) Die „Revue de Strassbourg" hat im Januar 1853 dieses Werk eben so gründlich als streng beurtheilt. Sie beweist, daß Nicolas Städte für Menschen und Menschen für Städte hält. Man sehe auch eine Arbeit von N. Roussel „Prüfung der Einwürfe u. s. w." am Ende des 2. Bandes der Nations catholiques u. s. w.

des berühmten Abbé Gaume, dieſes glühenden Gegners der griechiſchen Klaſſiker und des „heidniſchen Lateins“ ins Ungariſche überſetzt worden iſt. Unglücklicher Weiſe iſt der Communismus eben ſo alt als die Welt. Man könnte vom Socialismus eben ſo viel ſagen, wenn man darunter eine heftige Polemik gegen die Uebelſtände der geſellſchaftlichen Ordnung verſteht. Die älteſten Kirchenväter, Hieronymus z. B., enthalten Ausſprüche gegen die Reichen, welche denen von L. Blanc an die Seite geſetzt werden können. Hat der Einſiedler von Bethlehem nicht geſagt, daß jeder Beſitzer „ein Dieb oder der Sohn eines Diebes“ ſei?

Das Schauſpiel, welches Europa heut zu Tage darbietet, beſtätigt die Theorien des Nicolas und ſeiner Freunde nicht. Es iſt im Gegentheil bemerkenswerth, daß die Socialiſten und Communiſten maſſenhaft auf katholiſchem Boden erſtehen, während die proteſtantiſchen Länder dieſe Sekten kaum kennen, die daher auch in Paris, Lyon und Rom viel mehr gefürchtet ſind, als in Edinburg oder Stockholm. Dort iſt man einfach liberal. Cabet, Conſiderant, L. Blanc u. ſ. w. würden dort niemals mächtig werden, und Proudhon würde nicht Tauſende von Stimmen als Volksrepräſentant erhalten. Der Socialismus würde dort die Menge Bewunderer nicht erwerben, die er in Rom, Florenz, Neapel und Parma gewonnen hat. So findet ſich denn bei näherer Betrachtung, daß der Proteſtantismus ſeine Nachtheile nur in den Ländern offenbart, in denen er nicht beſteht, und daß er auf ſeinem eignen Boden nur ehrliche Bürger wie Nicolas, die Redaktoren des „Univers“ und der „Aſſemblée nationale“ erzeugt. Man muß darin ohne Zweifel einen Kunſtgriff des Teufels erkennen, der, in den redenden Tiſchen verborgen, katholiſche Glaubensbekenntniſſe herſagte, um die unſchuldigen Seelen des Faubourg St. Germain beſſer zu betrügen. Ich kann die Verantwortlichkeit dieſer Thatſache nicht übernehmen, ich begnüge mich, auf das Buch des Marquis von Mirville zu

verweiſen, das die „Genfer katholiſchen Annalen“ als der Kirchenväter würdig geprieſen haben.

„O vanas, hominum curas et pectora caeca!“

Ich muß auch noch eine intereſſante Bemerkung anführen, die ich in den Schriften der Vertheidiger Roms gefunden habe. Luther hat Bayle erzeugt, Bayle den Voltaire, Voltaire den Hegel und Hegel den Feuerbach. So ſind denn der Skeptizismus, der Atheismus, der Pantheismus, der Indifferentismus u. ſ. w. eine Frucht des Proteſtantismus, der, nebenbei geſagt, durchaus dogmatiſch und in keiner Weiſe ſkeptiſch war. Aber der Skeptizismus iſt nicht mehr eine Erfindung des Proteſtantismus, als der Communismus und der Socialismus. Er herrſchte als unbeſchränkter Herr am Hofe Leo **X.***) unter jenen Cardinälen, welche bei den „unſterblichen Göttern“ ſchwuren. Voltaire und Diderot waren, wie in unſern Tagen Heinrich Heine und Lamartine, von den Jeſuiten erzogen worden. Die Männer des Nationalconvents, die ſich ſo oft dem Daſein Gottes feindſelig zeigten, waren nicht auf proteſtantiſcher Erde geboren. Es gibt in Rom mehr Atheiſten, als in Amſterdam, und es iſt nicht ſchwer, den Grund davon anzugeben. Der Katholizismus führt durch die merkwürdigen Prüfungen, denen er die menſchliche Vernunft unterwirft, ſchreckliche Reaktionen herbei. Der Unwille, den der unvernünftige Aberglaube und die Betrügereien der Prieſter einflößen, ſtürzt die Seelen in alle Ausſchweifungen des Atheismus. Die deſpotiſchen Religionen ſind die beſten Bundesgenoſſen des Skeptizismus. Allerdings führt die freie Prüfung die Seelen nicht immer zum Chriſtenthum, aber diejenigen, welche auf dieſem Wege dazu gelangen, ſind wenigſtens aufrichtig und überzeugt. — Welches Verdienſt kann in den Augen Gottes ein Glaube haben, der von dem Deſpotismus auferlegt, von der Unwiſſenheit und von inquiſitoriſchen

---

*) S. Nisard, Études sur la renaissance. — Leopold Ranke, Fürſten und Völker im 16. Jahrhundert.

Maßregeln beſchützt wird. Man verbietet jedem Katholiken **unter Strafe der Excommunication** irgend ein Buch zu leſen, das dem Glauben Roms widerſpricht. Selbſt die Bibel — und wir berufen uns dabei auf den edlen Fenelon*) — wird ihm als ein Buch voll Schlingen und Gefahren vorgeſtellt. Gottes Wort iſt alſo eine fruchtbare Quelle von Verſuchungen! Jeder treue Schüler Roms muß mit derſelben Sorgfalt vermeiden, die liberalen Zeitungen zu leſen, die „Revue de Paris", die „Times", die „Revue des deux Mondes", die „Independance belge", „Il Diritto", die Genfer „Bibliotheque univerſelle", den „Bund" u. ſ. w. u. ſ. w.! — Freilich erlaubt man ihm das „Univers", die „Civilta Cattolica" und die Schriften des Nicolas, Potot, Nicolardot und Veuillot. Welche Herrſchaft! Mit ſolchen Vorſichtsmaßregeln iſt man ſicher, ſeinen Katholizismus und ſeine Unſchuld zu bewahren! Ich vergaß, daß man auch ſorgfältig vermeiden muß, einen Blick auf die Schriften eines Boſſuet, Nicole, Pascal, Arnauld, Descartes, Malebranche, zu werfen, denn die Einen ſind Janſeniſten, und die Andern ſtehen im Index**), es finden ſich endlich republikaniſche darunter oder übel Beläumdete, Verdächtige und Freche. Die „Provinzialbriefe" ſollen ketzeriſch ſein! die „Rede über die Methode" rationaliſtiſch! die „Geſchichte von Part-royal"***) verläumderiſch! die „Vertheidigung der gallikaniſchen Kirche" — wird vom heiligen Stuhl für verwerflich erklärt!

Ich ziehe aus allen dieſen Thatſachen den Schluß, daß man um jeden Preis vermeiden muß, leſen zu lernen. Iſt die Buchdruckerkunſt nicht eine Erfindung des Teufels?

---

*) S. Seine Abhandlung über das Leſen der Bibel in der Volksſprache.

**) Man ſehe das Buch Index librorum prohibitorum, das Bedlams würdig iſt.

***) Von Racine.

Welche Länder ſind dann aber in Europa katholiſch geblieben? Arme irländiſche Bauern, welche vor Elend und Hunger ſterben, bretoniſche Landleute, welche ihre Unkenntniß der franzöſiſchen Sprache vor dem Pariſer Einfluſſe ſicher ſtellt, neapolitaniſche Lazzaronis, ſpaniſche Gebirgsbewohner, die von Schmuggel und Räuberei leben; dies iſt die „Glaubensarmee!" Wenn man dieſe unwiſſende und fanatiſche Maſſe für ſich hat, ſo hat man wohl das Recht, gegen den proteſtantiſchen Skeptizismus zu deklamiren!

Ein anderes beliebtes Beweismittel der Vertheidiger Roms iſt, daß ſie die Häupter der großen religiöſen Bewegung im 16. Jahrhundert als mehr oder weniger verdorbene Seelen darſtellen. Man entwirft das düſterſte Bild von Luther, Melanchthon, Zwingli, Calvin, Knox u. ſ. w., und man ruft mit dem ſiegreichen Ton, den die Vertheidiger des Papſtthums ſo ſehr lieben: „Das ſind die Thaten der neuen Apoſtel!" *) Leider iſt dieſes Beweismittel, das kürzlich von Audin in ſeinen Geſchichten Calvins, Luthers und Heinrich **VIII.** unter dem Beifallsgeſchrei der katholiſchen Welt in ſechs dicken Bänden entwickelt worden iſt, und auf das man ſo großes Gewicht zu legen ſcheint, in der That ohne Werth. Gott hat, um das Menſchengeſchlecht zu fördern, nicht nöthig, ſich tadelloſer Werkzeuge zu bedienen. Die Bibel, welche die Katholiken doch als das Wort Gottes anerkennen müſſen, ſpricht es an zahlreichen Stellen aus. Die Patriarchen der alten Welt, welche ſich der göttlichen Gnade ſo ſehr erfreuten, Abraham, Iſaak, Jakob, haben große Fehler begangen. Aaron, der Prieſter Jehovahs, hat ſich durch ſeine Schwäche zum Götzendienſt hinreißen laſſen. Obgleich vom Geiz beherrſcht, hatte Bileam doch die Gabe der Prophezeihung. David ſelbſt hat in herrlichen Pſalmen ſeine Verbrechen beklagt. Warum hätte ſich denn Gott nicht unvollkommner Menſchen bedienen können, um die römiſche Tyrannei

*) Bossuet.

zu brechen? Wenn man behauptet, daß die Wahrheit nur von Heiligen gelehrt werden könne, so bekennt man sich zum Grundsatz Wiclefs und Johann Hußens, der von der römischen Kirche so feierlich verurtheilt worden ist.

Aber, sagt man, als der Sohn Gottes auf die Erde kam und Apostel und Jünger wählte, wollte er nicht, daß sie vorwurfslos seien? Waren die ersten Christen nicht ein vollendetes Muster evangelischer Vollkommenheit? Allerdings gab es unter ihnen Menschen von wunderbarer Tugend; aber alle Zeugnisse aus ihrer Zeit beweisen, daß man sich von Gliedern der Urkirche merkwürdig falsche Vorstellungen macht. Sie haben für den Sieg der Gerechtigkeit und der Brüderlichkeit gekämpft und gelitten: dies möge ihnen zum ewigen Ruhm gereichen! Aber warum versucht man, ein phantastisches Bild von ihnen zu entwerfen? Warum will man sie nicht so zeigen, wie sie in Wirklichkeit waren, mit einer merkwürdigen Mischung von Größe und Schwachheiten, durch feurige Sehnsucht zum Guten hingerissen, und nur allzuoft in die Gebrechen des heidnischen Lebens zurückfallend? Man lese in den Briefen Pauli von den Unordnungen, welche die Feier des Abendmahls begleiteten*) und man wird sehen, daß sie von dem engelreinen Leben noch weit entfernt waren. Ein Werk von außerordentlicher Wichtigkeit, das man eben entdeckt hat, die „Philosophumena", gibt ein ergreifendes Gemälde von den Intriguen jeglicher Art, die zu der Zeit, da das Schwert der Cäsaren noch über dem Haupte der Jünger Christi schwebte, die in der Umgebung des römischen Bischofs stattfanden. Wenn wir über das innere Leben dieser Zeit eben so viele Nachrichten hätten, als über das 16. Jahrhundert, könnten wir wahrscheinlich den interessanten Kapiteln,

*) St. Paulus, 1. Epistel an die Corinther, 2. Daher ruft er unwillig aus: *Μὴ γὰρ οἰκίας οὐκ ἔχετε εἰς τὸ ἐσθίειν καὶ πίνειν; ἢ τῆς ἐκκλησίας τοῦ θεοῦ καταφρονεῖτε.* 11, 22.

welche Chateaubriand den Christen der ersten Zeiten in seinen „christlichen Studien“ gewidmet hat, Manches beifügen*). Aber wir wissen doch genug, um einzusehen, daß die rechtmäßigste und reinste Revolution die menschliche Natur nicht vor den Schwächen bewahrte, die den Söhnen Adams angeboren sind.

Zwischen den fanatischen Vertheidigern der Reformatoren und deren eigennützigen Lästerern, bleibt noch eine Stelle für den gesunden Menschenverstand und die Unparteilichkeit. Die Häupter der Reformation haben sich ewigen Ruhm verdient, indem sie ihr Vaterland von jener römischen Tyrannei befreiten, der sich die orientalische Kirche, diese alte und verehrte Mutter der christlichen Völker, niemals hat unterwerfen wollen. Der Aberglaube des Papstthums, von dem man ein so scharfes Gemälde in den Schriften des Erasmus findet, flößten ihnen einen eben so tiefen als aufrichtigen Abscheu ein. Sie wollten unbestreitbar die Seelen zu erhabeneren und christlicheren Ideen zurückführen. Leider hatten sie die Augen nicht immer auf das Ziel gerichtet, das sie zu erreichen strebten. Sie ließen sich oft durch allzu weltliche Berechnungen hinreißen und durch Rücksichten verführen, die in ihrem Geist keinen Zutritt hätten finden sollen. Aber um gerecht zu sein, muß man sich daran erinnern, zu welcher Zeit und unter welchen Menschen sie lebten. Im 16. Jahrhundert kochten die rauhen Leidenschaften noch in den Herzen, die Charaktere waren heftig, die Phantasie glühend, die Rede leidenschaftlich. Die Gegner des Protestantismus, denen die römische Kirche den Namen „Heilig“ ertheilt hat, waren eben so wenig von Ueberspanntheit und weltlicher Politik frei, als die Reformatoren**). Wenn Luther Erscheinungen hatte,

---

*) Es wäre interessant, diese Gemälde mit denen zusammenzustellen, welche ein katholischer Schriftsteller, Döllinger, in seiner „Reformation“ davon gegeben hat.

**) Wenn man sich einen Begriff von den merkwürdigen Concessionen machen will, zu denen sich Rom im Interesse seiner Politik herbei-

ſo waren der heilige Ignaz von Loyala und der heilige Franz Xaver ebenſo auch Geiſterſeher*). Wenn Zwingli zu großes Vertrauen in die Macht des Schwertes ſetzte, ſo rief auch der heilige Pius V. den Gott der Schlachten öfter an, als den Gott des Evangeliums**). Wenn Zwingli den Servet hat verbrennen laſſen, ſo hat der ebengenannte Papſt den weißen Prieſterrock der römiſchen Biſchöfe oft mit dem Blut der Ketzer roth gefärbt, er, der ſich der Statthalter des „Königs des Friedens" nannte. Wenn Melanchthon dem Grundſatz der Duldung nicht immer treu geweſen iſt, ſo hat der heilige Franziskus von Sales bei aller ſeiner Sanftmuth das gewaltthätige Verfahren ſeiner Kirche nicht verſchmäht, wie es neuerdings ein gelehrter Genfer bewieſen hat***). Der göttliche Carl Borromäus†) war nicht mehr tolerant als Theodor von Beza.

Unglücklicher Weiſe haben die römiſchen Schriftſteller zwei Maaße und zwei Gewichte. In ſeiner „Geſchichte Heinrichs VIII." entwirft Audin das düſterſte Gemälde des ſittenloſen Lebens und der Grauſamkeit dieſes Fürſten, der ſich gegen die Herrſchaft des Papſtthums auflehnte. Gott bewahre mich, die Vertheidigung dieſes blutdürſtigen Tyrannen zu übernehmen! Aber wenn man an den Eheſcheidungen des ſchrecklichen und wollüſtigen Tudor ſo großes Aergerniß nimmt, warum zeigt man ſich gegen den heiligen††) Karl den Großen ſo nachſichtig?

---

läßt, wenn es ſich um Moral handelt, muß man ein ſehr intereſſantes Kapitel: „Heiligkeit der Kirche" im Werke des Pfarrers Archinard (Genf, 1852) nachleſen.

*) S. Brière de Boismont, Des hallucinations — und die Lebensgeſchichte der heil. Ignaz u. Xaver vom Jeſuiten Bouhours.

**) S. A. de Falloux, Saint Pie V.

***) Gaberel, Histoire de l'Eglise de Genève.

†) Divus Carolus Borromæus.

††) Er wurde vom Gegenpapſt Paſcal IV. unter die Heiligen verſetzt, und ſein Feſt wird am 28. Januar gefeiert. Er iſt der Schutz-

Hatte er nicht auch eine große Zahl Frauen und Beiſchläferinnen? Freilich hatte ſie der Kaiſer des Abendlands alle zu gleicher Zeit, während der engliſche Tyrann ſich verpflichtet glaubte, ehe er eine neue nahm, ihrer Vorgängerin den Kopf abſchlagen zu laſſen. Wenn man mit mehreren Frauen zugleich ein Heiliger ſein kann, wird man nothwendig zum Teufel, wenn man ſie oft ändert? Was die Propaganda durch das Schwert betrifft, ſo übte ſie Karl der Große gegen die Sachſen aus, wie der engliſche Fürſt gegen die Anhänger Roms. Haben im Norden die deutſchen Ritter das Evangelium nicht auch mit dem Schwert eingeführt? Man wird ſagen, ich weiß es, es ſei wenigſtens das wahre Evangelium geweſen. Aber dies iſt eben eine theologiſche Frage, über welche Millionen Menſchen im Abendlande und die ganze orientaliſche Kirche anderer Meinung ſind, als die Vertheidiger des Papſtthums. Uebrigens haben dieſe Schriftſteller ihre Abſicht, wenn ſie Heinrich VIII. in ſo betonter Weiſe, „den Vater der Reformation in England" nennen. Ein gelehrter Geſchichtsſchreiber, Merle d'Aubigné, hat ſich kräftig gegen eine ſolche Benennung erhoben. „Nicht in den Paläſten Heinrichs VIII.," ſagt er, „muß man die wahren Kinder der Reformation ſuchen; ſondern im Thurm zu London, im Lollardenthurm, im St. Pauls Thurm, im Cambetthurm, in den andern Gefängniſſen Englands, in den unterirdiſchen Kerkern der Biſchöfe, in den Ketten und Banden, auf den Folterbänken und Blutgerüſten. Als Heinrich einen Hitton, Benet, Patmore, Petit, Bayfield, Bilney und ſo viele Andere in das Gefängniß oder auf den Scheiterhaufen werfen ließ, war er nicht „der Vater der engliſchen Reformation," wie es eine große Lüge geſagt hat; „er war deren Henker" **).

heilige der Pariſer Univerſität. (Bouillet, Dictionnaire universel, act. Charles I.) — Niemals hat Rom gegen Pascals Dekret Verwahrung eingelegt.

**) Merle d'Aubigné, Histoire de la réformation, T. I. Dieſer ganze Band iſt der Entwickelung dieſer Idee gewidmet.

So war denn Heinrich VIII. eine Geißel für die römiſche, wie für die reformirte Kirche, deren Anhänger er mit blutdürſtiger Unparteilichkeit hinrichten ließ. Die Proteſtanten ſcheinen uns daher keineswegs verpflichtet, ihn gegen die Vorwürfe der Anhänger Roms zu vertheidigen. Aber ſie haben das Recht, zu verlangen, daß diejenigen, welche den König von England mit ſolcher Entſchiedenheit anklagen, nicht die Begeiſterung nachahmen, mit welcher Balmés vom ſchändlichen Philipp II. ſpricht*). Die wahre hiſtoriſche Wiſſenſchaft, der geſunde Menſchenverſtand, die Billigkeit, können eine ſolche Unredlichkeit nicht dulden. Alle Menſchen, welche aufrichtige Chriſten ſind, welche das Evangelium dem Vortheile und den Leidenſchaften der Sekten vorziehen, müſſen die Henker verfluchen, welche Farbe ſie auch tragen mögen. In unſern Tagen verdienen Heinrich VIII., Philipp II., Marie Tudor, der Herzog von Alba, Pius V. in gleichem Grade den Abſcheu aller derer, die ein Herz und ein Gewiſſen haben.

Luther iſt allerdings der Vater der deutſchen Reformation und kann in der Frage, die uns beſchäftigt, nicht übergangen werden. Wenige Männer des 16. Jahrhunderts ſind heftiger angegriffen worden. Man hat ihm die Beweglichkeit ſeiner Anſichten, den Ungeſtüm ſeines Charakters, die ſchwärmeriſchen Träumereien ſeiner Phantaſie, die Unſchicklichkeit ſeiner Sprache vorgeworfen. Dieſe Vorwürfe, die allerdings Grund haben, ſind auf die poſſirlichſte Weiſe übertrieben worden. Man wende eine ſolche Art der Geſchichtſchreibung auf den heiligen Hieronymus an, und es würde der Einſiedler von Bethlehem ſeinen begeiſtertſten Bewunderern verhaßt werden, denn ſein überſpannter Myſticismus hat ihn vor keiner der Verirrungen, er hat ihn vor der Heftigkeit nicht bewahrt, die man dem Wittenberger Lehrer vorwirft.

---

*) Balmès, Du protestantisme et du catholicisme. Balmes iſt einer der vornehmſten Gelehrten in der heutigen katholiſchen Kirche.

Freilich hat Luther in seinen Ansichten weder die Geradheit, noch die Festigkeit Zwinglis. Bei ihm ist die Vernunft nicht so mächtig als die Einbildungskraft. Wie alle feurigen Naturen, geht er oft von einem Eindruck zu einem andern über. Aber er läßt uns der innern Gährung seiner Seele mit so viel Aufrichtigkeit beiwohnen, er hat so viele Selbstthätigkeit in allen seinen Bewegungen, so viel deutsche Gutmüthigkeit in seinem Charakter, daß man sich nicht enthalten kann, die lebendigste Theilnahme für ihn zu empfinden, selbst wenn man bemerkt, daß er sich täuscht und über sein Ziel hinausgeht.

Warum duldet die katholische Geistlichkeit, welche über den Mangel an Anstand in Luthers Sprache klagt, in ihren Kirchen die mehr als naiven Darstellungen der Sünden und Laster? Ein Sachse des 16. Jahrhunderts, der Sohn eines Bergmanns, hatte eine kühne und volksthümliche Art, sich auszudrücken, welche die aristokratischen Prälaten des 19. Jahrhunderts nothwendig verletzen muß, die in Eiderdunen und Seide leben. Wenn man jedoch auf den Grund der Dinge geht, bemerkt man, daß ihr Schamgefühl nicht so leicht beleidigt wird, als man es beim ersten Blick glauben könnte. Die französischen liberalen Zeitungen haben bei Gelegenheit des Streits zwischen der Geistlichkeit und der Universität wahrhaft merkwürdige Auszüge aus gewissen Werken mitgetheilt, welche für den Unterricht in den Seminarien bestimmt sind. Ich habe die Ueberzeugung, daß man in keiner Wachtstube solche Gegenstände und in einer so bezeichnenden Sprache besprechen hört. Es scheint, daß die junge Geistlichkeit sich durch das Studium solcher Bücher auf das Cölibat vorbereitet! Man muß gestehen, daß die Mittel mit dem Zweck in argem Widerspruch stehen. Wenn Audin den Unterricht in den Seminarien gekannt hätte, würde er wahrscheinlich gegen die Schriften des deutschen Reformators nachsichtiger gewesen sein.

Man hat auch über die Erscheinungen, die seine Seele beunruhigten, und die man sagar als eine Strafe des Himmels

betrachtet hat*), großen Lärm aufgeſchlagen. Dieſer Standpunkt iſt wirklich ſeltſam. Die Menſchen jener Zeit lebten nicht wie wir in einem Luftkreis von geſundem Menſchenverſtand. Ignaz von Loyola, Thereſia**), Xaver u. ſ. w. hatten eben ſolche Erſcheinungen wie Luther. Der Reformator glaubte, wie Antonius und ſo viele Mönche, gegen die hölliſchen Geiſter kämpfen zu müſſen. Dies war eine traurige Erinnerung an ſeine mönchiſche Erziehung. Aber warum erregt eine pſychologiſche Erſcheinung, welche die Katholiken in dem Leben der Väter der Wüſte ſo ſehr bewundern, bei ihnen ſo regen Spott, wenn ſie dieſelbe bei Luther finden?

Die Strenge Calvins macht eine böswillige Erklärung ſeiner Handlungen und ſeines Charakters ſchwieriger. Daher war man genöthigt, in Bolſecs Schmähſchrift einige ärgerliche Erzählungen zu ſuchen***). Die Geſchickteſten haben auf die Verfolgungen Calvins gegen ſeine theologiſchen Gegner großes Gewicht gelegt. Dieſe Verfolgungen können allerdings nicht ſtreng genug gebrandmarkt werden. Aber nur die Schriftſteller, die zur reformirten Kirche gehören, können daran Aergerniß nehmen, denn der Genfer Reformator hat einfach die grauſame Geſetzgebung Roms auf diejenigen angewendet, die er für Ketzer hielt; diejenigen, welche er in Genf verfolgte, wären in Rom oder in Paris verbrannt worden. Freilich iſt Calvin keineswegs unſchuldig, aber ſind nicht diejenigen die Strafbarſten, von denen er die cannibaliſche Lehre gelernt hatte, die er unbarmherzig ausübte?

Selbſt wenn es durch Anwendung geſchichtlicher Fälſchungen

---

*) S. was Sepp, Evangelien-Harmonie, bei Gelegenheit der Verſuchung Chriſti in der Wüſte ſagt.

**) Man ſ. ihre Selbſtbiographie. Kein Buch ſchildert die Zeit und ihre Täuſchungen beſſer.

***) Sie ſind von Audin wiederholt worden. Sie ſind in Merle d'Aubigné, Hist. de la Réformation vortrefflich widerlegt.

gelang, die Häupter der Reformation verhaßt zu machen, ſo wird man doch die aufgeklärten Geiſter niemals verhindern, dieſe als einen wunderbaren Impuls zu betrachten, den ſie im Abendland dem menſchlichen Geiſt gegeben haben. Sobald die Wiſſenſchaft die Feſſeln gebrochen hatte, in welche Rom den Geiſt, die Geſchichte, die Philoſophie, die Theologie geſchlagen hatte, erheben ſich alle Wiſſenſchaften aus der langen Kindheit des Mittelalters. Man konnte ſich nunmehr mit Phyſik und Chemie beſchäftigen, ohne der Hexerei angeklagt zu werden, und ohne, wie Roger Baco, den größten Theil ſeines Lebens in den Gefängniſſen ſchmachten zu müſſen *). Das Studium der Anatomie war nicht mehr verboten. Es war Newton erlaubt, ſich mit dem Weltſyſtem zu beſchäftigen, ohne gezwungen zu werden, in ſeinem 70. Jahre, wie einſt Galilei **), die Ketzerei der Bewegung der Erde abzuſchwören ***). Es war möglich, die heiligen Schriften zu ſtudiren und ſie zu erklären, ohne den Scheiterhaufen Huſſens und ſeines Freundes Hieronymus von Prag befürchten zu müſſen. Unter der Herrſchaft der von den Mönchen ausgeübten Zenſur wären dieſe ernſten Studien vollkommen unmöglich geweſen. Man kann aus dem Briefwechſel des Erasmus ſehen, wie ſie noch im 16. Jahrhundert die Forſchung zu behandeln Willens waren †). Auch findet ſich die Wiſſenſchaft, die dieſes Namens würdig iſt, in den Gegenden nicht, in denen es dem Katholizismus gelungen iſt, ſeinen Grundſätzen einen vollſtändigen Sieg zu verſchaffen. Wer kann in Neapel, Parma, Rom, Florenz, Madrid, Liſſabon und Lima an philoſophiſche oder religiöſe Arbeiten denken?

---

*) S. Bouillet, Dictionnaire universel (10te von der heiligen Congregation des Inder gebilligte Ausgabe) im Artikel Roger Bacc.

**) S. Libri, Hist. de la vie et des oeuvres de Galilêi.

***) Victor von Bonald behauptet in ſeiner Schrift: Moïse et les géologues, daß die Inquiſition gegen Galilei Recht hatte.

†) S. Nisard, Etudes sur la renaissance — Erasme.

So ist denn die Reformation für das Abendland im Allgemeinen und für die Schweiz insbesondere eine nothwendige Bewegung der Emanzipation, welche zur Entwickelung der menschlichen Vernunft mächtig beitrug. Muß man daraus den Schluß ziehen, daß diese denkwürdige religiöse Revolution sich von allen Exzessen rein gehalten hat, und daß die Männer, die sie durchgeführt haben, immer Muster von Weisheit, Ruhe und Unparteilichkeit gewesen sind? So denken wir wahrlich nicht. Man muß sich allerdings über die Charakterlosigkeit und die Schwächen derer betrüben, welche Gott erwählt, um die Gesellschaft umzugestalten. Aber liegt die Charakterlosigkeit und die Schwäche nicht im Wesen unserer Natur, die sich in den größten wie in den gewöhnlichsten Geistern wiederfindet? Man muß die überlegenen Menschen nicht bloß nach ihren Fehlern und Gebrechen beurtheilen. Man muß sich vor Allem fragen, ob sie zum Fortschritt der Menschheit beigetragen, oder ob sie versucht haben, sie rückschreiten zu machen: das ist die Hauptfrage, mit der man sich gewöhnlich am wenigsten beschäftigt. Um aber Zwingli, Luther und Calvin zu würdigen, genügt es nicht, in ihrer Lebensgeschichte Anekdoten aufzusuchen, man muß sich von dem Zustand der Kirche zu der Zeit, da sie ihre Aufgabe begannen, Rechenschaft geben, und die Wichtigkeit dieser Aufgabe nach ihren Erfolgen beurtheilen. Wenn man das Leben Leo X. liest, ich sage nicht einmal das von William Roscon, sondern selbst das parteiische Werk von Audin, so wird man die Reformatoren des 16. Jahrhunderts besser begreifen. Die Häupter der katholischen Hierarchie, die sich ausschließlich den Genüssen der Kunst und eines wollüstigen Lebens hingegeben hatten, hatten die Aufgabe des Fortschritts und der Freiheit, welche der Christenheit auferlegt ist, aus den Augen verloren. Mögen sie heute die angenehme Muße, die heiteren Stunden zurückwünschen, die ihnen die Reformation entrissen hat, mögen sie mit Bitterkeit von einer Revolution sprechen, die ihre politische Lage vernichtet hat, Nichts ist natürlicher! Aber wir, die von allen diesen per-

ſönlichen Fragen nicht berührt werden, wir können weder ihren Kummer, noch ihre Klagen theilen.

Alle Erinnerungen an dieſes große Ereigniß bieten ſich in der Beatushöhle dem Geiſte dar. Dort herrſchte urſprünglich der ſymboliſche Drache, der an die Mythen des Heidenthums erinnert, und in dieſem Fall die barbariſchen Religionen perſonifizirt. Der heilige Beat iſt der Typus jener brittiſchen Kirche, die den Gebirgsbewohnern Helvetiens die Ueberlieferungen des orientaliſchen Chriſtenthums verkündigte. Aber wie wenn man die ganze Religionsgeſchichte dieſes Landes in der Chronik dieſer Grotte zuſammendrängen ſollte, wurde ſie ſpäter wegen des Grabmahls des Einſiedlers ein Mittel, deſſen ſich eine habſüchtige und entartete Kirche bediente, die Leichtgläubigkeit der Maſſen auszubeuten. Die Interlachner Mönche reizen durch alle möglichen Kunſtgriffe die Leichtgläubigkeit des Volkes an, den demüthigen brittiſchen Mönch mit beinahe göttlichen Ehrenbezeugungen zu überhäufen. Später liefern ſich Rom und die Reformation über dieſem kalten Staub eine Schlacht, deren Erinnerung noch in der Gegend lebt und deren Spur man oft findet. Bern will ſich der Verehrung widerſetzen, welche die dem alten Glauben treu gebliebenen Bauern dem Einſiedler erweiſen wollen. Man ſieht noch am Eingang der Höhle die jetzt zertrümmerte Mauer, welche die Beſtimmung hatte, die Andacht der Pilger zu verhindern. Aber wenn man ſich Glück wünſchen muß, daß die Bewohner dieſer Thäler nicht mehr von habſüchtigen Mönchen ausgebeutet werden, iſt es unmöglich, nicht mit Dankbarkeit an die muthigen Männer zu denken, welche das Licht des Evangeliums in dieſe wilden Gegenden gebracht haben.

LXXXVI.

Bis daß dein Mund voll Lachens werde und deine Lippen voll Jauchzens.

Hiob 8, 21.

Indem ich den Berg herabstieg, folgte ich dem Lauf des Gießbachs, der sich schäumend durch die Tannen stürzt und brausend unter einer steinernen Brücke dahin rauscht, ehe er sich in den kleinen See ergießt. Auf den letzten Abstufungen des Beatenbergs steht ein einsames Haus, bei welchem sich die Kastanienbäume mit prächtigem Laub bedecken, wo der Feigenbaum seine süße Frucht zweimal im Jahre hervorbringt, wo die Königskerze mit ihren silbernen Blättern neben der Sammtrose wächst. Eine verlassene Burg von alterthümlicher und massiver Gestalt, deren Epheu die Mauern bedecken, scheint einst das schnell entfliehende Glück beherbergt zu haben.

Als ich meinen Nachen wiedergefunden hatte, überließ ich mich nochmals dem Vergnügen, auf den geliebten Wellen des See's zu träumen. Ich hielt mich einen Augenblick in Sigriswyl auf. Die Häuser des Dorfs, welche sich stufenförmig erheben, bedecken den Abhang des Berges. Dort hat Kuhn mitten in seinen geistlichen Verrichtungen einfache und edle Gedanken gefunden, welche die volksthümliche Literatur der Schweiz bereichert haben.

Der Dichter, der sich in einem demokratischen Land an das Volk wendet, übt einen beträchtlichen Einfluß aus. In der Schweiz ist diese Literatur ein nothwendiges Ergebniß der Verhältnisse. Daher hat sie auch einen lebendigen und natürlichen Charakter, den man in ähnlichen monarchischen Ländern vergeblich suchen würde. Zschokke ist das Muster eines populären Geschichtschreibers, der dem Volk die Großthaten seiner Väter

erzählt *). Es gibt in Europa keinen Romanendichter für die arbeitenden Klaſſen, der ſich mit Bitzius vergleichen ließe. Es haben auch in unſern Tagen einige populäre Dichter die Dankbarkeit der Schweiz verdient.

Es ſind uns die „Alpenroſen" zur Hand, welche von 1811 bis 1830 von Berner und Zürcher Gelehrten herausgegeben worden ſind. Es war ein literariſcher Almanach, der von Schweizern und für die Schweiz geſchrieben war. „Unſere Tendenz", ſagten die Herausgeber in ihrer Vorrede, „muß vor allen Dingen patriotiſch ſein, und ſomit verſprechen wir, daß unſere Sammlung einfach und ſittlich ſein wird." Während den zwanzig Jahren, in denen die „Alpenroſen" erſchienen, blieb dieſe Sammlung ihrem Wahlſpruch beſtändig getreu. Man findet darin Novellen, deren Handlung immer in der Eidgenoſſenſchaft vorfällt, Dichtungen in hochdeutſcher Sprache, und endlich auch Gedichte in ſchweizeriſchem Dialekt, welche unbeſtreitbar den intereſſanteſten Theil dieſer Sammlung bilden. Die Seele der Unternehmung war der Profeſſor Wyß von Bern, und ſeine bedeutendſten Mitarbeiter waren ſein Bruder, der Profeſſor Meißner, ein in Bern wohnender Deutſcher, der Pfarrer Kuhn aus dem Emmenthal, Ulrich Hegner von Winterthur, J. M. Uſteri von Zürich und Kuenlin von Freiburg.

Die zwei wahren Dichter in dieſem „Siebengeſtirn" ſind Kuhn und Uſteri.

Kuhn war im Jahr 1775 geboren. Sein Vater war ein einfacher und frommer Buchbinder aus dem Kanton Bern. Zum geiſtlichen Stand beſtimmt, zeigte der Jüngling ſchon früh bedeutende Anlagen. Aber mit der Liebe zu den Büchern verband er ein lebendiges Gefühl für die Schönheiten der Natur und eine ausgeſprochene Neigung für das Landleben. Zuerſt

*) Das iſt ſein Hauptverdienſt als Geſchichtſchreiber. Jedermann weiß, wie beliebt er durch ſeine Romane in den Ländern deutſcher Zunge geworden iſt.

Hauslehrer im Schloß Trachſelwald im Emmenthal, unterhielt er ſich gern mit den Bauern, ſobald er einen Augenblick frei war.

Später kam er als Pfarrer nach Sigriswyl. Er lebte in dieſem Dorf, welches am See liegt, und deſſen Berge bis zu den zerriſſenen Gipfeln der Ralligenſtöcke emporragen. Gegenüber erhebt ſich die düſtere Pyramide des Rieſen, um welche ſich die Felſen des Stockhorn, die Weiden und Tannenwälder des Morgenbergs gruppiren, und im Hintergrund tritt der weiße Gipfel des Altel hervor. Dieſer Anblick war geeignet, die Liebe zur Dichtkunſt im poetiſchen Gemüth des jungen Pfarrers zu wecken. Er ſchildert uns ſelbſt in der Vorrede zu ſeinen „Volksliedern“ den Eindruck, den dieſe großartige Landſchaft auf ſeine Seele machte.

„Mit reger Phantaſie begabt und von Kind auf lebhafter Freund der Natur und ihrer Schönheiten, war es wohl kein Wunder, wenn ich in den herrlichen Gegenden am Thunerſee, die ich eben im Augenblicke der lebendigſten Jugendkraft bewohnte, zu poetiſchen Verſuchen geweckt wurde, und eine ideale Welt mir ſchuf, die mit magiſchem Farbenglanz die Reize der umgebenden Wirklichkeit noch unendlich erhöhte. In dieſer poetiſchen Stimmung hörte ich einmal von einem Freunde ein von ihm verfertigtes Liedchen in unſerer Volksſprache ſingen, das mich durch ſeine Naivetät und Wahrheit im Innerſten ergriff. Ich hatte nicht Ruhe mehr, bis auch ich etwas dem ähnliches hervorgebracht hatte und der erſte Verſuch, das allbekannte: „Bueb! mir wei uf d's Bergli trybe“, gelang über meine Erwartung, ſowohl im Texte als in der Muſik, wie mir die Rührung des Volkes bewies, das oft mit Thränen das wehmüthige „O Je!“ am Ende jeder Strophe anhörte. Hieraus ſah ich, daß durch ſolche Lieder in der eigenen Landesſprache dem Volke wohlthätig beizukommen ſei, wenn ihm nämlich, ſtatt ſeiner gewöhnlichen Lieder und Sprüche, etwas Reineres und Beſſeres geboten würde. Nun kenne ich zwar eine Menge Lieder für's Volk, denen ich gerne größern Werth zugeſtehe, als

die meinigen wohl haben. Allein ich weiß, wie schwer es hält, solche Lieder wirklich unter dem Volke in Gang zu bringen, zumal sie hochdeutsch, und darum unserm Volke weniger verständlich, auch nicht immer gerade für dieses Volk geschrieben sind. Ich glaubte demnach kein unverdienstliches Werk zu thun, wenn ich, des Volksgesanges mich annehmend, versuchte, Lieder, die ganz im Tone des Volkes und für dasselbe gedichtet wären, nach und nach demselben in die Hände zu bringen, und dadurch manches abgeschmackte, elende oder gar sittenlose Lied zu verdrängen."

Das Wesen der Berner Gebirgsbewohner spiegelt sich in Kuhns Dichtungen getreu ab; sie sind Volkslieder in der vollsten Bedeutung des Worts. Man würde vergeblich nach großer Sorgfalt für die Form suchen; was ihren Reiz bildet, das ist der Ausdruck eines wahren Gefühls, einer naiven Rührung. Seine Lyrik ist die des Volkes; Thaten und Natur begeistern ihn. Man begreift leicht, daß diese kleinen Dichtungen beim Lesen verlieren, die Musik trägt wesentlich zu ihrem Ausdruck bei. Kuhn hatte selbst die Weisen zu mehrern von diesen Liedern komponirt. Ausgezeichnete schweizerische Komponisten, unter denen vorzüglich Ferd. Huber anzuführen ist, faßten seine Gedanken so gut auf, daß es schwer ist, die Musik von den Worten zu trennen.

In Kuhns Sammlung fehlt es auch nicht an Liebesliedern. Wie wäre die Volkspoesie zu verstehen, wenn ihr der Ausdruck eines Gefühls fehlte, das im Leben der Menschheit eine so große Stelle einnimmt? Kuhn hat sogar eines seiner Lieder den nächtlichen Besuchen am Samstag (Kiltgang) gewidmet, einer sehr alten Sitte, der er eine edlere Richtung geben wollte, da er nicht hoffen konnte, sie auszurotten. Einige Leute begnügten sich nicht, dieses Stück zu tadeln, sie beschuldigten die ganze Haltung der Lieder, die sie für einen Pfarrer zu lustig fanden. Kuhn vertheidigte sich gegen diese strengen Kritiken mit Bitterkeit. Diese Vertheidigung war nicht nöthig. Gibt es nicht auch eine ge-

ſunde und reine Luſt? Iſt denn alle Liebe ſtrafbar? Man müßte von unverſöhnlicher Strenge ſein, um ein Lied wie das folgende zu tadeln:

Mein Blümchen.

Ha a = n = em Ort es Blümeli g'ſeh,
Es Blümeli roth und wyß.
Das Blümeli g'ſeh' = n = i nimme meh,
Drum thuet es mir im Herz ſo weh.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der ſy.

Ihr kennet mir mys Blümeli nit;
'S git nume = n = eis es ſo!
'S iſt leider Gott viel tuſig Schritt
Vo hie; i g'ſeh mys Blümeli nit.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der ſy.

Das Blümeli blüit — ach! nit für mi,
I darf's nit breche = n = ab.
Es mueß e = n = andre Kerli ſy!
Das ſchmerzt mi drum ſo grüſeli.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der ſy.

O lat mi by myn Blümeli ſy!
I g'ſchände 's wäger nit.
Es tröpflet wohl es Thränli dry.
Ach! i ma nimme luſtig ſy.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der ſy.

U we = n = i einiſch g'ſtorbe bi
U d's Blümeli o verdirbt,

So thuet mer de myn Blümeli
Zu mir uf d's Grab, das bitte-n-i.
O Blümeli my!
O Blümeli my!
I möcht geng by der sy.

Der erste Theil der Laufbahn Kuhns liegt ganz in seinen Dichtungen. Später widmete er sich ausschließlich seinem Pfarramt und dem Studium der schweizerischen Kirchengeschichte*). Als er Pfarrer in Rüderswyl im Emmenthal und später Dekan in Burgdorf geworden war, blieb er nicht dem Geist der Parteilichkeit ganz fremd. Er verabscheute Frankreich und die Revolutionen. Die Bewegung von 1830, welche in der Schweiz Wiederklang fand, mußte ihm daher ganz verhaßt werden. Zwei politische Flugschriften, die er 1831 in Bern nach dem Sturz der alten Regierung herausgab, zeugten von der Stärke seines Unwillens. Dieser war jedoch so aufrichtig, daß, als er am 23. Juli 1839 seine Laufbahn vollendete, er ausrief: „Ach, wie glücklich bin ich doch zu sterben**)."

Andere Dichter aus dem Kanton Bern schrieben ebenfalls im Schweizerdialekt für die „Alpenrosen". Der Pfarrer Joh. Rudolf Wyß, Verfasser des „Schweizerischen Robinson", von welchem Heinrich Kurz eine neue Ausgabe besorgte, machte darin mehrere Dichtungen bekannt, deren Ton natürlich gehalten ist. Der jüngere Wyß, Professor der Philosophie in Bern***), ist viel bekannter. Wir wollen uns nicht mit seinen in hochdeutscher Sprache abgefaßten Schriften beschäftigen, sondern nur von einigen im Schweizerdialekt geschriebenen Stücken sprechen. Folgendes ist das populärste.

---

*) Man kann als Ergebniß seiner Arbeiten „Die Berner Reformatoren im 16. Jahrhundert" anführen.

**) S. die Notiz über Kuhn im „Evangelischen Alpenboten" vom 16. und 30. November 1839.

***) Geb. 1781, gest. 1830.

Des Schweizers Heimweh.

Herz, mis Herz, worum ſo trurig?
Und was ſoll das Ach und Weh?
S'iſch ſo ſchön i frömde Lande! —
Herz, mis Herz, was fehlt Dir meh?

Was mer fehlt? — Es fehlt mer Alles!
Bi ſo ganz verlaſſe hie! —
Sygs au ſchön i frömde Lande,
Doch es Heimet wird es nie.

Ach, is Heimet möcht i wieder,
Aber bald, o bald, o bald!
Möcht zum Aetti, möcht zum Müetti,
Möcht zu Berg und Fels und Wald.

Möcht die Firſte wieder g'ſchaue,
Und die lutre Gletſcher dra,
Wo die flingge Gemsli ſpringe,
Und kei Jäger wyters cha.

Möcht die Glocke wieder g'höre,
Wenn der Senn uf d' Alpe trybt,
Wenn die Chüeli luſtig ſpringe,
Und kes Lamm im Thäli blybt.

Möcht auf Flüeh und Hörner ſtyge;
Möcht am heitere blaue See,
Wo der Bach am Felſen ſchumet,
Eufers Dörfli wieder g'ſeh.

Wieder g'ſeh die brune Hüſi,
Und vor alle Thüre frei
Nachbars Lüt, die früntli grüße,
Und es luſtigs Dörfli hei.

Niemer het is lieb do uſſe,
Niemer git ſo früntli d'Hand,
Und kes Chindli will mer lache,
Wie daheim im Schwyzerland.

Uf und furt, jetzt gang i wieder,
Wo's mer jung ſo wohl iſch g'ſi;
Ha kei Ruh und ha kei Friede,
Bis ig i min Dörfli bi.

Herz, mis Herz, i Gottes Name,
S'iſch es Lyde, ſchick di dry!
Will's der Herr, ſo chan er helfe,
Daß mer bald im Heimet ſy!

Johann Martin Uſteri iſt der berühmteſte unter den Schriftſtellern, welche an den „Alpenroſen" Theil nahmen. David Heß hat uns in einer Biographie, die er deſſen Werken voranſtellte, den Verfaſſer der Zürcher Idyllen näher bekannt gemacht.

Uſteri wurde im Jahr 1763 zu Zürich geboren; er ſtammte aus einem geachteten Geſchlecht. Als er das Gymnaſium verließ, hatte er den Ruf eines jungen ausgezeichneten Mannes erworben. Eine längere Reiſe durch Deutſchland, Holland und Frankreich entwickelte ſeine Neigung für literariſche und hiſtoriſche Studien. Wenige Jahre nach ſeiner Rückkehr in die Heimat verheirathete er ſich und widmete ſich der Handlung wie ſein Vater und ſeine Verwandten. Da im Jahr 1804 ſein Haus von allerlei Unglücksfällen betroffen worden war, gab er das Geſchäft auf, er trat in die Verwaltung und wurde 1810 Stadtſeckelmeiſter und 1815 Mitglied der Regierung. Aber es nahmen ihn vorzüglich ſeine künſtleriſchen Studien und ſeine gründlichen Forſchungen über das Mittelalter in Anſpruch. Alles, was er las, nahm in ſeinem Geiſt unmittelbar eine Geſtalt an, die er ſich gedrängt fühlte, wiederherzuſtellen, ſei es in Zeichnungen*), ſei es in einer Dichtung oder in einem hiſtoriſchen Aufſatz. So floß ſein dem Guten, dem Vaterland und den Künſten gewidmetes Leben ſanft dahin. Als er ſtarb,

*) Uſteri hat manche Aehnlichkeit mit Töpffer; er hat, wie der Verfaſſer des „Herrn Jakob" Karrikaturen hinterlaſſen.

geleitete ihn eine zahlloſe Menge an die Ruheſtätte, und ſeit ſeinem Tod werden ſeine Schriften in der ganzen deutſchen Schweiz immer wieder mit dem größten Beifall geleſen.

Uſteris Schriften ſind im Jahr 1831 von ſeinem Freund David Heß geſammelt worden. Sie beſtehen aus Gedichten in hochdeutſcher Sprache, aus Geſchichten in der alten Sprache des 15. und 16. Jahrhunderts, aus zwei ziemlich großen Dichtungen und Liedern im Zürcher Dialekt. Wir wollen nun bei den Werken Uſteris verweilen, die ein ausſchließlich kantonales Gepräge haben.

Die „Zürcher Idyllen" ſind die zwei beträchtlichſten Dichtungswerke, die Uſteri hinterlaſſen hat. Es handelt ſich hier freilich nicht um die Idylle, wie Boileau ſie definirt hat. Bei Uſteri finden ſich weder Schäfer noch Schäferinnen, ſondern ganz einfach Zürcher Bauern und Bürger. Dieſe Werke erinnern an Voſſens „Luiſe" und Göthes „Hermann und Dorothea", aber ſie haben nicht den Charakter der Erdichtung, wie jene. Uſteris Geſtalten haben ein ſehr ausgeſprochenes Gepräge von Wahrheit und Humor. „Die Staffage in ſeiner Naturmalerei iſt genreartig," ſagt Gervinus, „ſo daß ſeine Idylle den Strich eines komiſchen Epos erhält."

Das erſte Gedicht heißt: „Der Vikari, ländliche Idylle in Zürcher Mundart." Zwei Bruchſtücke aus dieſem Werke können einen Begriff von der Darſtellungsweiſe des Verfaſſers geben.

Es entſteht ein Prozeß zwiſchen dem Pfarrer und dem Fiſcher Joos, den jener des Diebſtahls beſchuldigt. Im Gericht ſitzt ein Barbier, der ein großer Anhänger der von den franzöſiſchen Demokraten im Jahr 1798 in die Schweiz gebrachten Ideen iſt. Als ihn der Präſident um ſeine Meinung befragt, ſagt er in hochtrabendem Ton, der auf komiſche Weiſe an die Reden der Pariſer Klubs am Ende des 18. Jahrhunderts erinnert:

„Preſident, und ihr Bürger! Es ſtönd mir d'Haar zue de Berge!
'S Vatterland iſt i Gfahr! Ihr Richter, i rüef i's noh lüüter:
'S Vatterland iſt i Gfahr! Drum yled! helfed! und retted!
Gſpühred er nüüd a de Hälſe?" — Die Richter gryffed erſchrocke
Alle a d'Häls. — — „Ihr Chüch! Figürli verſtahn i's, figürli!
'S Oltgarche Meſſer, das ſetzt men is wider a d'Gurgle!
Ja! er häd Recht, de Joos, es lyt die Freyheit vertrette
Nebed dem Recht im D..., und 's chunt noh zähemal ärger!
Säged, ich hab i's gſeit, es chunt noh zähemal ärger!
Denn wenn de Chrummſtab ſcho, ſtatt d'Schäfli z'weide, druf zuehaut,
Säged ſelber, was iſt vom weltliche Schwert denn z'erwarte?
O! ſie ſind vorby, die glückliche, herrliche Zyte,
Wo die himmliſchi Freyheit und d'Menſcherecht noh regiert händ,
Alles Theil und Gmein, die Underſte au emal z'oberſt!
Wo die Glychheitsſunn mit irem Strahl is erwärmt häd,
Daß de Chüchirth zum Schultiß iſt worde, de Schultiß zum Chüchirt!
Ach! ſie ſind vorby, die chöſtliche, himmliſche Zyte!
Chuum iſt da noh und dert e Spur dervo über, und dräut nüd
Tägli au dere de Tod? Mir ſelber, ihr Bürger, mir ſelber
Hocked ja da wie de Fink uf ein Zwyg. — Wer ſeit is, ob morn noh?
Aber ſo lang mer noch ſitzed, ſo wend mer is halte wie d'Helde,
Freyheit und Glychheit verfechte, und ſtah wie = n = eherne Rampa!
Kampf uf Leben und Tod mit dene verflüechte Tyranne!
Kampf! und fieled mer all, wie d'Römer by Maranathan!
Was dä Stryt dann bitrifft, ſo chömed zwee Bürger vor's forus,
'S eint de Pfarrer der hieſige Gmeind, der ander — es Lümpli —
Aber das iſt glych! Der eint gilt grad, was der ander!
Oder, ihr Bürger Richter, i brüef mi uf euri Erfahrig,
Chan en Lumpehund au nüd d'Wahred ſäge wie = n = andre?
Aber mir chunt's uf d'Wahret nüd a! — Mys Syſtem iſt das da:
Strytet en Ryche = n = und Arme: der Rych häd alliwyl Urecht!
Und warum? fürs erſt, pro primo, wurd au en Arme
Gege en Ryche ſtryte, wann er nüd zähemal Recht hätt?
Und, pro duo, die Straf — wer chan e größeri zahle? —
Das verfällt ſcho de Pfarer! — Jetzt iſt noh en andere = n = Umſtand:
Wer iſt de Pfarer? — En Find von aller Freyheit und Glychheit!
Zeigt er das nüd eiſtert im Predige, Rede = n = und Handle?

En Tyrann! de alles us ſich regiert und verordnet!
De ſyner Obrigkeit — eus! eus! kein Birreſtiehl nachfragt!
De eme freye Burger in Sack langt, und i ſys Huus bricht!
De den Ariſtokrate Verdienſt und Guetthate zuehebt;
Ja ſyner Gmeind de Schillig etzieht, und ſo zum Raſiere
Us eine = n = andern Dorf en Schärer bſchickt! dä Tyrann dä!
Und da ſpricht en große Griech — i glaube de Cyrus
Oder de Themiſtokles, i ſyne Schrifte de Satz uus:
En Tyrann häd alliwyl Urecht! En Satz zum Vergülde!
En Tyrann häd alliwyl Urecht! und alſo de Pfarer!
Und ich träge druf a, me ſolle, zum en Exempel,
Strafe, ſo viel me dörf: en tüchtige Wüſcher zum Voruus;
Denn en Neuthaler dem Joos, für's Huusdurſueche = n = und's Setze,
Und zwölf Franke dem Gricht! — Im Protokoll wird das leer glah,
Und i der Rechnig, da ſetzt me denn ſechs, daß ein jedere Richter
Und dem Schryber en Franke verblyb' für Extrabemüehig.
Und denn dunkt mi, der Joos chönt für ſyn Thaler au öppis
Thue, denn d'Sach iſt nüd chlar! dä git eme = n = jedere Richter
Und dem Schryber en Fiſch. Das ſeit me = n = em aber aparti."
Und de Preſident verſchwert, es heb em de Chappi
Uſem Herze gredt; me chönnt's nüd beſſer erſinne.

Dieſes Stück hat allerdings nicht die Kraft von Satyren, welche Ariſtophanes gegen diejenigen richtete, welche zu ſeiner Zeit der Menge ſchmeichelten, aber es hat doch ein Gepräge von Fröhlichkeit und Ironie, die man in den „Zürcher Idyllen" wiederfindet. Und dieſe Ironie ſchließt die wahre Empfindung nicht aus. Ich will als Beweis davon die Stelle anführen, in welcher Uſteri die entſtehende Liebe des Vikars zur Tochter des Pfarrers ſchildert.

„Aber mer chämed da z'wyt vom Text, wenn ich i zue = n = alle
Armen und Chranken wett füehre, die eus're Vikari erquickt häd,
Denn er bſuecht alli im Dorf; doch gaht er am liebſte zue dene,
Wo = n = er's Mehſt vo der Nette vernimmt — — und währli, die Jungfer
Macht's präzis au wie = n = er: doch iſt der Unterſcheid darin,
Daß er, wenn me ſie rüehmt, us vollem Herz i das Lob ſtimmt,

Aber ſie nu e ſo lyſ', mit „ſo? wahrhaftig! 's iſt brav, das." —
'S tönt aber denn deſte lüüter im Herzen, und mengiſt ſchoh häd ſie,
Wenn me das Thema vergißt, 's dur Frage gar liſtig zur Sprach bracht:
„Vo wem händ er dä Rock? dä Schope? das Büebli die Weſte?"
Wenn ſie's ſchoh meh als e Mal vernoh häd, das ſey vom Vikari.
Und ſo wird's Füürli im Herze — es häd's ſcho grad afangs de Blitz gweckt —
Alliwyl größer und größer, denn ſie nüd und er nüd händ trachtet
Oeppe z'wehren und z'löſche. Die Flamm thuet ſo fründli erwärme!
Fryli häd öppedie die Frag ihn erſchreckt: „warum traum i
„Au eſo himmliſche Träum? und weiß doch, e gruuſams Erwache
„Cha druf aber erfolge! drum furt, eweg us dem Zauber!"
Aber es blüehed die Aue ſo ſchön, uf denen er wandlet,
Und es lached die Blueme ſo heiter und dufted ſo liebli!
Und us dene Gebüſchen und Laube, da flötet die Hoffnig
Ihm eſo zaubriſche Tön i ſys Herz! — — Wie chönt er da ſcheide?
Und — wie ſött er da ſcheide? — Er wird, das gſpürt er, ja beſſer,
Und kein ſchlechte Gidanke ſtört jetzt de Friden im Innre;
Alles Harmonie und Liebi — er wurd au de Frömdiſt,
Als ſyn Brüeder bihandle, und chönnt en Fynd jetzt umarme.
Nie iſt das Schön ihm ſo ſchön, das Heilig ſo heilig erſchine —
Warum denn furt vo dem Ort, wo ſich ſys Weſe veredlet?
Nei! und ſchwind au dä Träum, er macht ihn und au anderi glückli;
Mueß er verſchwinden, er gſpürt's, es verſchwindt denn mit ihm ſys Lebe!
Und die Jungfer? — Au ſie durchwandlet die liebliche Matte,
Die 'ne roſefarbs Liecht i Feegärte verwandlet;
Oder ſie ſchwebt im e niedliche Schiffle uf ſilberne Welle
Sanft und gfahrlos dervo, und 's lached am Ufer die Blueme
Und die ſüeßiſte Frücht, die wölbed ſie über ſie yne,
Und kei tunkels Phantom ſchreckt ſie.

Wir bedauern, das ganze Gedicht nicht durch einen ausführlichen Auszug genau bekannt machen zu können; es würde uns dieß zu weit führen. Uebrigens iſt die Anlage ſehr mangelhaft. Man muß das Gedicht mehr als eine Reihe von Sittengemälden betrachten, die voll Intereſſe für Alle ſind, welche das bürgerliche Leben der Schweiz am Anfang des 19. Jahrhunderts

ſtudiren wollen. Die Charaktere ſind dagegen voll Leben und Natürlichkeit. Der Pfarrer, ſeine Frau, ſeine Tochter, der Vikar, der Barbier, ſein Gegner, ſeine Freunde bilden eine lebensvolle Gruppe, deren Mittelpunkt er iſt. Das Bild, das Uſteri von ihm gibt, beſtätigt das tiefe Wort, welches Viret oft wiederholte. „Wenn der Beruf des Pfarrers nicht das heldenmüthigſte Leben iſt, ſo iſt es das gemeinſte von allen Handwerken."

Das zweite Gedicht von Uſteri heißt: „De Herr Heiri, Städtiſche Idylle in Zürcher Mundart." Es iſt ein Gemälde des Bürgerſtandes, voll Zauber und Wahrheit. Die Charaktere ſind nicht mit weniger Glück gezeichnet als im „Vikari." Die Frau „Amtmännin" kann als Gegenſtück zum alten Pfarrer betrachtet werden. Sie repräſentiren Ideen und Sitten, die in der wunderbaren Umgeſtaltung der Dinge in ganz Europa immer mehr verſchwinden. Der „Herr Heiri" hat in der Anlage mehr Zuſammenhang und Wahrſcheinlichkeit als der „Vikari", aber man bemerkt nicht mehr die nämliche Jugendfriſche und den nämlichen poetiſchen Hauch.

Außer den zwei erwähnten Gedichten hat Uſteri eine Anzahl kleiner Lieder im Schweizerdialekt gedichtet. Sie ſind voll Heiterkeit, Anmuth und Empfindung. Im Allgemeinen ſchildert Uſteri das Leben von ſeinen angenehmen Seiten. Zwei Balladen oder Elegien machen eine Ausnahme. Dieſe zwei Stücke ſind eben ſo einfach als ergreifend. Das eine ſchildert die Angſt eines jungen Mädchens, deſſen Geliebter am Rand eines Abgrunds das Gras abmähte. Seit ſie ihn in die Tiefe hat fallen hören, iſt ſie vor Schmerz wahnſinnig geworden, und ſie erwartet ihn jeden Tag auf dem nämlichen Stein. Dieſer Gedanke liegt einigermaßen der franzöſiſchen Romanze zu Grunde:

C'est Marie, la folle du village!
Moi, folle, oh non! mais je l'aime toujours." *)

*) Es iſt Marie, die Wahnſinnige des Dorfs!
Ich, wahnſinnig, ach nein! aber ich liebe ihn immer!

Die andere Ballade erzählt von einem Pfarrer, der von seinen Eltern nicht die Erlaubniß erhalten kann, ein junges Bauernmädchen zu heirathen, sie vor Kummer sterben sieht und ihr in das Grab folgt.

Um die Aufzählung der Volksdichter der deutschen Schweiz um diese Zeit zu vervollständigen, muß ich noch Aloys Häfliger und Aloys Glutz anführen. Der erste war Pfarrer zu Hochdorf im Kanton Luzern, aber die Sammlung seiner Dichtungen enthält nichts Bemerkenswerthes. Glutz gehörte dem Kanton Solothurn an, und seine Gedichte, die er selbst komponirt hatte, sind in Basel erschienen*). Glutz gehört zur Schule Kuhns. Doch athmen die letzten Stücke seiner Sammlung einen peinlichen Skeptizismus. Er war blind und starb jung.

LXXXVII.

Du hast meine Seele aus dem Tode gerissen.
Psalm 116, 8.

Die Ruder setzten sich wieder in Bewegung und das Schifflein wiegte sich auf den ruhigen Wellen um den Riesen, dessen schwarzer Schatten sich über den leuchtenden See verbreitete. — Eine alte Ueberlieferung des Oberlands berichtet, daß Christus den Riesen gewählt habe, um gen Himmel zu steigen**). — Die Phantasie des Volks trägt die großen Begebenheiten der Geschichte gern auf einen ihm bekannten Boden über. So begräbt die Legende den pflichtvergessenen Richter Jesu auf dem Gipfel des Pilatus. Der Mensch empfindet das Bedürfniß

*) 1798 — 1828.

**) Wyß, Reise ins Oberland, 2, 24.

Alles, was sich unmittelbar auf seinen gegenwärtigen Zustand und seine ewige Bestimmung bezieht, näher an sich zu rücken.

Dieser Gedanke an den Sieg des Erlösers über die Ungerechtigkeit und den Tod ist mir zu lieb, als daß ich sie nicht gern hier wieder fände. In den letzten Tagen seines Lebens finden sich alle menschlichen Leiden, alle physischen und moralischen Schmerzen, um so zu sagen, auf seinem Haupte vereinigt. In Gethsemane kämpft er mit dem mächtigen Lebenstrieb, der so mächtig zu dem Herzen eines jeden gefühlvollen Geschöpfes spricht. Er fährt über das düstre Gewässer des Cedron, von Allen verlassen, die er geliebt hat, ohne daß in dem Augenblick, wo man ihn mit Drohungen und Verhöhnungen überhäuft, sein Blick einem einzigen befreundeten Gesicht begegne. Vor dem Richterstuhl des Caiphas wird er genöthigt, sich gegen die Niederträchtigkeit und die Wuth der unwürdigen Priester zu vertheidigen, deren Heuchelei er enthüllt hat. Vor Pilatus sieht er sich von der Feigheit des Vollstreckers des Gesetzes der Wuth der Großen seines Landes geopfert. Im Palaste des Herodes ist er der Verachtung des Fürsten seines Volkes und dem bittern Spott der Höflinge ausgesetzt, die in ihm nur einen Theaterkönig und einen gemeinen Thoren sehen wollen. Endlich als er sich am Kreuz von der ganzen Schöpfung verlassen sieht, wird seine Seele von unendlicher Verzweiflung erfüllt, und er erhebt zu seinem Vater die zerreißende Klage: „Warum hast du mich verlassen?“ *)

Ach! Dieß ist das Schicksal der meisten Menschen, die ihr Leben der großen Sache der Menschheit und dem Fortschritt der Vernunft gewidmet haben. Alle Mächte dieser Welt vereinigen sich, um sie ins Verderben zu stürzen; die Priester klagen sie der Verwegenheit und der Gotteslästerung an, weil sie ihre Interessen, ihre Ruhe und ihre Herrschaft gefährden, und weil sie, wie Pascal, nachweisen, daß das Priesterthum von Selbst-

*) Ἐλοὶ, Ἐλοὶ, λαμμᾶ σαβαχθανί. (Markus 15, 34.

ſucht beſeelt iſt, die ſich unter verehrten Formen zu verbergen weiß. Man nennt ſie gottlos, weil ſie ſich weigern, wie Sokrates, die Götter des Pöbels anzubeten; man reißt ſie in Stücken, weil ſie ſich nach dem Beiſpiel Zwinglis gegen den abſcheulichen Handel erheben, der mit Allem getrieben wird, was auf Erden heilig iſt. Ihre Freunde ſtellen ſich, als ob ſie die Männer nicht mehr kennten, die alle geachteten oder gefürchteten Gewalten gegen ſich haben. In der That, wie ſollten die Fürſten der Erde diejenigen nicht als Verbrecher behandeln, die ihnen von den Dienern des Himmels als Gottloſe bezeichnet werden? Das Schwert, welches die römiſchen Cäſare gegen die Märtyrer zückten, bedroht immer noch die Bruſt der aufopferungfähigſten Diener des Menſchengeſchlechts. Wenn man auch für ſie die Scheiterhaufen nicht mehr anzuzünden wagt, welche Johannes Huß und Hieronymus von Prag verzehrt haben, wenn man auch auf den öffentlichen Plätzen den Galgen nicht mehr zu errichten wagt, an den man Anna du Bourg hing, hat man nicht noch die unterirdiſchen Kerker, wie der, in welchem Bonnivard ſo viele Jahre ſchmachtete, traurige Gefängniſſe, wie die, in welche Roger Baco, Campanella und Silvio Pellico geworfen wurden? Hat es der Tyrannei jemals an knechtiſchen Richtern oder an Kriegsgerichten gefehlt, um ſie in den carcere duro zu ſchicken, an ungeſunden Kolonien oder Gruben, um ſie darin lebendig zu begraben, an Kerkermeiſtern, damit ihnen das Leben gräßlicher werde als ſelbſt der Tod? Iſt das Geſchlecht des Pilatus nicht unſterblich wie das des Anna und Caiphas, wie das der Nerone? Die Formen des Deſpotismus werden mit der Zeit milder, aber die eiſerne Hand der abſoluten Gewalt verliert ihre Kraft unter dem Sammt nicht; der ſie verbirgt, man reißt die Baſtillen nieder, aber man hat dafür die Deportation in verpeſtete Sümpfe oder unter einen verzehrenden Himmel.

O ihr, die ihr an der Freiheit der Welt arbeitet, die ihr ſie auf die Bahn der Zukunft leiten wollt, erwartet nicht mehr

Barmherzigkeit zu finden als die Propheten in Israel oder die Jünger Christi. Man wird euch nicht steinigen wie Stephanus, man wird euch nicht lebendig verbrennen, wie den Diakonus Laurentius, man wird die Gewalt nicht durch solche Frevel noch verhaßter machen; ach nein! aber man wird denen, die eure edlen Ideen lieb gewonnen haben, durch Kunstgriffe und Willkür alle Lust, euch nachzuahmen, entreißen, jeden Wunsch, sich mit euch gegen Mißbräuche zu erheben, welche die mit frommem Sinn verehren, die ihr Dasein nicht vergiften wollen.

Wenn ihr euch jedoch um diese Gefahren nicht bekümmert, so wißt wenigstens, daß sich in euch der kräftige Widerstand des Fleisches und des Blutes erheben wird. Ihr werdet das, was die Annehmlichkeit des Lebens bildet, die Liebe, die unsere Prüfungstage verschönert, die tröstende Freundschaft, die ermuthigende Theilnahme, ihr werdet dies Alles nicht umsonst aufopfern. Oft werdet ihr, wie Jesus in Gethsemane*) über die Pein erschrecken, die euch erwartet. Oft, wenn ihr euch der Stützen beraubt seht, auf die ihr euch verlassen zu können einbildetet, wenn ihr von Allen verlassen seid, deren Achtung und Liebe ihr bewahren möchtet, wenn ihr allein die schmerzliche Bahn betreten, den mit Bitterkeit angefüllten Kelch bis zur Hefe leeren müßt, wenn ihr hört, wie das Volk euch flucht

---

*) *Λέγει αὐτοῖς· Περίλυπός ἐστιν ἡ ψυχή μου ἕως θανάτου· μείνατε ὧδε, καὶ γρηγορεῖτε. Καὶ προελθὼν μικρὸν, ἔπεσεν ἐπὶ τῆς γῆς, καὶ προσηύχετο, ἵνα, εἰ δυνατόν ἐστι, παρέλθῃ ἀπ' αυτου ἡ ὥρα· καὶ ἔλεγεν· Ἀββᾶ, ὁ πατὴρ, πάντα δυνατά σοι· παρένεγκε τὸ ποτήριον ἀπ' ἐμοῦ τοῦτο· ἀλλ' οὐ τί ἐγώ θέλω, ἀλλὰ τί συ, καὶ ἔρχεται καὶ εὑρίσκει αὐτοὺς καθεύδοντας, καὶ λέγει τῷ Πέτρῳ· Σίμων, καθεύδεις; οὐκ ἴσχυσας μίαν ὥραν γρηγορῆσαι; — — Καὶ πάλιν ἀπέλθων προσηύξατο, τὸν αὐτὸν λόγον εἰπών.* (Markus 14, 34 — 40.)

oder wenigſtens verkennt, wenn ihr ſeht, wie die Weiſen euch mit Achſelzucken und ironiſchem Lächeln betrachten — ach dann wird ſich oft eurem mit Todesangſt und Verzweiflung erfüllten Herzen dieſer Ruf entwinden: „Mein Vater, warum haſt du mich verlaſſen?“

Wenn ihr die Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur in euch ſchwach werden fühlt, ſo wendet eure Blicke von jenem blutigen Kreuz, das eure Einbildungskraft erſchreckt; verſchließt die Ohren vor dem Geſchrei der Menge, die die Wahrheit immer zuerſt kreuzigt, bevor ſie ſie anbetet; dann hebt eure Augen nach dem heiligen Berg, wo das Opfer der Prieſter, der Großen und des Volks von Judäa in unſterblichem Glanze ſtrahlt. Er, der Beſieger der Falſchheit, der Ungerechtigkeit und des Todes ermuthigt euch und ruft euch zu: „Gehet hin und unterweiſet alle Völker.“ Wenn ihr „den Glauben habt, der da Berge verſetzt“, ſo habt ihr weder die ſchnaubenden Volkshaufen, noch die Umtriebe der Prieſter, noch die Macht der gegen die Gerechtigkeit und Wahrheit verſchwornen Tyrannen zu fürchten. Der aus dem unbemerklichen Senfkorn einen Baum hervorgehen läßt, der den Vögeln des Himmels Schatten zu geben vermag*), wählt oft die unvollkommenſten Werkzeuge, um die Herrſchaft der Gewaltthätigkeit und des Unrechts zu ſtürzen. Der Menſch iſt unmächtig, wenn er in ſeiner Abſonderung und Schwäche kämpft; aber er vermag Alles in dem, der ihm Kraft gibt“ **). Gott, der mit Einem Wort die Welt aus dem Nichts hervorgerufen hat, kann auch eine neue Menſchheit gründen, ihr edlere Triebe, einen weniger blinden Geiſt,

*) *Ὅταν σπαρῇ, ἀναβαίνει, καὶ γίνεται πάντων τῶν λαχάνων μίζων, καὶ ποιεῖ κλάδους μεγάλους, ὥστε δύνασθαι ὑπὸ τὴν σκίαν αὐτοῦ τὰ πετεινὰ τοῦ οὐρανοῦ κατασκηνοῦν.* (Markus 4, 32.)

**) *Πάντα ἰσχύω ἐν τῷ ἐνδυναμοῦντί με Χριστῷ.* (Paulus an die Philipper, 4, 13.)

ein neues Herz und eine Seele verleihen, die alles Schöne, Gerechte und Gute liebt.

Es ist mir, als ob von der Höhe dieses Berges, der von dem funkelnden Sonnenfeuer erstrahlt, diese tröstenden Worte sich vernehmen lassen, daß, hinter einer purpurnen und goldenen Wolke verborgen, der Menschensohn seine göttliche Stimme noch auf Erden hören läßt und daß die Apostel der frohen Botschaft sie in der Tiefe des Thals anhören, von Bewunderung hingerissen und mit dem Antlitz in den Staub niedergeworfen.

LXXXVIII.

Reiche mir, Führer, den Stab und waffne die Sohlen mit Zacken,
Denn erklimmen muß ich dort jenen prächtigen Eisberg.

G. F. Ständlin.

Als ich meine Absicht verkündigte, bis auf die höchsten Gipfel der Alpen zu steigen, war die Bestürzung allgemein. Die Einen bildeten sich ein, daß es nur eine Laune sei, die sich schon mit dem Aufsehen begnügen würde, das sie hervorbrächte. Die Andern tadelten einen Muth, der so großen Gefahren trotzen wollte. Manche schienen zu glauben, daß es meine eigentliche Absicht nicht sei. Mit Einem Worte, Niemand konnte sich mit dem Gedanken eines so außerordentlichen Unternehmens versöhnen. Die Aufregung nahm zu, als man die verschiedenen telegraphischen Depeschen abgehen sah, welche die Führer aus ihren Dörfern herbeiriefen, welche man mir als die entschlossensten in der ganzen Gegend bezeichnet hatte. Man hatte doch noch eine Hoffnung, die nämlich, daß mir diese Führer selbst mein Unternehmen abrathen würden. Man forderte Peter auf, mir von den Gefahren zu erzählen, denen ich

auf den Gletſchern ausgeſetzt wäre. Man zeigte mir mit Fernröhren die Abgründe der Jungfrau. Alle Reiſehandbücher der Schweiz lagen auf meinem Tiſch. Jeder las mir die ſchrecklichſten Stellen daraus vor, die am geeignetſten ſchienen, mich einzuſchüchtern. Meine Neugierde wurde dagegen durch dieſe ergreifenden Berichte ſo ſehr erregt, meine Ungeduld wurde ſo groß, daß ich die Abreiſe kaum erwarten konnte. Ich dachte nur noch an dieſe Schneewüſten, welche den hohen Gipfel der Gebirge bekränzen.

Ich rief Peter heimlich zu mir und ſprach mit ihm mit Feſtigkeit, um ſeinen Entſchluß zu beſtärken. Meine Worte beruhigten ihn. „Was auch begegnen möge," ſagte er, „übernehmen Sie die Verantwortlichkeit?" — „Ganz gewiß!" antwortete ich und reichte ihm die Hand, indem ich ihn aufforderte, ſich durch keinerlei Vorſtellungen in ſeinem Entſchluß erſchüttern zu laſſen, die Führer bei ihrer Ankunft zu ermuthigen, ehe ſie irgend Jemanden in die Hände fielen. Er verſprach es mir, und ſein Geſicht heiterte ſich beim Anblick meines ruhigen Lächelns auf. Er entfernte ſich nur, um die Vorbereitungen für die Reiſe zu leiten und meine Mannskleidung in Ordnung zu bringen, die aus ſchwarz und weiß geſtreiften Tuchhoſen, einem Rock, der bis an die Kniee reichte, einem runden Filzhut, wie ihn die Bergbewohner tragen, und aus einem Paar weiten und groben Stiefeln beſtand. Wie langſam ſchienen mir die Stunden: Ich fürchtete ſo ſehr, es möchte ſich irgend Etwas ereignen, das meinen Wünſchen Hinderniſſe entgegenſetzen könnte, daß ich kaum auf die Fragen hörte, die man wegen der nothwendigen Vorbereitungen an mich richtete. Alles war mir läſtig, mit Ausnahme der Ausſicht auf die Jungfrau und des Umgangs mit Peter, der mir als ein Freund erſchien, deſſen Händen ich meine theuerſten Hoffnungen anvertraute. Endlich kamen die Führer von Grindelwald an; ſie waren die erſten. Ich ſtieß einen Freudenſchrei aus, als ſie erſchienen. Es waren Peter Bohren, ein kleiner Mann von ſtämmigen Gliedern und

Johann Almer, der groß war und kräftig ſchien. Beide waren Gemsjäger und wegen ihres Muthes berühmt. Sie geſtanden mir mit der herzlichen Offenheit, die dieſen tapfern Gebirgsbewohnern eigenthümlich iſt, daß ihre Erfahrung mir bei meinem Unternehmen kaum von Nutzen ſein könne, da ſie ſelbſt noch keine ſolche verſucht hätten. Sie kannten jedoch die Gefahren der Gletſcher, denn ſie ſetzten ja tagtäglich ihr Leben aus. Aber Bohren, der am weiteſten geweſen war, war noch nicht über die Höhle des Eiger hinausgekommen.

Um einen entſcheidenden Entſchluß zu faſſen, erwartete man Johannes Jaun von Meyringen, der den berühmten Agaſſiz bei ſeiner Beſteigung der Jungfrau begleitet hatte. Er kam gegen Morgen an und kam mit Ulrich Lauener von Lauterbrunnen zu mir. — Dieſer war groß wie Almer, aber ſchien weniger rüſtig. Ich erfuhr ſpäter, daß er noch an den Folgen eines Falls, den er vor Kurzem auf der Jagd gethan hatte, litt. Johannes Jaun war der älteſte und wenigſt kräftigſte von Allen. Seine Haare begannen grau zu werden, ſeine Augenlieder waren von einem blutrothen Streif umzogen. Doch leitete er die Verſammlung. Ich hatte die Thüre verſchloſſen, damit Niemand unſere feierliche Sitzung ſtöre. Die Führer ſchienen nachdenkend. Sie ſuchten in meinen Augen zu leſen, ob meine Feſtigkeit auch wahr ſei. Endlich ſagte Johannes Jaun in deutſcher Sprache: „Ich glaube, daß bei dem Muth dieſer Dame die Reiſe unternommen werden kann. Ich habe viele Männer bei ſolchen Gelegenheiten viel ſtärker zittern ſehen, als ſie. Da die Jahreszeit noch nicht vorgerückt iſt, muß der Schnee härter und die Gletſcher müſſen gangbarer ſein, als zu einer andern Zeit. Doch geſtehe ich, daß, obwohl ich die Jungfrau ſchon beſtiegen habe, ich den Weg, den man einſchlagen muß, nicht beſſer kenne, als meine Kameraden. Die Gletſcher verändern ſich vollſtändig von einem Jahr ins andere. Ein Berg, den man vor kaum einigen Monaten beſteigen konnte, kann heute ganz unzugänglich ſein. Dort unten," fuhr er mit ernſter Stimme fort, „kann man nicht

ſagen, wo die Abgründe und die Gefahren ſind. Uebrigens ſind wir mit Herrn Agaſſiz vom Kanton Wallis ausgegangen. Daherhat auch unſere ganze Reiſe nur Einen Tag gedauert. Von der Grindelwalder Seite iſt es jedenfalls länger und mühſamer; denn von dieſer Seite iſt noch keine Reiſe geglückt. Doch wollen wir in Gottes Namen gehen, und wollen nicht weniger muthig ſein, als dieſe Dame. Unſer Leben iſt nicht mehr in Gefahr als das ihrige." Nach dieſer oberſten Entſcheidung war Niemand mehr unſchlüſſig. Es wurde beſchloſſen, vier Träger mit Lebensmitteln, Leitern, Stricken und Haken mitzunehmen; ich ſollte gegen Abend mit Peter Jaun von Interlaken abreiſen und die andern Führer ſollten mich alle in Grindelwald erwarten. Hiernach trennten wir uns, indem wir uns freundlich zuriefen: „Auf Wiederſehen!" — und ſie verließen mich.

Kaum verſchwand die Sonne an dem mit langen Feuerſtreifen überzogenen Horizont, als ich allein in eine offene Kutſche ſtieg. Peter nahm den Vorderſitz ein. Wir fuhren durch die Nußbaumalleen von Interlaken und durch ſeine lachenden Gärten. Wir folgten den Ufern der bleichen Lütſchine, die durch zackige Felſen hinbraust. Wolken häuften ſich am Himmel zuſammen. Bald hörte man das entfernte Rollen des Donners. Wir kamen in koloſſale Gebirge, deren zerriſſene Gipfel ſich wie unerſteigliche Feſtungen erheben. Als ich mich umſchaute, ſah ich nach Interlaken zu nur noch dunkle, dem Auge undurchdringliche Dünſte. Der Donner näherte ſich ſchnell und erfüllte die Luft mit ſeiner brüllenden Stimme. Der Wind pfiff, die Lütſchine rollte ihre ſeufzenden Wogen. Dieſer Anblick war herrlich. Die Nacht kam von allen Seiten herbei, und ich erkannte die Nähe von Grindelwald nur an den Lichtern der auf dem Hügel zerſtreuten Hütten.

Kaum war ich unter das gaſtfreundliche Dach des Gaſthofs zum Adler getreten, als der Regen ſtromweiſe wie eine Waſſerhoſe der Sündfluth herabfiel. Ich erhob meine Seele zu Gott. In dieſem Augenblick brach das Gewitter in ſeiner ganzen Macht

aus; die Lawinen wiederhallten in den Bergen, und das Echo wiederholte tauſendfach das Brauſen ihres Falls. Die Sterne erbleichten am Himmel, als ich mein Fenſter öffnete. Wolken bedeckten den Horizont. Ein heftiger Wind zerriß ſie und verjagte ſie in die Schluchten, aus denen ſich die vom Staub beſchmutzten formloſen Maſſen des unteren Gletſchers herabziehen. Von dort ſtürzen brauſend die Wellen der Lütſchine herab. Das Morgenroth erhellte kaum die rieſigen Gipfel des Schreckhorns, von dem der Mettenberg eine Verzweigung iſt, und des Eigers, die beide das Eismeer einſchließen. Ich ließ ſogleich nachfragen, ob die Führer angekommen ſeien und ob wir abreiſen könnten. Peter kündigte mir an, daß dieſer Tag für verloren angeſehen werden müſſe, daß der Nebel uns verhindern würde, in den Gebirgen vorwärts zu kommen, und daß der Regen in der vergangenen Nacht die Beſteigung der Gletſcher unmöglich mache. Ich ergab mich, wenn auch ungern, darein, und unterwarf mich vollſtändig der Leitung meiner Führer.

Das geſtrige Gewitter, die dichten Wolken, die den Alpen ein noch fürchterlicheres Anſehen gaben, die wohlwollenden Warnungen der Hirten, die dieſes Thal bewohnen, Alles erzeugte jedoch in den Herzen derer, die mich führen ſollten, eine Bedenklichkeit, welche bei Männern leicht zu begreifen war, die die Laſt einer großen Verantwortlichkeit fürchteten. Man verſuchte nochmals meinen Entſchluß zu erſchüttern. Man zeigte mir an der Kirchenmauer auf dem Hügel eine ſchwarze Tafel, auf der ich folgende Worte las:

AIMÉ MEURON, MIN. DU S. EV.
CHER A L'ÉGLISE PAR SES TALENTS ET SA PIÉTÉ,
NÉ A CHARDONNE DANS LE CANTON DE VAUD,
LE III OCT. MDCCXCI.
ADMIRANT DANS CES MONTAGNES
LES OUVRAGES MAGNIFIQUES DE DIEU,
TOMBA DANS UN GOUFFRE
DE LA MER DE GLACE,

LE XXXI AOUT MDCCCXXI.
ICI REPOSE SON CORPS,
RETIRÉ DE L'ABÎME APRÈS XII JOURS,
PAR CH. BURGENER DE GRINDELWALD.
SES PARENTS ET SES AMIS,
PLEURANT SA MORT PRÉMATURÉE
LUI ONT ÉLEVÉ CE MONUMENT.

Heureux dès à présent ceux qui meurent au Seigneur.
(Apoc. XIV, 13.) *)

Ich ſagte zu Peter, nachdem ich dieſe rührende Inſchrift ſchnell überblickt hatte: „Die Seele dieſes jungen Mannes ruhe friedlich im Schooße des Ewigen. Wir aber werden bald hieher zurückkehren, um Gott zu danken.“ — „Gut!“ ſagte Peter. „Das heißt, daß wir uns durch Nichts abſchrecken laſſen.“ Er ging zu den Andern, ich aber ſchloß mich in meinem Zimmer ein. Die tiefe Einſamkeit, in der ich mich befand, hatte etwas Feierliches. Vor meinen Augen erhob ſich das Wetterhorn mit ſeinen ſteilen Abhängen, zur Rechten der rieſige Eiger, zur Linken die große Scheideck und das Faulhorn. Dieſe düſtern Gebirge, die mich umgaben, dieſe Ruhe, die nur durch das Gebrauſe des Gießbachs im Thal und hie und da durch eine Lawine unterbrochen war, Alles dies war wahrhaft großartig, und ich glaubte mich in eine Welt verſetzt, in der Nichts dem ähnlich war, was ich bis dahin geſehen hatte. Selten hatte ſich

*) Aimé Meuron, Diener des göttlichen Worts, durch ſeine Talente und ſeine Frömmigkeit der Kirche theuer, geb. zu Chardonne im Kanton Waadt, am 3. Okt. 1791, fiel, als er in dieſen Bergen die herrlichen Werke Gottes bewunderte, in eine Schlucht des Eismeeres am 31. Auguſt 1821. Hier ruht ſein Leib, der nach zwölf Tagen von Ch. Burgener von Grindelwald aus dem Abgrund gezogen wurde. Seine Verwandten und Freunde haben ihm, ſeinen frühzeitigen Tod beweinend dieſes Denkmal errichtet.

(Selig ſind die Todten, die im Herrn ſterben, von nun an.)
(Offenb. 14, 13.)

mein Geiſt einer ſo vollſtändigen Ruhe erfreut. Ich brachte den Tag mit Schreiben zu und ich verfaßte den „Brief an einen Dichter", welcher mein beſcheidenes Buch „das Mönchsleben in der orientaliſchen Kirche" eröffnet, und einen Theil vom letzten Kapitel der „Wallfahrt nach Troitza".

Gegen Abend hörte ich Stimmen unter meinem Fenſter. Ich ging voll Neugierde hin. Da ſah ich im Vordergrund Peter Bohren und Johannes Jaun, und weiterhin eine Gruppe, die aus unſern Trägern und mehreren Bauern beſtand. Sie betrachteten nach einander den Gletſcher, den Himmel und die Berge, deren durchſichtige Nebel von einigen goldenen Strahlen durchzogen waren. Wie groß war meine Freude, als ich gutes Wetter verkündigen hörte! In der That, man meldete mir, daß wir uns bereit machen ſollten, am nächſten Morgen abzureiſen.

Ich hatte nicht die Geduld, den Tag zu erwarten. Ehe er erſchien, war ich ſchon auf den Füßen. Ich frühſtückte kaum und zog meine Mannskleidung an, an die ich mich ſchwer gewöhnen konnte. Ich fühlte mich linkiſch; ſie hinderte alle meine Bewegungen. Ich rief Peter und frug ihn, ob es möglich ſei, mich bis in's Thal tragen zu laſſen. Er verlangte zu meiner großen Zufriedenheit einen Tragſeſſel. Doch übte ich mich in meinem Zimmer, in meiner neuen Kleidung zu gehen, denn ich fürchtete, es möchten die Führer an mir verzweifeln, wenn ſie mich bei jedem Schritt ſtolpern ſähen. Ich war ziemlich gedemüthigt. Nur triftige Gründe konnten mich verhindern, meine Frauenkleider wieder anzuziehen. Doch fiel mir ein Auskunftsmittel ein. Ich packte meinen ſeidenen Rock und meine Stiefelchen ein und gab ſie einem Träger, um mich ihrer zu bedienen für den Fall, daß ich von dieſen verdammten Kleidern, die ich ſo unbequem fand, in meinen Bewegungen allzuſehr gehindert würde.

Man mußte bis acht Uhr warten, ehe man ſich auf den Weg begeben konnte. Da erſchien die Sonne, und die Gebirge

warfen nach und nach ihren Nebelmantel ab. Nachdem ich mich in einen weiten Mantel gehüllt hatte, ſetzte ich mich in den Tragſeſſel und ich zog ab, von den vier Führern, den vier Trägern und einer Menge Bauern umgeben, unter denen ein Tyroler war. Alle meine Begleiter ſangen fröhlichen Muths. Aber die Zurückbleibenden betrachteten uns mit traurigen Blicken. Es war Sonntags den 10. Juni 1855. Man zog ungeordnet und die Leute von Grindelwald hatten meine Sachen auf die Schultern geladen, um die Träger zu erleichtern. Die Bauern verließen uns, als wir auf den Pfad gelangten, der ſich auf dem Mettenberg längs des Eismeers hinſchlängelt. Der Tyroler allein blieb mit ſeinem jungen Führer bei uns. Er ſagte, er ſei aus Neugierde gekommen, um uns ſo lang als möglich zu begleiten und ſich einen Begriff zu machen, wie wir uns aus der Sache ziehen würden. Er ſang, wie die ganze Karavane und ſeine Stimme beherrſchte alle Andern. Ich ſah den unermeßlichen Gletſcher, den man das „Eismeer" nennt, zum erſtenmal. Ich betrachtete durch die grünen Vorhänge der Fichten jene aus der Kluft hervordringenden Maſſen, deren Grund himmelblau und deren Oberfläche hier mit Schmutz und Schneeflocken bedeckt iſt. Dieſer Anblick machte wenig Eindruck auf mich, ſei es, weil ich vom Gedanken, bis zu den Gipfeln der Alpen hinaufzuſteigen, erfüllt war, ſei es, daß meine Phantaſie ſich einigermaßen getäuſcht fand, indem ſie die Wirklichkeit unter dem fand, was ſie ſich eingebildet hatte. Ich verließ den Tragſeſſel erſt in dem Augenblick, als wir eine Fußſpur in dem Marmorfelſen erblickten, der der „Martinsdruck" heißt. Die gigantiſchen Gipfel des Schreckhorns, des Eigers, des Vinſchhorns ꝛc. erhoben ſich um uns her und ſchienen uns mit ihrer Größe zu erdrücken. Rechts ſtiegen die nackten und glatten Seiten der Mittellegi auf, eines Vorſprungs des Eigers. Plötzlich hörten die Geſänge auf, und meine Reiſegefährten ließen jenes Jauchzen erſchallen, das den Alpenbewohnern eigenthümlich iſt; es wiederhallte von Fels zu Fels. Man hatte einen Jäger

erblickt, der wie ein phantaſtiſches Weſen an den ſteilen Abhängen der Mittellegi hinſchlich. Man hätte ihn mit einer im Luftraum ſchwebenden Schwalbe vergleichen können. Aber vergeblich verfolgte man ihn mit Geſchrei und Fragen; er fuhr fort, ſich ſtillſchweigend längs der ſchwarzen Felſen zu bewegen.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf ſchwindligem Weg;
Er ſchreitet verwegen
Auf Feldern von Eis;
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis.
Und unter den Füßen ein nebliges Meer,
Erkennt er die Städte der Menſchen nicht mehr;
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Waſſern
Das grünende Feld.*)

Endlich gelangten wir auf den Gletſcher. Man hatte mich meiner eigenen Kraft überlaſſen, vermuthlich um meine Gewandtheit beurtheilen zu können. Ich hatte mich an meine Kleider gewöhnt und ging auf dem Schnee ſicheren Schrittes vorwärts, indem ich über die Spalten ſetzte, welche die verſchiedenen Eislager trennen. Aus Zufall mehr als aus Ueberlegung ſuchte ich, um die Füße hinzuſetzen, die Schneeflecken aus. Ich erfuhr ſpäter, daß es der ſicherſte Weg ſei und daß man dabei nie in Gefahr iſt. Der Tyroler verließ uns jetzt, überzeugt, daß „ich mich aus der Sache ziehen würde“. Die Führer erhoben ihrerſeits ein Freudengeſchrei. Sie ſagten, daß ſie mir wegen meines Selbſtvertrauens die Leitung des Unternehmens überlaſſen könnten. Der Tyroler folgte uns eine Zeit lang mit den Augen. Nachdem wir das Eismeer hinter uns gelaſſen hatten, begannen wir, die ſchroffen Abhänge des Zägen-

*) Schiller, Wilhelm Tell.

berg zu erklimmen. Lange Zeit antwortete ſich das tauſendmal wiederholte Jauchzen von einem Ufer des Gletſchers zum andern. Hierauf hörte man weder die Stimme der Menſchen mehr, noch die Glocke der Grindelwalder Kirche, deren melancholiſche Töne uns der Wind bis dahin zugeführt hatte. Wir befanden uns mitten in einer unermeßlichen Wüſte, im Angeſicht des Himmels und der Naturwunder. Wir erklimmten ſchroff abgeſchnittene Steinblöcke und ließen ſchneebedeckte Gipfel zu unſerer Linken zurück. Der Weg wurde immer mühſamer. Wir kletterten auf allen Vieren, wie Katzen rutſchend, oder wie Eichhörner von einem Felſen zum andern ſpringend. Oft war eine Handvoll Moos oder ein dünnes Geſträuch unſere einzige Stütze, wenn wir keine Spalte fanden. Einige Blutstropfen färbten oft, wie purpurne Blumen, den Raſen, den wir betraten. Wenn dieſer verſchwand, ſuchten wir uns mit den Alpenſtöcken auf dem Felſen feſtzuhalten, indem wir ſo viel als möglich vermieden, uns die Hände zu reichen, aus Furcht, uns einander in den Abgrund zu reißen. Mehrere hundert Fuß unter uns erglänzten die tiefen Spalten des Gletſchers, in denen die Strahlen der Sonne ſpielten. Der kalte Wind, der von der beeisten Höhe herabwehte, kühlte uns kaum die Stirne. Wir waren durch und durch im Schweiß, aber ſtatt zu verſchwinden, nahm die Fröhlichkeit mit der Gefahr zu. Wenn wir auf Granit ſtießen, verdoppelte ſich die Freudigkeit, und die erſten, die die Füße darauf geſetzt hatten, riefen es den Andern zu. Dort ſchlüpften wir weniger aus und wir konnten, wenn wir uns gegenſeitig halfen, aufrecht ſtehen und ſchneller gehen; der jüngere Bohren, der einer der Träger und der jüngſte von Allen war, hörte nicht auf zu ſingen. In gefahrvollen Augenblicken erhob ſich ſeine Stimme zu mächtigen Tönen. Er hielt niemals an, weder im Gehen noch im Singen, und ſchaute ſich niemals um. Eins dieſer Lieder gefiel mir namentlich ſehr:

Geißreihen*).

1. Juheh! der Geißbuch bi = n = i ja!
Mys Hörnli u my Geisle da
Thüe mir no nit verleide.
Im Täschli ha = n = i Chäs u Brod,
Mys Haar iſt chruus, u d'Backe roth,
U d's Herz voll Luſt u Freude.
Jungi, Alti,
Melchi, Galti,
Großi, Chleini,
Hübſchi, G'meini,
Führe = n = ig uf Berg u Weid.
Helioli ouhu! ꝛc.

2. I ſtyge früy uf Grat u Fluch,
De ſchmale, wilde Bändre zue,
Wo kener Chüch meh gange.
Es gwuß! fry mänge freche Ma
Gieng nit, wo = n = i, de Geiße na,
Er blieb bas unte b'hange.
Ume Hüdel!
Zueche Strüdel!
Alli zuehe!
Itz bas uehe,
Wo di lube Gemſchi gah!
Helioli ouhu! ꝛc.

3. Es git gar mänge = n = arme Ma,
Wo wäger nit e Chue verma.
Heh nu, ſo het er Geiße,
Drum nüt beſt' minder juchze = n = i,
We = n = i ſcho nit e Chüejer bi,
U nume Geißbueb heiße!
Nit fürdure,
Alti Lure!

*) Sammlung von Schweizer Kühreihen und Volksliedern. Von J. R. Wyß. 4. Aufl. Bern, 1826. S. 47.

Dert am Schatte
Dur dä Schratte
Geit's dä Rung uf Bänisegg.
Holioli ouhu! ꝛc.

4. Juheh! Da bi=n=ig obe=n=uus,
D'Flüchlaui donnert, 's iſt e Gruus.
G'hörſch, g'hörſch der Gletſcher chrache?
So chrach u donnert's mira!
Hie obe bi=n=i ſicher ja,
U cha daruber lache.
Mutii, Schabe,
Nit bas abe!
Zuche Länder!
Nit i d' Bänder!
Blybet überobe hie!
Holioli ouhu! ꝛc.

5. U we=n=i ſcho ke Chrützer ha,
U chuum e=n=eigni Geiß verma,
So bi=n=i nit drum z'duure.
Die Lüt, wo Geld u Güeter hei,
Sie chlage notti allerley;
Süſt los me nume d'Buure!
Zueche Chlyni!
Du biſt myni!
La di melche,
Lubi Spelche!
Du biſt ja mi z'Immis-Geiß.
Holioli ouhu! ꝛc.

6. Doch hätt' ig es par tuſig Pfund,
I gheiti ſ' nit i Gletſcher-Schrund!
Flugs gieng i zue mym Eiſi.
„G'ſchau Schätzeli! Was ha=n=i da?
„Ja gäll! I bi=n=e ryche Ma?"
Es nähm mi g'wüß, das weiß i!
We=n=i hättl,
Ja, ſo wett=i!

Aber nottl
Juchze wottl,
We = n = i ſcho das Geld nit ha!
Holloli ouhu! ꝛc.

Die Ausſicht, die ſich über das Thal erſtreckt, war prachtvoll. Wir erblickten die Häuſer von Grindelwald wie Miniaturbilder, auf grünen Teppichen zerſtreut. Die Führer riefen aus: „Jetzt betrachten wir unſere Frauen vom Himmel herab!“ und wir ſtiegen immer weiter hinauf, hinter uns die Wolken zurücklaſſend, welche überall wie graue Schärpen wogten. Um eilf Uhr hielten wir bei einem Vorſprung an, wo wir uns Einer hinter dem Andern ſetzen konnten. Müdigkeit und Hitze hatten uns gänzlich erſchöpft und Niemand rührte ſich, mit Ausnahme der zwei Bohren, welche rechts weiter kletterten, um Holz zu ſuchen, damit man ein kleines Mahl bereiten könne. Eine kriſtallene Quelle, welche durch Wurzeln und den Felſen ſickerte, plätſcherte ganz nahe bei uns. Die kräftige Vegetation war gänzlich verſchwunden. Man ſah nur Gräſer und Moos, dazu Wachholder, Quedel und Thymian, welche die Luft mit Wohlgeruch erfüllten, und ganze Felder mit purpurnem Alpenbalſam, deſſen glänzende Blätter ſich mit ſchwarzen Flechten vermiſchten. Hie und da traten verkümmerte Lärchenbäume aus dem ewigen Schnee hervor. Die beiden Bohren brachten Geſträucher, mit denen man ein Feuer anzündete, das bald laut kniſterte. Man machte kochendes Waſſer und warf zu meiner großen Beſtürzung Alpenbalſam und Stücke Wachholder hinein, mit denen man den Keſſel anfüllte. Meine Reiſegefährten verſicherten mich, daß dieſe Art Thee vortrefflich und ſehr geſund ſei. Da ich ſehr durſtig war, trank ich mit Begierde und der wohlriechende Trank ſchien mir wirklich ausgezeichnet. Man hatte mir auch einen ſchönen Strauß von Alpenroſen gebracht; ich machte einen Kranz, den ich um meinen Hut wand. Sie erinnerten mich an eine herrliche Ballade eines Volksdichters aus dem Oberland:

Die Entſtehung der Alpenroſe.*)

Es trurigs Stückli will i zelle,
Ihr Meitleni, get ordlig Acht!
I ha's für Euch u jungi G'ſelle
Zur Warnig ſtyf i Ryme bracht.
Ihr wüſſet z'Sigriswyl bi = n = i
S'erſt ſibe Jahr Schulmeiſter g'ſi.

Dert ſteit ech, grad ob Oberhuſe,
E gruſam höhji ſpitzi Fluch;
Es wurd ech ſcho vom Agſch gruſe,
U d'Gemſchi chönne chuum derzue.
Flüehblumi gits die ſchönſte dra,
Schad daß ſie niemer g'winne cha!

Was g'ſcheht? Vor meh as hundert Jahre
Geit eine ame Meitſchi na;
Doch das het alli Burs für Nare,
Bal ſeit es net, bal ſeit es ja.
'S iſch einzig Ching, hübſch, rych derzu,
Drum iſt ihm kene fürnehm gnue.

Hätt' er die Nări fry la blybe!
Us dere gits kes fründligs Wyb.
Het eine vo = n = ech Luſt zum Wybe,
So eine blyb er ja vom Lyb!
Doch er mit G'walt wot Elſi ha,
U ſött er Lyb u Lebe la.

Es Mal am Aelper = Sunde z'Abe
Führt er ſis Elſi o zum Wy;
U lat ihm Zucker gnue dry ſchabe,
U Muskatnuß, u ſchenkt ihm y.
U flismet: „ſäg mer einiſch ja!
„G'wüß cha di kene lieber ha!"

Es thut as wet's darvo nüd g'höre:
„Aeh! Schwyg vo dem! — Net! La mi ga."
Du däicht's: i will di ſcho verthöre,

*) Kuhn, Volkslieder, 2. Aufl. Bern 1819. S. 4.

U ſeit ihm z'leſt: „du muſt mi ha,
„Wit du mir vo der ſpitze Fluch
„Flüehblumi vor mys Pfäiſter thue."

Hans! heb du Sorg! Das chönnt dir fehle!
Wer G'fahr ſuecht, dä chunnt liecht drinn um.
Ja! Da hilft Rathe nüd u Schmähle,
Er thut's doch aller Warnig z'Trumm,
Er ſeit: „es Bott! du muſt ſie ha,
„We du wit mit mer z'Chilche ga."

E Morge früeh, daß d'Sterne ſchyne;
Er uf u z'Weg, dur d'Allmeit uf,
U = n = über Oberhuſe = n = yne
Dem Gerbibach na der düruf.
Jetzt ſteit er unte = n = a der Fluch
U faht a chlettre. — G'ſeht ihm zue!

G'ſeht wie = n = er a de glatte Wände
Mit Angſt u Noth mag uſe g'choh!
Er blüetet ſcho a beede Hände,
Doch iſt er no wyt, wyt dervo.
Geng obſi! B'hüt is Gott der Herr!
I wett nit, daß i Hanſi wär.

Geng obſi! Jetz iſch's gly erſtritte!
Heb an di, Hans, u wehr di guet!
Jä g'ſchauet — es ſy kener Tritte
So are Fluch. Wohl d'Sach chunnt guet!
Herr Jeſis Gott! Da rütſcht er us,
U fallt — u fallt! Es iſt e Gruus.

Do leyt er grad ob Oberhuſe,
Gruſam zerfallne, a der Fluch.
D's Blut lauft zu Muul und Naſe = n = uſe. —
Jä, g'ſeht er! Das cha d'Liebi thue.
Die macht ech d'Lüt ſo dumm und bling.
Bhüet Gott es u = jeders Möntſche = Ching.

Get Acht! Sö öppe na zwo Stunde
Chunnt Eiſi früi vom Melche hei;
Sy Weg führt's e chly wyter unte

Der Fluh nah, 's thut e lute Schrey.
„Herr Jeſis! — Hanſi! B'hüet mi Gott
„Was ha = n = i g'macht! — Da lyt er — tod!"

U fallt uf d'Chneu; es möcht gern gryne,
U cha doch nit; es ſchlückt, u ſchlückt —
U zittret; — 's faht ihm afa ſchwyne —
Bis ihm der Schrecke d's Herz abdrückt.
Da liege = n = alli bedi, tod,
Uf füechtem Gras im Morgenroth.

Me het ſe = n = erſt am Abe funde,
U het i d's Dorf ſe = n = abi treit.
U na zwe Tage druf, am Sunde
Si z'Sigriswyl i Chilchhof g'leit,
Der Pfarrer het e Predig g'ha,
'S het Jung u = n = Alti z'Briegge tha.

U = n = a der Fluch, wo Hans iſch g'lege
Wachst us ſym Bluet e Blume = n = uf;
D'Alproſe, wie 're d'Lüt jetz ſäge.
Ihr Meitleni get Achtig druf!
Die Blumi dra ſy roth wie Bluet
U ſtah i n dunkle Laub gar guet.

Ihr chent ſe = n = uf de Berge g'winne!
Si wachſe jetz a mänger Fluch.
Doch ſöttet ihr darby geng ſinne,
Ihr wellet nie wie Eiſi thue!
Mit treuer Liebi heit nit Spott,
Vor Hochmuth da biwahr ech Gott!

Nachdem wir eine Stunde geruht hatten, brachen wir wieder auf. Wir ſollten bald nur noch Schnee antreffen und jede Spur von Vegetation und Leben aufhören ſehen. Der Abhang, den wir erklommen, war ſteil, aber ſeit wir die nackten Felſen verlaſſen hatten, waren wir nicht in Gefahr zu ſchlüpfen. Wir ſuchten ſchnell vorwärts zu kommen, um eine geräumige Höhle zu erreichen, die nur zwei von unſern Gemsjägern kannten, und wo wir die Nacht zubringen wollten. Sie dient ihnen zum

Verſteck, wenn ihre unbezwingliche Leidenſchaft für dieſe muthigen Unternehmungen ſie verleitet, ſich über die Verordnungen hinwegzuſetzen. Als ſich die Oeffnung der Höhle unter den dichten Schneelagern zeigte, ertönte lautes Freudengeſchrei, und das Singen begann von Neuem. Die Nacht rückte heran. Wir ſuchten daher, vorwärts zu kommen. Seit einigen Stunden fühlte ich keine Müdigkeit mehr, und ich hätte noch lange gehen können, ohne Ruhe zu bedürfen. Aber die Führer waren ungeduldig, ein Obdach zu erreichen, wo wir den Lawinen nicht ausgeſetzt wären, die auf allen Seiten donnerten.

Ein geheimnißvolles Zwielicht erleuchtete die tiefe Grotte zum Theil, deſſen Hintergrund in der Finſterniß blieb. Man hörte Quellen rauſchen und Waſſertropfen mit eintöniger Langſamkeit herabfallen. Niemals war ich an einen Ort von ſo wilder Schönheit gekommen. Mitten in der Höhle, dem Eingang gegenüber, lag ein breiter Gletſcher, der einem plötzlich eingefrornen Waſſerfall glich. Oberhalb dieſes wunderbaren, wie Kryſtall leuchtenden Eisblockes ergoß ſich ein Bächlein von herrlicher Friſche. Als man ein großes Feuer mit Wachholderzweigen angezündet hatte, die dort von dem Jäger, der dieſes Verſteck am häufigſten aufſucht, hingelegt worden waren, erglänzte das Eis in tauſendfarbiger Pracht. Alles ſchien eine merkwürdige Geſtalt und Leben anzunehmen. Die ſeltſam geſchnittenen Wände des Felſens ſtrahlten in wechſelndem Schimmer. An den Seiten des ſchwarzen Granits hingen Eiszapfen, bald leicht und einzeln, bald zu phantaſtiſchen Bündeln vereinigt. In der Tiefe, wo die Feuchtigkeit und die Dunkelheit ewig ſind, fand ſich bläuliches Moos, eine traurige und unvollſtändige Offenbarung des Lebens in dieſer Todeseinſamkeit. Dort wurde man von Allem, was man ſah, lebhaft ergriffen, während draußen in unſerer Nähe die Lawinen dem Donner gleich erdröhnten, die ſich über unſern Häuptern ablöſten oder ſich in die grundloſen Schluchten ſtürzten.

Man legte weiße Ochſenfelle unter einen Block, der an dem

Ende der Höhle eine Vertiefung bildete. Ich hüllte mich in Decken und Shawls ein, denn die Kälte ward immer durchdringender. Doch wurde ich durch die unabläſſige Sorgfalt meiner trefflichen Führer vor derſelben geſchützt, welche alle Pelze und Mäntel, die nur vorhanden waren, auf mich breiteten. Sie ſetzten ſich um das Feuer und machten Kaffe, von dem wir die ganze Nacht tranken. Niemand dachte an den Schlaf, oder wollte eine liebenswürdige Heiterkeit unterdrücken, die eben ſo voll Natur als Anſtand war. Wenn der Eine ſich beklagte, daß ſeine Glieder einſchliefen, riefen die Andern alſobald, daß er ſo zart ſei, wie eine Frau, und daß wir uns in einem Palaſt nicht zu beklagen hätten, der großartiger ſei, als die der Könige. Man ſchrieb meinen Namen an der Decke ganze nahe bei dem Eingang ein. In Erwartung des Tages wiederholten wir im Chor ſchweizeriſche Lieder und vor Allem das Lied vom Gemsjäger, das bei den Oberländern ſo beliebt iſt.

Der Gemsjäger.*)

I de Flüehne iſt mys Lebe,
U = n = im Thal thue = n = i ke Gut.
Andri wehre mir's vergebe:
„Gang doch nit! 's iſt G'fahr um d's Lebe."
O ihr liebe guete Lüt,
Eues Säge nützt hie nüt!

Früy am Tag, we d'Sterne ſchyne,
Stah = n = ig uf, u gah uf d' Jagd.
Nu, mys Wyb, u myni Chlyne
Müeßt nit ume = n = Aetti gryne!
Unſe Herrget iſt dert o;
D's Aetti wird ſcho umhi cho.

Wo = n = es alle Möntſche gruſet,
Wo kei andre düre cha,
Unter mir d's Waldwaſſer bruſet,

*) Kuhn, Volkslieder, S. 34.

Gletſcherluft dur d's Haar mir ſuſet,
Obe = n = unte — z'ringsum Flueh,
Gah = n = i früſch u fröhlich zue.

Tört, wo hinter äine Grinde
Ueſe große Gletſcher ſteit,
Wo die frechſte Chüe erwinde,
D'Geiße chuum der Weg no finde,
Het der Winter ohni End
Geng ſy Thron, ſys Regiment.

Aber wä = n = er no ſo chalte,
U der Gletſcher no ſo wild
U no drümahl ärger g'ſpalte,
Alles ma mi nit abhalte.
We = n = i dört es Gemſchi weiß,
Iſt mir ſeligs Alles eis.

Wahr iſt, mänge fallt da abe,
D'Ewigkeit erdrohlet er,
U lyt tief im Yſch vergrabe.
O wie luegt ſys Wyb am Abe:
„Chunnt er ächt?" Lueg, wie de wit,
Leider Gott! er chunnt dir nit.

Tröſt du di! Er lyt da unte
Sanft ſo gut als im e Grab.
Ueſe Herrgott het ne funde,
U biwahret ne da unte
I dem tiefe Gletſcher=Schrund,
Bis der jüngſte Tag de chunnt.

We = n = a = dem Tag früy de d'Sunne
Strahlt i = n = ihrer Herrlikeit,
Iſt der Gletſcher gly zerrunne.
De het's Hans glatt alles g'wunne!
Gryn du nit! Ihr werdet ſcho
Dört no einiſch z'ſäme cho.

Zwei Führer waren vorausgegangen, um einen Weg zu bahnen und Stufen in den Schnee zu hauen, denn es mußte

ſchwierig ſein, aus der Höhle zu kommen. Als ſie zurückkamen, verkündigten ſie, daß man auf einen ſchönen Tag zählen könne. Dieſe Worte wurden mit lautem Beifall aufgenommen. Nach ſo großen Anſtrengungen war es ſo natürlich, daß wir einen vollſtändigen Erfolg wünſchten! Ich war glücklich, die unermeßlichen Gletſcher und die Gipfel der Alpen in der Nähe zu ſehen, deren Bild mir oft in meinen ſchönſten Träumen erſchienen war. Doch beunruhigte mich einigermaßen das Unwohlſein, das ich zu fühlen begann. Ich empfand eine leichte Uebelkeit und eine Niedergeſchlagenheit, die ich zu beſiegen verſuchte, indem ich mich ſchnell erhob und das Zeichen zum Aufbruch gab. Ich hatte meine Fußbekleidung wechſeln müſſen, denn die des vorigen Tages war in Fetzen. Gegen drei Uhr Morgens verließen wir die gaſtfreundliche Höhle. Nicht ohne Mühe gelang es uns, über die Abgründe zu kommen, die ſich vor uns öffneten. Zum erſtenmal gebrauchte man die lange Leiter. Man lehnte ſie an die Wand eines Schlundes, deren entgegengeſetzter Rand um mehrere hundert Fuß tiefer lag. Wir ſtiegen die engen und nah an einander gedrängten Sproſſen rücklings herab. Es war verboten, in den Abgrund hinabzuſchauen. Ich gehorchte aus Pflicht, denn ich wünſchte lebhaft, den Weg genauer zu betrachten, den ich machte. Der Tag nahm ſchnell zu. Die Schneehaufen, die ſich um uns erhoben, glichen Bergen, die auf andern Bergen aufgehäuft waren. Wir waren mitten in der unermeßlichen Einöde des Eigers, der über das Geräuſch unſerer Schritte zu erſtaunen ſchien. Man bediente ſich jetzt der Leiter oft. Bei dem dritten Verſuch hatte ich alle Freiheit der Bewegung gewonnen, und ich ſtieg nicht mehr rücklings hinunter, ſondern als ich mit unbeſchreiblichem Entzücken die gähnenden Schluchten betrachtete, die ſich in der Tiefe des Gletſchers verloren, der blauer war als der orientaliſche Himmel, da ſangen wir im Chor folgendes ſchöne Oberländer Lied:

Früh Jauchzen.*)

Juheh! Am Morge
Ganz ohni Sorge
Stah = n = i früeh uf.
I gah zum Brunne
U grüesse d'Sunne.
Juheh! Ihr liebe Lüt,
I weiß vo Sorge nüd.
Juheh! Juheh!

Los! d'Vögel singe;
G'schau! d'Chinder springe
U sy so froh.
Si thüe so chindlich!
U d's Wyb ist fründlich,
U = n = über das, ihr Lüt!
Ist hie uf Erde nüd.
Juheh! Juheh!

Daß d'Chinder trüeje,
So bi = n = i früehje
Zur Arbeit uf.
Doch we = n = i chume
Ist um mi ume,
Der Herrgott früehjer no,
U drum bi = n = i so froh.
Juheh! Juheh!

Bald trennte sich die Gesellschaft in zwei Haufen. Johannes Jaun, Almer und Leuener zogen als leichte Truppen voraus, um Bahn zu machen und Stufen in den Schnee zu hauen. Almer ging mit der langen Leiter auf der Schulter; Leuener trug die zusammengerollte Fahne, die wir mitgenommen hatten, um sie auf dem Gipfel, den wir ersteigen sollten, als Signal

*) Kuhn, Volkslieder. S. 135.

aufzupflanzen. Wir alle hatten blaue Brillen, um uns vor dem blendenden Glanz des Schnees zu verwahren, der jeden Augenblick dichter wurde; Almer hatte ſich ſogar das Geſicht mit einem grünen Schleier bedeckt. Aber ich fand den meinigen unbequem und ich ſetzte mit muthigem Entſchluß meine Haut der brennenden Hitze der Sonnenſtrahlen aus, die ſich auf dem glänzenden Reif abſpiegelte, obgleich die Sonne hinter Wolken verborgen war. Die Spalten des Gletſchers waren ſeltener, enger, und wir gebrauchten die Leiter nur ein- oder zweimal auf dem unermeßlichen Schneefeld, das ſich gegen acht Uhr vor uns ausbreitete. Dort fingen unſere wirklichen Leiden an. Die Hitze war übermäßig groß, wir konnten nur langſam und mit Mühe vorwärts kommen; denn wir ſanken bei jedem Schritt bis über das Knie ein. Bisweilen fand der Fuß keinen Grund, und wenn wir ihn zurückgezogen hatten, entdeckten wir einen gähnenden blauen Spalt. Die Führer nannten dieſe Stellen Minen und fürchteten ſie ſehr. Die Luft wurde mit jedem Augenblick dünner. Mein Mund war trocken; ich litt Durſt, und um ihn zu ſtillen, verſchluckte ich Schnee und Kirſchwaſſer, deſſen Geruch mir ganz unerträglich geworden war, aber das ich auf ausdrücklichen Befehl der Führer bisweilen trinken mußte.

Seit langer Zeit ſchon waren wir über die Region der Quellen und Bäche hinausgekommen. Bald ließen wir ſogar die hinter uns, in der die Spalten des Gletſchers unter dem Schnee hervorſchauten, und wir gingen nur noch auf dem ewigen und fleckenloſen Grabtuch der Eismaſſe. Ich konnte kaum athmen; ich wurde immer ſchwächer. Daher fühlte ich mich immer glücklich, wenn wir an die Haltpunkte kamen, welche von den Vorausgegangenen bezeichnet worden waren. Ich ſtürzte mich erſchöpft, aber entzückt auf das Schneelager, das man mir bereitet hatte. Die Lawinen waren häufig. Bald rollten ſie in unermeßlichen Blöcken mit dumpfem Gebrauſe in die Tiefe, bald fiel der vom Wind aufgewirbelte Schnee auf uns wie

dichter Hagel herab. Zu unſerem großen Schrecken ſtieg Nebel auf allen Seiten auf. Wir verloren oft die, welche uns den Weg bahnten, aus den Augen. Hinter der Schneeebene wurde der Abhang ſteil und ſchwierig. Kaum hatten die Führer noch ſo viel Kraft, den Weg zu bahnen, ſo ſteil war der Aufgang, ſo dicht der Schnee.

Endlich hielt man um 10 Uhr auf einer Fläche an, die ſich am Fuß des Mönchs ausdehnte. Der Grat dieſes Berges erhob ſich vor uns. Man hatte eine kleine Grotte in das Eis gehauen, wo man mich, in Decken eingehüllt, ausruhen ließ. Wir hatt n im vollen Sinne des Wortes unſere Kräfte erſchöpft. Der Athem ging uns aus und ſeit einigen Augenblicken warf ich Blut aus. Dennoch bereute ich weder die Anſtrengung, noch den Entſchluß, der mich bis dahin gebracht hatte. Ich fürchtete Nichts, als daß ich vielleicht nicht weiter gehen könnte. Selbſt die Luft, die mir ſo wehe that, war mir wegen ihrer außerordentlichen Reinheit ein Gegenſtand intereſſanter Beobachtungen. Einer der Führer, der aus der Höhle einige Wachholderzweige mitgebracht hatte, machte Feuer an, um Schnee zu ſchmelzen, den wir mit Wolluſt tranken. Ich bemerkte hierauf, daß man einige Schritte von mir entfernt zuſammentrat, um leiſe zu berathſchlagen. Die Wächter waren voll Beſorgniß. Wir hatten von der Jungfrau, als von dem Ziel unſerer Reiſe, geſprochen. Alle Blicke wendeten ſich voll Unruhe nach dieſem Berg, den man zur Linken von dichten Nebeln eingehüllt ſah. Ich fürchtete, man möchte der vollſtändigen Verwirklichung meines Planes Hinderniſſe entgegenſtellen. In der That ſagte man mir, daß es unmöglich ſei, die Jungfrau an dieſem Tag zu erſteigen, daß wir noch lange zu gehen hätten, ehe wir ihre Seite erreichen könnten, die uns durch optiſche Täuſchung ſo nahe ſchien, und daß von dort noch wenigſtens drei Stunden angeſtrengten Steigens nöthig ſeien, um bis zum Gipfel zu gelangen. Es ſchien nicht thunlich, in dieſer Höhe, wo ſelbſt das Athmen mühſamer war, und bei einer eiſigen Kälte, von der unſere

angegriffenen Glieder zu erfrieren drohten, die Nacht auf dem Schnee zuzubringen. Uebrigens sahen die Führer ein heftiges Gewitter auf den Abend voraus. „Was ist zu thun?“ sagten sie, „ohne Obdach, ohne Decken, ohne Feuer, ohne warmes Getränk (denn der Kaffeevorrath war erschöpft) und weit und breit nur Eis?“ Ich gab ihnen innerlich Recht, aber es schmerzte mich, daß ich das Ziel, das so nahe zu liegen schien, nicht erreichen sollte. Als ich mich nicht entschließen konnte, ihrer Ansicht beizutreten, erhob sich Almer, und indem er die Leiter zu meinen Füßen niederlegte, sagte er voll Entschiedenheit: „Leben Sie wohl. Ich verlasse Sie, denn mein Gewissen als rechtschaffener Mann verbietet mir, einer Gefahr die Hand zu bieten, die gewiß unvermeidlich ist.“

Ich rief ihn zurück, und indem ich ebenfalls aufstand, sagte ich: „Sind denn die Schwierigkeiten für die Besteigung des Mönchs eben so groß? Da steht er einige Schritte von uns; es bedeckt ihn kein Nebel; warum sollten wir nicht auf den Gipfel hinaufgehen?“ Bei diesen Worten war das Erstaunen allgemein. Alle wendeten sich nach dem Berg, den ich bezeichnete. Der Schnee auf demselben schien fest zu sein, und ich hielt es für unmöglich, dort größere Gefahr zu finden, als wir bis dahin überstanden hatten. Ich wunderte mich über ihr Zögern. „Aber wissen Sie“, sagten sie mir, „daß dieser Berg noch niemals erstiegen worden ist?“ — „Desto besser“, rief ich aus, so wollen wir ihn taufen!“ und indem ich meine Müdigkeit auf einen Augenblick vergaß, begann ich festen Schritts vorwärts zu gehen. Da Peter Jaun und Peter Bohren mich so entschlossen sahen, ergriffen sie die Fahne, gingen voraus und pflanzten sie auf den höchsten Spitzen des Mönchs auf, ehe wir selbst dahin gekommen waren. Diese Fahne war weiß, gelb und blau, und der theure Name meiner Walachei war mit großen Buchstaben darauf gestickt. Wie wenn der Himmel unsern Wunsch begünstigt hätte, rollten sich die Wolken über alle umgebenden Berge und ließen nur den Gipfel des Mönchs

unbedeckt. Obgleich die Abdachung ſteiler war, als die des Eigers, fanden wir doch keine viel größeren Schwierigkeiten. Der Schnee war hart, und da wir nicht ſo tief einſanken, war das Gehen weniger ermüdend. Wir hielten uns ſo, daß wir eine Kette bildeten, und wir gingen im Zickzack vorwärts, von der Ungeduld, den Gipfel zu erreichen, angetrieben. Ich ſah überall nur dichte Schneelager und nirgends die Eismaſſen, welche Deſor auf der Jungfrau gefunden hatte. Wahrſcheinlich war der Mönch wegen der Jahreszeit noch unter den angehäuften Schneemaſſen des Winters begraben. Dieſer Umſtand trug zum Erfolg unſerer Unternehmung weſentlich bei.

Das Bild des Unendlichen trat in ſeiner ganzen furchtbaren Größe vor meinen Geiſt. Mein beengtes Herz fühlte es, wie meine Augen die ſchweizeriſche Ebene ſahen, welche ſich im Nebel und in den nahen Gebirgen verlor und in vergoldeten Dünſten getaucht war. Es durchdrang mich eine ſo mächtige Vorſtellung von Gott, daß mein Herz bis dahin nicht Raum gehabt haben konnte, ſie zu faſſen. Ich gehörte ihm ganz an. Von dieſem Augenblick an verſenkte ſich meine Seele in den Gedanken an ſeine unbegreifliche Macht.

Doch mußte ich endlich aufbrechen und den Berg verlaſſen, auf dem ich ſo weit von den Menſchen entfernt war! Ich küßte die Fahne, und wir begannen gegen drei Uhr unſeren Rückweg. Nur ſehr mühſam ſtiegen wir den Abhang des Mönchs herab. Wir mußten uns viel öfter einander zu Hülfe kommen, als beim Hinaufſteigen, und oft wären wir beinahe in die Abgründe hinabgeſtürzt. Aber ſobald wir wieder auf den Eiger gekommen waren, gingen wir eben ſo ſchnell als die Lawine, die kein Hinderniß kennt, als der Bergſtrom, der ſich ſein Bette aufwühlt, als der Vogel, der den Luftraum durchſchneidet. Auf dem Schnee ſitzend, ließen wir uns von der Höhe dieſer mit ſo viel Mühe erklommenen Abhänge bis zum Rand der Abgründe herabgleiten, die wir auf der Leiter überſchritten, welche wir als eine Brücke darüber gelegt hatten. Mancher Schlund,

über den wir am Morgen auf dem ihn verdeckenden Schnee gegangen waren, klaffte uns jetzt entgegen, denn der Anblick dieser Berge wechselt mit einer wahrhaft außerordentlichen Schnelligkeit. Bald begann das Lachen und das Singen wieder, von unserer seltsamen Art zu reisen hervorgerufen. Groß war die Freude, als wir uns in dem Luftkreis wieder fanden, in welchem das Leben wieder erscheint. Wir stürzten uns alle auf die erste Quelle, deren Rauschen uns so lieblich erschien, als die Stimme eines Freundes. Als wir jedoch wieder an die von Schnee entblößten Felsen gelangt waren, wurde das Gehen wieder schwierig, ja selbst schwieriger, als beim Hinaufsteigen. Die Gefahr war oft wirklich außerordentlich groß. Ohne den braven Peter Bohren, der mich mehr trug als unterstützte, hätte ich die nackten Felsen, die längs des Gletschers emporragen, niemals herabsteigen können. Da wir das Eismeer am ersten besten Ort betreten hatten, trafen wir so viele Spalten, daß wir große Sprünge machen mußten, um über dieselben zu kommen. Wir hatten den andern Rand noch nicht erreicht, als man uns schon mit dem Tragsessel entgegeneilte. Wir kamen singend in Grindelwald an, wo man uns mit solchem Erstaunen betrachtete, daß man uns für Gespenster anzusehen schien. Ich verlangte Citronen, die ich sogleich verschlang, während ich mich umkleidete. Obwohl sehr erschöpft, reiste ich doch sogleich nach Interlaken ab, um die zu beruhigen, die mich dort erwarteten. Am Fuß des Grindelwalder Berges hielt ich bei der Hütte Peter Bohrens an; ich stieg hinauf, um seine Frau zu sehen. Sie hielt ein neugebornes Kind in ihren Armen, das ich küßte, indem ich versprach, seine Pathin zu sein.

Auf dem halben Weg nach Interlaken brach ein Gewitter, das eben so heftig war, als dasjenige, welches mich bei meiner Abreise begleitet hatte, unter fürchterlichem Getöse, Platzregen und blendenden Blitzen aus, welche die dunkeln Wolken durchfurchten.

Als ich am andern Tag aufstand, war mein Gesicht nur Eine Wunde, und lange hatte ich furchtbare Schmerzen. Ebenso müde als ich kamen die Führer, um mich zu besuchen und mir ein herrliches Diplom auf Stempelpapier zu bringen.

LXXXIX.

Ihr habt eure Brüder nicht verlassen,
Josua 22, 3.

Einer von jenen Sommerregen mit sanftem und fortgesetztem Plätschern bedeckte mit seinen, von einigen lebhaften goldenen Strahlen unterbrochenen warmen Güssen Unterseen und Aarmühle. Das Bödeli war still und die Aare rollte traurig unter den moosbedeckten Felsen hin. Meine Freundin und ich wandelten längs diesem milden Ufer am Fuß des Abendbergs.

Wir sprachen von dem jungen, vierundzwanzigjährigen Arzt, der die Welt verlassen hatte, um sich dort niederzulassen. Seit 1841 beharrt er in seinem Unternehmen, mit der Behandlung einer der traurigsten Krankheiten beschäftigt, die das Menschengeschlecht heimsuchen. Es ist dieß der Kretinismus. Diese den Kretinen gewidmete Anstalt liegt am südlichen Abhang des Abendbergs; sie besteht aus zwei großen, zu einem einzigen Gebäude verbundenen Häusern. Der Dr. Guggenbühl ist der Stifter und die Seele dieser Anstalt. Von den darin wohnenden Personen haben die Einen die Landarbeiten, Andere das Hauswesen oder die Beaufsichtigung und Pflege der kleinen Kranken zu besorgen.

Der Direktor der Abendberger Anstalt ist im Kanton Zürich geboren, der so viele ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat. Noch sehr jung, widmete er sich dem Studium der Philosophie,

der Naturgeſchichte und ſpäter der Medizin. Eines Tages begegnete er auf dem Weg nach Ziedorf im Kanton Uri einem Kretinen, der, vor einem Kreuz niedergekniet, ein Gebet ſtammelte. Sogleich fiel ihm das religiöſe Gefühl auf, das ſich in deſſen Zügen malte. Er ſchöpfte daraus die Hoffnung, dieſe verlaſſenen Geſchöpfe dem traurigen Zuſtand entreißen zu können, in welchem ſie ihr Leben hinſchleppten. Einige Tage ſpäter ſchrieb er an einen Freund: „Ein Weſen, in welchem der Gedanke an das Daſein Gottes erwachen kann, verdient alle Opfer und alle Anſtrengungen. Müſſen unſere entarteten Brüder, da ſie zu unſerem Geſchlecht gehören, unſere Aufmerkſamkeit nicht eher auf uns ziehen, als jene Thierracen, mit deren Veredlung man ſich beſchäftigt?“

Mit dieſen menſchenfreundlichen Abſichten erfüllt, unternahm er eine Reiſe in die Theile der Schweiz, wo die Kretinen am zahlreichſten ſind. Das aufmerkſame Studium des Zuſtandes dieſer armen Kinder vermehrte ſeinen Wunſch, ihnen ſeine Kräfte und ſein Leben zu widmen; denn er war überzeugt, daß der Himmel dieſen Entſchluß ſegnen und ihm beiſtehen würde. Er ließ ſich in Kleinthal im Kanton Glarus nieder, und während er als praktiſcher Arzt wirkte, beſchäftigte er ſich mit der Heilung des Kretinismus. Nach zweijährigem Arbeiten und Studiren glaubte er, daß es ihm gelingen würde, dieſe Krankheit vollſtändig zu heilen, wenn er über ein angemeſſen gelegenes Haus verfügen könnte, in welchem man die diätetiſchen, mediziniſchen und pädagogiſchen Mittel vereinigen könnte. Im Jahr 1839 entwarf er den Plan zu einer ſolchen Anſtalt in einer Abhandlung, die er der Oeffentlichkeit übergab. Er entwickelte dieſe Gedanken in einer zweiten, der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft vorgelegten Arbeit, unter dem Titel: „Das Chriſtenthum und die Menſchlichkeit gegenüber dem Kretinismus in der Schweiz“. Dieſe Geſellſchaft, ſowie die der deutſchen Naturforſcher bewies ihm Beifall und Theilnahme. Da er außerdem der Billigung mehrerer berühmten

Aerzte gewiß war, durchreiste er die Alpen von Neuem, um den geeignetsten Ort für die Verwirklichung seines menschenfreundlichen Planes aufzusuchen. Er entschloß sich, den waldigen Abhang des Abendbergs zu wählen.

Die den Kretinen gewidmete Anstalt, die er 1841 dort gründete, erfreute sich bald eines solchen Zudrangs, daß mehrere schweizerische Kantone ihm einen jährlichen Beitrag zusicherten. Es bildeten sich selbst in einigen großen Städten Europa's milde Vereine, um ihm Unterstützung zufließen zu lassen. Alle diese Summen nebst den Beiträgen der reichen Reisenden, die den Abendberg besuchen, werden gewissenhaft auf die Erziehung armer Kretinen verwendet. Man zieht die Waisen vor, zumal wenn es sich darum handelt, junge Kranke in das Haus aufzunehmen.

Die Grundlage der von Dr. Guggenbühl angewendeten Behandlung besteht darin, daß die Kranken dem Einfluß der Ursachen entzogen werden, welche, wie man gewöhnlich annimmt, den Kretinismus erzeugen. Er glaubt, daß eine in feuchten und ungesunden Thälern entstandene Krankheit an einem hochgelegenen Ort, in einer reinen und stärkenden Luft und bei diätetischen Verhältnissen geheilt werden könne, welche fähig sind, die Gebrechen einer skrophulösen Constitution allmälig zu verbessern. Eine der Natur des Uebels angemessene Lebensweise wird von mehr oder weniger kräftigen Arzneimitteln unterstützt.

Man kann nicht ohne Rührung an die bewundernswürdige Hingebung denken, welche einem jungen Manne, dem sich die schönsten Aussichten eröffneten, den Gedanken hat eingeben können, seine Talente und seine Kräfte Geschöpfen zu widmen, die von dem Menschen nur den Namen haben. Das eben charakterisirt den wahrhaft evangelischen Geist, wenn man den in der Natur liegenden Widerwillen besiegt, um in dieser Welt das Werk der Selbstverläugnung fortzusetzen, deren Beispiel uns die ersten Christen durch ihr heldenmüthiges und aufopferndes Leben gegeben haben. Freilich sind die gemeinen

Seelen nicht fähig, ſich in ihrem Leben nach dem jener bewundernswürdigen Vorbilder zu richten; aber die Hingebung dieſer Heiligen wird ſtets auf die zu großen Unternehmungen beſtimmten Geiſter einen tiefen Eindruck machen.

Wir erklären uns vollkommen unfähig, über den mediziniſchen Werth der von Dr. Guggenbühl für die Heilung des Kretinismus angewandten Methode zu urtheilen. Mehrere ausgezeichnete Aerzte, die Doctoren Demme, Buch, Otto Thieme, Röſch, Herckenrath, Bertold Beaupré, Twining, Viszanick, Coldſtream, Ferrus, Riepce, Sella Aleſſandro haben in deutſchen, holländiſchen, franzöſiſchen, engliſchen und italieniſchen Schriften mehr oder weniger ausführlich über den Kretinismus und die von Dr. Guggenbühl angewendete Behandlungsweiſe desſelben geſchrieben. Mehrere andere Schriftſteller, welche ſich weniger um den mediziniſchen Geſichtspunkt bekümmerten, haben ebenfalls von dieſer intereſſanten Anſtalt geſprochen *). Von dieſen letztern kann man den Genfer Chavannes **) und die Gräfin Ida Hahn-Hahn ***) anführen.

Aber wir ſehen außerhalb der wiſſenſchaftlichen Frage in dem Verſuch des Dr. Guggenbühl einen edlen und chriſtlichen Gedanken, die der Billigung aller fühlenden Menſchen wahrhaft würdig iſt. Seine Bemühungen, ſollten ſie auch unvollſtändig

---

*) Von den Aerzten führe ich vorzüglich folgende an: Demme, „Ueber endimiſchen Kretinismus; Eigenthum der Rettungsanſtalt für Kretinen auf dem Abendberg"; — Röſch, „Die Stiftung für Kretinen-Kinder auf dem Abendberg"; — Goldstream, „The Alpine retreat on the Abendberg"; — Herckenrath, „Het Geschicht vor behoftige Cretinenker opergit door Dr. Guggenbühl opten Abendberg by Interlaken"; — Sella Alessandro, „Una visita all' Abendberg". — Man findet in dieſer letztern Schrift intereſſante biographiſche Notizen, die ich benutzt habe.

**) Chavannes, Des crétins à l'Abendberg.

***) Gräfin Ida Hahn-Hahn, Die Kinder auf dem Abendberg.

bleiben, seine geduldigen Forschungen, werden seinen Nachfolgern dienen, das Verfahren zu vervollständigen und zu verbessern, daß er selbst mit einer engelgleichen Geduld angewendet hat*).

Nach unserer Ansicht gehört Dr. Guggenbühl zum Geschlecht jener wahren Menschenfreunde, die man in der neuern Geschichte der Schweiz so häufig findet. Wie Fellenberg, wie Pestalozzi, wie der Pater Girard hat er, statt seine Thätigkeit dem Nachjagen eitler Auszeichnungen oder rein persönlicher Vortheile zu widmen, mit dem herrlichsten Eifer an der Veredlung des Menschengeschlechts gearbeitet, einer unendlichen ruhmvolleren Aufgabe, als die der Ehrgeizigen und Selbstsüchtigen, selbst wenn sie durch Keckheit und List die Leichtgläubigkeit ihrer Zeitgenossen täuschen können. Es ist Pflicht der unparteiischen Geschichte, mit Kraft gegen die verderbliche Begeisterung und stumpfsinnige Bewunderung der Menge anzukämpfen, um ihr zu zeigen. wie sie nicht diejenigen achten solle, die sie verblenden und unterjochen, sondern die, welche die evangelische Hingebung zur Richtschnur ihres Lebens machen, welche die wahren Arbeiter für den Fortschritt und die Menschheit sind.

So gingen wir bis zum Brienzer See, indem wir über die großen Werke nachdachten, die ein Jeder von uns mit ein wenig gutem Willen und Entschlossenheit ausführen könnte. Wir gelangten endlich in das poetische Dorf Böningen. Leichte Dunstwolken erhoben sich in der Luft, oder zogen sich längs des Sytibergs und Breitluinenbergs, welche die zum Theil von den schweren Zweigen der Obstbäume verdeckten Hütten bekränzen. Es fiel ein leichter Regen herab, und wie silberne Kügelchen

---

*) Dr. Guggenbühl hat seine Forschungen in folgenden Schriften niedergelegt: „Europas erste Colonie für Hebung des Cretinismus;" — „Häser's Archiv für die gesammte Medicin. Jena, 1840;" — „Rapport sur l'Abendberg; Fribourg, 1844;" — „Briefe über den Abendberg und die Heilanstalt für Cretinismus. Zürich, 1846;" — „Sendschreiben an Lord Ashley, Basel, 1851."

glänzten die dicken Tropfen, wenn sie in den klaren Bach fielen, der durch diesen friedlichen Ort fließt.

XC.

Der Wandrer sieht erstaunt im Himmel Ströme fließen,
Die aus den Wolken fliehn und sich in Wolken gießen.

A. v. Haller.

Trauriger als je war Daina nachdenkend in ihrem Garten. Es war gegen Abend, wenn die Sonne, ehe sie verschwindet, purpurne Strahlen auf das Thal sendet. Sie lächelte bei meiner Ankunft und indem sie sich ihren melancholischen Träumereien plötzlich entriß, sagte sie mir:

„Lassen Sie uns in irgend eine dieser Schluchten gehen, an irgend einen Ort, wo eine tiefe Einsamkeit herrscht und wo dennoch das Leben auf allen Seiten ausbricht, wie das unsterbliche Feuer unserer Seelen. Ich muß Luft, Raum, Bewegung haben!"

Dicht aneinandergedrängt, verließen wir den duftenden Garten. Als das schöne schwarzäugige Mädchen im Postbureau uns vorübergehen sah, grüßte sie uns theilnehmend. Man hätte sie für unsere dritte Schwester halten können, denn auch ihr Blick war voll Traurigkeit. Ihr schönes Gesicht hatte eine zarte Bläße, die den Braunen einen ganz eigenthümlichen Reiz verleiht. Trinelli folgte uns nicht; sie verläßt beinahe niemals das enge Zimmer, an das ihre Pflicht sie fesselt.

Wir gingen durch Aarmühle und durch Wiesen, die mit Früchten und Blumen bedeckt waren. Wir erblickten in der Ferne die Ruinen der Burg Weißenau, die mit Epheu und einem wilden Pflanzenwuchs bedeckt waren. Die Ruinen beherrschen die Aare, die mit ihren klagenden Wellen die alter-

thümlichen, von Eulen und nächtlichen Geſpenſtern bewohnten Mauern beſpühlt.

Wir gingen immer ſchneller. Der Himmel war rein wie ein ſturmloſes Meer und die Gletſcher erglänzten in mannigfaltigen Farben. Der Saxenthalbach rollte ſeine brauſenden Wogen in einem düſtern Thale. Wir gingen über den Bach auf einem Stamm, der auf zwei Granitblöcken auflag. An der Seite ragen die furchtbaren Maſſen der Rothenfluh empor. Einige Gruppen von Erlen und bleichen Weiden, und düſtere Fichtenwälder warfen ihre verlängerten Schatten auf die Wellen. Bei dem Dorf Zweilütſchinen wendeten wir uns ſüdwärts. Die ſchwarze Lütſchine kommt von einer andern Gegend her, die wilder ſcheint, denn ſie hat das Wetterhorn mit ſeinen nackten Abhängen zur Grenze. Die zwei Lütſchinen vermiſchen hier ihre Gewäſſer. So umarmen ſich, ohne ſich zu vermengen, der Geiſt des Böſen und der Geiſt des Guten, wenn ſie ſich in unſerer ungeſtümen Natur berühren.

Eine Feſtung, unermeßlich, wie ſie die Hand des Schöpfers allein aufbauen kann, erhebt ihre kolpſſalen Mauern beim Eingang in das Lauterbrunnenthal. Von der Hunnenfluh herab, erzählt die Sage, bekämpften die Einwohner dieſer Gegend, die eben ſo unüberwindlich, eben ſo trotzig als die Hunnen waren, den eindringenden Attila. Der Sausbach braust auf der andern Seite und wälzt Felſentrümmer von der Sausalp herab. Das Thal wird mit jedem Augenblick enger.

Plötzlich erhob ſich die Jungfrau vor unſern Augen wie eine phantaſtiſche Erſcheinung. Der weiße Schleier, der ſie bedeckt, ſchien wie ein Netz von Diamanten. Meine Freundin und ich ſtießen einen Schrei der Verwunderung aus, welchem das Geräuſch der mächtigen Schwünge der Geier antwortete. Wir waren am Fuß der Vogelfluh, deren breite Gipfel mit ihren bis in die Wolken reichenden Neſtern bedeckt ſind. Der Kuhreihen, der ſich zu gleicher Zeit hören ließ, miſchte ſich in das Gebrauſe unzähliger Waſſerfälle.

Aber bald erweiterte ſich das Thal; die mit Wäldern, Sennhütten und Weiden bedeckten Abhänge der Berge rundeten ſich leicht ab. Die Kette des Stramengrats bildete bald einen geräumigen Kreis um uns her, als wir zwiſchen die zerſtreuten Häuſer des Dorfes Lauterbrunnen kamen. Ohne uns dort aufzuhalten, gingen wir unter den ſich neigenden Erlen längs dem Bache hin, aus dem die Kieſel hindurchſchimmern.

Die Nacht hatte ſich auf die Berge geſenkt; bewegliche Schatten ſchwankten auf allen Seiten an den Felswänden und nur die ſanften Strahlen des Mondes beleuchteten unſern Weg. Eine weiße Wolke, welche der Wind hin und her wiegte, ragte vom Pletſchberg herab, der Lichtſäule vergleichbar, welche dem Volke Jehovahs voranging. Es war der Staubbach, der ſich wie eine ſilberne Rauchſäule von einer Höhe von 900 Fuß herabſtürzt.

„Hier zeigt ein ſteiler Berg die mauergleichen Spitzen,
Ein Waldſtrom eilt hier durch und ſtürzet Fall auf Fall;
Der dickbeſchäumte Fluß dringt durch der Felſen Ritzen,
Und ſchießt mit zäher Kraft weit über ihren Wall“ *).

Wie, wenn gelind anfächelt der Weſt, vom Gipfel des Maſtbaums,
Vielgeſchlängelt, im wechſelnden Schwung der Wimpel herabſchweift,
Bald in die Länge geſtreckt, bald eingeſchlürft im Geringel,
Fallend und wieder gehoben, ein Spiel des ſcherzenden Zephyrs;
Immer, wenn kaum er die Welle berührt mit der züngelnden Spitze,
Zuckt er zurück, flammt ſchillernd empor, und flattert am Himmel: —
Alſo ſchwebt in der wehenden Luft der ätheriſche Gießbach,
Mannigfaltig bewegt, vom Rand der ragenden Felswand
Hochabwallend, gefangen im Fall, nun hiehin, nun dorthin
Flatternd, ohne den Grund mit dem fluthigen Schweif zu berühren.
Oben erſcheint er als Strom, ein der Luft entſtürzender Meerſchwall,
Hoch in der Mitt' ein Gewölk, und unten ein weißlicher Nebel.
Denn in die Tiefe hinab des hundertklaftigen Jähfalls
Löst ſich die Woge verdünnt zur Wolk' und verdunſtet als Rauchdampf, —

*) Haller, Die Alpen.

Nur hoch oben donnert er ſtets, und droht, in dem Herſturz
Alles mit reißender Fluth zu verſchwemmen; allein es verwandelt
Sanft ſich in Milde die Wuth, und er netzt ſtaubregnend das Hüglein,
Daß auch die zarteſten Kräuter des Frühlings unter ihm aufblühn.*)

Ich ſetzte mich auf die Wieſe. Alles um uns trug das Gepräge eines geheimnißvollen Zaubers. Daina ſtand an einer Tanne angelehnt, die ſie mit ihren Zweigen wie mit einem düſtern Mantel umgab.

„Wie groß biſt du, o mein Gott," rief ſie aus, „und wie wenig laſſen ſich die Menſchen von der grenzenloſen Güte begeiſtern, welche ſich in der Unendlichkeit deiner Schöpfung offenbart! Alles darin iſt Güte, Freude und Glück. Selbſt der giftige Wurm, der fröhlich unter dem feuchten Gras dahinkriecht, kennt die Größe deiner Wohlthaten!

„Aber wie! ſoll denn die Vernunft, unſere höchſte Kraft, auch unſer höchſtes Unglück werden?

„Warum muß denn der Schmerz allein alle unſere Fähigkeiten verzehren? Hat uns denn dieſe Vernunft, auf die wir ſo ſtolz ſind, zu den elendeſten von allen deinen Geſchöpfen gemacht? Erzeugt ſie in der Welt den unverſöhnlichen Haß, den zügelloſen Hochmuth, die Verachtung alles deſſen, was demüthig und gering iſt? Hat ſie Geſetze geſchaffen, die deinen Abſichten zuwider ſind, Geſetze, welche überall blutige Spuren hinterlaſſen, dem Brandmal auf dem Arme des Sklaven gleich? Doch nein! nicht die Vernunft muß man verfluchen, ſondern den Deſpotismus der Prieſter und Tyrannen.

---

*) Baggeſen, Parthenais. — Wir haben hier die Namen zweier Dichter zuſammengeſtellt, welche durch Familienbande und eine gemeinſame Begeiſterung für die herrliche Natur der Schweiz verbunden geweſen ſind. Baggeſen, ein däniſcher Dichter, hatte die Enkelin des großen Haller geheirathet. In ſeiner Dichtung „Parthenais oder die Alpenreiſe" wählte er einen Gegenſtand, der ſchon vom berühmten Berner in den „Alpen" behandelt worden war.

„Ewiger, wann wird ſich deine unendliche Liebe in unſere Herzen ſenken, wie dieſes ſanfte Licht, das die Nächte erleuchtet? Du, der du dieſe Felſen, dieſe Ströme, dieſe Wälder aus dem Nichts hervorgerufen haſt, wirſt du den Leidenſchaften, welche das Herz ſeiner Kinder zum fürchterlichſten Chaos machen, kein Ziel geben? Ach! wenn wir dich ſo kennten, wie du hier herrſcheſt, wo Nichts deinen Ruhm verdunkelt, würden wir vielleicht jene Tugenden wieder in uns beleben, deren Keime unthätig und welk bleiben. Aber wenn der Menſch ſo bleiben muß, wie er iſt, ohne nach der Zukunft fortzuſchreiten, unter dem Gewicht ſo vieler Sklavereien erdrückt, ach, ſo rufe uns in deinen väterlichen Schooß, denn deine Kinder ſind nicht geboren, um ewig in der Schande der Sklaverei zu ſchmachten.

„Gott Iſraels, dieſe Natur ſcheint deine Gnade für den Menſchen, dieſen Benjamin deines Herzens, anzuflehen. Höre das Brauſen dieſer Berge, die gen Himmel ſteigen, die mächtige Stimme der Meere, welche die großen Reiche umgeben, höre die ganze Schöpfung, die eine neue Gnade zu erwarten ſcheint, ſie läßt dieſes einzige Gebet hören: Gib uns den Menſchen wieder, den du uns zum Könige gegeben hatteſt; gib ihm ſeine fleckenloſe Hülle wieder; vergib ihm auf ewig; laſſe ab, ſein Haupt mit dem Gewicht eines Zornes zu beladen, der ihn ſchon ſeit ſo vielen Jahrhunderten erdrückte."

„Daina," ſagte ich, indem ich ihre Hände ergriff, „komm, die Nacht iſt feucht und Deine aufgeregte Phantaſie erſchöpft Deine Kräfte vollends. Doch glaube ich, daß Du Recht haſt. Wie Du, habe ich die Ueberzeugung, daß Alles unter dem Himmel ſeine Vollkommenheit erwartet. Aber ſpricht nicht auch Alles von Hoffnung? Siehſt Du nicht bei jedem Schritt Leben hervorbrechen? Findet ſich von dem Grashalm, der im Frühling von Neuem aufſproßt, bis zur menſchlichen Geſellſchaft irgend Etwas, das nicht unzerſtörbare Lebenskraft in ſich enthält? Alles ſtrebt, ich ſage es ohne Bedenken, nach einer idealen Zukunft, deren Erſcheinung keine menſchliche Kraft hindern kann. Laß

uns hoffen, Taina! — Die Hoffnung muß endlich den Platz einnehmen, den bis jetzt der tödtliche Zweifel beſitzt, der unſere lebendigſten Fähigkeiten lähmt. Die Hoffnung! Das iſt das Element unſeres Lebens. Sie allein kann uns dieſen Glauben an uns ſelbſt zurückgeben, der zu jeder Zeit Helden hervorgebracht hat, und der das Mittel einer vollſtändigen Wiedergeburt der Welt werden kann.

„Eine falſche und entnervende Rechtgläubigkeit hat die edlen Richtungen, die in unſern Herzen keimen, verläumdet, indem ſie dieſelben als Hochmuth und ſogar als Atheismus gebrandmarkt hat. Aber dieſer ſogenannte Hochmuth iſt die Kraft der alten Staaten geweſen. Soll das Chriſtenthum weniger männliche Seelen erzeugen, als diejenigen waren, welche die Götter des Kapitols anbeteten? Gewiß nicht! — Indem das Evangelium den Geiſt von den Feſſeln der Materie befreit, hat es im Gegentheil die Macht, den Menſchen über ſich ſelbſt, über Alles, was lebt, zu erheben. Beſitzt der Menſch, dieſer Sohn des Allmächtigen, nicht einen Funken des göttlichen Geiſtes? — Der Chriſt, wie ihn der Erlöſer verſtanden hat, iſt nicht wie der Jünger des Islam, den der Fatalismus in eine verderbliche Gleichgültigkeit einlullt. Er hat eine unermüdliche Thätigkeit, eine grenzenloſe Hingebung, eine unbezwingliche Feſtigkeit, ein unzerſtörbares Vertrauen. Er betrachtet ſich wie das Werkzeug des Ewigen, und nicht als ein elendes und verächtliches Weſen, beſtimmt im großen Weltall zu verkümmern. Der Menſch iſt das Ebenbild Gottes, und Gott, du fühlſt es, Taina, iſt der große Geiſt, der dieſes wunderbare All und dieſe Sterne belebt, dieſe unzähligen Welten, welche wie Goldſtaub in den Himmel geſäet ſind.“

Wir entfernten uns langſamen Schritts vom Waſſerfall, wo tauſend flüchtige Lichter im Schaum der Wogen ſpielten. Der Weg, den wir gingen, war ſo ruhig, daß er durch eine Wieſe zu führen ſchien. Als wir an die Ufer der Aare gelangt waren, vergoldete die Morgenröthe die Dächer von Aar-

mühle und auf dem nackten Gipfel des Harder sah man einen silbernen Gürtel sich hinziehen.

XCI.

— — Ein enges Thal, wo kühle Schatten wohnen.
A. H. Haller.

Der Morgen war herrlich und der Strom, der wilder und blauer war als je, wälzte seine Wogen harmonisch zwischen die düstern Felsen. Der „Mönch“ erwartete mich am kleinen Landungsplatz; er war in der Nähe einer armseligen Fischerwohnung an alte Balken angebunden. Ein blaues Tuch war über Reifen ausgespannt und die kleine Flagge am Vordertheil flatterte lustig im Wind. Das Schifflein bewegte sich langsam die Aare hinauf; es war herrlich auf dem Wasser. Bald befand ich mich mitten in der riesigen Natur, wo sich der Brienzersee entfaltet. Das längliche Becken des Sees öffnete sich im Osten vor meinen Augen, während schwarze Felsen ihn im Norden und Süden mit ihren schroffen Abhängen umgaben. Von der Höhe der rauhen Gipfel der Hohenfluh, des Schwabhorns, des Faulhorns und der Breitlauinen stürzten sich Adler herab, welche einen Augenblick ihren Schatten auf den Wasserspiegel warfen, und dann mit mächtiger Schwinge in ihre unersteiglichen Wohnungen zurückkehrten. Alles ist großartig in der ernsten Landschaft, welche den See umgibt, aus dem sich die Aare hastig stürzt, wie um lieblichere Ufer aufzusuchen, und in welchen sich die traurige Lütschine ergießt, die gleichsam müde ist, ihre melancholisch gefärbten Wogen weiter zu wälzen.

Dieser waldige Hügel, der die Ruinen des Schlosses und der Kirche von Ringgenberg trägt, und der sich über eine höl-

zerne Mühle erhebt, deren weißer Schaum aus düsterem Laubwerk hervorglänzt, gleicht einer Jungfrau in Trauerkleidung vor einem durchsichtigen Spiegel.

Weiterhin bemerkt man ein mit biegsamen Bäumchen bedecktes Inselchen, eine unbewohnte Oase, die eine einsame Seele zu erwarten scheint. Gegenüber liegt die Bucht von Iseltwald, in der breite Nußbäume stille Wohnungen verdecken. Bald hört man die donnernde Stimme eines Wasserfalls. Es ist der Gießbach, der sich vom Schwarzhorn herab durch Tannen und Gesträuch herabstürzt und vierzehn Fälle bildet, die alle die Namen schweizerischer Helden tragen. In der Nähe des letzten Falls liegt eine mit Rasen bedeckte Terrasse, auf der zwei Liebende, in der engsten Umarmung vereint, ihren berauschenden Tanz bis zu dem Augenblick fortsetzten, wo sie in die Wellen hinabstürzten, welche ihre Hoffnungen und ihre Liebe wie eine duftende Pflanze verschlangen.

Schon sieht man in der Ferne einen Theil des Haslithals neben dem einsamen Gipfel des Bollenbergs. Der Fall des Mühlibachs stürzt von der Planalp mit der Hoheit einer Königin herab, deren majestätischer Gang durch Nichts aufgehalten wird. Endlich spiegeln sich die weißen Häuser von Brienz, die sich am Ufer des Sees und am Fuß des Brienzergrats hinziehen, buhlerisch in den Wogen. Man könnte sie mit einer Reihe zierlicher Schwäne vergleichen, die sich einst an diesem Ufer niedergelassen haben.

Das Schiff landete in Tracht, dessen Häuser sich an einem Hügel hinaufziehen. Von einer hohen Terrasse aus bewunderte ich den schönen See, die unfruchtbaren Gebirge, den majestätischen Wasserfall und gegen Norden die cyklopeeischen Abhänge des Rothhorns.

Der Wagen, der mich davontrug, fuhr über den launischen Trachtbach. Hinter Brienz betrat ich das herrliche Haslithal. Niemals schien eine Landschaft geeigneter, der Schauplatz der Geßnerischen Idyllen zu werden Dieses Thal, dessen Vegeta-

tion ſo reich und ſo mannigfaltig iſt, dieſe Waſſerfälle, die auf allen Seiten wie ein magiſches Concert brauſen, dieſe mit Tannen bekränzten Felſengruppen, dieſe düſtern Granitwände, die ſich in die Wolken ſchwingen, die Alpenweiden, dieſe mit Bildwerken verzierten, mit Obſtbäumen, mit blöckenden Schafen, mit bunten Kühen umgebenen Häuſer; dieſe ſchönen Mädchen, deren Stimme lieblicher iſt als das Murmeln der Bäche, und dieſer Südwind, der die Wieſe erwärmt — Alles dieß ergreift und bezaubert die entzückte Phantaſie.

Ich fuhr längs der Aare hin, die mit einer Guirlande von duftenden Blumen bekränzt war, die ſie einem Brautkranz gleich umzog. An einigen Orten war die ſumpfige Ebene mit jenen üppigen Waſſerpflanzen, deren feuchte Blätter in den Strahlen der Sonne erglänzen, und mit hohem Schilf bedeckt, der ſich unter dem Hauch des Windes leicht beugte. Zuweilen kam man über Bäche, die rauſchend unter dem dichten Gebüſche hervorſchimmerten, während man zugleich beinahe an drohende Felſen ſtieß, welche von der mächtigen Hand der Rieſen auf einander gelegt zu ſein ſcheinen. Anderswo erhob ſich auf einer ihrer Spitzen eine einſame Fichte, traurig wie in Heines tiefpoetiſcher Ballade.

Indeſſen verſchleierten leichte Wolken die brennende Sonne und zogen ſchnell über das Dorf Unter der Heid. Der Kirchthurm von Meyringen erhob ſich auf dem rechten Aarufer zwiſchen den zerſtreuten Hütten in der weiten Ebene von Oberhasli, die von ſchroffen Bergen umgeben war, von denen ſchäumende Bäche herabſtürzen, die hinter dem Dorfe prächtige Fälle bilden. Einige ſchneebedeckte Spitzen bekränzen in der Ferne dieſes prächtige Thal, das einem ruhigen und entzückenden Eden gleicht. Nußbäume mit glänzenden Blättern, zahlreiche und prächtige Obſtgärten, mit Aprikoſen und Pfirſichbäumen bedeckte Spaliere umgeben die lachenden Weiler, die auf den Seiten des Hasliberg ruhen. Ueberall vermengen Ahorne, Fichten und Lärchenbäume ihre Zweige mit denen der Buchen und der

hundertjährigen Eichen, die sich über Hollundersträuchen, Eschen und Ulmen erheben. An einem andern Orte bilden Birken, Erlen und Schneeballen bescheidene Gruppen mitten unter Bäumchen, die ihren Stamm beschützen.

An der Thüre einer Hütte, wo Alles das Wohlsein und den Frieden athmet, dessen sich diese glücklichen Hirten erfreuen, bestieg ich ein Pferd und folgte dem Lauf des Reichenbachs, der sich vom südlichen Abhang des Faulhorns herab wüthend zwischen die Felsen des Schingel- und Bürghorns stürzt, um als Silbertuch zu endigen, das mit Büscheln von blaugesternten Vergißmeinnicht umrahmt ist. Ich athmete voll Entzücken die balsamische Luft dieser Thäler ein, indem ich mich meinem Pferd überließ, das an diese schroffen und steinigen Pfade gewöhnt war. Ich kam durch ein Gehölz, dann durch eine schattige Wiese, auf welcher Viehheerden das mit Blumen geschmückte Gras weideten. Das Engelhorn, Wallhorn and Matterhorn ragten vor mir in ihrer ganzen Größe hervor, und nachdem ich über die Brücke gelangt war, die über den Fluß führt, konnte ich das von runden Bergen umgebene Meyringerthal bewundern. Kleine Bäche stürzten sich von allen Seiten herbei, um sich mit den Wogen des Wasserfalls zu vermischen, dessen Brausen in den tiefen Schluchten wiederhallte.

Ich ließ mein Pferd bei einer Hütte, wo eine glanzäugige Gemse die Pflanzen und Rosen gierig verzehrte, die ihr die Vorübergehenden brachten, und indem ich einen leiterförmigen Pfad verfolgte, gelangte ich zu einem Häuschen, von dem aus man den wunderschönen Fall in seiner ganzen Herrlichkeit sieht. Dort setzte ich mich stumm bewundernd hin. Ein Wogenmeer vom reinsten Krystall stürzt sich tosend über schwarze, bemooste Felsen, von denen es mit neuer Wuth herabfällt, Schaumwolken in die Luft werfend, bis es, gleichsam ermüdet, in den Schlund sinkt, wo es hohl dahinbraust. Die auf die Wogen niedergebeugten Lärchenbäume verbreiten einen phantastischen Schatten und die Wolken, welche sich über die Spitzen des feuch-

ten Felsen hinziehen, nehmen bisweilen die seltsamen Formen des geheimnißvollen Drachen der alten Legende an. Oft ist es auch, wenn das Licht in den Vertiefungen des Granits spielt, als ob man die freundlichen Zwerge lächeln sähe, welche einst die Bewohner des Oberlandes beschützten.

Man glaubt hier noch in der Zeit der Sagen und der Feenmärchen zu leben. Der von den Zaubern dieser Natur entzückte Geist träumt gern von den Begebenheiten, die so wunderbar sind, als das Schauspiel, das ihn mit Bewunderung erfüllt. Man sehnt sich nach dem Wunderbaren in diesen herrlichen Alpen, in denen man so oft versucht wird, das wirkliche Leben zu vergessen.

Doch verschwindet die Alpenmythologie, die einen eigenthümlichen Reiz hat, von Tag zu Tag mehr.

Die fortwährenden Beziehungen der Gebirgsbewohner zu den wenig leichtgläubigen Reisenden haben deren Glauben an die phantastischen Sagen geschwächt, welche ihre Väter von den Zwergen und Drachen erzählen. Ueberall verschwinden diese Volkssagen, die nicht allein ein wahrhaft poetisches Interesse darbieten, sondern selbst helles Licht über die Geschichte und die religiöse Entwicklung der Menschheit werfen. In der That kann man zwei Hauptzweige der volksthümlichen Ueberlieferungen unterscheiden: es sind mehr oder weniger dunkle Erinnerungen an ein seit langer Zeit besiegtes theologisches System, oder ein Versuch der Muse, die fortwährend im Herzen des Volkes dichtet, um die Schöpfungen seiner Phantasie auf seinen gegenwärtigen Glauben zu pfropfen. Die Zwergsagen gehören zum ersten Zweig; die Legende vom Pilatus, von der ich früher gesprochen habe, ist von der zweiten Art. Mit andern Worten, es finden sich unter den Alpenvölkern heidnische und christliche Legenden. Bisweilen vermischen sie sich in einer und derselben Sage, wie sich die Gewässer der schwarzen und der weißen Lütschine in Zweilütschinen vermengen, um nun einen einzigen Fluß zu bilden.

Das vorzüglichſte Element der Naturreligion, das in den Alpen geblieben iſt, iſt der Glaube an die Zwerge. Es iſt ziemlich ſchwierig, den Urſprung dieſes Glaubens zu ermitteln. Da man ihn bei den Skandinaven findet, ſo hätten ihn die Auswanderer dieſes Volkes dahin bringen können, welche ſich nach der Sage vor Jahrhunderten in einigen ſchweizeriſchen Thälern niedergelaſſen haben. Aber die helvetiſchen Kelten mußten ihn auch haben, denn er iſt in den Legenden der Bretagne ſehr entwickelt*). Den Germanen war er ebenſo bekannt als den Kelten**). Aber er mag nun keltiſchen oder germaniſchen Urſprungs ſein, ſo hat er in der Schweiz ziemlich wichtige Umgeſtaltungen erfahren. Die bretaniſchen Korigans ſind keineswegs wohlwollende Weſen; in den germaniſchen Wäldern waren ſie nicht beſſer geartet.

„Die Zwerge," ſagt Ozanam, „ein thätiges und bösartiges Volk, ſchlichen ſich auf unbemerkbaren Pfaden in die Berge, wo ſie die Goldadern erſchöpften. Sie ſchmiedeten verzauberte Waffen, ſie verſtanden es, magiſche Mäntel zu weben, mit deren Hülfe ſie Schätze, Frauen und ſchöne Kinder raubten."

Es ſcheint nicht, daß ſie in den ſkandinaviſchen Mythen einen beſſern Charakter gehabt haben; denn „die von den Zwergen und böſen Geiſtern unterſtützten Rieſen kriegen beſtändig gegen die Aſen***)." Aber in den Naturreligionen verwandelt der Menſch ſeine Götter beſtändig nach der Laune ſeiner Phantaſie und nach ſeinen ſittlichen Anſchauungen. Das treffliche Alpenvolk hat daher den Zwergen der frühern Zeit ihre urſprüngliche Bösartigkeit genommen und hat ihnen etwas von ſeiner Herzlichkeit und ſeinem dienſtfertigen Charakter gegeben.

---

*) S. Souvestre, Les derniers Bretons.

**) Ozanam, Les Germains, la réligion.

***) Ozanam, Les Germains, de la réligion, doctrine de l'Edda. Man ſehe auch über die Erſchaffung der Zwerge die Edda, Volopſa, Strophe 9 und 14.

Wenn man ihnen bisweilen einige Schelmereien vorwerfen kann, muß man sie eher einer heitern Laune, als einer wirklichen Lust zu schaden zuschreiben.

Das Leben der Zwerge ist durchaus oberländisch. Wenn die ersten Tage des „schwarzen Monats“ *) einen traurigen Schleier über die Natur verbreiten, ziehen sie sich in ihre unterirdischen Paläste zurück. Diese sind in der Tiefe der Berge ausgehauen, und sie finden darin herrliche Vorräthe und unermeßliche Reichthümer. Die Phantasie des Volkes hat gegen alles Leere entschiedenen Abscheu. Sie bevölkert die Gewässer, die Wälder, die Luft mit Wesen, welche handeln und lieben können. Wenn man die Alpensagen besser kennte, würde man vermuthlich entdecken, daß die Zwerge, wie in den alten Mythen, zu einer Hierarchie gehören, welche die Bestimmung hatte, den Himmel mit der Erde zu verbinden. Aber die Mittheilungen der Bauern und selbst der Gelehrten des Landes sind so sehr unvollständig, daß man auf bloße Vermuthungen beschränkt ist.

Wie dem auch sei, so hat die Phantasie der Alpenhirten nicht glauben können, daß die riesigen Massen, die sie vor sich sahen, ohne Bewohner seien. Wie die arabischen Erzähler die Abgründe der Meere mit Kristallpaläsen anfüllen, haben die Alpenhirten reiche und feste Wohnungen in die Granitkolosse gegraben, in denen ein ganzes tapferes Volk bei der knisternden Flamme der brennenden Fichte den schrecklichen Lawinen und wilden Winterstürmen trotzt. Wenn jedoch die sinnlichen Dichter des Orients die von ihren Träumen geschaffenen Wohnungen zum Sitz aller Wollüste machen, so verhält es sich mit den guten und einfachen Bewohnern der Alpenthäler nicht also. Die in ihre Paläste geflüchteten Zwerge leben friedlich von Käse und Milch, wie der heilige Beat in seiner tiefen Höhle. Nur hat man geglaubt, ihnen andere Heerden geben zu müssen, als die braunen Kühe, welche auf dem Berge die schwere Glocke schüt-

*) So nennen die Bretagner den November.

teln. Ihr Vieh besteht aus jenen Gemsenheerden, welche auf dem Schnee der Berge die Spur ihres flüchtigen Fußes zurücklassen. Diese behenden Thiere, welche selbst den Blick der Menschen fliehen, mußten nothwendig Herren haben, deren geheimnißvolle Stimme sie anhören, wenn sie sich mit der größten Aufmerksamkeit auf den unersteiglichen Gipfeln aufrichten.

So sehen wir in allen Sagen diese lieblichen Thiere, welche unter den Menschen so viele Feinde haben, von den übernatürlichen Wesen beschützt, die in den Alpen wohnen. Mit einem poetischen Gedanken gibt der Mensch diesen verfolgten Geschöpfen eine Art Vorsehung; so tief fühlte er für sich selbst das Bedürfniß einer höhern Macht, die ihn gegen die Tyranneien jeglicher Art, die ihn erdrückten, beschützen möchten.

Im Frühling, am Tage Mariä Verkündigung*), verließen die Zwerge ihre unterirdische Wohnung, um sich einem Leben hinzugeben, das ihrer Liebe zur Arbeit zur Ehre gereicht. Sie liebten vor Allem die Beschäftigung der Hirten und übten sie wochenlang zum Vortheil desjenigen aus, für welche sie Neigung hatten, und welche der Schnee verhinderte, ihre Heerden in den entfernten Ställen zu besorgen. Oft haben sie verirrte Schaafe oder Ochsen ihren Besitzern wieder gebracht. Sie dehnten ihren Schutz auch über den Ackerbau aus. Oft haben sie während der Nacht das Gras der Wiesen abgemäht. In diesem Fall war es eine Mahnung, daß es Zeit sei, an die Heuernte zu denken. Im Gegensatz zu den Zauberern benutzten die Zwerge ihre höhern Kenntnisse, um den Menschen Gutes zu thun. Sie gaben ferner den Hirten die heilsamen Kräuter, die sie besser kannten als wir, und die sie auf den hohen Gebirgen sammelten. Tugend und Schwäche erregten vorzüglich ihre Theilnahme. Man hat sie fleißigen Bauern stärkende Speisen und köstlichen Trank bringen sehen. Es machte ihnen Freude, auf Felsenspitzen sitzend oder sich auf Buchenzweigen schaukelnd,

*) Am 25. März.

ihren Arbeiten beizuwohnen. Oft benutzten sie die Ruhe der Nacht, um Holz zu sammeln, das sie auf den Weg irgend eines armen Kindes legten, das in den Wald gehen mußte, um solches zu suchen.

Die Sagen vom Belpberger Bauern und vom verzweifelnden Bauern zeigen ihre wohlwollende Thätigkeit.

An einem Morgen fand ein Belpberger die Hälfte seines Felds geschnitten, obgleich die Aehren kaum reif waren. Der gute Mann zürnte über den geheimen Feind, der ihm diesen bösen Streich gespielt hatte. Am folgenden Tag war die Ernte beendigt und am Abend war sie so trocken, daß er sie in die Scheuer bringen konnte. Am dritten Tag brach ein furchtbarer Sturm aus, der die ganze Gegend verwüstete und die ganze Ernte vernichtete. Da erkannte der Bauer die wachsame Vorsicht seiner unsichtbaren Freunde.

Ein anderer Bauer folgte traurig seinem mit zwei Ochsen bespannten Pflug am Fuß einer hohen Felswand, wo er Korn säen wollte. Er dachte an die Gefahr, der sein Gespann in dieser schwierigen Lage ausgesetzt war, denn es war das Letzte, das er noch besaß, da ihm eine ansteckende Krankheit alle seine Schafe entrissen hatte. Indem er sich diesen traurigen Gedanken überließ, sah er eine blaue Rauchwolke aus dem Gipfel der Felsen steigen. Sein junger Sohn, der mit ihm arbeitete und der sehr hungrig war, rief aus: „Die Zwerge bereiten sich ein gutes Mahl, während ich Nichts zu essen habe. Wenn ich wenigstens Etwas von ihrem Tische haben könnte, würde ich glauben, daß unsere Arbeit vom Himmel gesegnet ist.“ Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als sie auf dem Rasen ein schneeweißes Tischtuch erblicken, auf dem ein lieblich duftender Braten und herrliches Brod lag. Die armen Leute, die an solche köstliche Speisen nicht gewöhnt waren, aßen, indem sie den guten Geistern dankten. Als sie die Mahlzeit beendigt hatten, verschwand Alles und es blieb nur das Tischtuch, um das Wunder zu bezeugen. Ob ich gleich keineswegs an dessen Dasein zweifle,

ſo habe ich ihn doch vergeblich in den Häuſern des Grindelwalderthales und in den Hütten des Hasli geſucht. Ich erwartete wirklich, glücklicher zu ſein. Denn zeigt man in Italien nicht das Haus der Jungfrau, das von den Engeln nach Loretto gebracht worden iſt*)? War Franz Xaver nicht an mehreren Orten zu gleicher Zeit**)? Unterhielten ſich Franz von Aſſiſi und ſeine Schüler nicht mit Wölfen, Schwalben und Fiſchen***)? Hat der heilige Januarius nicht das Talent, jedes Jahr das Blut fließen zu laſſen, das er vor Jahrhunderten vergoſſen hat†)? — Mancher katholiſche Theologe, der über die Leichtgläubigkeit der Oberländer aus der guten alten Zeit lacht, wird ſehr ernſtgemeinte Abhandlungen über die Predigten ſchreiben, die Antonius von Padua an die Fiſche gehalten hat††), oder über die freilich ſehr irdiſchen Viſionen der Katharina von Siena†††)

---

*) Da man dieß für einen Scherz anſehen könnte, ſo mögen unſere Leſer folgende Werke nachſchlagen: Bonche, La Sainte Vierge de Lorette, ou Histoire de divers transports de la maison de la glorieuse Vierge Marie qui était à Nazareth. Par. 1646. — Murri, Belazione istorica delle prodigiose translazioni della santa casa di Nazareth. Loretto, 1818. — Caillau, Histoire de Notre Dame de Lorette. Paris. 1843. — L. Veuillot, Rome et Lorette. — Terwecoren, Lorette. Brux. 1852, Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle römiſch-katholiſchen Schriftſteller anführen wollte, welche nach dem Vorgang Benedikts XIV. dieſe plumpe Fabel vertheidigt haben. Und das ſind doch gerade die, welche über den Aberglauben der orientaliſchen Kirche ſpotten!

**) Man ſehe ſein Leben von Bouhours.

***) S. ſein Leben von Chavin (de Malan).

†) Man ſ. das Werk Putignani: De redivivo sanguine Divi Januarii. Neap. 1723.

††) Cortono, Vita e miracoli di S. Antonio di Padova.

†††) S. die Lebensgeſchichte der heiligen Katharina von Chavin (Paris 1846), Bleton (Lyon 1829) und Raymund von Capona (Sienna 1524).

oder einer Theresia*). Armes Menschengeschlecht! Es ist schwer, es mit etwelcher Aufmerksamkeit zu studiren, ohne unwillkürlich von traurigen Empfindungen ergriffen zu werden. Um den Anblick des Aberglaubens, der es verdummt, tragen zu können, muß man seine Blicke nach der Zukunft wenden und denken, daß das Licht des Evangeliums früher oder später die tiefe Finsterniß verscheuchen muß, in die selbst noch diejenigen getaucht sind, die an der Spitze der Menschheit zu stehen sich einbilden.

Doch wollen wir zu unsern Alpenhirten zurückkehren. Wenn ihre Sagen auch naiv sind, so dienen sie doch wenigstens dem geistlichen Despotismus nicht zum Werkzeug, der so geschickt ist, Schwächen des Menschengeschlechts auszubeuten.

Da sich die Zwerge schon aus Neigung ihres vortrefflichen Charakters dienstfertig zeigen, kann man sich wohl denken, daß sie die ihnen erwiesenen Wohlthaten nicht vergessen. Ich will keinen andern Beweis geben, als die Sagen vom gastfreundlichen Hirten und der Frau aus Gutbrunnen anführen.

Eines Abends wüthete der Föhn in den Alpen. Ein Hirt und seine Frau, die sich in ihre Hütte geflüchtet hatten, hörten voll Schrecken den Wind, der die schweren Steine erschütterte, die auf dem Dache ihres Häuschens lagen, um es gegen den Sturmwind zu schützen. Die guten Leute beklagten diejenigen, welche vom Gewitter auf abgelegenen Pfaden hätten überrascht werden können. Auf einmal sahen sie durch ihr Fenster bei dem blauen Schein der Blitze, wie ein armer Zwerg auf dem abschüßigen Weg von Strömen Regen und Koth fortgerissen wurde, den seine schmächtige Gestalt der Gefahr des Ertrinkens aussetzte. Gerne hätten sie ihm gerufen und ihm ein Obdach bei ihrem Heerd angeboten, aber der unwillkürliche Schrecken, den die Erscheinung eines übernatürlichen Wesens bewirkt, fesselte

*) Vita de Teresa de Jesus, von ihr selbst geschrieben. Bonches, Vie de sainte Thérèse. — Ribera, Vita della madre Teresa.

ihre Zungen. Während ſie ſich noch mit einander beriethen, klopfte es dreimal ſchwach an das dicke grüne Fenſterglas. Der Hirte öffnete ſchnell dem Zwerge, der vor Kälte zitterte und deſſen Mantel (ein langer Mantel iſt die klaſſiſche Kleidung der Zwerge) vom Regen trieſte. Die guten Leute beruhigten ſich nach und nach, und obgleich immer noch ein wenig erſchrocken, gewann das Gefühl der Pflicht der Gaſtfreundſchaft die Oberhand und ihr Benehmen war freundlich. Der Zwerg, der von dem abſcheulichen gelben Zwerg der Frau d'Aulnoy ſehr verſchieden war, zeigte ſich um ſo dankbarer über dieſe gute Aufnahme, als er vorher ſchon öfters von den gefühlloſen Dorfbewohnern zurückgewieſen worden war. So ſchien er denn über das zuvorkommende Betragen ſeiner Wirthe gerührt, ob er gleich den rohen Speiſen, die ſie ihm auftrugen, wenig Ehre erwies. Ohne reiche Lucullus zu ſein, haben die Zwerge doch eine feinere Nahrung als die Hirten. Endlich trennten ſie ſich mit Rührung. Der Zwerg hatte ſich durch ſeine Herzlichkeit bald Liebe erworben, und hatte ſeine höhere Natur, ſeine geräumigen, im Herzen des Granits ausgehauenen Paläſte, ſeine zahlreichen Gemſenheerden, ſeine übernatürlichen Kenntniſſe und ſeine prophetiſche Wiſſenſchaft vollſtändig zu vergeſſen geſchienen. Umſonſt wollte man ihn zurückhalten. Die Zwerge ſind ſehr beſchäftigt; er habe, ſagte er, im Gebirge zu thun.

Am folgenden Tag brach ein Gewitter aus, das noch fürchterlicher war, als das des vorigen Tags. Die Fichten krachten mit furchtbarem Getöſe, das Echo der Alpen wiederholte das dumpfe Rollen des Donners; die entfeſſelten Gießbäche, welche zerſplitterte Felſen mit ſich wälzten, ſtürzten ſich auf die Felder und das Dorf. Der Hirt und ſein Weib hielten ſich für verloren, als ſie den Zwerg erblickten, der, auf einem Steinblock ſitzend, auf dem Gießbach herunterfuhr, ihn vor der Hütte ſeiner Wirthe anhielt und als Wall gegen die Wuth des Waſſers hinſtellte. Die unbarmherzigen Dorfbewohner, die ihm ihre Thüren verſchloſſen hatten, kamen ſämmtlich im Sturm um.

Man erkennt darin unter einer naiven, von der Gutmüthigkeit der Alpenvölker durchdrungenen Form eine sehr alte Idee, welche jetzt noch einen merkwürdigen Einfluß auf die Menschheit ausübt. In den heiligen Schriften Persiens und Indiens, in den Dichtungen Griechenlands, in den Schriften der alten Philosophen von Vyasa bis zu Plotin, ist Gott immer in den Schooß des unnahbaren Lichts verbannt, wo er sich in seiner eigenen Herrlichkeit gefällt, und die Regierung der Welt den Fürsten der himmlischen Hierarchie überläßt, wie wenn es seiner unwürdig wäre, den ewigen Frieden zu stören, dessen sein höchstes Wesen genießt. Diese Idee ist selbst unter dem Namen der Verehrung der Heiligen in das Christenthum eingedrungen. Alle diejenigen, welche ein wesentlich katholisches Land bereist haben, wie Palermo, Granada oder Lima, wissen, daß der Ewige dort von der heiligen Jungfrau, der heiligen Rosalie, dem heiligen Ynigo von Loyola und der heiligen Rosa verdrängt worden ist. Die Welt ist unter diese vergöttlichten (Divi) Sterblichen getheilt. Dieser hat das Vorrecht, die Stürme zu beschwören, jener die Pest zu heilen, ein Anderer den jungen Mädchen Männer zu verschaffen. Der Jesuit de Rhodes erzählt, daß er einen Sturm beschwichtigte, indem er ein Haar der heiligen Jungfrau, das er an ein Seil gebunden hatte, ins Meer tauchte. „Solcher Art sind die Geschichten der neuen Apostel!"

Die Sage des dankbaren Zwergs ist nicht merkwürdiger als dieses Wunder oder die meisten von denjenigen, welche in der „Goldenen Legende" oder in der „Christlichen Vollkommenheit" des Jesuiten Rodriguez oder in dem zu wenig bekannten Buch des Jesuiten Surin über die Besessenheit der Ursulinerinnen von Loudun erzählt werden. Es gibt eine Theologie, welche nur ein Wiederhall der unwissenschaftlichen Anschauungen des Volks ist. Statt ihnen aber ihren ursprünglichen und naiven Charakter zu bewahren, der ihre einzige gute Seite ist, verwandelt sie dieselben in scholastische Sätze und in eine überspannte Dogmatik, welche dem menschlichen Geist zur ewigen Schande gereicht.

Die Geſchichte der Frau von Gutbrunnen verräth bei den Zwergen die Neigung zum Muthwillen, von der ich ſchon geſprochen habe. In den katholiſchen Legenden verbinden die Dämonen mit ihrer Schlechtigkeit einen Geiſt von merkwürdiger Poſſenreißerei; ſo z. B. die Teufel des Pater Rodriguez, welche die Mönche bei der Naſe zupfen, um ſie in ihrer Andacht zu zerſtreuen. Man findet in jeder Zeile der innern Geſchichte des Katholizismus Tollheiten dieſer Art. Aber bei den Zwergen ſetzt die Neigung zum Scherz niemals eine böſe Abſicht voraus. Wenn ſie einen Ochſen oder ein Schaf verbergen, bringen ſie es dem Beſitzer bald gemäſtet zurück. Das endliche Ergebniß zeigt immer die Güte ihres Herzens wie in den Anekdoten, die wir erzählen wollen.

Zwerge wohnten vorlängſt im Pfaffenloch, einer bei Gutbrunnen liegenden Höhle. Eines Tags holten zwei von ihnen die Frau, die in einer Hütte wohnte, in der ſie an der Bereitung der Leinwand zu helfen liebten. Es handelte ſich darum, einer der Ihrigen in den Schmerzen der Niederkunft beizuſtehen. Die Bäuerin eilte dahin, und als ſie die Verrichtungen einer Hebamme gethan hatte, füllten ihr die Zwerge ihre Schürze mit Kohlen an. Da ſie eine andere Belohnung erwartete, kehrte ſie unzufrieden zurück, indem ſie einen Theil ihrer Laſt fallen ließ, die ſie gern ganz abgeworfen hätte, wenn ſie nicht den Zorn der geheimnißvollen Bewohner der Höhle gefürchtet hätte. Indeſſen riefen ihr dieſe aus der Ferne zu: „Je mehr du verlierſt, deſto mehr wirſt du es bereuen!“ Kaum hatte ſie, als ſie in ihrer Hütte angekommen war, ihre Kohlen auf einen Tiſch abgelegt, als ſich dieſelben in Barren gediegenen Golds verwandelten; aber umſonſt ſuchte ſie auf dem Weg, was ſie verloren hatte. Solche Streiche ſind unſchuldiger als die ſataniſchen Erfindungen Behemoths, Leviathans und Allumettes, welche der Pater Surin mit einem Ernſte erzählte, über den man lachen müßte, wenn es nicht mit Trauer erfüllte, die erhabene Religion Chriſti ſolche Umgeſtaltungen erleiden zu ſehen. Wenn man vielleicht glaubte, ſie ſeien aus der Mode gekommen, ſo

leſe man in dem außerordentlich merkwürdigen Werke des Marquis Eudes von Mirville: „Von den Geiſtern und ihren flüſſigen Offenbarungen“, die von den Teufeln dem Pfarrer von Cedeville in der Normandie und dem Erzbiſchof von Rouen geſpielten Streiche. Sie hatten die ungeheure Keckheit, das Weihwaſſer und die Exorcismen der Prälaten lächerlich zu machen, deſſen Leichtgläubigkeit bei dieſer Gelegenheit einen ſeltſamen Begriff von der Aufklärung der römiſch-katholiſchen Biſchöfe im 19. Jahrhundert gibt. Ich würde nicht zu Ende kommen, wenn ich alle Bosheiten der hölliſchen Geiſter erzählen wollte, von denen der Marquis von Mirville, Gougenot des Mouſſeaux und andere ultramontane Philoſophen unſerer Zeit berichten. Die Leichtgläubigkeit der alten Oberländer war im Vergleich zu der der heutigen Vertheidiger Roms ſehr ſchüchtern. Die Religionen ſind in ihrem Verfall den Greiſen ähnlich*). Sie wiederholen alle Träume der Kindheit. Dadurch erklärt es ſich, warum das Papſtthum in unſern Tagen die lächerlichen Märchen der „Goldenen Legende“ nochmals auftiſcht. Manche halten dieſen blinden Glauben für Jugend- und es iſt ganz einfach Altersſchwäche, welche allen denen im höchſten Grade auffällt, die außerhalb der römiſchen Kirche leben. Die Gewohnheit, ſie täglich vor Augen zu haben, kann allein den Eindruck verhindern, den ſie nothwendig auf jeden aufgeklärten und unparteiiſchen Geiſt hervorbringt.

In den keltiſchen Legenden ſehen wir, wie die Feen und Zwerge ihre ganze Liebe dem beſiegten Heidenthum bewahren. Sie ſcheinen ſelbſt der Hierarchie der druidiſchen Gottheiten anzugehören. Nichts Aehnliches iſt, ſo wir wiſſen, in den oberländiſchen Sagen bemerkt worden. Die Geſchichte Oswalds aus Itramen im Grindelwalder Thal beweiſt im Gegentheil, daß diejenigen, welche die Pflichten eines guten Chriſten vernach-

*) S. Vacherot, Histoire de l'école d'Alexandrie. — Jules Simon, L'école d'Alexandrie.

läſſigen, ſich dem Zorn der Zwerge ausſetzen. Eines Tags raubte ein kleiner Mann mit grauem Bart dem Oswald ſeine ſieben Kühe, weil er ſein Abendgebet unterlaſſen hatte. Aber ſtatt zornig zu werden, beſſerte ſich Oswald, ſchwor nicht mehr und zeigte eine große Arbeitsliebe. Daher fand er im Frühling auf der Alpe, wohin er ſeine Heerde zu führen pflegte, ſeine Kühe gemäſtet und von herrlichen Kälbern begleitet.

„Wie hoch iſt der Himmel! wie groß iſt die Undankbarkeit der Leute!“ Dieſer Satz, der aus dem Munde der Zwerge ſelbſt gekommen iſt, erklärt, warum man ſie in den Berneriſchen Gebirgen nicht mehr findet. Man ſagt, daß als eines Tags die guten Geiſter gekommen waren, um bei den Feldarbeiten zuzuſehen, ein Oberländer die Zweige des Ahorns, auf dem ſie gewöhnlich ſaßen, zur Hälfte durchgeſägt habe, und ſie unter dem Gelächter der Anweſenden auf den Raſen herabgefallen ſeien. Die Zwerge verſchwanden, indem ſie den oben angeführten Spruch laut ausriefen. Andere ſagen, man ſei ſo undankbar geweſen, einen Felſen, auf den ſie ihre Füße ſetzten, zu erhitzen, und daß ſie, über dieſe Hinterliſt empört, abzogen, indem ſie ausriefen: „O böſe Welt! o böſe Welt!“

Nach andern Berichten war die unkluge Neugierde Ruperts die Urſache ihrer Flucht. Wir haben geſagt, daß die Zwerge ſich immer in langen Mänteln eingehüllt zeigten. Dieſe Prälatenkleidung, dieſe **cappa magna**, die für ſo kleine Weſen nicht ſehr bequem war, hatte die Aufmerkſamkeit der Leute erregt. Man ſagte ſich ins Ohr, ſie hätten Gänſefüße; aber ſie waren ſo gut, daß man ihnen dieſe Gebrechlichkeit verzieh. Sie hofften, ſie vor ihren Freunden im Oberland verbergen zu können. Aber ſie hatten nicht auf Ruperts Neugierde gerechnet! Seit mehreren Jahren kamen ſie immer, um die Früchte eines ſchönen Kirſchbaumes zu pflücken, den dieſer Bauer beſaß. Die Kirſchbäume gehören zu dem größten Reichthum dieſer hochgelegenen Thäler. Rupert, der von den Plattfüßen ſeiner Beſchützer hatte reden hören, ſtreute Aſche um den Baum, den ſie

oft beſuchten. Aber weh! betrübt, das entdeckt zu ſehen, was ſie bis dahin mit ſo großer Vorſicht verborgen hatten, zeigten ſich die Zwerge von da an nicht mehr in den Alpen.

Man hat geſagt, daß wenn die Löwen malen könnten, ſie ſich als Beſieger der Menſchen darſtellen würden. Obgleich jedoch dieſe letzten Sagen einen ſehr menſchlichen Urſprung haben, ſo iſt der Menſchheit darin nicht ſehr geſchmeichelt. Die Söhne Adams zeigen ſich neugierig, unbekümmert um die ihnen erwieſenen Wohlthaten, zu einer grauſamen Ironie aufgelegt. Hier gleicht der Mythus auffallend der Geſchichte, wie wir ſie in dem „Verſuch über die Sitten“ finden, in welchem Voltaire mit unbarmherziger Kraft von den Thorheiten, den Laſtern und ſelbſt den Verbrechen unſerer Väter erzählt.

Aber in dieſen Sagen herrſcht die Schwermuth vor, und nicht die Ironie. Der Spott findet ſich nicht in den mythologiſchen Ueberlieferungen der Alpen; er liegt nicht im Weſen der Gebirgsbewohner. Die Karrikaturen eines Töpffer und Uſteri ſind in Genf und in Zürich gezeichnet worden, und nicht in Unterwalden oder Interlaken.

Doch läßt die Geſchichte der verſtorbenen Gräfin einigermaßen die Abſicht republikaniſchen Hohns durchblicken. Eines Tages begegnete ein frommer Prieſter in der Nähe eines Gletſchers einer ſchönen Frau, auf deren Zügen ſich eine verzweiflungsvolle Traurigkeit ausſprach. Es war ein Geiſt. Nachdem der Prieſter die Erſcheinung unter vielen Kreuzen befragt hatte, antwortete ſie, ſie ſei früher eine große Dame geweſen, die ein müßiges und ſinnliches Leben geführt habe, weshalb ſie verdammt ſei, dreitauſend Jahre lang in dem Eispalaſt zu arbeiten. Nach dieſem Geſtändniß verſchwand ſie unter ſchrecklichem Lärm und ihr Jammerruf ertönte noch lang in dem Gebirg. Durch ſolche Wunder erklärten die Oberländer den fürchterlichen unterirdiſchen Lärm, den man bei dem Rhonegletſcher hört. Es ſind Weltmenſchen, ſagten ſie, die wie Cyklopen im ewigen Eis arbeiten. Dieſe Sage iſt eine volksthümliche Ueberlieferung des herrlichen

Gleichniſſes vom böſen Reichen. Der Commentar der Alpenhirten iſt nicht ſtrenger als der des großen Maſſillon*). Man könnte ſogar ſagen, daß er für die höhern Klaſſen noch milder iſt. Welcher wahrhaft chriſtliche Geiſt könnte übrigens verſuchen, ein Daſein zu rechtfertigen, das nur der Selbſtſucht und dem Vergnügen gehört? Wenn die Alpenmythologie denen, die es führen, eine dreitauſendjährige Buße auferlegt, unterſagt ihnen das Evangelium auf ewig, im Schooß Abrahams der Ruhe zu genießen, die den Leiden und der Armuth des Lazarus verheißen iſt.

Der Volksglaube in den Alpen hat, wie alle Naturreligionen, phantaſtiſche Thiere, deren Charakter mehr oder weniger teufliſch iſt, geſchaffen oder alten Religionen entlehnt. Doch können dieſe außerordentlichen Weſen, wie es ſcheint, beſſere Neigungen zeigen. Ein Oberländer Mädchen tränkte in einer Regung von Mitleiden eine kranke Schlange, die auf dem Kopf eine koſtbare Krone trug. Als die Verzauberung gelöst war, und das geheimnißvolle Thier wieder zur Schlangenkönigin wurde, ſchickte ſie ihrer Wohlthäterin ihr Diadem, mit dem viele heilſame Kräfte verbunden waren. Aber wenn ſich hier die Schlange ſehr verſchieden von dem zeigt, was ſie in den Erinnerungen aller Völker iſt**), ſo erſcheint der Drache ſo, wie ihn ſchon der Verfaſſer der „Offenbarung“ darſtellt, als die Geſtalt, unter welcher ſich der alte Feind des menſchlichen Geſchlechts zeigt***). Man würde kein Ende finden, wenn man alle helvetiſchen Sagen erzählen wollte, in denen der Drache eine Rolle ſpielt, von dem Odwyler Drachen an, den Struthahn von Winkelried tödtete, bis zum Drachen des Pilatus. Ich

*) In ſeiner Predigt über den böſen Reichen.

**) S. Châteaubriand, Génie du Christianisme.

***) *Ὁ δράκων ὁ μέγας, ὁ ὄφις ὁ ἀρχαῖος, ὁ καλούμενος διάβολος, καὶ ὁ σατανᾶς, ὁ πλανῶν τὴν οἰκουμένην ὅλην.* Offenb. 12, 9.

begnüge mich, von dem zu ſprechen, der dem heiligen Beatus die Höhle ſtreitig machte, die dieſer zu ſeiner Wohnung gewählt hatte. Es wird uns dieß zudem Gelegenheit geben, von den katholiſchen Legenden des Berner Oberlandes zu ſprechen.

XCII.

Daß ſie ſich nicht kehren an falſche Rede.
2 Moſis 5, 9.

Das Leben des heiligen Beatus iſt von dem Kanonikus Murer von Luzern beſchrieben worden*). In dieſem Werk wird Beatus keineswegs als eine untergeordnete Perſönlichkeit dargeſtellt, ſondern er wird mit dem glorreichen Titel eines Apoſtels der Schweiz bezeichnet (**Sanctus Beatus, apostolus Helvetiae**). — Er ſtammte aus Großbrittannien (wie die meiſten Apoſtel Helvetiens). Bevor er Chriſt wurde, hieß er Suetonius. Sein Geſchlecht war eben ſo edel als tapfer und beſaß unermeßliche Reichthümer. Von einer Regung der göttlichen Gnade angetrieben, indem er in Folge eines dunkeln Triebs die Nichtigkeit der Götter des Druidismus fühlte, reiste er auf das Feſtland zur Zeit des Kaiſers Claudius, der im Jahr 41 nach Chriſtus den Thron beſtieg. Er lernte den heiligen Barnabas kennen, einen Gefährten des heiligen Paulus und Gründer der Kirchen von Mailand und Chur. Sanct Barnabas lehrte Suetonius die evangeliſchen Wahrheiten, und da er glücklich geweſen war, als er ſich folgſam gegen die Eingebungen des Himmels zeigte, gab er ihm in der Taufe den Namen Beatus.

---

*) S. Helvetia sacra, s. paradisus Sanctorum Helvetiae florum.

So ist denn der Apostel Helvetiens ein Jünger der orientalischen Kirche, zu deren thätigsten Verkündern Sanct Barnabas gehörte, und er war so innig überzeugt, daß die Wahrheit im Orient in ihrem ganzen Glanze strahle, daß er nach Antiochia reiste. Er fand dort St. Petrus, der ihn mit sich nach Rom nahm und ihn zum Priester weihte. Die ewige Stadt war damals der Zusammenkunftsort aller Nationen der Erde. Man sprach dort viel von dem Land der Helvetier, von der Tapferkeit dieses Volkes, dem man wegen der Mannhaftigkeit die erste Stelle unter den gallischen Völkerschaften zuerkannte. Man erzählte merkwürdige Dinge von der Einfachheit seiner Sitten, die von der wollüstigen Lebensweise der Römer so sehr verschieden waren. Vom Geiste Gottes geleitet, wollte der heilige Petrus ein Volk, auf das alle Blicke gerichtet waren, zum Christenthum bekehren, und er schickte den heiligen Beatus hin, dem er den heiligen Achates zum Gefährten gab.

Die zwei Sendboten gelangten nach einer gefahrvollen Reise über die Alpen in ein Land Namens Aargau. Nachdem St. Beat das Evangelium daselbst verkündigt hatte, erhielt er von Petrus die Würde eines Bischofs, dann nahm er seinen Sitz in Vindonissa (Windisch). So war er denn der erste helvetische Bischof, und durch seine Wunder, seine Menschenliebe und seinen Eifer verbreitete er das Christenthum schnell über das ganze Land. Als er eines Tags das Evangelium verkündigte, fand er sich am Fuße hoher Gebirge (des Brünigs), die er auf schwierigen und rauhen Wegen überstieg; er kam in ein von Bergen umgebenes Thal, die mit ewigem Schnee bedeckt waren; es lag nicht weit von den Quellen der Aare und hieß Unter-Seethal (jetzt Interlaken). Obgleich dieses Thal damals sehr wenig Bewohner hatte, wollte sie der heilige Mann doch besuchen. Sie empfingen ihn wie einen Gesandten des Himmels und die tiefe Einsamkeit erweckte den Gedanken in ihm, sich von der Welt zurückzuziehen, um sich dem Gebet und der Buße zu widmen.

Die Fiſcher, denen er ſeine Abſicht mittheilte, zeigten ihm einen Ort, wo er dieſe leicht ins Werk ſetzen konnte. An dem Ufer des Thunerſee's öffnet ſich in einem ungeheuern Felſen eine Höhle, welche dazu beſtimmt zu ſein ſchien, die Zelle eines Einſiedlers zu werden. Unglücklicher Weiſe war ſie, als Beat nach Unterſeen kam, von einem ſchrecklichen Drachen bewohnt, der überallhin Schrecken und Tod verbreitete. Der Wunderthäter, der die Gegend von der Herrſchaft des Teufels befreit hatte, wollte ſie auch von dieſer furchtbaren Geißel befreien. Er ließ ſich auf einem Nachen an den Fuß des Berges bringen. Der gewöhnlich ſehr ſtürmiſche See ward ruhig, ſobald er ſeine Fahrt begann; er wurde wie ein glatter Spiegel, in welchem ſich die Felſen, die Bäume und Bäche abſpiegelten. Die Schiffer, welche Zeugen dieſes Wunders waren, ſagten zu einander: „Wahrlich, dieſer Greis iſt ein Diener Gottes, weil die Wogen und die Winde vor ihm ruhig werden.“ Aber es war nicht genug, daß er in die Nähe der Höhle gekommen war. Es führte kein Weg in dieſelbe, ſo ſehr fürchtete man das Ungeheuer, das dort hauste. In einer erſten Regung von Schwäche zögerte St. Beat, der von ſeinem treuen Achates begleitet war, die mit Geſträuch bedeckten Felſen zu erklimmen. Aber voll Vertrauen in das Kreuz Chriſti näherte er ſich endlich der Höhle. Als der Drache die zwei Apoſtel bemerkte, ſprühte er Ströme verpeſteten Feuers gegen ſie und wüthete ſo furchtbar in der Höhle, daß der ganze Berg davon erſchüttert wurde. Mit dem Zeichen des Heils bewaffnet, flehte Beat den Beiſtand des göttlichen Erlöſers mit ſolcher Inbrunſt an, daß das Ungeheuer, von dieſer unwiderſtehlichen Macht beſiegt, die Höhle verließ, ſeine grünlichen mit Klauen bewaffneten Flügel ausbreitete und unter gräßlichem Ziſchen nach dem See flog, in der Luft einen verpeſteten Schwefelgeruch zurücklaſſend.

Der heilige Mann, der dieſen furchtbaren Kampf ſiegreich beſtanden hatte, nahm von der Wohnung Beſitz, die er der Hölle abgerungen hatte. Er führte ein frommes Leben darin,

faſtend und betend. Oft zerfleiſchte er ſich die Bruſt mit ſpitzigen Steinen. Er lebte von Wurzeln und ſchlief auf dem Felſen. Man ſieht noch den Ort, wo er Meſſe las, das Opfer des neuen Bundes für die Lebenden und Todten darbringend. Aber ſein Eifer erlaubte ihm nicht, ſeiner Liebe für das Gebet nachzugeben; er fuhr fort, den Heiden an den Seeufern den gekreuzigten Jeſus zu verkündigen.

Die hölliſchen Mächte, deſſen Altäre verlaſſen waren, wollten ſich dem Sieg des Evangeliums widerſetzen. Sie bewaffneten die Elemente gegen den Diener Gottes. Bald zwang ihn ein fürchterlicher Hagel, in der Höhle zu bleiben, bald ward der Nachen, der ihn ans andere Ufer bringen ſollte, an den Felſen zerſchmettert. Aber Chriſtus überläßt die Verkündiger ſeines Worts der Bosheit der Teufel nicht. Die Engel webten für den heiligen Mann einen wunderbaren Mantel, mit deſſen Hülfe er über den See gelangen konnte. Wenn er ſich auf dieſen Mantel ſetzte, ließ er ſich ohne Gefahr an alle Orte bringen, wohin ihn ſein apoſtoliſcher Eifer rief. Ein Augenblick Zerſtreuung ſollte ihm dieſes himmliſche Geſchenk nutzlos machen.

Die bekehrten Götzendiener gründeten eine Kirche an dem Ufer des See's, und der heilige Achates erhielt den Auftrag, ſie zu verſehen. Als das Oſterfeſt gekommen war, begab ſich Beat mit Hülfe ſeines Mantels hin. Als er hineinging, fand er den Tempel des Herrn ſo voll, daß er ſich auf einen der letzten Bänke ſetzte, um die Predigt des Achates nicht zu unterbrechen. Aber da die Hitze erdrückend war, ſchliefen beinahe alle Zuhörer nach und nach ein, zum großen Schmerz des ſeligen Mannes, der über dieſe Gleichgültigkeit gegen das Wort Gottes voll Betrübniß war. Während er ſich den traurigſten Betrachtungen überließ, bemerkte er den Satan unter der Kanzel mit ſeinen Ziegenhörnern, ſeinen langen Zähnen, ſeinen gebogenen Klauen und ſeinen krummen Fingern. Sein linker Fuß lag auf dem rechten Knie und er hielt eine Rabenfeder in der Hand, mit welcher er in der größten Eile auf einer Bockshaut die

Namen aller derjenigen aufzeichnete, welche durch ihren unzeitigen Schlaf ihr Seelenheil so gefährdeten. Sanct Beat dachte wohl daran, diese armen Leute aufzuwecken, welche sich so unklug den größten Gefahren aussetzten, aber er wußte, daß er eine Todsünde begehen würde, wenn er die Predigt unterbräche. Indessen schrieb der Teufel immer fort, und sein Register war schon angefüllt, ohne daß er noch die Namen aller Schläfer aufgeschrieben hatte. Er kam nun auf den Einfall, die Haut, deren er sich bediente, zu verlängern, indem er ein Ende derselben mit seinen Zähnen und das andere mit seinen Krallen faßte. Aber er strengte sich in seinem satanischen Eifer übermäßig an, zerriß die Haut und stieß mit dem Kopf heftig gegen den Kanzelfuß an. Dieser Unfall des Königs der Hölle freute den heiligen Beat so sehr, daß er in Lachen ausbrach. Dieses Lachen weckte die Anwesenden auf, welche noch Zeit hatten, das Amen der Predigt zu hören. Sie waren gerettet, und der Teufel stürzte sich voll Wuth in den See. Aber als Beat nach seiner Wohnung zurückkehren wollte, breitete er seinen Mantel vergeblich aus; der göttliche Hauch blieb aus. Der selige Mann sah nun ein, daß er gesündigt hatte, als er am heiligen Ort gelacht, und er war von nun an gezwungen, den Heiden das Evangelium zu Fuß zu verkündigen.

In Folge seiner Mäßigkeit lebte St. Beat bis zum 90. Jahre. In diesem Alter war er außerordentlich mager. Als er sein Ende herankommen sah, betete er lange mit seinem Schüler Achates, segnete die Bewohner der Nachbarschaft, die in ihm ihren Vater und ihren Hirten beweinten, und starb im Jahr 112 nach Christus. Er wurde nach seinem Wunsch in der Höhle begraben, wo er eine so bewundernswürdige Buße gethan hatte, und später wurde St. Achates an seiner Seite beerdigt *).

---

*) Wir haben der Erzählung Desors, welche, wie man sagt, nicht genau ist, die im „Tagebuch eines Reisenden“ von Ober vorgezogen. Er hat die sehr merkwürdige ursprüngliche Legende übersetzt.

Dieſe Geſchichte wird vermuthlich Vielen ſehr außerordentlich erſcheinen; aber ſie iſt es nicht mehr, als die meiſten katholiſchen Sammlungen von Wundern von der „Goldenen Legende“ an bis zum Buch des Marquis von Mieville (ich habe ſchon von ihm geſprochen), in welchem er uns von den Roſenkränzen und dem Weihwaſſer ſpricht, welche die Teufel von den Tiſchen vertreiben, in die ſie ſich einniſten, um trügeriſche Orakelſprüche zu ertheilen *). Die Menſchen unſerer Zeit hatten ſich gerühmt, von dem groben Aberglauben ihrer Väter vollſtändig frei zu ſein. Die Täuſchung war groß! Es hat im Jahr 1855 ein franzöſiſcher Jeſuit in den Zeitungen berichtet, daß er einem höheren Offizier, der in der Krimm verwundet worden war, Waſſer aus der Quelle von La Salette geſchickt habe und es dieſem gut bekommen ſei. Es ſcheint, daß die Freunde der ehrwürdigen Väter in Frankreich dieſes merkwürdige Univerſalmittel gebrauchen. Die Zeitungen haben ſeltſame Aktenſtücke bekannt gemacht, welche von den Häuptern einer Geiſtlichkeit unterzeichnet waren, die früher einen Gerſon und Boſſuet hervorgebracht hatte. Dieſe biſchöflichen Hirtenbriefe belehren die Gläubigen, durch welche Mittel man die Liſt der im Holze wohnenden hölliſchen Geiſter vereiteln kann. Die Organe Roms, der „Univers“, die „Union“, der „Ami de la Religion“ u. ſ. w. u. ſ. w. haben dieſe unſinnigen, des 10. Jahrhunderts würdigen Machwerke mit dem größten Beifall aufgenommen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß man in den andern katholiſchen Ländern nicht weniger leichtgläubig geweſen iſt. Die gewöhnlichſten Erſcheinungen der Sinnestäuſchung, von denen die unterrichteten Aerzte ſo viele Beiſpiele anführen **), ſind in Wunder erſten Ranges verwandelt worden, wie die Janſeniſten

---

*) Man ſehe das gelehrte Werk des Grafen Agénor de Gasparin, Les tables tournantes.

**) Man ſehe die ſchöne Arbeit über die Klopftiſche von Littré in der Revue des deux Mondes vom 15. Februar 1856.

des 18. Jahrhunderts die von Krämpfen heimgesuchten Frauen zu Heiligen stempelten, die der Urkirche würdig seien. Ich weiß wohl, daß diejenigen Ultramontanen, welche über die thörichten Ueberspanntheiten ihrer Bischöfe erröthen, zu ihrem Troste sagen, daß die Protestanten eben so leichtgläubig gewesen sind, als die Unterthanen Roms. Allerdings findet man in der reformirten Kirche Erleuchtete, die ganz würdig, sich mit den ärgsten Fanatikern des Papstthums zu verstehen, und deren toller Mysticismus in den Augen jedes denkenden Menschen in einer Kirche, welche den großen Grundsatz der freien Prüfung geheiligt hat, ein empörender Unsinn ist. Aber ist dieser beklagenswerthe Wahnsinn von den Häuptern des Protestantismus gebilligt worden? Haben die Erzbischöfe von Upsala und Canterbury Hirtenbriefe über die Teufel in den Klopftischen erlassen? Haben die Universitäten Berlin und Heidelberg Bücher, wie die des Marquis von Mieville und des Ritters Gougenot des Mousseaux, im Ernst aufgenommen? Haben die Times, die Genfer Bibliotheque universelle, die Edinburger Revew die unsinnige Leichtgläubigkeit der katholischen Zeitungen in Frankreich nachgeahmt? In den ultramontanen Ländern hat sich nicht das Volk, sondern die Aristokratie, die hohe und niedere Geistlichkeit durch den traurigsten Aberglauben betrügen lassen.

Die orientalische Kirche, welche die Anhänger Roms einer so großen Leichtgläubigkeit beschuldigen, hat in dieser Krankheit der menschlichen Vernunft eine Haltung bewahrt, die nicht genug bemerkt worden ist. Während Rom und Paris so viele Thorheiten begingen, haben die Priester unserer Kirche in Constantinopel, Athen, Belgrad, Smyrna, Bucharest, Alexandrien und Jassy ihrer Heerde nicht von den in den Möbeln verborgenen Teufeln gesprochen, welche, wie ein Jäger auf dem Anstand, auf die Seelen passen, welche sich durch ihre Harlekinspossen verführen lassen. Wir gestehen, daß uns diese Vergleichung in unserer tiefen Ueberzeugung bestärkt, daß, wenn unsere Kirche ihre Freiheit wieder erhält, wenn sie von dem fremden oder

heimiſchen Einfluß befreit iſt, die ſie ſeit ſo vielen Jahrhunderten erdrückt, ſie leicht zu den tief philoſophiſchen Lehren ihrer älteſten Väter zurückkehren wird. Dieſe großen Lehrer verbanden mit einem Glauben, der Berge verſetzen konnte, die ganze Wiſſenſchaft von Athen, Antiochien und Alexandrien. Sobald man ihre Schriften mit aller der Sorgfalt ſtudiren wird, die ſie verdienen, glauben wir feſt, daß der Sektengeiſt, die beſchränkte Unduldſamkeit, die nichtigen Streitigkeiten, die unſinnigen Fragen durch eine wahrhaft chriſtliche Wiſſenſchaft erſetzt werden, durch eine Aufklärung, die fähig iſt, die Welt vom Aberglauben des Mittelalters zu befreien, durch eine Hingebung, welche den kräftigſten Widerſtand der weltlichen Selbſtſucht beſiegen wird, und durch eine allgemeine Liebe der evangeliſchen Freiheit, welche die Verſchwörungen der Deſpoten zu deren eigener Beſchämung wenden wird. **Ex oriente lux,** haben die Gelehrten des Abendlandes ſelbſt oft geſagt. Was ſie von der Vergangenheit behauptet haben, wir fürchten uns nicht, es auf die Zukunft anzuwenden. Ja, das Licht iſt noch unter uns, aber unter dem Scheffel verborgen; ja es iſt in den bewundernswürdigen Werken des orientaliſchen Alterthums, aber mit einem Schleier umhüllt, welchen muthige Hände endlich zerreißen werden.

Als ich das luftige Häuschen verließ, begegnete ich einem armen Blödſinnigen, der, auf dem Mooſe ſitzend, dem Himmel, den Blumen und den Menſchen zulächelte, die er mit ſeinem unſtäten Auge als Weſen betrachtete, die ihm eben ſo fremd waren, als die Vögel, die er flattern hörte, und als die Wogen, deren Brauſen ihn freute. Vergeblich befrug ich ihn, meine Worte reizten ſein kindliches Lachen; ich gab ihm einige Geldſtücke, die er auf dem Raſen zerſtreute, glücklich über dieſes Spielzeug, das er nach den flatternden Schmetterlingen warf. Dem armen Geſchöpf war der Werth deſſen unbekannt, was das Glück der Könige bildet.

Ich fand meinen Wagen im Thal. Bald darauf ſtürzte ein

Platzregen herab; die Berge verschwanden in dichten Nebeln, der Hasli bedeckte sich mit einem feuchten und düstern Schleier.

Ich hielt in Brienz an, um am Seeufer ein Mahl einzunehmen und noch länger im Schooße dieser Natur zu verweilen, welche das Rollen des Donners, das Zucken der Blitze und die großen Schatten des Gewitters noch zu verschönern schienen. Gegen Abend rollten sich die Wolken zu Streifen den felsigen Ufern des Sees nach; der Regen hörte auf und die erfrischte Erde strömte ihre süßesten Wohlgerüche aus. Ich stieg wieder in das Schiffchen, von dem man das Zelt weggenommen hatte, und der entfaltete Segel trieb es kräftig nach Interlaken. Der See war kaum bewegt. Aber bald begann der ungestüme Föhn in den tiefen Schluchten der Berge zu blasen, der Sturm zwang das Schiff, das immer weiter getrieben wurde, längs des unzugänglichen Ufers zu steuern.

Sobald die ersten Sterne am Himmel glänzten, hörte der Wind auf und entfloh über die Gipfel des Bellenbergs und des Brünigs. Eine heitere Nacht herrschte in der geheimnißvollen Einsamkeit. Die Abendnebel umhüllten die Gletscher der Jungfrau wie die Häuser von Interlaken, dessen Thurm kaum am Horizont hervortrat. Das Licht des Mondes versilberte melancholisch das Gewässer. Man hörte die Grille im Heidekraut des Ufers zirpen; das eintönige Rad der Ringgenberger Mühle warf silberne Blättchen auf das Laub: die Johanniswürmchen leuchteten wie bläuliche Flammen auf den Abhängen der Hügel und die Ruder schlugen die Wellen im Takt.

Bald verschwand der ganze Zauber dieses ruhigen Schauspiels vor den Gesängen, die von Interlaken her ertönten, und ich fand auf dem Höhenweg, der mit Spaziergängen bedeckt war und von Freudengeschrei wiederhallte, die ganze lärmende Aufregung der Menge wieder.

XCIII.

Siehe dort fern am Felsen hinauf die einsamen Hütten glücklicher Sennen.

G. F. Staudlin.

Frau Wanas hatte kaum ihr Lesekabinet bei dem Garten des Gasthofs zu den Alpen eröffnet, als ich durch ihr kleines Zimmer ging, um mich nach Grindelwald zu begeben, wo ich Pathin sein sollte. Es war noch nicht spät. Um 9 Uhr hat Frau Wanas gewöhnlich schon ihre mit Romanen besetzten Bretter, ihre Schweizer-Ansichten und die runden Tische abgestäubt, auf denen sie die besten Zeitungen für ihre getreuen Abonnenten auflegt. Diese lieben sie eben so sehr als sie sie schätzen, und die unwillkürliche Vertraulichkeit, die sich zwischen ihr und den Besuchern ihres Lesekabinets festsetzt, läßt sie niemals die Rücksichten, die sie ihnen schuldig zu sein glaubt, noch die eben so anmuthigen als majestätischen Verbeugungen aus der Zeit des Kaiserreichs vergessen, mit denen sie dieselben jeden Morgen empfängt. Es lag mir daran, ihr mein Compliment zu machen und mich ihr ohne Schleier zu zeigen, denn seit der Besteigung des Mönchs hatte ich meine entstellten Züge sorgfältig mit demselben verborgen.

Der Wagen holte mich an der Thüre der Frau Wanas ab, und ich fuhr bei herrlichem Wetter unter dem Klatschen der Peitsche und dem Klang der Alpengesänge des Oberländer Kutschers weiter. Alles war lieblich und heiter auf der Straße, die sich längs der Lütschinen hinzog. Die Brombeersträucher schlangen sich über die herabgestürzten und im Thal zerstreuten Felsen mit ihren langen herabhängenden Zweigen in einander; die Ziegen ruhten an den Abhängen der hohen Gebirge zwischen blühenden Weißdorn- und wilden Rosensträuchern. Ahorne und Weiden bildeten am Ufer des Flusses schattenreiche Gehölze.

Eine Alpendohle ſchwebte majeſtätiſch über den hohen Tannen und den weißen Erlen, in denen ſich die Grasmücken verſteckten. In der Sonne erglänzten ſelbſt die Wellen der ſchwarzen Lütſchine, die ſich über nackte Schichten von Thonſchiefer dahinwälzen und deren laute Stimme ſich mit dem erhabenen Lobgeſang der ganzen Natur vermiſchte. Der Balmfall entfaltete ſich wie das Haar einer Fee an dem Abhang des Bergs. Weiterhin überſchaute das Auge ein wahres Paradies, das am Fuße der mit Sennhütten bedeckten Wengernalp liegt. Durch Wieſen und Weiden gelangte ich nach Grindelwald, das 3150 Fuß über dem Meer liegt. Im Süden durchſchneiden der Eiger, der Mettenberg und das Wettishorn die höchſten Wolken mit ihrem ſtolzen Haupte. Gletſcher mit klaffenden Spalten drängen ſich bis in die Nähe der Wohnungen, deren mit Schnitzwerk geſchmückten Façaden ich bewunderte. Gneiß- und Granittrümmer bedecken die ſtaubige Oberfläche dieſer Eismaſſen und liegen um deren unermeßliche Baſis zerſtreut.

Der Wagen hielt erſt auf der Höhe bei dem Pfarrgarten an. Bald ließ die Glocke ihre Silbertöne vernehmen. Nun ſtrömten von allen Seiten lange Reihen ſchwarzgekleideter Bäuerinnen herbei (denn dieß iſt die feſtliche Sonntagstracht) und hinter ihnen die Männer in kurzem braunem Rock, die ſich langſam dem ländlichen Tempel näherten. Eine junge Sennerin ſchloß ſich an mich an, um mir in meinen Verrichtungen als Pathin beizuſtehen. Sie trug das Oberländer Kleid von ſchwarzer Wolle mit weißen geſteiften Aermeln, langen ſilbernen Ketten, die unter den Schultern herabhingen, einer kleinen Sammethaube, die mit langen herabwallenden Spitzen beſetzt und einem Roſenkranz umgeben war.

Der Pfarrer ging uns mit der Bibel in der Hand in würdiger Haltung voran. Das Kind, deſſen Lächeln ſo lieblich und deſſen Schlaf ſo ruhig war, legte man mir auf den Arm. Wir gingen durch zwei Reihen hölzerner Bänke, dem einzigen Schmuck der einfachen Kirche, bis zu dem Tauf-

becken, wo der Geiſtliche der jungen Chriſtin den Namen Helena gab.

Als wir uns nach dieſer kurzen Feierlichkeit geſetzt hatten, beſtieg der junge Geiſtliche die Kanzel und ſprach von den göttlichen Dingen mit der Weisheit eines wahren Jüngers der Apoſtel. Es war für mich ein wahres Glück, einen erhabenen, von jedem Aberglauben freien Vortrag zu hören, der an dieſe armen Gebirgshirten gehalten wurde; und freudig hörte ich, wie die Namen Freiheit und Vaterland ſich mit der Sprache des Glaubens und den erhabenen Sprüchen der heiligen Schrift verbanden.

Die Predigt iſt eines der weſentlichſten Elemente des chriſtlichen Cultus. Eine Kirche, in der ſie verſchwindet, gibt freiwillig einen Theil ihres Einfluſſes auf und wird ihrer heiligen Aufgabe untreu. Ohne die evangeliſche Kanzel würden die großen ſittlichen und religiöſen Wahrheiten immer verborgen bleiben. In vielen Ländern, und ſelbſt in Frankreich, können von 100 Perſonen 99 nicht leſen und ſind folglich jeder unmittelbaren Erkenntniß des Wortes Chriſti beraubt. Bei den Reformirten iſt es nicht alſo. Bei ihnen können beinahe alle Leute leſen, und die proteſtantiſche Theologie, welche die Bibel zur Richtſchnur des Glaubens erhebt, hat in bewundernswürdiger Weiſe dazu beigetragen, den Unterricht unter jene Maſſen zu verbreiten, deſſen Verwilderung im 16. Jahrhundert ſprichwörtlich war. Vom Standpunkt der Reformation kann ſomit die Predigt nur eine untergeordnete Bedeutung haben; daher ſteht der Proteſtantismus, welcher Exegeten und Dogmatiker hervorgebracht hat, deren Andenken unſterblich iſt, in Bezug auf die Predigt ſowohl unter der urſprünglichen orientaliſchen, als unter der römiſchen Kirche.

Die zwei berühmteſten Kanzelredner des Proteſtantismus ſind Jakob Saurin und Zollikofer. Der erſte iſt ein Zögling der Genfer Akademie. „Seine Predigten", ſagt ſelbſt

Bouillet *), „ſind reich an wahrhaft redneriſchen Stellen.“ **) Zollikofer, deſſen Ruf noch verbreiteter iſt, ward am 15. Auguſt 1730 zu St. Gallen geboren. Dieſe Stadt hatte ſchon im 16. Jahrhundert einen ausgezeichneten Gelehrten und hervorragenden Theologen, Joachim von Watt, hervorgebracht, der Zwingli kräftig unterſtützte, die Lehren der Reformation in der Schweiz zu verbreiten ***). Zollikofer's Vater, der ein ausgezeichneter Juriſt war, D. A. Zollikofer von Altenklingen, gehörte zu einem jener Geſchlechter, die dem Aberglauben der römiſchen Kirche entſagt hatten. Mit ſeltenem Geiſt begabt, hinderten ihn ſeine juriſtiſchen Studien nicht, ſich mit Exegeſe und Dogmatik zu beſchäftigen. Er ſchrieb ſogar mehrere Abhandlungen über dieſe wichtigen Fragen und vereinigte in ſeiner Bibliothek die beſten theologiſchen Werke, die zu ſeiner Zeit erſchienen. So wuchs denn der junge Zollikofer in einer wahrhaft chriſtlichen Luft und in der Nähe eines Mannes auf, der die Hingebung eines guten Bürgers mit evangeliſchen Tugenden verband. Seine Mutter, eine verſtändige und erfahrene Frau, beſtärkte jene praktiſche Richtung in ihm, von der man in ſeinen zahlreichen Schriften ſo viele Spuren findet.

In dieſer patriarchaliſchen Familie, in der die Arbeit eine Leidenſchaft ſchien, und Jeder glücklich war, ſeine Pflicht zu erfüllen, war es nicht ſchwer, ſich zum Fleiß zu gewöhnen. Warum ſind heut zu Tage ſo viele junge Leute aus den höhern Ständen vollendete Muſter von Faulheit und Unwiſſenheit? Warum ſcheinen ſie von dem großen Namen zermalmt, den ſie traurig mit ſich ſchleppen? Weil ſie in ihrer Jugend nur ein Leben voll Vergnügungen und Verſchwendung vor Augen gehabt

---

*) Dictionnaire universel, art. Saurin, zehnte, von der **heiligen** Congregation des Index gebilligte Auflage.

**) S. Weiss, Notice sur la vie et les ouvrages de Saurin.

***) S. L. Meiſter, Berühmte Männer der Schweiz — Joachim von Watt, genannt Vadian.

haben. Von ſolchen Beiſpielen umgeben, werden ſie frühzeitig unfähig, zu denken und zu handeln. Zollikofer, deſſen Erziehung viel männlicher war, fand ſchon in ſeiner früheſten Jugend Geſchmack am Studium. Statt die Zeit mit leeren Zerſtreuungen zu verſchwenden, verbrachte er viele Stunden in der Bibliothek ſeines Vaters zu, um die Schätze zu benutzen, die er in derſelben in großer Zahl vorfand. Sein ſchöner Geiſt entwickelte ſich regelmäßig unter dem väterlichen Dach, wo Frieden und Heiterkeit herrſchte.

Zur Kanzel beſtimmt, benutzte Zollikofer alle Hülfsmittel, die ihm St. Gallen darbot, um den Kreis ſeiner theologiſchen Studien zu erweitern. Aber da er in dieſer kleinen Stadt doch ſeine glühende Thätigkeit nicht befriedigen konnte, ging er im 19. Jahre nach Frankfurt a. M. Seine Reiſen trugen ebenfalls dazu bei, ſeinem Geiſt eine frühe Reife zu geben. Er beſuchte als Führer des jungen Brennus das Vaterland Wilhelms des Stillen. Holland mit ſeinem praktiſchen, muthigen und liberalen Geiſt, den es der Reformation verdankt, war ganz geeignet, vielfache Gedanken in ihm zu erwecken. Das ſchöne Gemälde, das Alphons Esquiroz in der Revue des deux Mondes *) vom niederländiſchen Leben gegeben hat, zeigt uns, welche guten Entſchlüſſe und edle Empfindungen dieſes großherzige Volk hervorrufen kann. Es iſt kein Zweifel, daß dieſe Reiſe Zollikofer von großem Nutzen geweſen iſt.

Als er im Jahr 1753 nach St. Gallen zurückkam, beſtand er die vorgeſchriebenen Prüfungen, um Mitglied der evangeliſchen Geiſtlichkeit zu werden. Seine Predigten fanden den Beifall nicht, den ſie ſpäter erhielten. Er entfernte ſich allzu ſehr von den beſtehenden Gewohnheiten, als daß die nicht ſehr gebildeten Zuhörer im Stande geweſen wären, ſeine Ueberlegenheit zu begreifen. Dagegen gefiel ſeine Methode dem Kern der St. Galliſchen Bevölkerung außerordentlich. Murten, wo er im

*) Vom Jahr 1856.

Jahr 1754 predigte, war ebenso auch zu klein für ein Talent dieser Art. Er ging daher nach Deutschland, wo er Susanna Regina Le Roy kennen lernte, die später seine Frau wurde. Sie verband mit vornehmem Anstand einen lebhaften und scharfsinnigen Geist und besaß selbst wissenschaftliche Kenntnisse. Kurze Zeit nach seiner Verlobung wurde Zollikofer, der sich in der Umgebung von Frankfurt a. M. befand, nach Leipzig als Prediger an der deutschreformirten Kirche berufen (1758).

Die Auszeichnung, die dem St. Gallischen Theologen zu Theil wurde, erlaubte ihm, allen Einfluß auszuüben, der den ausgezeichneten Geistern nothwendig gebührt. Jedermann weiß, daß Sachsen eines der aufgeklärten Länder Deutschlands und selbst Europa's ist. Von der Universität Wittenberg, die von dem Churfürsten Friedrich dem Weisen gegründet wurde, verbreitete sich das mächtige Wort Luthers über die halbe Welt. Leipzig nimmt unter den sächsischen Städten einen ausgezeichneten Rang ein. Die Vaterstadt eines Kästner, Teller, Fabricius, Leibnitz und Thomasius besitzt eine Universität, welche eine der berühmtesten in den deutschen Ländern ist. Diese Stadt, die jetzt 70,000 Einwohner zählt, hatte damals schon 30,000. Sie war, wie noch heute, der große Markt des deutschen Buchhandels. Ein christlicher Redner, wie Zollikofer, mußte unter den zahlreichen Studenten, die durch den Ruf der Professoren herbeigezogen wurden, manche Gelegenheit finden, seine Talente und seinen Eifer nützlich anzuwenden. In einer Gegend, die der Sammelplatz aller europäischen Gelehrten war, konnte er zu gleicher Zeit lernen und lehren, den Fortschritten der Wissenschaft folgen, mit den ausgezeichnetesten Männern dieser Zeit Verbindungen anknüpfen, und die edlen Ideen, die sein Leben leiteten, in die weiteste Ferne verbreiten.

In Leipzig wurde Zollikofer bald berühmt. Stets war die Kirche, in der er predigte, überfüllt. Vorzüglich drängten sich die Studenten um seine Kanzel, begierig, sein kräftiges und überzeugungsvolles Wort anzuhören. Viele bewiesen ihm eine

wahrhaft außerordentliche Liebe. Aber auch die andern Stände erfuhren seinen Einfluß. Selbst diejenigen, welche mit irgend welcher vorgefaßten Meinung in seine Predigten gingen, wurden bald vom Zauber seiner evangelischen Einfachheit hingerissen.

Zollikofer's wahrhaft christliche Eigenschaften erwarben ihm ebenso viele Freunde, als seine Talente. Indem er mit St. Paulus dachte, daß „die Liebe nicht an das Böse glaubt", beurtheilte er die Andern stets mit Wohlwollen, und betrachtete sie als von den besten Absichten erfüllt, so lange ihn Nichts zwang, seine Meinung zu ändern. Fand er wirklich böse Menschen, so suchte er den Grund davon in den Verhältnissen, in denen sie gewesen sein mochten. Es war ihm nicht unbekannt, welchen schädlichen Einfluß eine schlechte Erziehung, ein beschränkter Geist, unglückliche Triebe und unwiderstehliche Verführungen haben können. Er wußte, wie leicht sich der menschliche Geist täuscht, selbst wenn es sich um die wichtigsten Interessen handelt. Wie könnte man sonst erklären, warum sich so viele Millionen Menschen in Asien, Afrika und Oceanien stumpfsinnig vor den abenteuerlichsten Götzen niederwerfen? warum selbst in unserem civilisirten Europa der Spanier und Neapolitaner in ihrer Madonna die Herrin des Himmels und der Erde sehen?

Der Anblick der eingewurzelten Irrthümer der Menschheit machte Zollikofer nachsichtig gegen die Andern, und bescheiden im Ausdruck seiner Ideen. Wenn man so viele Menschen in Irrthum versunken sieht, muß man selbst fürchten, nicht vor allen Täuschungen sicher zu sein, man muß dahin arbeiten, sich vor jenem schneidenden dogmatischen Ton zu hüten, der den hauptsächlichsten Charakterzug der beschränkten Köpfe bildet. Daher tadelte er diejenigen mit Sanftmuth und Geduld, die sich von der Wahrheit zu entfernen schienen, ohne ihnen jemals seine persönlichen Ansichten aufdringen zu wollen. Diese Bescheidenheit bewies er gegen Leute vom niedrigsten Stand, wie gegen diejenigen, welche auf ihren Rang und ihren Reichthum

noch so stolz waren. Er verabscheute die Schmeicheleien, welche die Prediger nur allzugerne an den Glücklichen ihrer Zeit verschwenden. Immer ruhig und sich selbst beherrschend, ließ er sich niemals hinreißen, die Günstlinge des Glücks mit dem Weihrauch zu beräuchern, nach dem sie so begierig sind. Da er seine Wünsche zu mäßigen verstand, konnte ihn keine Rücksicht bestimmen, seine Würde kleinlichen Begierden und Berechnungen aufzuopfern.

Die Milde, die Zollikofer gegen Alle an den Tag legte, mußte ihm eine tiefe Liebe gegen die Armen Jesu Christi einflößen. Statt nur ihre — oft nur zu entschuldbaren — Fehler zu sehen, dachte er nur an ihre Leiden. Diese machten einen so starken Eindruck auf ihn, daß er oft mit jener edlen Sorglosigkeit um die Zukunft, welche die apostolischen Menschen charakterisirt, über seine Kräfte gab. Aber er begriff sehr wohl, daß die Armen der Stütze noch mehr bedürfen, als der materiellen Hilfe. Daher war er auch Beschützer und Tröster. Welche schöne Stellung hätten in unserer Zeit die Mitglieder der Geistlichkeit, wenn sie sich aufrichtig der Verwirklichung des evangelischen Gesetzes der Liebe widmeten! Aber was sehen wir dagegen? während sich die mächtige römische Hierarchie einzig und allein mit ihren weltlichen Interessen beschäftigt, nimmt in den Ländern, die ihrer Herrschaft am meisten treu bleiben, die Zahl der Armen mit jedem Tage zu.

Belgien ist sicherlich in diesem Fall. Es hat im Jahr 1830 einen seinen Priestern verhaßten protestantischen König verjagt. Seit dieser Zeit haben sie auf dieses Land den unstreitigsten Einfluß ausgeübt. Haben sie ihn etwa benutzt, um dem Volk einen bessern Zustand zu bereiten? Wir werden es sogleich sehen. Im Jahr 1839 betrug die Zahl der von Wohlthätigkeitsanstalten unterstützten Belgier 587000. Im Jahr 1849 belief sie sich auf mehr als 900000. Wenn man diese Zahlen zur Grundlage nimmt, kann man die Armen in Belgien auf 1200000 schätzen. Wenn man zu den von der öffentlichen

Wohlthätigkeit unterstützten Armen die hinzufügt, welche von Privatleuten unterstützt werden, so gelangt man zu dem Schluß, „daß unter drei Belgiern Einer von den zwei andern unterstützt werden muß.“ Was thut die Geistlichkeit, um diesem schrecklichen Zustand abzuhelfen? — Im Jahr 1855 kam ich nach Gent, wo mir die Uebersicht der öffentlichen Anstalten in die Hände fiel. Ich kann mein Erstaunen nicht beschreiben, als ich fand, daß in diesem vom Pauperismus zernagten Flandern eine einzige Stadt folgende geistliche Orden besaß: Franziskaner — Karmeliter — Dominikaner — Augustiner — Jesuiten — St. Johannes Brüder — barmherzige Schwestern — unwissende Brüder — die Congregation des heiligen Vincenz von Paula — die Congregation der heiligen Jungfrau — Spitalschwestern — barmherzige Schwestern — Josephinen — Bernhardinerinnen — Paulinerinnen — Schwestern des Kindes Jesus — schwarze Schwestern — graue Schwestern — Theresienschwestern — Carmeliterinnen — die Frauen vom christlichen Unterricht — Schwestern unserer Lieben Frau — Schwestern von St. Paul — Apostolinerinnen — Beguinen.

Jetzt wundere man sich noch über die Fortschritte des Pauperismus in Belgien, wenn so viele fromme Faullenzer und Müßiggänger die beste Kraft des Landes aufzehren!

Zollikofer, den einer seiner Biographen den „Vater der Armen“ genannt hat, hatte im Vaterlande Luthers den traurigen Anblick nicht vor Augen, welchen dieses unter der Verwaltung Napoleons I. und Wilhelms I. einst so glückliche Flandern darbietet.

Bei aller Theilnahme, die man ihm in Sachsen bewies, vergaß Zollikofer das Land seiner Geburt nicht. Ob ihm gleich die tägliche Erfahrung zeigte, wie nützlich seine Gegenwart in Leipzig sei, wendete er seine Blicke häufig nach dem friedlichen Thal, in welchem seine ersten Jahre verflossen waren. Sein Herz sehnte sich nach der großartigen Natur, die ihm fortwährend in seinen Träumen erschien.

Es war ein ſchöner Tag für den edlen Bürger von St. Gallen, als er im Jahr 1777 ſeinen Kanton wieder beſuchte. Er ging nach Altenklingen, wo ſein Bruder David Anton wohnte. Dort befand er ſich, wie er es ſelbſt ſagte, „köſtlich wohl“. Morgens und Abends ging er in den Wäldern und auf den Wieſen ſpazieren, von wo ſich der Blick über den ſchönen Bodenſee erſtreckte. In den heißen Tagesſtunden las er in den Schattenplätzen des Schloßes. Am liebſten wählte er Miltons Dichtungen, und wenn ihm der republikaniſche Dichter Englands mit entzückendem Zauber die Luſtwäldchen des Paradieſes und die Freuden der urſprünglichen Unſchuld ſchilderte, konnte er ſich nicht enthalten, das reiche Laub, das ihn vor den Sonnenſtrahlen ſchützte, und jene wunderſchönen Gegenden ſeines Geburtslandes mit Bewunderung zu betrachten, an die er in der Leipziger Ebene ſo oft gedacht hatte, jener Ebene, die mit dem Blut ſo vieler Tapfern gedüngt iſt und in unſern Tagen die „Völkerſchlacht“ geſehen hat. Hat Lamartine in „ſeiner glänzenden Verbannung“ nicht an die Hügel von Neilly und an ſeine von der Sonne verbrannten Weinberge gedacht? Klang der Name des Dorfes, wo ſeine träumeriſche Jugend verfloſſen war, in ſeiner gerührten Seele nicht

„Wie bekannte Schritte oder eines Freundes Stimme?“

Bevor Zollikofer nach Sachſen zurückkehrte, beſuchte er Zürich und deſſen lieblichen See. Dort unterhielt er ſich mit Lavater, und dieſe ſo tief chriſtlichen Geiſter hatten keine Mühe, ſich zu verſtändigen. Der Zürcher Pfarrer begleitete ihn ſogar bis nach Waldshut, wo ſich damals der Kaiſer Joſeph II. befand.

Ein Brief, den Zollikofer an ſeine Schweſter ſchrieb, als er nach Leipzig zurückgekommen war (vom 26. September 1777), zeigt, wie groß ſeine Freude geweſen war, wieder in ſeinem Vaterland, in der Mitte einer Familie, die ihn liebte, zu leben. Aber dieſen glücklichen Tagen folgten bald grauſame Prüfungen; er verlor die treue Gefährtin ſeines Lebens. Er kehrte erſt im Jahr 1782 mit ſeiner zweiten Frau in die Schweiz zurück.

Schon litt er an einer Bruſtkrankheit, die ihn hinwegraffen ſollte. Er machte in Gais eine Molkenkur, die ſehr guten Erfolg hatte. Die Liebe zu ſeinem Vaterlande, die er ſtets heilig bewahrt hatte, erweckte den Wunſch in ihm, ſeine mühſame Laufbahn in demſelben zu vollenden. In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte er ſich beſtändig mit der Ausführung dieſes Plans. Aber der Tod, der ihn im Januar 1788 in Leipzig überraſchte, verhinderte ihn, denſelben zu verwirklichen.

Sein Leichenbegängniß war ein wahrer Triumphzug. Mehr als dreihundert Studenten, ein großer Theil der Beamten, Gelehrte, Kaufleute, Künſtler, Handwerker begleiteten ſeine ſterblichen Ueberreſte. Die Trauer war allgemein. Indem Sachſen einen Mann beweinte, der den thatenreichſten Theil ſeines edlen Lebens auf ſeinem Boden zugebracht hatte, ſchien es einen ſeiner erleuchtetſten Söhne verloren zu haben.

XCIV.

Wer redet, was recht iſt, der wird in der Höhe wohnen.
Jeſaias 33, 15. 16.

Zollikofer hat ſich vorzüglich als Kanzelredner einen wohlverdienten Ruf erworben. Die bändereiche Sammlung ſeiner Predigten*) gibt einen Begriff von dem hohen Talent dieſes eifrigen Dieners des Evangeliums. Was Zollikofers Predigten insbeſondere charakteriſirt, das ſind ſeine erhabenen Anſichten über das Weſen des Chriſtenthums, verbunden mit einem in der Schweiz leicht zu findenden praktiſchen Sinn, in Folge deſſen er das Evangelium als zur Erziehung des Menſchengeſchlechts

*) 15 Bde. 8°. Lpz. 1789—1804.

bestimmt ansieht. Man lese die jetzt beliebten Redner des römischen Katholizismus; man mird erstaunen, daß der wahrhaft evangelische Unterricht darin so wenig beachtet wird. Bald spricht man von den Wundmalen eines unsinnigen Priesters wie Franz von Assisi, bald von den seltsamen Verzückungen einer Theresia oder Katharina von Siena; heute von den Vorrechten und der Hoheit der Päpste, und morgen von dem Marienmonat, von dem heiligen Herzen Jesu oder vom Wege zum Kreuz. Bisweilen hört man noch ganz andere Ueberspanntheiten. Wer kennt nicht die merkwürdigen Predigten des Dominikaners Lacordaire, namentlich seine Rede über „die Bestimmung des französischen Volks", das er zu einem neuen Volke Gottes macht, dessen sämmtliche Glieder im Himmel mit einem besondern Zeichen bezeichnet sein werden (wahrscheinlich mit dem Kreuz der Ehrenlegion). Und was ist nach der Ansicht dieses Mönchs der größte Ruhm „des alten fränkischen Volks?" Daß es „die heilige Liga" organisirt hat! Er hätte die Bartholomäusnacht zu den Heldenthaten hinzufügen können, welche, wir sind dessen überzeugt, ein Guizot, Cousin, Mignet, E. Quinet, Thiers und alle großen Geister, auf welche das Frankreich des 19. Jahrhunderts mit Recht stolz ist, sicherlich nicht bewundern. Louis von Loménie hat in seiner geistreichen „Biographie der Zeitgenossen von einem unbedeutenden Menschen"*) dieser seltsamen Art, das Evangelium zu predigen, seit langer Zeit ihr Recht widerfahren lassen. Und doch ist Lacordaire noch der aufgeklärteste, freisinnigste und aufrichtigste von allen römischen Kanzelrednern! Wie Vieles müßten wir noch sagen, wenn wir die Redner der Marienmonate, die Lobredner des heiligen Philomena, der Wunder des Fürsten von Hohenlohe, von la Salette, Rimini, Fossombrone und Einsiedeln besprechen wollten!

Zollikofers Standpunkt ist allerdings sehr verschieden und

*) Art. Lacordaire.

ſein Zweck iſt ernſter. Es iſt weder ein Redekünſtler, noch ein myſtiſcher Deklamator, ſondern „ein Diener des heiligen Evangeliums“. Sein Hauptgedanke iſt, Gott in ſeiner Größe und Güte zum Bewußtſein zu bringen. Um aber Gott erkennen zu lehren, muß man ihn nicht als einen Henker darſtellen, der immer das Schwert in der Hand hat, „um ſeine Kirche zu rächen (d. h. die Geiſtlichkeit*), als einen unbarmherzigen Herrn, der Freude daran findet, Millionen ſchwacher und unwiſſender Menſchen in das ewige Feuer zu ſtürzen. Dieſer Gott, den uns Maſſillon in ſeiner Predigt „über die kleine Zahl der Auserwählten“ in ſchwarzen Farben malt, iſt nicht der Gott des Evangeliums, noch der, den Zollikofer anbetet. „Gott iſt die Liebe**) und er will ſeinen dreimal heiligen Namen in unſerm Herzen und nicht auf unſern Lippen finden. Dieſe Gottesverehrung „im Geiſt und in der Wahrheit“ ***) iſt die, welche der St. Galliſche Prediger im Sinne unſers göttlichen Meiſters anempfiehlt. Wenn wir Gott lieben, der „vollkommen“ iſt, ſo werden wir verſuchen, „vollkommen zu werden, wie unſer himmliſcher Vater“ †). Statt ſich mit den Unterhaltungen des Antonius von Padua††) mit den Fiſchen, oder mit den Geſprächen des Franz von Aſſiſi mit den Schwalben zu beſchäftigen, arbeitet Zollikofer, der dieſe Wahrheit vortrefflich verſteht, vorzüglich dahin, den Charakter ſeiner Zuhörer zu beſſern, und das häusliche Leben mit dem Chriſtenthum, dieſem erhabenen Geſetz, das mit Selbſtverläugnung und Muth erfüllt, zu durchdringen.

---

*) Der Phariſäismus der römiſchen Geiſtlichkeit iſt vor Kurzem von zwei Schriftſtellern dieſer Kirche kräftig geſchildert worden: Huet et Bordas-De-Moulin, Essai sur la réforme catholique.

**) *Ὁ Θεὸς ἀγάπη ἐστίν.* (Joh. 1. Epiſtel 4, 8.)

***) *Ἐν πνεύματι καὶ ἀληθείᾳ.* (Joh. 4, 23.)

†) *Ἔσεσθε οὖν ὑμεῖς τέλειοι, ὥσπερ ὁ πατὴρ ὑμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς τέλειός ἐστι.* Matth. 5, 48.)

††) S. Cortona, Vita e miracoli di S. Antonio di Padova.

Er beſaß die bewundernswürdige Kunſt, in einer eindringlichen Sprache, mit einem tief religiöſen und chriſtlichen Sinn Fragen zu behandeln, von denen man vor ihm behauptete, daß ſie nicht in das Gebiet der Kanzel gehörten, und die man aus falſchem Gefühl von derſelben verbannte. Gerade dieſes verlieh ſeinen Predigten den meiſten Reiz. Man kann die Predigten über die weltlichen Freuden und diejenigen, welche von den Verdienſten des Menſchen handeln, als Muſter dieſer Predigtweiſe anführen. „Man hat gefunden," ſagt P. Scheitlin, „daß er in der geſuchten Wahl des Ausdrucks, in den Betrachtungen, in dem mäßigen Gebrauch der Bilder, in der Harmonie und Klarheit der Gedanken, in der Leichtigkeit und Durchſichtigkeit des Vortrags, in der Würde und Einfachheit dem großen Cicero, dieſem berühmteſten Redner der Römer, ähnlich war" *).

Zollikofers Charakter erhöhte den Eindruck, den ſein Talent hervorbrachte. Immer beſtrebt, dem Beiſpiel Chriſti nachzueifern, war er voll Geduld und Umſicht gegen die Sünde. Er erinnerte ſich, daß der Fluch des menſchgewordenen Wortes nicht an die ſchwachen, von den Verblendungen des Lebens verführten Seelen gerichtet iſt, ſondern an die heuchleriſchen Prieſter, an die herzloſen Reichen, an die hochmüthigen Phariſäer, an die nach Gold und Macht gierigen Schriftgelehrten. Daher war er auch nicht Einer von denjenigen, welche den Blitz des Himmels ſtets gegen die Armen und Geringen ſchleudern, und die ſich alle Mühe geben, „leichte Andachten" (dies iſt der Titel eines Buches des Jeſuiten Lemoyne **) für die Glücklichen der Welt zu erfinden. Das heuchleriſche Chriſtenthum, das jeden Tag mehr Macht gewinnt, hatte ſeine evangeliſche Seele empört, wie es den Pfarrer Claude empörte, dem

*) P. Scheitlin, Ueber Georg Joachim Zollikofer von St. Gallen, hochberühmter Prediger in Leipzig.

*) Es iſt im Jahr 1652 erſchienen. Man ſieht, daß die Politik der Nachfolger des **heiligen** Ignatius nicht von heute ſtammt.

Bungener in seiner vortrefflichen Schrift: „Eine Predigt unter Ludwig XIV.“ eine so schöne Rolle ertheilt.

Weil ich so eben einen Genfer Prediger erwähnt habe, so fühle ich mich glücklich, bemerken zu können, daß die Schweiz noch Männer aufzuweisen hat, welche wie Zollikofer mit den Arbeiten des evangelischen Pfarramts ein Schriftstellertalent verbinden, das ihren Namen mit Recht berühmt gemacht hat.

Ich habe Bungener den Geschichtschreiber der Trienter Kirchenversammlung genannt. Ich kann Vinet, Chastel, Merle d'Aubigné und Gaberel nicht mit Stillschweigen übergehen. Der Ruf Vinets, den der Kanton Waadt beweint, ist heute durch ganz Europa verbreitet. Die Werke des Professors Chastel, Verfassers der „Römischen Kirche in ihrem Verhältnisse zur Entwickelung der Menschheit“, haben Seitens der großen gelehrten Körperschaften Frankreichs die schmeichelhafteste Auszeichnung erhalten. Die gelehrte „Geschichte der Reformation“ von Merle d'Aubigné hat selbst in Amerika zahlreiche Leser gefunden, und Charles de Rémusat hat in der Revue des deux Mondes dargethan, wie sehr dieser Erfolg verdient war. Gaberel hat sich ebenfalls durch zwei gründliche Werke, die „Geschichte der Genfer Kirche“ und „Voltaire in Genf“ bekannt gemacht. In Gaberels Arbeiten lebt ein schöner evangelischer Geist, der die Interessen der Wahrheit über alle Rücksichten setzt. Wenn er die Geschichte der Kirche erzählt, der er als Pfarrer angehört, verbirgt er weder ihre Irrthümer, noch ihre Fehler. Ein wahrer Diener des Evangeliums, hat er Allen Eintracht und Duldung gepredigt, und er hat die Rechte der freien Prüfung kräftig zu behaupten verstanden. Als er den Charakter und den Einfluß Voltaires besprach, hat er sich dieser schwierigen Aufgabe mit einer Aufrichtigkeit entledigt, welche den höchsten Begriff von seiner wahrhaft christlichen Redlichkeit gibt. Er hat sich nicht gescheut, den Diensten, welche die religiöse Freiheit Voltairen verdankt, glänzende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und zu zeigen, daß der entartete Katholi-

zismus viel dazu beigetragen hat, ihn zu verhindern, die Erhabenheit der Lehren Christi zu begreifen.

Zwei französische Geistliche, Adolf Monod, dessen Bedeutsamkeit von G. Guizot im Journal des Debats so schön gewürdigt worden ist, und Athanasius Coquerel, der frühere Abgeordnete von Paris und Pfarrer der Kirche dieser Stadt, haben sich nicht nur durch wirkliche Rednertalente, sondern auch wie Chastel, Vinet, Merle d'Aubigné und Gaberel durch bemerkenswerthe Schriften ausgezeichnet. Wer kennt nicht „Die Frau" des beredten Monod und die „Antworten an den Dr. Strauß" von Coquerel? Die protestantische Kanzel ist somit nicht so unfruchtbar, als es die Anhänger Roms behaupten. Zudem habe ich nur von Genf und Frankreich gesprochen, und man weiß, daß die Protestanten seit dem Widerruf des Edicts von Nantes und den Dragonaden im französischen Kaiserreich wenig zahlreich sind.

Wie groß auch die Talente eines Saurin, Spalding, Claude, Zollikofer, Coquerel, Monod u. a. m. sind, so wird Niemand daran denken, sie gewissen Kanzelrednern des römischen Katholizismus, einem Bossuet, Bourdaloue und Massillon gleichzusetzen. Dagegen fällt ihre Vergleichung mit Fléchier, Mascarou, Maury und Mac-Carthy zu ihrem Vortheil aus. Aber wenn man die berühmten katholischen Prediger von den ältesten Zeiten bis zu Lacordaire mit den Rednern unserer Kirche zusammenstellt, so ist es offenbar, daß der Vortheil nicht auf Seite des Papstthums ist. Die Originalität unserer Theologen ist in der That weit größer als die eines Bossuet oder Bourdaloue. Athanasius der Große, Gregor von Nazanz, Gregor von Nyssa, Basilius der Große, Chrysostomus betraten ohne Vorbilder eine noch nicht betretene Bahn. Sie sind im Gegentheil ihren Nachfolgern so sehr nützlich gewesen, daß der berühmte Verfasser der „Leichenreden"*) sich häufig darauf

*) Massillon. (Anm. d. Uebers.)

beſchränkt, ſie zu überſetzen oder ihren redneriſchen Schwung nachzuahmen. Sie haben die heilige Beredtſamkeit nicht ſowohl vervollkommnet, als vielmehr recht eigentlich geſchaffen. Wenn man nun auch bei ihnen die Vollendung der Form nicht fände, die ſie in ſo hohem Grade charakteriſirt, ſo würde ihnen der Umſtand, daß ſie die früheſten Kanzelredner waren, unſtreitig den erſten Rang zuweiſen. Wer würde ſich wohl einfallen laſſen, die Römer Virgil, Cicero, den Tragiker Senecca, Horaz neben Homer, Demoſthenes, Sophokles und Pindar ſetzen zu wollen? Diejenigen, welche Bourdaloue, Boſſuet und Maſſillon einem Athanaſius, Baſilius und Chryſoſtomus vorziehen, gleichen ſie nicht denen, welche Boileau dem Verfaſſer der „Epiſtel an die Piſonen“ gleich ſtellen?

Ich will mich nicht bei einer rein literariſchen Frage aufhalten. Ich will verſuchen, eine andere, weit wichtigere zu beſprechen. So ſehr ich, wie nur irgend Jemand, das Genie Boſſuets und das Talent Bourdalous bewundere, ſo geſtehe ich offen, daß ich ſie nicht ſehr evangeliſch finde. Ich ſpreche nicht von dem Aberglauben, den ſie mit ſeltſamem Eifer vertheidigen, ich will nicht davon reden, wie ſehr es mich befremdet, Boſſuet von der unbefleckten Empfängniß Mariä mit ſolchem Feuer ſprechen zu hören, als ob es ſich um das Daſein Gottes handelte; ich will von dieſen rein theologiſchen Götzendienereien ſchweigen. Aber wie ſollte ich nicht von dieſer Verehrung des abſoluten Königthums Ludwigs **XIV.** ſprechen, bei welcher dieſe beiden berühmten Redner alles Gefühl für die Würde ihres geiſtlichen Amtes verlieren*)? Wenn ſich ein Privatmann die Hälfte der Launen des großen Königs erlaubt hätte, würde

*) Ich will hier die Betrachtungen nicht wiederholen, welche ich in einer Abhandlung über das Papſtthum weitläufig entwickelt habe, die ich im Atheniſchen „Spectateur“ in franzöſiſcher Sprache bekannt gemacht habe, und die in der Turiner Zeitung „Il Diritto“ in's Italieniſche überſetzt worden iſt.

man ihm nicht die furchtbarsten Drohungen zugerufen haben? Weil es sich aber um einen Fürsten handelt, der durch den Widerruf des Edicts von Nantes und die Anordnung der Dragonaden der Geistlichkeit die theuersten Interessen Frankreichs aufopferte, macht man aus einem Monarchen, dessen Leben mit den Grundsätzen der gewöhnlichsten Sittlichkeit im Widerspruch stand, einen David, einen Josaphat, einen Ezechiel. Die Unabhängigkeit der christlichen Kanzel ist mit dem politischen System des römischen Katholizismus offenbar unverträglich. Man schleudert die entsetzlichsten Bannflüche gegen die oft sehr entschuldbaren Gebrechen des Volks, aber man ist voll Schonung gegen die tausendmal strafbareren Laster der Mächtigen, deren Gold oder Einfluß der Geistlichkeit nothwendig sind. Wenn sich unter den römischen Priestern einige finden, die das Evangelium dieser verbrecherischen Politik vorzuziehen wagen, werden sie, wie Savonarola*) dem Scheiterhaufen überliefert, oder wie Lacordaire als Verdächtige behandelt, und sie schließen ihr Leben in der Verbannung oder in der Dunkelheit**).

Die berühmten Prediger der orientalischen Kirche haben mehr Unabhängigkeit bewiesen. Man weiß, mit welcher Entschlossenheit Athanasius der Große und Basilius der Große gegen die Byzantinischen Herrscher kämpften. Ich beschränke mich darauf, den berühmtesten Redner unserer Kirche anzuführen, Johannes Goldmund (Chrysostomus), mit welchem die römischen Abendländer ihren Bossuet so oft verglichen haben. Die Verschiedenheit zwischen diesen beiden Bischöfen ist so groß, als zwischen

---

*) S. Carle, Hist. de Fra Savonarola. — Madden, Life and martyrdom of Savonarola illustrative of the history of church and state connection.

**) S. Lorain, Biographie du R. P. Lacordaire, und De Loménie, Le P. Lacordaire pas un homme de rien. Die erste Lebensbeschreibung ist, wie die von Mirecourt, gar sehr enthusiastisch, die zweite weit weniger lobrednerisch.

dem römischen Katholizismus und dem Evangelium. Chrysostomus fürchtete weder Kaiser noch Kaiserinnen, noch Maitressen, weder die Großen, noch den Hof. Er griff mit einer Entschlossenheit und einer Freiheit, welche unsere Zeitgenossen ohne Zweifel Socialismus nennen würden, die Laster aller Stände, vornämlich die Zügellosigkeit der höheren Klassen an. Die Kaiserin Eudoxia, ein verwegenes und lasterhaftes Weib, hatte keinen muthigeren Gegner. Er hätte sich nicht sklavisch vor der Frau von Montespan gebeugt und die Herzoge von Maine und Toulouse als königliche Hoheiten behandelt. Er scheut die Höflinge und die Reichen ebensowenig als die Despoten in Constantinopel. Mit apostolischem Feuer greift er jene Selbstsucht an, die sie antreibt, die Wände ihrer Paläste oder die Pferde an ihren Wägen mit kostbaren Stoffen zu bedecken, während die Armen Jesu Christi weder Brod noch Kleider haben; jene Sinnlichkeit, welche sie ein augenblickliches Vergnügen der reinen Freude, die Vorsehung der Elenden zu sein, vorziehen läßt; jenen Hochmuth, der sie zu dem Glauben bewegt, daß sie von einer höheren Natur seien, als die andern Menschen*). Er begnügt sich nicht, „die erhabene Würde der Armen in der Kirche" in spekulativer Weise hervorzuheben; er fordert auch ihre unverjährbaren Rechte zurück. „Es ist nicht gerecht," ruft er laut aus, „daß die Einen zu den Leiden des Elends und zur Qual des Hungers verurtheilt seien, während die Andern beträchtliche Summen für eine ausgesuchte Speise oder kostbare Hausgeräthe verschwenden." Fortwährend verlangt er die Gleichheit der Menschen vor Gott und dem Evangelium. Im 4. Jahrhundert und unter dem eisernen Szepter der Byzantinischen Kaiser wagte er, die Menschenrechte zu verkündigen, welche die

*) Wenn man die Werke des großen Redners nicht selbst lesen will, so kann man in Martin-Doisy, Histoire de la Charité sehr merkwürdige Stellen finden.

abendländiſchen Schriftſteller als eine Entdeckung des 18. Jahrhunderts zu betrachten ſcheinen.

Der Muth des edlen Biſchofs war um ſo bewundernswürdiger, als ein Patriarch von Conſtantinopel nicht mehr als ein anderes Mitglied der Kirche vor der Rache „Seiner Ewigkeit" des Kaiſers des neuen Roms ſicher war. Das Königthum wird ſich immer mit einer ſervilen Prieſterſchaft vollkommen verſtändigen, die das Volk lehrt, daß, wenn es die Launen des abſoluten Fürſten tadelt, es der „göttlichen Ordnung" widerſtrebe, und daß an einem rechtgläubigen oder römiſchen Kaiſer Alles bewundernswerth ſei. Aber ein Kaiſer oder König duldet niemals, daß ſich eine unabhängige Kanzel vor ſeinem Throne erhebe; daß ein wahrer Diener des Evangeliums ihn daran zu erinnern wage, wie die Pflichten eines Fürſten tauſendmal unabweislicher ſeien, als die des niedrigſten Unterthanen, und daß Gott die Monarchen von ſeinem Antlitz verwerfe, welche, wie Salomon, Jerobeam, Achaz die Völker ihren Vergnügungen und ihrer Selbſtſucht aufopfern. Man darf ſich alſo nicht wundern, daß die Wunderthäter Gregor, Athanaſius, Baſilius, Cyrillus von Jeruſalem, Gregor von Niſſa, Chryſoſtomus ſämmtlich in die Verbannung geſchickt wurden. Ich gebe zu, daß die Methode der Höflingsbiſchöfe Ludwigs **XIV.** bequemer iſt. Es iſt ohne Zweifel angenehmer, „Biſchof von Meaux, Geheimerath des Königs, Lehrer Seiner Königlichen Hoheit des Dauphin" u. ſ. w. zu ſein, als, wie Chryſoſtomus, auf den aſiatiſchen Wegen vor Müdigkeit zu vergehen, weil er mit der ganzen Freiheit der Apoſtel den Hochmuth der Großen und die zügelloſen Ausſchweifungen der Höfe getadelt hatte. Aber die Gegenwart iſt nicht Alles, und wie der unſterbliche Geſchichtſchreiber des kaiſerlichen Roms mit einer gerechten Strenge ſagt: **»Suum cuique decus posteritas rependit«** *).

Nach dem Gottesdienſt verließ ich das Thal. Der entner-

*) „Die Nachwelt wägt Jedem zu, was ihm gebührt." (Tacitus.)

vende Föhn wehte ſanft durch die Kirſchbäume und Fichten auf den Höhen. Ein niederdrückendes Gefühl ergriff mich wie eine traurige Ahnung. Und wirklich lud mich ein Bote der Daina ein, zu meiner jungen Freundin zu kommen. Es war der letzte Tag, den wir zuſammen verlebten. Am folgenden Tag ſaß ich an ihrem Bette, wo ſie ſchön und marmorkalt lag, und am Abend ſtand ich neben dem Sarg in dem Schiff, der ſie in ihre letzte Wohnung brachte. Es wurde ihr ein blumenreiches, von den klaren Wellen des Brienzerſees beſpültes Bette auf der unbewohnten Inſel bei Iſeltwald zu Theil. Ich verließ ſie unter den Kaſtanienbäumen, wo der Schatten dicht und die Ruhe feierlich iſt, und ging getröſtet hinweg, denn ich wußte, daß ſie das Ende ihrer Schmerzen erlebt habe.

XCV.

Gern weil ich auf Schlachtfeldern, wo Manneskraft
Gegen Liſt und Verrath ſiegend gefallen iſt,
Wo die ernſte Geſchichte
Mich in ſtille Betrachtung ſenkt.
Aus dem „Wanderer in der Schweiz.“

Habe ich mich, ſeit ich auf dieſem geſegneten Boden wandere, einen einzigen Augenblick müde gefühlt? Habe ich mich, eine in dieſe Berge verirrte Pilgerin, ein einziges Mal über den ſtaubigen Stab gebeugt, der mich auf ſo langen Reiſen begleitet hatte? Nein! mein niedergeſchlagener Geiſt hat ſich wieder belebt; mein ganzes Weſen hat ein neues Leben empfunden; ich habe mir geſagt: das Glück iſt möglich! Die Hoffnung iſt von dieſer Welt nicht verſchwunden! — Nichts iſt verloren! — und der Ewige hat ſich mir unter der Geſtalt gezeigt, die Er in meinen ehe-

maligen Träumen hatte, als wohlthätige Macht, welche alle Geſchöpfe mit ihrer unvergleichlichen Güte überhäuft. Ich habe den Gott der Gerechtigkeit wieder gefunden, nach welchem ich mich in dem unerträglichen Zwang der deſpotiſchen Sklaverei ſeit ſo langer Zeit ſehnte. Wenn ich dieſe Berge, dieſe Thäler, dieſe unvergleichlichen See'n verlaſſe, ſo muß ich eben noch mehr Prüfungen beſtehen, denn die Thränen ſind eine Taufe, welche man unaufhörlich wiederholen muß, wenn man ſich von den Reſten der Selbſtſucht und der menſchlichen Schwachheit reinigen will.

So laſſe ich meine heißeſten Empfindungen in dieſen Felſen als einen Schatz zurück, den einſt wiederzufinden mir ſo großes Glück bereiten würde! Möchten ſie, dieſen goldenen Wolken gleich, ſich aus den Thälern in den grenzenloſen Luftraum erheben, zu dem aufſteigen, der keine Bitte zurückweist!

Indem ich alſo träume, Emanuel, entferne ich mich langſam von den herrlichen Thälern des Oberlandes und von jenem Boden, den ich wegen ſeiner Freiheit ſo ſehr liebe. Ein Wagen reißt mich in dieſem Augenblick durch die engen Schluchten, die Waſſerfälle, die Felſen und die Wälder des ehemaligen Bisthums Baſel.

Ich habe mich einen Augenblick umgeſchaut, um dieſes ewig geliebte Land noch einmal zu überblicken, das ich hinter mir zurücklaſſe. Wie wenn es mich noch einmal alle ſeine Schönheiten hätte wollen bewundern laſſen, zeigte es ſich mir in einem himmliſchen Licht, dem Heiligenſchein gleich, der an dem Haupte der Jungfrauen erglänzt, welche begeiſterte Maler betrachten. Die drei Gipfel des Eigers, des Mönchs und der Jungfrau funkelten allein aus den purpurnen Wolken hervor, während ein leuchtender Nebel die übrige Landſchaft umhüllte. Bei ihrem Anblick ſchwang ſich meine Seele mit unwiderſtehlicher Kraft gegen ihre erhabenen Gipfel, um bald in ihre Wünſche und Verzweiflung zurückzufallen.

Ich hörte zu gleicher Zeit an meiner Seite die Seufzer eines jungen Mannes, der ſein Vaterland verließ, um in die neue

Welt zu ziehen. Auch er war dem Schmerz hingegeben. Ach! wie ohnmächtig war ich, ihn zu trösten! — Meine Bitterkeit schien der seinigen gleich zu sein; denn das Herz schafft sich da ein Vaterland, wo es Staatsverhältnisse trifft, die seinen freien Trieben, seinem ewigen Bedürfniß der Unabhängigkeit entsprechen.

Die Nacht war angebrochen. Der Mond beschien zuweilen geheimnißvoll gewisse Theile der großartigen Straße, die ich durchzog. Wenn das Rollen des Wagens auf Augenblicke nachließ, hörte ich das Geschrei der Nachtvögel sich in das Brausen der Gießbäche mischen, die in den tiefen Schlünden aufseufzten, ich hörte das Rauschen der vom Winde gewiegten Fichten auf dem düstern Kamm der Felsen, ein Rauschen, das mit der klagenden Stimme des Oceans zu vergleichen war.

Das Morgenroth hatte kaum die Landschaft geröthet, als ich durch die Verschanzungen von Basel fuhr, dessen massive Thore mich an das gefahrvolle Leben des Mittelalters erinnerten. Gewisse Städte haben eine Physiognomie, die dem Charakter und den Sitten derer entspricht, die in ihren Mauern leben; der Mensch hat sich darin eine Wohnung gebaut, die mit seiner Phantasie und seinen Neigungen in der nächsten Beziehung steht. Die gelehrte und thätige Stadt, welche Erasmus zu seinem Aufenthalt gewählt hatte, trägt dieses Gepräge auf das Vollständigste. Hier findet man keine schönen blauen See'n, welche der Lage von Vevey, Genf, Zürich, Thun, Lugano, Zug und Locarno so hohen Reiz verleihen; nicht jene sanfte südliche Sonne, welche die alten Festungswerke von Bellinzona und die bleichen Oelbäume von Mendrisio bestrahlt; sondern düstere und dumpfe Straßen, eine Ebene ohne Charakter, einen Himmel, der oft mit Rheinnebeln überdeckt ist. Man sieht auch jene sorglose und muthwillige Bevölkerung nicht, welche am Abend an dem nördlichen Ufer des Comersees singt. Ein thätiges, ernstes, vom Handel, von der Sorge um die Bank und die Berechnungen der Börse absorbirtes Volk geht gleichgültig bei den Reisenden vorüber. Selbst der Fluß hat noch nicht die Pracht, die er

weiterhin am Fuß der Städte gewinnt, auf denen die Fahnen des ſchwarzen Adlers flattern, oder unter den Mauern der herrlichen Burgruinen, die ſich in ſeinen ſchönen Wellen abſpiegeln. Beim erſten Blick liegt der ganze Reiz dieſer mit Recht berühmten Stadt in der vortrefflichen Reinlichkeit, die überall herrſcht und ein bequemes und angemeſſenes Leben andeutet.

Da jedoch dieſes Streben nach fortſchreitender Bildung im 16. Jahrhundert zu Baſel eben ſo unbekannt ſein mußte, als ſonſt wo, fragt man ſich, welchen Reiz dieſe Stadt für Erasmus haben konnte. Ich habe es erſt verſtanden, als ich den Hügel erſtieg, der ſich von der unteren Stadt bis zum Münſter erhebt. Ich blieb auf der Terraſſe bei dieſem Tempel mit unbeſchreiblichem Wohlbehagen und Ruhe ſtehen. Von dieſer erhöhten Stelle, welche die Pfalz heißt, folgt das zerſtreute Auge durch die Stadt dem Lauf des Fluſſes. Es iſt, als ob die längs ſeiner Ufer gereihten Häuſer begierig wären, dieſes breite Gewäſſer zu betrachten, das ſo viele reiche Paläſte, ſo viele herrliche Hügel, ſo viele fruchtbare Wieſen beſpült.

Von den beſcheidenen Dächern von Klein-Baſel verirrt ſich mein Blick auf die grauen Abhänge des Großherzogthums Baden und in die düſtern Gebirge des Schwarzwaldes. Unter dem Schutze dieſer Kaſtanienbäume, welche den Schatten ihrer gefiederten Blätter verbreiten, bewundere ich träumend das unermeßliche Gebiet jenes ſtolzen germaniſchen Volksſtammes, das ſich von Polen bis in das Herz Helvetiens, und von den Ufern der Nord- und der Oſtſee bis in die grenzenloſen Ebenen ausdehnt, in denen ſich die ſlaviſchen Reiter verlieren. Welche bewunderungswürdige Welt von Krieg, Wiſſenſchaft und Poeſie! Ich ſehe im Geiſte den Helden Hermann unter den alten Eichen ſeine Streitaxt über dem Haupte der Soldaten des Varus ſchwingen, ich ſehe jenen Wittekind, der das Glück des Frankenreichs eine Zeitlang zweifelhaft machte, Karl den Großen, der die wilden Hunnen bis in die entfernteſten Schlupfwinkel verfolgte, und jene Reihe von Cäſaren, welchen das heilige

römiſche Reich Ehre und Glanz verdankt: Otto den Großen, der den Thron des großen Karl wiederherſtellte, Konrad III., Friedrich Rothbart, die furchtbaren Hohenſtaufen, deren Name jetzt noch die Furcht des Papſtthums iſt, Rudolf von Habsburg, dieſen Wohlthäter der Völker, Karl V., in deſſen Staaten die Sonne nicht unterging, Maria Thereſia, welche die Ungarn „den König" nannten, Joſeph II., der mit den Päpſten einen ruhmvollen Kampf begann. Am nebligen Horizont erheben ſich jene Städte, welche mehr als das Schwert Hermann's und Karl's zum Ruhm des deutſchen Volks beigetragen haben, Heidelberg, Freiburg, Leipzig, Tübingen, Königsberg, Jena, Berlin, Halle, Göttingen, Bonn, jene mit Recht berühmten Hochſchulen, aus denen ſo viele Philoſophen, Gelehrte, Dichter, ſo viele, in allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens ausgezeichnete Männer hervorgingen. Luther, Melanchthon, Leibnitz, Klopſtock, Kant, Leſſing, Wieland, Schiller, Göthe, Hegel, H. Heine — ich ſehe ſie, die Stirne mit dem Lorbeer des Genius bekränzt, aus jenen Schulen hervorgehen.

Aber mein Blick wird ſchärfer. Nachdem er die Vergangenheit überſchaut hat, ergründet er die Tiefen der Zukunft. Er ſieht das Deutſchland Luther's und Fichte's, von geiſtigen Siegen geſättigt, die politiſche Freiheit zurückfordern, deren Vorrecht die Tochter Hermann's ihren Schweſtern England, Holland und Skandinavien nicht überlaſſen darf.

Der Degen Wittekind's glänzt in ihren Händen, wie das Schwert des Erzengels. Bei ihrem Anblick kriechen, im Staube niedergeworfen, die Tyrannen, welche ihre edle Stirn ſo oft mit Ketten belaſtet haben. Sie wiederholt mit donnernder Stimme die beredten Worte Luther's und Hutten's gegen das päpſtliche Babylon, und die entzückten Völker glauben den Wittenberger Apoſtel zu hören. Sie zerbrechen die Ketten noch einmal, welche von den Nachfolgern Leo's X. bis an die Ufer der Donau gebracht wurden. Das Feuer, mit welchem der große Reformator die römiſchen Decretalien verbrannte, verzehrt die ſchnöden

Verträge, durch welche die unwürdigen Nachfolger der Hohenstaufen die heiligen Freiheiten des deutschen Vaterlandes dem Fremden überliefert haben. Stolz darauf, seine Söhne als Heroen an den Ufern des Mississippi und des Ganges, wie an dem Strande Neuseelands und Australiens zu sehen, begnügt sich das einige und wiedergeborene Deutschland nicht mehr mit dem Ruhm des Gedankens. Es will auch zur That sich erheben, wie das freie England, wie das geschäftige Holland, wie das unerschrockene Schweden; es will den romanischen Völkern die Bruderhand reichen und mit Riesenschritten auf dem Wege des Fortschritts und der Freiheit vorwärts gehen.

Aber der Nordwind, der durch die einsamen Gänge des Münsters pfeift, dessen aus röthlichem Granit erbaute Thurmspitzen die Rheinnebel zerreißen, verscheuchte meine Träume. Doch verschwanden jene Eindrücke nicht ganz. Unter diesen geräumigen Hallen, sagte ich mir, betrachtete einst Erasmus die schönen, von demjenigen Volke beherrschten Gegenden, dessen Blut in seinen Adern rollte. Wie Erasmus wird Deutschland wegen seines tiefen Geistes bewundert. Aber hat es nicht auch mehr als einmal seine hohe Aufgabe unerfüllt gelassen, weil es die Nothwendigkeit einer kräftigen und schnellen That nicht begriff? Möge es, wie der Rotterdamer Weise, die Thorheit und den Aberglauben der Menschen aufdecken, aber es denke auch daran, die mächtige Thatkraft Luther's nachzuahmen, und nicht die beständige Unentschlossenheit des Verfassers „der Gespräche" nachzuahmen. Möge Deutschland nie vergessen, daß die erste Stelle in der Geschichte der Menschheit nicht den Verehrern der erhabenen Ideen jener Männer gebührt, sondern Denen, welche zu handeln und zu kämpfen verstehen.

XCVI.

Herrlich rageſt du weit über den grünen Rhein,
Baſels dunkeler Dom!

Aus dem „Wanderer in der Schweiz".

Als die Sonne mit ihren zu lebhaften Strahlen zu brennen begann, folgte ich dem Küſter in das unermeßliche Schiff des Münſters. Als ich das Chor verließ, ſtiegen wir auf einer engen Treppe in den Saal, wo einſt die Kirchenverſammlung ihre Sitzungen hielt. Eine von den fünf Congregationen verſammelte ſich dort, während die Kirche für die allgemeinen Verſammlungen beſtimmt war. Dieſer Saal wird von vier gothiſchen Fenſtern erhellt; das Licht fällt auf die Büſte des Erasmus, die auf einem Tiſch ſteht und mit der Doktormütze bedeckt iſt. Erasmus hier! — welche merkwürdige Zuſammenſtellung! der furchtſame Reformator erſcheint allein in dieſem verlaſſenen Saal, wo Biſchöfe, die, wie er, fortgeſetzte Bedenklichkeiten hatten, eine unentſchloſſene Hand gegen das wurmſtichige Gebäude des Papſtthums erhoben.

Dieſe Kirche iſt unter allen Denkmälern vielleicht dasjenige, welches am beſten daran erinnert, wie ohnmächtig die Menſchen ſind, wenn es ihnen an Energie fehlt. Hier ruht Erasmus, der ſich den Ruhm erwerben konnte, der Vater der Reformation im 16. Jahrhundert zu ſein. Hier verſuchten, obgleich auf ſehr ungenügende Weiſe, die Prälaten des Abendlandes der Revolution zuvorzukommen, welche der Herrſchaft des Papſtes Länder entriß, die wegen ihrer Aufklärung, ihrer Freiheit, ihrer politiſchen Verfaſſung an der Spitze der europäiſchen Civiliſation ſtehen.

Rom hatte gehofft, als es Johann Huß und Hieronymus von Prag verbrannte, die Reformation unmöglich zu machen. Aber der Himmel war ſo vieler gerichtlichen Morde müde und

das Blut der Opfer ſchrie überall nach Rache. Ueber die Treuloſigkeit und die Grauſamkeit der Konſtanzer Kirchenverſammlung entrüſtet, welche, um den Groll der Prieſter zu befriedigen, die göttlichen und menſchlichen Geſetze verletzt hatte, erhoben ſich die Böhmen Mann für Mann. Das Papſtthum glaubte, daß es dieſelben vertilgen würde, wie es einſt die Albigenſer vernichtet hatte. Es nahm daher ihre Zuflucht zu einem Kreuzzug. Aber Böhmen fand die mächtige Leitung, die dem ſüdlichen Frankreich gefehlt hatte, in eben ſo unerbittlichen als unüberwindlichen Führern. Johann Ziska ſchwor, die Konſtanzer Märtyrer zu rächen. Er erfüllte ſeinen Eid in einer Weiſe, daß die unredlichen Richter, welche die böhmiſchen Prediger zum Tode geſchickt hatten, die Reue kennen lernten *). Die katholiſchen Geſchichtſchreiber und ſelbſt die proteſtantiſchen Schriftſteller, die ihm ſeine Grauſamkeit mit Härte vorgeworfen haben, vergeſſen, daß die Barbarei der Prälaten des Conciliums die Wuth der Böhmen nothwendig gegen die ganze prieſterliche Körperſchaft hatte erregen müſſen **). „Huſſen's Hinrichtung", ſagt Lenfant, „war das Verbrechen der ganzen Geiſtlichkeit und zweier Päpſte, von denen der Eine, Johannes XXIII., ihn mit allem Eifer zu gewinnen ſuchte, der Andere, Martin V., ihm heimlich ſeine Billigung zu erkennen gab." Der Huſſitenkrieg iſt ein neuer Beweis von der Wahrheit jenes Wahrſpruchs im Neuen Teſtamente: „Wer das Schwert zieht, ſoll durch das Schwert umkommen."

Johann Ziska ſtarb mitten im Krieg. Ein Huſſitiſcher Dichter verfaßte ihm zu Ehren folgende lateiniſche Grabſchrift:

---

*) S. Lenfant, Hist. de la guerre des Hussites et du concile de Bâle.

**) S. G. Sand, Jean Ziska; — J. B. de Rocoles, Ziska le redoutable aveugle; — Häberlin, Elogium J. de Trocznowa, cognomento Ziskae; und die Lebensbeſchreibungen von Ruthen, Eckardt, Millauer, Arnold.

Strennus in bellis hoc dormit Ziska sepulchro,
Ziska, suae gentis gloria, Martis honos.
Ille ducem scelerum, monachos pestemque nefandam
Ad Stygias justo fulmire trusit aquas.
Surget adhuc rursus, quadratae cornua cristae
Supplicii ut poenas, quas meruere, luant. *)

Eine andere Grabschrift von Matthias Colin nennt ihn „die Pest der Mönche und das Verderben des römischen Priesters.

Dira monachorum pestis, acerba lues
Praesulis Ausonii."

Prokop der Große und Prokop der Kleine **) setzten nach Ziska's Tod die schreckliche Aufgabe fort, den Märtyrer Huß zu rächen. Prokop der Große, der Sieger bei Tauß, machte sich den Soldaten Roms so furchtbar, daß schon sein Anblick sie in die Flucht jagte. Er erschien bei der Basler Kirchenversammlung. Das Papstthum, welches verzweifelte, die Böhmen auszurotten, hatte erkannt, daß es sich gegen sie der List bedienen müsse; es wollte versuchen, sie zu verführen, weil es sie nicht hatte besiegen können. Andere Gründe bestimmten außerdem den Papst, eine Kirchenversammlung zu berufen. Martin V. hatte durch Aufbieten aller möglichen verbrecherischen Betrügereien im Konstanzer Concilium jede Reform zu verhindern gewußt. Doch war die Entrüstung so groß und allgemein geworden, daß selbst die Bischöfe endlich die Nothwendigkeit einsahen, die öffentliche Meinung zu befriedigen. Eine große Zahl Prälaten dachten damals an die Organisation der orientalischen Kirche. Sie

*) In diesem Grabe ruht der kriegstapfere Ziska; Ziska der Ruhm seines Volks, die Ehre des Mars. Er hat das Haupt der Verbrechen, die Mönche und die verbrecherische Pest mit gerechtem Blitz in die Stygischen Gewässer geschleudert. Er wird wieder auferstehen und die viereckigen Mützen mit den verdienten Strafen heimsuchen.

**) S. Leben des böhmischen Edelmanns Prokop des Großen und Prokop des Kleinen.

versuchten sogar, sich ihr zu nähern, indem sie die Gewalt des Papstes zum Vortheil der bischöflichen Macht immer mehr schwächten. Die Mühe, die man sich in Basel, Ferrara und Florenz gab, um Konstantinopel und Rom zu vereinigen, indem man die Bischöfe mit den Abgeordneten der Orientalen in Berührung setzte, deutete diese Richtung an. Im Jahrhundert Ludwigs **XIV.** trennte sie endlich die römische Kirche in zwei feindselige Feldlager.

Die Zeit, wo viele abendländische Bischöfe versuchten, einen Theil ihrer Unabhängigkeit wieder zu erobern, ist das fruchtbarste Jahrhundert des abendländischen Katholizismus gewesen. Von einer geistlosen Herrschaft befreit, konnte sich Frankreich frei aufschwingen. Es ist die Zeit eines Descartes, Saint Cyran, Richelieu, Bossuet, Malebranche, Fenelon, Arnauld, Nicole, La Bruyere, und der größten Dichter, welche das alte Gallien jemals hervorgebracht hat. Während das Königreich der Lilien durch eine religiöse Halbfreiheit neues Leben gewann, verloren Spanien und Italien unter dem Joch des Ultramontanismus alle geistige Kraft und Thätigkeit *).

Die Basler Kirchenversammlung, in welcher diese heilsame Empörung des Episkopats gegen den päpstlichen Absolutismus begann, ist sicherlich eine von den Versammlungen, welche die Aufmerksamkeit der Philosophen und der Geschichtschreiber am meisten verdienen. Auf dem freien Boden der Schweiz versammelt, wo die zwei Kirchen des Morgen- und Abendlandes sich über ihre gegenseitigen Interessen besprachen, fanden die Bischöfe in ihren Herzen christliche Empfindungen, die sie in Konstanz nicht gehabt hatten. Das Papstthum hatte diese Gefahr geahnt. Es sah mit Schrecken die Permanenz einer Versammlung, die nicht weniger als sechszehn Jahre dauerte. Daher suchte sie auch Eugen **IV.**, der Nachfolger Martins **V.**, durch alle möglichen Mittel aufzulösen. „Er schleuderte drei Bullen

*) S. Edgar Quinet, De l'ultramontanisme.

gegen die Basler Kirchenversammlung", sagt Johannes von Müller, „und der erste Fleck, der sein Pontifikat besudelte, war die Nothwendigkeit, zwei derselben zu widerrufen und die dritte nicht anerkennen zu dürfen."

Die Bischöfe erklärten zuerst, wie die Konstanzer Kirchenversammlung, daß die Gewalt in der Person des vollziehenden Haupts (**caput ministeriale**) nicht unbeschränkt sei; daß die höchste Gewalt in der allgemeinen Kirchenversammlung liege, möge diese vom Papst berufen sein oder nicht. Man beschäftigte sich hierauf mit der Angelegenheit der Hussiten. Man bestimmte sie, Abgeordnete nach Basel zu schicken, indem man ihnen Sicherheiten gab, welche sie in Folge von Hussens Hinrichtung nothwendig verlangen mußten. Unter den Geistlichen bemerkte man Rockisane, der später Erzbischof von Prag wurde. Prokop der Große stand an der Spitze der Weltlichen. Der Einzug der Böhmen in die Stadt machte einen tiefen Eindruck. „Das ganze Volk", sagt Aeneas Sylvius *), der sich dort befand, „strömte in der Stadt oder außerhalb derselben zusammen, um sie einziehen zu sehen. Es fanden sich unter der Menge selbst einige Mitglieder der Kirchenversammlung, welche durch den Ruf eines so kriegerischen Volks herbeigezogen worden waren. Männer, Weiber, Kinder, Leute von jedem Alter und jedem Stande waren entweder auf den öffentlichen Plätzen, oder an den Thüren oder Fenstern, ja selbst auf den Dächern, um sie zu erwarten. Die Einen zeigten auf den Einen mit dem Finger, die Andern auf den Andern. Man war überrascht, fremde und bis dahin unbekannte Kleider, fürchterliche Gesichter, Augen voll Wuth zu sehen; mit Einem Wort, man fand, daß der Ruf ihren Charakter nicht übertrieben habe. Vorzüglich waren die Augen auf Prokop gerichtet. Dieser ist es, sagte man, der die Heere der Gläubigen so oft in die Flucht geschlagen, der so viele Städte zerstört, der so viele Tausende von

*) Später Papst Pius II.

Menſchen niedergemacht hat, der ſeinen eigenen Leuten eben ſo furchtbar iſt, als ſeinen Feinden; dieß iſt der unüberwindliche, kühne und unermüdliche Feldhauptmann.

Die Anweſenheit der Böhmen führte dießmal die Verſtändigung nicht herbei, welche die Biſchöfe wünſchten. Aber ſpäter zeigten dieſe trotzigen Krieger, die mit ſo viel Energie dem römiſchen Kreuzzug Widerſtand geleiſtet hatten, weniger Geſchicklichkeit gegen deſſen verſchmitzte Politik. Sie unterzeichneten einen unter dem Namen **Compactata** bekannten Vertrag, der ſie unter das Joch zurückführte, das ſie mit ſo großer Entſchloſſenheit zerbrochen hatten und das ſo ſchwer auf ihren Nachkommen laſtet.

Die Kirchenverſammlung war mit den orientaliſchen Abgeordneten nicht glücklicher. Politiſche Rückſichten beſtimmten ſpäter die byzantiniſchen Kaiſer in Florenz einen Vertrag zu ſchließen, der von den Orientalen nicht anerkannt wurde. Die abendländiſchen Schriftſteller haben oft ihre Entrüſtung gegen unſere ſchismatiſche Hartnäckigkeit, wie ſie ſich ausdrücken, ausgeſprochen. Tagtäglich gibt man uns noch dieſen Namen in Schriften, in welchen ſolche Ausdrücke nicht an ihrer Stelle zu ſein ſcheinen. Sollte man nicht glauben, daß wir den ungenähten Rock des Erlöſers zerriſſen haben? Aber wer hat denn mit der katholiſchen, d. h. allgemeinen Kirche gebrochen? Sind es etwa die Chriſten, die ſich geweigert haben, die Anmaßungen eines Gregors **VII.** und Innocenz **III.** anzuerkennen, jener frechen Prieſter, die „ſich weigerten, dem Kaiſer zu geben, was dem Kaiſer gebührt“ und durch ihre gefährlichen Neuerungen und ihren unerträglichen Deſpotismus der abendländiſchen Geiſtlichkeit die Abneigung aller rechtlichen Menſchen zugezogen haben? Sind es die Biſchöfe, die ſich geweigert haben, mit Rom die Scheiterhaufen anzuzünden, mit welchen Europa mehrere Jahrhunderte lang bedeckt geweſen iſt? Sind es die Getreuen, die das göttliche Vorrecht der Unfehlbarkeit eines unwiſſenden oder laſterhaften Menſchen nicht haben zugeſtehen und ihm die

Kraft ist verschiedenartiger Natur und dabei verändert sich[1] [2] [3] [4] [5] [6] [7] [8] [9] [10] [11] [12] [13] [14] [15] [16] [17] [18] [19] [20] [21] [22] [23] [24] [25] [26] [27] [28] [29] [30] [31] [32] [33] [34] [35] [36] [37] [38] [39] [40] [41]

er die Kirchenverſammlung nach Ferrara. Die Anhänger Roms gingen hin, und man ſah ſelbſt den griechiſchen Kaiſer Johannes Paläologus und den Patriarch von Conſtantinopel dort. Als man den Griechen zumuthete, „ſich vor Seiner Heiligkeit*) niederzuwerfen und ihm die Füße zu küſſen, ſagten ſie, daß ſie ſelbſt dann die Knie nicht beugten, wenn ſie zu Gott beteten.“ Es ſcheint, daß man in Baſel nicht gelehriger war, denn der Papſt überhäufte die reformirenden Prälaten mit Bannflüchen. Dieſer Kampf führte zu einem vollſtändigen Bruch. Die Basler Väter ſetzten den Papſt Eugen ab und wählten an ſeine Stelle Amadeus von Savoyen, der den Namen Felix V. annahm**).

Es gelang Rom endlich, dieſen Aufſtand nochmals zu unterdrücken. Aber die Zeit der Reform war nicht mehr weit, und die Reformatoren mußten aus den Fehlern Nutzen ziehen, welche die Prälaten der Basler Kirchenverſammlung begangen hatten. Dieſe hatten nicht begriffen, daß das Papſtthum, wie die Geſellſchaft Jeſu, eine von den Anſtalten iſt, die man nicht reformiren kann, weil der Deſpotismus ſein Weſen iſt. So lang der Nachfolger Bonifaz VIII. und Johannes XXIII. ſich anmaßte, ſeinen Willen an die Stelle des Evangeliums zu ſetzen, war es unmöglich, den Aberglauben zu beſiegen, der damals jeden wahrhaft chriſtlichen Gedanken erſtickte. Man macht ſich zu unſerer Zeit keinen genauen Begriff von dem unſinnigen Glauben jener „alten guten Zeit.“

Selbſt zu der Zeit, von der wir ſprechen, machten die Alpenbauern vollſtändig bewaffnet und mit eiſenbeſchlagenen Stöcken einen Bittgang um ihre Felder, wenn die Ernte zweifelhaft ſchien.

---

*) So ſagt der Abbé Choiſy.

**) Lenfant hat in ſ. Hist. de la guerre des Hussites et du Concile de Bâle die Romane über das epikureiſche Leben dieſes Fürſten zu Nichte widerlegt, Romane, die man in vielen Werken über die Schweiz wiederfindet.

Sie machten in dieſem Aufzug ſeltſame Sprünge und lieferten ſich Kämpfe, wie wenn ſie auf dieſe Weiſe den Mangel hätten abwenden können*). Felix Hämmerlin, der ausgezeichnetſte Mann der Schweiz, der ſo unabhängigen Geiſtes war, daß er die Mönche „mit den Ratten und den Schweinen, die auf unſere Koſten leben," verglich, ſelbſt dieſer Hämmerlin hielt es nicht für nutzlos, Segenſprüche über das kranke Vieh auszuſprechen, durch Zauberworte die von teufliſcher Kunſt verurſachten Gewitter zu beſchwören; er glaubte, „daß der Buchſtabe N von großer Hülfe gegen die Peſt ſei" und er beglückwünſchte die Biſchöfe von Lauſanne und Chur, den erſten, weil er gewiſſe Bibelſtellen gegen die Waſſervampyre angewendet, den zweiten, weil er die vor ſeinen Stuhl vorgeladenen und von einem Advokaten vertheidigten Maikäfer in den Bann gethan habe. So ſtand es mit dem Abendland, als die Barbaren der Reformation das herrliche vom Papſtthum errichtete Gebäude umſtürzten.

XCVII.

Darum, daß die Leviten dem Hauſe Iſrael ein Aergerniß zur Sünde gegeben haben; darum habe ich meine Hand über ſie ausgeſtreckt, ſpricht der Herr Herr, daß ſie müſſen ihre Sünde tragen.

Heſekiel, 44, 12.

Wir ſtiegen ſtillſchweigend in die Kirche herab; ſie iſt in einem ſchönen gothiſchen Styl gebaut, in welchem noch Spuren der alten byzantiniſchen Bauart zu finden ſind. Unſere Schritte

*) Tſchudi, Hauptſchl. verſchied. Alterth., S. 294.

wiederhallten unter den ſtummen Bogengängen. Ich blieb vor einer Gruft ſtehen, die in einem Nebenſchiff des großen Tempels liegt. Eine Tafel von rothem Marmor, die an einem Pfeiler angebracht iſt, trägt den Namen eines Mannes, der einer der berühmteſten Gäſte dieſer Stadt war, und der ſich lange vor Luther gegen den römiſchen Deſpotismus aufgelehnt hatte.

Erasmus von Rotterdam, der als ein Adoptivſohn der Schweiz angeſehen werden kann, war der berühmteſte unter jenen Humaniſten, deren Eifer für die Wiedererweckung der Wiſſenſchaften und den Fortſchritt der Bildung bekannt iſt. Da er in einem Kloſter gelebt hatte, hatte er, wie der Wittenberger Reformator, den ganzen römiſchen Aberglauben in ſeinem Allerheiligſten ſtudiren können. Aber der tiefe Widerwille, den dieſer ihm einflößte, brachte ihn doch niemals dahin, mit der offiziellen Kirche zu brechen, die ihn für einen ihrer berühmteſten Söhne hielt. Man bot ihm ſogar gegen das Ende ſeines Lebens den Kardinalshut an. Seine angegriffene Geſundheit und ſeine geringe Neigung für hohe Würden waren die einzigen Urſachen, welche den Papſt Paul III. verhinderten, dieſen Plan auszuführen. Es gewährt großes Intereſſe, zu prüfen, was der berühmte Schriftſteller, dem man die höchſten Würden des römiſchen Hofes anbot, von den Vorwürfen dachte, die von Luther, Zwingli und Calvin gegen das Papſtthum erhoben wurden. Es iſt ein vortreffliches Mittel, um zu erfahren, was in den Anklagepunkten der Reformatoren begründet war.

Sehen wir zuerſt, was er von der katholiſchen Hierarchie und den Mönchen dachte. Die Unterſuchung wird uns erlauben, zu beurtheilen, ob die von den Häuptern des Proteſtantismus gegebenen Schilderungen ſich von der Wahrheit entfernen.

„Das Betragen der Fürſten hat ſchon ſeit Langem Päpſte, Cardinäle und Biſchöfe zu unermüdeten Nacheiferern und haben dieſe jenen den Vorzug abgelaufen. Was bedeutet das ſchneeweiße Gewand? Ein durchgehends ſchuldloſes Leben. Was die zweihörnichte Inful? Ein Band vereint die beiden Spitzen, und

bezeichnet die Einsicht in das Alte und Neue Testament. Was die Handschuhe? Die vor aller irdischen Verunreinigung gesicherte Ausspendung der Sakramente. Was der Hirtenstab? Rathsame Besorgung der anvertrauten Heerde. Was das vor uns getragene Kreuz? Den Sieg über alle menschliche Leidenschaften. Wer dieses und vieles dergleichen bei sich erwägen wollte, würde der nicht ein betrübtes und gräuliches Leben führen? Aber herrlich haben sie die Sache eingerichtet: sie weiden sich selbst. Die Sorge für die Schafe empfehlen sie Christo oder überlassen sie ihren Stellvertretern. Nicht einmal an ihren Titel denken sie; er würde sie an die Arbeit, Sorge, Bekümmerniß eines Bischofs erinnern. Ja, wenn es um Geldsammeln zu thun ist, dann erinnern sie sich, Bischof bedeute einen Aufseher und sie haben die Augen ganz offen."

Nachdem Erasmus ungefähr in den nämlichen Ausdrücken von den Cardinälen gesprochen, fährt er fort:

„Wenn die Päpste, Christi Statthalter, seinem Leben nachzueifern trachteten, nämlich seiner Armuth, seinen Arbeiten, seiner Lehre, seinem Kreuze, seiner Verachtung des Lebens; wenn sie auch nur an den Namen Papst, das ist, Vater, oder an den Beinamen Allerheiligster dächten: was würde dann auf Erden Traurigeres sein? Wer würde sein Vermögen zur Erkaufung dieser Stelle verwenden? Wer würde Schwert, Gift und jede Gewaltthat hervorsuchen, sich auf der erkauften Stelle zu behaupten? Wie viele Bequemlichkeiten würden wegfallen, wenn sie einmal der Weisheit Gehör gäben? Der Weisheit, sage ich! Ja, wenn sie auch nur ein Körnlein des von Jesu gelobten Salzes in sich hätten! So viele Reichthümer, Ehren, Herrschaften, Siege, Pflichten, Verwaltungen, Zölle, Ablässe, Pferde, Maulthiere, Trabanten, Wollüste, Ergötzlichkeiten. O welch einen Reichthum von Herrlichkeiten habe ich in wenige Worte zusammengefaßt, einen ganzen Jahrmarkt, eine ganze Ernte!

„An die Stelle dieser Dinge würden schlaflose Nächte kommen, Fasten, Thränen, Gebete, Predigten, Tiefsinnigkeiten, Seufzer und tausenderlei dergleichen jämmerliche Arbeiten. Hiezu

kommen ſo viele Schreiber, Copiſten, Notare, Advokaten, Promotoren, Secretäre, Eſeltreiber, Roßkämme, Schmarotzer, Unterhändler, Gelegenheitmacher, und ich hätte bald noch etwas Schändlicheres hinzugeſetzt, wenn ich nicht die Ohren ſchonen wollte. Kurz, eine ſo große Menge von Menſchen, die dem Sitze zu Rom zur Laſt fällt (nein, ich irre mich, Ehre macht), würde ſich des Hungers nicht erwehren können. Ja, unmenſchlich, abſcheulich wäre dieſes; aber noch viel verruchter, wenn man ſogar die oberſten Fürſten der Kirche, dieſe wahren Lichter der Welt, an den Bettelſtab bringen ſollte. Jetzt aber wird alles, was nur ein wenig mühſam iſt, einem Petrus und Paulus überlaſſen, die dazu Zeit und Muße genug haben. Was prächtig und angenehm iſt, behält man weislich für ſich ſelbſt.

„Alſo geſchieht es durch meine Vermittlung*), daß bald keine Art von Menſchen weichlicher und unbekümmerter lebt. Sie glauben ihrer Chriſtenpflicht vollkommen zu entſprechen, wenn ſie in einem myſtiſchen und beinahe theatraliſchen Aufputze, mit Ceremonien, mit Titeln, die alles, was heilig iſt, in ſich ſchließen und mit Segnen und Verwünſchen Biſchof ſpielen. Wunder thun iſt etwas veraltetes, und den heutigen Zeiten ganz und gar nicht angemeſſen; das Volk lehren, iſt knechtiſche Arbeit: die Schrift erklären, ſchulfuchſiſch; beten, Zeitverſchwendung; weinen, elend und weibiſch; arm ſein, ſchändlich; ſich beſiegen laſſen, ſchimpflich und dem unanſtändig, der kaum die größten Könige zum heiligen Fußkuſſe läßt; ſterben, unangenehm; ſich ans Kreuz ſchlagen laſſen, ein Schandfleck. Es bleiben ihnen keine andern Waffen und ſanfte Segnungen übrig, als die deren Paulus (Röm. 16, 18) Meldung thut und mit denſelben ſind ſie gewiß ſehr freigebig: Interdiktionen, Suſpenſionen, Aggravationen, Anathematiſationen, Verdammungsgemälde und der entſetzliche Bannſtrahl, der ſchon einzig im Stand iſt, die Seelen der Sterblichen mit einem Winke bis in die unterſte Hölle zu ſtürzen.

*) Die Thorheit ſpricht.

„Die in Christo allerheiligsten Väter und Statthalter Christi schießen solche Pfeile wieder niemanden schärfer los, als wider die, welche sich durch den Teufel verleiten lassen, das Patrimonium des Petrus zu schmälern. Dieser Apostel sagt im Evangelium: „Wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt" und doch nennt man Landgüter, Städte, Zölle, Schätze, Herrschaften, das Patrimonium desselben. Um solcher Dinge willen ergreift sie der Eifer Christi, mit Feuer und Schwert vertheidigen sie den Besitz derselben, wenn gleich noch so viel Christenblut darüber vergossen wird; dann erst glauben sie, daß sie die Kirche, die Braut Christi, apostolisch vertheidigt haben, wenn die sogenannten Feinde tapfer abgetrieben worden. Als ob es schädlichere Feinde der Kirche gäbe, als gottlose Päpste, die durch ihr Stillschweigen Christum lassen zernichtet werden, ihn durch eigennützige Gesetze binden, durch erzwungene Auslegungen schänden, durch ein vergiftendes Leben tödten.

„Durch Blut wird die christliche Kirche gezeugt, befestigt, ausgebreitet; jetzt, als ob kein Christus mehr wäre, der die Seinen auf seine Weise beschützen könnte, wird seine Sache durch das Schwert betrieben."

Was würde der Papst, der jetzt im Vatikan thront, von den Ansichten des berühmten Schriftstellers sagen, dem Paul III. den römischen Purpur anbot? Man würde ihn vermuthlich beschuldigen, ein geheimer Anhänger Mazzinis, ein rationalistischer Carbonaro, ein Feind Gottes und der Menschen zu sein. Das sind, wie man weiß, die artigen Beinamen, mit welchen die Vertheidiger des königlichen Papsts die mäßigsten Gegner einer Tyrannei überschütten, welche dem civilisirten Europa zur Schmach gereicht. Um ihre Reizbarkeit zu schonen, wollen wir ihnen das Gemälde nicht vorlegen, welches Erasmus vom kriegerischen Julius II. entwirft, ob wir gleich bedauern, es nicht mitzutheilen, da es ein wahres Meisterwerk ist. Der Verfasser des „Lobs der Thorheit" bedient sich der Ironie, um die Protestationen der christlichen Gesinnung zu verdecken. Doch

bricht dieſe Geſinnung wider ſeinen Willen durch, wenn er von dem „Blutdurſt des heiligſten Vaters“ ſpricht, wenn er ſich fragt, wie ein Prieſter „das Schwert in das Herz ſeines Bruders tauchen könne, ohne das große Gebot der Liebe zu verletzen“, wenn er ſeine Stimme gegen den Papſt erhebt, der frech genug war, „Geſetze, Religion und Menſchlichkeit mit Füßen zu treten.“

Die Geſetze! wird man antworten, das ſind liberale Träume! Iſt es nicht die Sache der Regierung zu beſtimmen, was gerecht und gut iſt? Jene abweichende Lehre würde zur Thorheit der conſtitutionellen Regierung führen, die uns Allen zum Eckel geworden iſt. Geſetze, Geſetzlichkeit, Freiheit! Pfui doch! Was ſind dieß für demagogiſche Ausdrücke! Die Vorſehung hat die Fürſten geſchaffen, um das Recht zu beſtimmen. Sie ſelbſt ſind „von Gottes Gnaden“ das lebendige Geſetz. Vielleicht ſagen die Philoſophen das Gegentheil*); denn was erfinden ſie nicht, um die Phantaſie zu verwirren, die Staaten in Aufregung zu bringen, die Blüthe des Handels, des Landbaus, der Finanzen, der Literatur u. ſ. w. zu gefährden?

Man ſpricht von Religion. — Aber Religion und Papſt iſt nur Eins**). Wie das Geſetz der Wille der Fürſten iſt, ſo beſteht die Religion aus den Entſcheidungen des Papſtes, der das unfehlbare Organ der ewigen Wahrheit iſt. Wäre er ſonſt der **Statthalter Gottes?** Der „Statthalter Got-

*) Die deutſchen Philoſophen wahrlich nicht! Denn ſo ſehr ſie auch im Reich der Nebel leben, ſo vergeſſen ſie in ihren Träumereien nicht leicht, daß nur ein Fürſt ihnen einen Titel oder ein Ordensband verleihen kann, was am Ende das höchſte Ziel ihrer Philoſophie iſt. Bis zu einem Kammerherrnſchlüſſel wagen ſie natürlich nicht ihre Wünſche zu erheben, da ſie ſich philoſophiſch bewußt ſind, daß ſie im Grunde doch nur zur Canaille gehören, die auf ſolche Auszeichnung keinen Anſpruch machen kann.

**) „Kirche und Papſt iſt nur Eins,“ hat Einer von den römiſchen Heiligen geſagt, der heil. Franz von Sales.

tes!" hört ihr es wohl! Gerade wie der Groß-Lama dieſe beſtändige Menſchwerdung Buddha's in Tibet, verordnet, was tugendhaft und heilig iſt, ſo kann uns wohl auch der Stellvertreter des Ewigen in Rom ſagen, welches „die Worte des ewigen Lebens ſind*)". Jedes andere Religionsſyſtem iſt voll Verwirrung und Streit. Nur müſſen wir uns aber wohl hüten, die Prüfung wieder einzuführen! Von den religiöſen Dingen könnte ſie zu den Staatsverhältniſſen übergehen, was überaus bedrohlich iſt. Die wahre und nützliche Religion iſt nicht die, welche die Seelen befreit, ſondern die, welche ſie in einer heilſamen Abhängigkeit erhält, die ſie durch den Index, durch Bullen und encycliſche Briefe daran gewöhnt, abgeſchloſſene Ideen oder Glaubensſätze, die man nicht kontrolliren kann, als unfehlbare Entſcheidungen anzunehmen. So gelangt man zu jener „Verbindung des Throns und Altars", die man ſo oft geträumt hat, aber die noch nicht wahrhaft verwirklicht worden iſt.

Menſchlich muß man zwar auch ſein, aber niemals auf Koſten der Ordnung, die in Kirche und Staat herrſchen muß. Wenn es ſich um Ordnung handelt, ſo ſind Confiskationen, Verbannungen, Deportation und Galgen Mittel, welche die wohlverſtandene Menſchlichkeit anzuwenden zwingt. Muß man nicht die Schwachen gegen die Verführungen der Böſen, der Demokraten, der Socialiſten aller Farben ſchützen? Joſeph de Maiſtre hat übrigens gezeigt, daß der Henker der rechte Arm eines chriſtlichen Fürſten ſei und welcher Philoſoph dürfte mit dem edlen Verfaſſer der „Petersburger Abende" verglichen werden? Dieſer beredte Edelmann begriff wohl, daß man den Widerwillen einer thörichten Empfindſamkeit dem Wohl der Geſellſchaft aufopfern müſſe. Er hat es in den „Briefen an einen ruſſiſchen Edelmann über die ſpaniſche Inquiſition" vortrefflich bewieſen. Das iſt wahre Politik, eine Politik, die von jeder Art Philoſophie frei iſt. — Ich gebe

*) Ῥήματα ζοῆς αἰωνίου (Joh. 6, 68).

es gern zu. Aber der Spötter Erasmus hätte nicht verfehlt zu ſagen: „Was offenbar wilde Leidenſchaft iſt, nennen ſie Eifer und Frömmigkeit*).“

Nachdem der berühmte Schriftſteller die Biſchöfe, Kardinäle und Päpſte geſchildert hat, kommt er auf die Prieſter zu ſprechen. Das Gemälde, das er von ihnen entwirft, hat viel Aehnlichkeit mit dem, was wir in den Schriften Bernhards, Gerſons, Peters von Alliaco, Johann Hußens, Wicleſs, Zwinglis, Luthers und Calvins finden. Er zeigt, wie ſie nur mit einer einzigen Sache beſchäftigt ſind, nämlich die Gewiſſen zum Vortheil der geiſtlichen Habſucht zu beunruhigen, ihre Accidenzien, ihre Zehnten, ihre Pfründen jeglicher Art zu vermehren. Man erinnert ſich vielleicht an die Ermahnung, welche der Domprobſt von Zürich an Zwingli richtete. Erasmus zeigt uns, daß dieſe merkwürdige Thatſache die ganze Geiſtlichkeit jener Zeit charakteriſirt, die für ihre Einkünfte von ſo großem Eifer beſeelt war, daß wenn es ſich darum handelte, ſie zu vertheidigen, ſie „aus Allem Waffen ſchmiedete.“ Sie ſah jedoch auch ein, daß die materiellen Mittel nicht viel bedeuten, wenn es ſich darum handelt, die Seelen zu beherrſchen. Daher bedienten ſich die Prieſter aller Beweismittel, die ihnen die heiligen Bücher lieferten, um zu beweiſen, „daß ihnen noch ganz etwas Anderes gebühre, als der Zehnten.“

Handelt es ſich aber um ihre Pflichten? Da wird in ihren Augen die Bibel ſogleich ein todter Buchſtabe. Selbſt von den Zeichen, die ſie anwenden, um ſich von der Menge zu unterſcheiden, lernen ſie Nichts. Umſonſt erinnert ſie die Tonſur an ihre Anmaßung, die Dornenkrone des Heilands zu tragen; „ſie ſind ganz der Wolluſt hingegeben.“ Sie glauben Alles gethan zu haben, wenn ſie ihr Brevier „zwiſchen den Zähnen und im vollen Galopp“ hergemurmelt haben. Wenn ſie ſo nachläſſig zu Gott beten, ſo ſind ſie dagegen nicht mehr ſo gleichgültig,

*) *Μωρίας ἐγκώμιον.*

wenn es sich „um die große Sache der Ernte“ handelt. Dann wiederholen sie „auf der Kanzel, im Beichtstuhl und überall, daß die Priester eine doppelte Ehre verdienen, daß die Diener des Altars vom Altar leben müssen.“

Die Geistlichkeit, die ihre Vorrechte so gut kennt und sie mit so großer Thätigkeit zur Geltung bringt, zeigt bei Weitem nicht mehr den nämlichen Eifer, wenn es sich um ihre Pflichten handelt. Die Geistlichen sind wie die Fürsten, welche ihren Ministern das Beschwerliche der königlichen Würde überlassen und nur das Angenehme für sich behalten. Die Weltgeistlichen nehmen ihren Namen im eigentlichsten Sinne des Worts; sie glauben, das Recht zu haben, die Weltfreuden zu genießen, ohne ihrer Aufgabe untreu zu werden, und sie überlassen, ohne sich in Angst jagen zu lassen, den „Regulären das schwere Werk der Frömmigkeit“. Diese wälzen es auf die Mönche, und die von der weniger strengen Regel auf die der „strengen Observanz“. Aber auch diese finden Mittel, sich aus der Sache zu ziehen. Alle behaupten einstimmig, daß die Frömmigkeit nur den Bettelmönchen zukommt, und diese werfen den Ball den Karthäusern zu, bei welchen allein die Frömmigkeit begraben liegt, denn wirklich liegt sie da so verborgen, daß schwerlich Jemand sich wird rühmen können, Etwas davon gesehen zu haben. Also weisen Päpste, die in der Geldernte unermüdlich sind, jene apostolischen Arbeiten an die Bischöfe, die Bischöfe an die Pfarrer, die Pfarrer an die Vikare, die Vikare auf die Bettelmönche, diese wieder an solche, welche den Schafen vollends alle Wolle abscheeren.“

Dieses Gemälde wäre nicht vollständig, wenn ich nicht auch die Mönche einreihte, die heut zu Tage in allen möglichen Sprachen Vertheidigungen ihrer Anstalten und ihrer Geschichte bekannt machen lassen, Vertheidigungen, die allerdings nicht überflüssig sind. Erasmus kannte besser als irgend einer die Einrichtung der Klöster. Er hatte, wie deren furchtbarste Geg-

ner, Luther*), Rabelais**), Ulrich von Hutten***) ſeine Jugend in einem Kloſter zugebracht, in das man ihn durch alle möglichen verbrecheriſchen Kunſtgriffe gebracht hatte. Um ſich ſeiner zu bemächtigen, hatte man „Perſonen von jedem Stand, Mönche, Halbmönche, Verwandte männlichen und weiblichen Geſchlechts, Greiſe, bekannte und unbekannte Leute" aufgeboten †).

Daher wurde Erasmus der unermüdlichſte Feind der den Mönchen auferlegten Gelübde und der ſchändlichen Ränke, welche man anwendete, um ſchwache Charaktere für das Mönchsleben zu gewinnen ††). Er hatte ſie ohne Zweifel im Sinn, als er gegen die Gelübde und die Mönchsandachten jene bewundernswürdigen „Geſpräche" ſchrieb, die ſo fein, ſo geiſtreich, ſo gemäßigt ſind, und in denen diejenigen von unſern Zeitgenoſſen, die eine ſo leidenſchaftliche Vorliebe für die Klöſter haben †††), Wahrheiten finden werden, die ſie wohl zum Nachdenken bringen könnten. Erasmus kann ihnen nicht daſſelbe Mißtrauen ein-

*) S. Matheſius, Hiſtoria von Dr. M. Luther's Anfang, Lehr, Leben und Sterben.

**) S. Delécluze, Fr. Rabelais.

***) S. Chauffour-Kestner, Ulrich de Hutten.

†) S. Nisard, Études sur la renaissance. — Érasme.

††) Ein Mitarbeiter des Journal des Debats hat die Klöſter gegen Louiſe Colet vertheidigt, weil, wie er ſagt, der Zwang nicht mehr beſteht. Wie klug! Aber iſt denn der moraliſche Zwang für Nichts zu rechnen? Was vermag denn ein Einzelner, der ganz allein ſteht, gegen eine ganze Korporation, der es im höchſten Grade daran liegt, ihn am Austritt aus dem Kloſter zu verhindern? Hüten wir uns, dem geiſtlichen Deſpotismus unter dem Vorwand der Mäßigung Waffen in die Hände zu geben! Diejenigen, welche unwiſſentlich ſeine Mitſchuldigen werden, werden zuletzt nur allzuoft ſeine Opfer!

†††) S. Lenormant, Des associations religieuses; — Gaillardin, Les trappistes; — Lacordaire, Mémoire pour les frères prêcheurs; — X. de Ravignan, De l'Institut des Jésuites. Die beiden letzten ſind Mönche und ſprechen alſo pro domo sua.

flößen, wie die Reformatoren. Die heilige Congregation des Index erlaubt sogar, ihn, „den gelehrtesten Mann seines Jahrhunderts, den reinsten, zierlichsten, geistreichsten Schriftsteller und einen der weisesten Männer seiner Zeit zu nennen*)."

In dem Gespräch, welches **Virgo** *μισόγαμος***) betitelt ist, entspinnt sich eine Unterredung zwischen Eubulus***) und der jungen Katharina, welche für das Klosterleben begeistert ist. Dem Ideal, das sie sich gebildet hat, setzt Eubulus die wahre, aber nackte Schilderung der Nonnenklöster entgegen:

„Es läßt sich ja lateinisch Alles sagen."

„Wenn dir deine Jungfrauschaft so sehr am Herzen liegt," sagte er zu Katharina, „warum stellst du sie nicht unter den Schutz deiner Aeltern? Sie wäre dort sicherer, wie ich glaube, als bei jenen dicken Mönchen†). Sobald du die Dinge in der Nähe gesehen hast, wirst du sie nicht mehr so reizend finden als vorher. Glaube mir, nicht alle sind Jungfrauen, die den Schleier genommen haben, es müßten denn manche von ihnen darauf Anspruch machen, aus demselben Grunde gepriesen zu werden, wie die jungfräuliche Mutter Gottes."

„Die bereuende Jungfrau"††) ist die Fortsetzung des vorhergehenden Gesprächs. Katharina erzählt dem Eubulus, durch welche Kunstgriffe man sie bestimmt habe, auf ihrem Entschluß zu beharren, in's Kloster zu treten und wie sie sich nach zwölf Tagen Aufenthalt im Kloster beeilt habe, dasselbe zu verlassen. Als Erasmus dieses Gespräch schrieb, konnte er jeden

---

*) Bouillet, Dictionnaire universel. — Art. Érasme. (zehnte von der heiligen Congregation des Index gebilligte und durch Dekret der genannten, vom heiligen Vater gebilligten Congregation erlaubte Ausgabe.)

**) „Die ehefeindliche Jungfrau".

***) „Der Mann vom guten Rath" *εὐ βουλή*.

†) Tutius quam apud illos crassos monachos.

††) Virgo poenitens.

Augenblick ſeine eigenen Erinnerungen befragen. Als er über ſeinen Eintritt in das Kloſter mit ſich ſelbſt zu Rathe ging, hatte man nicht alle Mittel angewendet, um ſeine Bedenklichkeiten zu beſiegen? Dieſer machte ihm ein phantaſtiſches Gemälde der Annehmlichkeiten und Vortheile des Mönchslebens, „auf eine Weiſe", ſagt Erasmus, „daß man auch das viertägige Fieber alſo loben könnte." Jener ſchilderte ihm in tragiſchem Styl die Gefahren der Welt, wie wenn die Einſamkeit, die Faulheit, die Leidenſchaften ohne Gegenſtand nicht auch ihre Gefahren hätten! Ein Anderer erſchreckte ihn mit der Darſtellung der Höllenqualen, wie wenn das Kloſter eine Jakobsleiter wäre, die ins Paradies führt! Man erinnerte ihn endlich an die vielen Mönche, welche die Ehre gehabt hatten, ſich mit Jeſus zu unterhalten, z. B. Katharina von Siena, die ihm wie einem Geliebten verlobt worden ſei und lange Unterredungen mit ihm gehabt habe. Ein gewiſſer Cantelius, ein durchtriebener Menſch, der die Neigungen des jungen Holländers kannte, ſagte ihm, daß das Kloſter der „Muſengarten" ſei, daß er dort Ruhe und Bücher finden würde, was allerdings für einen den Wiſſenſchaften ſo ſehr ergebenen Geiſt eine große Verſuchung war.

Sie friedliebend Erasmus war, ſo verzieh er den Mönchen doch niemals, ihn zum Beſten gehabt zu haben. So lange er lebte, verfolgte er ſie mit eben ſo feinem als beißendem Spott. Welche Gemälde wußte er „von dem Aergerniß ihrer geheimen Ausſchweifungen, von ihrem wilden Haß gegen die Wiſſenſchaften und von ihrer Heuchelei" zu entwerfen!

Ich wünſchte, eine Skizze des Kloſterlebens im 16. Jahrhundert nach den Schriften des Erasmus geben zu können. Man würde ſehen, daß die Reformatoren, weit entfernt übertriebene Züge zu gebrauchen, das Gemälde vielmehr gemildert haben. Ich begnüge mich, einige charakteriſtiſche Stellen anzuführen. Die ſchlimmſte Gattung des Thiergeſchlechts, „das ſind jene von der Welt abgeſonderten Menſchen, die man Religioſen und Mönche nennt." Erasmus bemerkt, daß dieſe zwei Namen

wie wahre Epigrammen aussehen. Wie, sagt er, kann man Leute Religiosen nennen, die gewöhnlich am wenigsten Religion haben, und diejenigen Mönche und Einsiedler, die man überall findet, ob sie gleich so sehr verhaßt sind, „daß man sie für Vögel von schlechter Vorbedeutung hält und ihnen zu begegnen fürchtet!" Aber ihre ungeheure Eigenliebe verhindert sie, den Widerwillen zu argwöhnen, den sie einflößen. Unter dem Vorwand, den Aposteln nachzuahmen, tragen sie „ihren Schmutz, ihre Unwissenheit, ihre Rohheit und ihre Unverschämtheit" zur Schau. Statt, wie sie es doch vorgeben, die Jünger Christi zu Vorbildern zu nehmen, sind sie die Sklaven des Formalismus der Pharisäer. Müssen sie nicht so und so viel Knoten an den Schuhen, einen Bauchgurt von der und der Farbe, die Kutte von so und so viel Stücken zusammengesetzt, den Gürtel von einem gewissen Stoff und von der und der Größe, die Kaputze von einer bestimmten Form, die Tonsur von bestimmtem Umfang haben u. s. w.? Nachdem die Mönche solche Tugenden ausgeübt haben, glauben sie das Recht zu haben, die Weltmenschen zu verachten, und sich wegen eines etwas verschiedenen Gürtels oder wegen einer etwas mehr oder weniger braunen Farbe unter einander zu verlästern.

Andere haben keine Neigung für den „Schmutz" ihrer Brüder und verbergen unter der Kutte „ein feines Hemd" mit der Verstellung, die das Wesen des Klosterlebens ist. Alle schaudern bei dem Anblick eines Geldstückes, vor welchem sie einen heiligen Abscheu bezeugen. „O die Heuchler!" ruft Erasmus aus, „gebt ihnen Weiber und Wein, und ihr werdet sehen, wie edel sie sind!"

Man bilde sich ja nicht ein, daß diese Heuchelei ihr Gewissen beunruhigt, und daß sie im Geringsten um den Fluch sich bekümmern, den Christus gegen die pharisäische Sekte ausgesprochen hat. Sie haben zu großes Vertrauen auf ihre Ceremonien und ihre Ueberlieferungen, als daß sie die Gerechtigkeit Gottes fürchteten. „Am schrecklichen Tage des Gerichts werden sie ihren

mit Fiſchen gemäſteten Wanſt vorzeigen.“ Der Eine wird von klöſterlichen Uebungen ſprechen, „welche die Laſt von ſieben Schiffen bilden könnten,“ der Andere wird ſagen, daß er, um ſein Gelübde der Armuth beſſer zu beobachten, niemals Geld anders angerührt hat, als mit umwickelten Fingern; Dieſer wird eine ſchmierige und ſtinkende Kutte zeigen, um ſeinen bußfertigen Geiſt zu beweiſen; Jener wird ſich rühmen, wie ein an einen Felſen angeklebter Schwamm gelebt zu haben. Der Pater Hieronymus hat vor lauter Singen die Stimme, der Pater Macarius vor lauter Einſamkeit den Verſtand, der Pater Pankraz aus Liebe zum Stillſchweigen die Sprache verloren.

Aber Chriſtus wird „dieſe Litanei“ unterbrechen. — „Wer ſind,“ wird er zürnend ſagen, „wer ſind dieſe neuen Juden, die in eitle Satzungen und leere Ceremonien verliebt ſind? Von dem Geſetz, das ich der Welt gegeben habe, von dieſem Geſetz, welches Arbeit, Hingebung, Liebe vorſchreibt, ſagen dieſe Leute kein Wort. Bin ich auf die Erde gekommen, um von Kutten, Geißelhieben und Nichtswürdigkeiten aller Art zum Menſchengeſchlecht zu ſprechen? Ich kenne dieſe vorgeblichen Heiligen nicht, die eine Vollkommenheit erfunden haben, die ich niemals ausgeübt. Mögen ſie einen andern Himmel ſuchen und ſich ein Paradies zu ihrem Gebrauch bauen laſſen; der meinige gehört nur denen an, welche die Religion im Geiſt und in der Wahrheit Allem vorgezogen haben.“

Erasmus vervollſtändigt dieſe treuen Schilderungen mit einer Betrachtung, die noch jetzt Nichts von ihrer Wichtigkeit verloren hat. „Es iſt gefährlich,“ ſagt er, „dieſes Zwittergeſchlecht zu verachten, das alle Geheimniſſe durch das Mittel der Beichte erfährt. Wenn Jemand das Unglück hat, dieſe Horniſſe zu erzürnen, ſo iſt ihre Rache ſchnell und blutig; ſchon in der erſten Predigt und nicht ſpäter, ſtreckt die Weſpe ihren Stachel, und in ſeinen moraliſchen Schmähungen ſchildert der Prediger ſeinen Feind ſo gut, obgleich mit verhüllten Worten, daß man ſehr blind ſein müßte, um das Original nicht zu erkennen. Und

rechnet darauf, daß die Kloſterdogge nicht eher ablaſſen wird, als bis ihr ſie beſänftigt habt, indem ihr ihr etwas zum Eſſen und zum Einſchläfern vorwerft."

Wenn ſich die Gelegenheit darbietet, von den Predigern zu ſprechen, theilt der treffliche Schriftſteller die intereſſanteſten Notizen über die merkwürdige ſchlolaſtiſche Methode mit, die auf den chriſtlichen Kanzeln die Verkündigung des Evangeliums erſetzt hatte. Wollen ſie von der Liebe ſprechen, ſo beginnen ſie mit dem Nilfluß; von dem Myſterium des Kreuzes? ſo bringen ſie den Drachen Bel vor; von der Enthaltſamkeit der Faſten? dann ſprechen ſie von den zwölf Zeichen des Thierkreiſes; von dem Glauben? dann muß die Quadratur des Cirkels herhalten. Wünſcht man einen Beweis der Dreieinigkeit zu hören? da werden ſie alle Buchſtaben des Alphabets herzählen, und dann, wenn ſie von den Sylben und Wörtern geſprochen haben, werden ſie beweiſen, daß die Elemente der Grammatik das Symbol des Myſteriums des Einen Gottes in drei Perſonen ſind. Um die Wirkung ſolcher Beweiſe zu vermehren, laſſen die heiligen Redner die Kanzel von den Beinamen wiederhallen, die ſie ihren Lieblingstheologen in Hülle und Fülle geben. Sie nennen ſie ſubtil*), ſeraphiſch**), engelgleich***) u. ſ. w. Ihr lacht vielleicht? Nur nicht zu ſchnell! Wie viele glauben, einen unwiderleglichen Grund angeführt zu haben, wenn ſie mit lächerlicher Feierlichkeit geſagt haben: „Das iſt die Meinung des heiligen Thomas!" Wie wenn ein Brahmane ſagte: „So hat es Kanada und Padantjali entſchieden!" Die Sektirer ſehen ſich einander überall gleich, an den Ufern des Ganges, wie an den Ufern der Tiber. Die Formen können verſchieden ſein, der Grund bleibt ſich gleich. Alle vom Sektengeiſt verpeſteten Geiſter fühlen Abneigung gegen das Evangelium. Ich begreife es

*) Duns Scot.

**) Bonaventura.

***) Thomas von Aquino.

ohne Mühe. In der That, gibt es wohl ein Buch in der Welt, das ſich feindſeliger gegen die Sekten aller Farben zeigt, gegen Phariſäer, Sadducäer, Herodianer u. ſ. w., welche das Geheimniß gefunden haben, ſich bis auf unſere Zeit fortzupflanzen, indem ſie nur die Farbe ihres Mantels verändert haben?

Indem Erasmus ſeine Würdigung der Prediger des 16. Jahrhunderts ſchließt, fügt er hinzu: „Mit alle dem fehlt es ihnen nicht an Zuhörern — es laufen ihnen vorzüglich die Weiber nach, welche geheime Urſachen haben, die Mönche zu lieben.“ Der Einfluß der Mönchsorden auf die Frauen hat ſich nicht vermindert; ſie ſind noch heut zu Tage ihre feſteſte Stütze; ſie vertheidigen „ihre leeren Ceremonien und ihr frommes Gaukelſpiel“ mit der größten Erbitterung. Erasmus gibt einen Grund davon an, den Michelet in ſeinem berühmten Werke mit großer Geſchicklichkeit entwickelt hat*). Fügen wir hinzu, daß bei vielen Frauen die Phantaſie vorherrſcht; daß ſie ohne alle Kenntniſſe ſind, daß die rückſchreitenden Vorurtheile von der Erziehung ſorgfältig unterhalten werden. Muß man ſich nun wundern, wenn es ſo viele gibt, die, abgeſehen von jedem perſönlichen Beweggrund, Vorliebe für „das fromme Gaukelſpiel“ haben, von dem Erasmus ſpricht? Eine Kerze zu Ehren der Madonna anzuzünden, ihr heiliges Herz**) anzuflehen, einige Hundert „Ave Maria“ herzuſagen und Waſſer von La Salette zu trinken, iſt leichter, als ſeinen Geiſt zu bilden, ſich ernſten Gedanken und mühſamen Pflichten zu widmen. Der Fetiſchismus und die Amulette beruhigen die verblendeten Gewiſſen vollſtändig in Bezug auf die Schrecken der Ewigkeit.

Von den Predigern zu den Theologen iſt der Uebergang natürlich. Erasmus beginnt damit, daß er ein Wort von der

*) Michelet, Du prêtre, de la femme et de la famille.

**) Man weiß, daß in Rom das Herz Mariä in eckelhaften Kupferſtichen und lächerlichen Litaneien beſtimmt iſt, ein Gegenſtück zum Herzen Jeſu zu bilden.

Philoſophie ſagt, welche damals die „Magd der Theologie“ war. Er ſpottet über „die Univerſalien, die getrennten Formen, die erſten Stoffe, die Quidditäten, Ecceitäten, Entitäten.“ Man findet jetzt ehrliche Menſchen, die alle dieſe ſchönen Dinge feurig zurückwünſchen. Vor Descartes, vor Baco*), vor Leibnitz, ſagen ſie, gab es eine wahre, weiſe, ehrenvolle, rechtgläubige Philoſophie. Ich glaube es gern! Die Philoſophie der Ecceitäten und Quidditäten! Welcher Verluſt für den geſunden Menſchenverſtand und die Wiſſenſchaft! Das Menſchengeſchlecht muß wahrlich ſehr dumm ſein, daß es dieſen tiefen Arbeiten die „Abhandlung über die Methode“, die »Instauratio magna« und die „Theodizee“ vorgezogen hat! Aber wie kann es auch anders ſein? Der Proteſtantismus hat den menſchlichen Geiſt ſo entſetzlich verderbt, daß man ſich über Nichts wundern darf! „Alles muß noch einmal gemacht werden“. Das ſagt uns Joſeph de Maiſtre.

Die ſcholaſtiſche Theologie ſcheint dem Verfaſſer der „Geſpräche“ nicht mehr Bewunderung zu verdienen, als die Philoſophie „ihre Magd“. Er findet bei den Theologen die gewöhnlichen Fehler ihres Standes: den Hochmuth, der die Intoleranz und Verfolgungen erzeugt, unſinnige Subtilitäten und die Leidenſchaft des Zankes. Er beginnt mit dem Geſtändniß, daß er nicht ohne Bedenken von den Lehrern der göttlichen Wiſſenſchaft ſpreche. „Der Gegenſtand iſt ſehr zart, und es wäre beſſer, dieſe Saite ganz und gar nicht zu berühren.“ Dieſe Bemerkung war nicht unbegründet. Erasmus hatte ſein ganzes Leben lang gegen die Plackereien der Theologen zu kämpfen. Wie konnte es auch anders ſein? Hatte er nicht die „Geſpräche“ und das „Lob der Thorheit“ geſchrieben? Und doch war dieß noch Nichts. Er hatte das Neue Teſtament populariſirt,

*) Der Graf Joſ. de Maiſtre ſpricht ſich in merkwürdiger Weiſe und mit der heftigſten Erbitterung gegen Baco in ſeinem Examen de la philosophie de Baco aus.

von dem er eine sehr fleißige Ausgabe mit einer Ueberſetzung und Paraphraſe herausgegeben hatte. Erasmus hatte zu viel Geiſt, um die Tragweite eines ſolchen Werkes nicht zu begreifen. „Es muß ſich," ſagte er, „ein geiſtlicher Tempel in der troſtloſen Chriſtenheit erheben. Die Mächtigen der Welt werden für dieſes Heiligthum Marmor, Elfenbein und Gold darbringen, ich, Armer und Geringer, bringe den Grundſtein dazu. Nicht aus feuchten Gruben, in denen ſtinkendes Waſſer verfault, kann man die Lehre des Heils ziehen, ſondern aus den reinen und reichen Quellen, die mit dem Herzen Gottes in Verbindung ſtehen. Wenn das Schiff der Kirche nicht vom Sturm verſchlungen werden ſoll*), ſo kann es ein einziger Anker retten, das iſt das himmliſche Wort, das, aus dem Schoß des Vaters hervorgegangen, in den evangeliſchen Schriften ſpricht und wirkt" **).

Die Veröffentlichung des Neuen Teſtaments ſcheuchte einen Schwarm von Theologen „aus den Schlammpfützen" auf. „Das ſind fürchterliche Ketzereien," riefen ſie mit Unwillen aus; „das ſind abſcheuliche Antichriſten! Wenn man dieſes Buch duldete, wäre es der Tod des Papſtthums." — „Man muß dieſen Mann von der Schule verbannen," ſagte der Eine. — „Man muß ihn aus der Kirche ausſtoßen," fügte ein Anderer hinzu. Der Aufruhr war ſo groß, „daß die öffentlichen Plätze von ihrem Gebell wiederhallten." — „Man ſehe einmal," ſchrie man laut, „er verbeſſert die Vulgata***), er ſetzt ſich an die Stelle des heiligen Hieronymus! Welch ein Frevel!" — „Er hat," ſagte man auf den Kanzeln, „eine unverzeihliche Sünde began-

---

*) Man ſieht, daß Erasmus keineswegs an die Ewigkeit der römiſchen Kirche glaubte.

**) Erasmi Epistolae.

***) Lateiniſche Ueberſetzung der Bibel, welche von der Trienter Kirchenverſammlung allein als authentiſch anerkannt wurde. Dieſe Ueberſetzung iſt voll Fehler, die in den Augen Roms, welches nur wenig Griechiſch und noch weniger Hebräiſch verſteht, geheiligt ſind.

gen, denn er behauptet, daß zwiſchen dem heiligen Geiſt und den Mönchen keine Gemeinſchaft beſteht, daß dieſe eher Klötze als Menſchen ſind! Er iſt ein Ketzer, ein Erzketzer, ein Fälſcher, er iſt ein Gimpel, er iſt der Antichriſt" *).

Es urtheilten nicht bloß die gewöhnlichen Theologen alſo. Lee, der zuerſt Hofprediger Heinrichs **VIII.** und ſpäter Erzbiſchof von York war, ſagte: „Wenn man dieſen Leck nicht bald verſtopft, muß das Schiff untergehen." Ueberall „in den Kneipen, auf den Plätzen, bei Gaſtmähler , in Winkelverſammlungen, in den Apotheken, in den öffentlichen Wägen, in den Barbierſtuben, in den Unzuchtshäuſern" deklamirte man gegen den Ueberſetzer des Neuen Teſtaments **).

Erasmus hatte gehofft, daß das Werk beſſer würde aufgenommen werden. „Ich nehme Gott zum Zeugen", ſagte er, „ich habe ein für die Sache Jeſu Chriſti nothwendiges Werk zu thun geglaubt" ***). Es mag ſein, aber es war eben für die Sache der Prieſter ſehr ſchädlich. Er hätte vorausſehen ſollen, daß ihre Intereſſen ſich mit dieſer Wiederherſtellung der Lehren des Erlöſers nicht vertragen konnten. Konnte er ſich über die Theologen täuſchen, er, der da geſagt hatte, daß „dieſe Erklärer der göttlichen Sprache Feuer fangen wie Salpeter, daß ſie ſich auf ihre Gegner werfen wie Bären, und daß ſie nicht eher von ihnen ablaſſen, als wenn ſie ſie gezwungen haben, einen Widerruf anzuſtimmen?" Was iſt aber ihr Hauptmittel, ihre Gegner in böſen Ruf zu bringen und ſie für „verbrennenswerth" zu erklären? Nichts anders, als daß ſie ſie des Atheismus anklagen †). Alle die, welche ſie nicht lieben, ſind „Atheiſten". Nun

---

*) Erasmi Epistolae.

**) „Ut nunquam non blaterent in Erasmum in compotationibus, in foris, in conciliabulis, in pharmacapolis, in curribus, in tonstriniis, in fornicibus." Erasmi Epistolae.

***) Erasmi Epostolae.

†) Iſt es jetzt anders? Da die Belgier endlich der unendlichen

„lieben aber die Theologen alle die nicht," welche das Evangelium den Entscheidungen der Priester, Christum seinen vorgeblichen Erklärern, das Christenthum dem Sektengeist, und das, was ewig ist, den vorübergehenden Interessen der rein politischen Vereine vorziehen, die sich religiös, katholisch, päpstlich, rechtgläubig nennen. Sie können sich nicht daran gewöhnen, den gesunden Menschenverstand über ihre unsinnigen Subtilitäten setzen zu sehen, von denen uns Erasmus merkwürdige Proben gibt.

„Gibt es einen Moment in der göttlichen Zeugung? Hat Jesus Christus mehrere Geschlechtsfolgen? Ist der Satz: „Gott Vater haßt seinen Sohn" möglich? Hat sich Gott mit einem Weib, mit dem Teufel, mit einem Esel, mit einem Kürbis, mit einem Kieselstein persönlich vermischen können? Im Fall daß Gott in die Kürbisnatur überginge, wie er in die menschliche Natur übergegangen ist, wie würde dieser glückliche und göttliche Kürbis predigen? Würde er Wunder thun? Würde er gekreuzigt werden? Was würde der heilige Petrus geweiht haben, wenn er Messe gelesen hätte, als der Leib Jesu Christi noch am Kreuz war? Konnte man zu dieser Zeit sagen, daß der Erlöser wirklich ein Mensch war? Wird es nach der Auferstehung erlaubt sein zu essen und zu trinken?"

Diese letzte Frage hatte, wie Erasmus bemerkte, einen besondern Reiz für die Theologen. Sie beschäftigen sich mit „den Momenten der göttlichen Zeugung, mit den Notionen, Relatio-

---

Räubereien der Jesuiten müde werden, und sie ihnen zu den unermeßlichen Reichthümern, die sie im kurzen Zeitraum von nicht 30 Jahren durch die bekannten Mittel zusammengebracht haben, nicht auch noch die Verfügung über die sämmtlichen Armengüter des Landes überlassen wollen, die wahrscheinlich auch zu heiligen Zwecken gebrauchen würden, rufen nicht die ihnen ergebenen Organe, daß die Belgier ein Volk von Revolutionären und Atheisten seien? Wer hat sie dazu gemacht, wenn sie es sind, als die katholische Geistlichkeit, in deren Händen die Erziehung seit langer Zeit liegt?

nen, Formalitäten, Quidditäten" u. ſ. w., Läppereien, die des morgenländiſchen Kaiſerthums würdig geweſen wären, nicht mit der nämlichen Leidenſchaft. Bei Gelegenheit dieſer wichtigen Fragen kämpften die verſchiedenen Schulen mit der größten Erbitterung gegen einander. Realiſten, Nominaliſten, Thomiſten, Albertiſten, Okamiſten, Scotiſten*) u. ſ. w. geben einen traurigen Begriff von der Einheit des römiſchen Katholizismus, der nur eine zur Täuſchung der beſchränkten Menſchen erfundene leere Formel iſt. In der That, welcher nur einigermaßen gebildete Menſch wird zu behaupten wagen, daß die Moral der Jeſuiten, wie ſie von Escobar und ſo vielen merkwürdigen Schriftgelehrten, die wir in den unſterblichen „Provinzialbriefen" abkonterfeit finden, entwickelt wurde, dieſelbe iſt, wie die eines Boſſuet, Pascal, Fenelon und Maſſillon? Was von dieſen trefflichen Männern als der Hölle würdig angeſehen wird, hätte einem E. Sa, Buſenbaum, Escobar, Söttler, Molina, Leſſius, Azor, Caramuel, Filiutus, Sauchez, Bauni, Guimenius und dem heiligen Alfons von Liguori**) nur ein ſpöttiſches

*) Die Thomiſten u. ſ. w. waren die Anhänger von Thomas von Aquino, Alberts des Großen, Occams, Duns Scot. Die Nominaliſten betrachten die allgemeinen Ideen als reine Verrichtungen des Geiſtes, die Realiſten geben ihnen ein objektives Daſein. Dieſe zwei Sekten haben ſich während des ganzen Mittelalters, dieſer Zeit der bürgerlichen und ſittlichen Anarchie, welche einige Unwiſſende als das Reich der Einheit darſtellen, gegenſeitig verflucht und verfolgt.

**) Dieſer Stifter des Ordens vom Allerheiligſten Erlöſer bekennt ſich zum Probabilismus. Seine Schriften ſind ſehr verbreitet, ſelbſt in der katholiſchen Schweiz, wenn man Bouillet, Dictionnaire universel, art. Saint-Liguori Glauben ſchenken darf. In Freiburg hat der Pater Moullet dieſe traurige Lehre in einem „Handbuch der moraliſchen Theologie" vertheidigt, einem Werke, welches deshalb ſehr merkwürdig iſt, weil es dazu dient, die vom Jeſuitismus in der Eidgenoſſenſchaft verbreitete Moral zu charakteriſiren. Man ſehe über dieſes Werk und im Allgemeinen über die Moral der heutigen

Lächeln entlockt. Der gelehrte Verfaſſer der „Leichenreden“ erklärt, wie alle franzöſiſchen Theologen*), daß man der Verdammung verfällt, wenn man ſelbſt im geſetzlichen Fuß auf Zinſen leiht, während die Zöglinge Loyolas über ſolche Bedenklichkeiten lachen. Ich führe nur Einen Satz an, ob ich gleich tauſend andere und zwar höchſt wichtige vorbringen könnte.

Incedo per ignes
Sappositos cineri doloso**).

Welch eine bewundernswürdige Einheit! Wird man ſagen, daß es ſich um bedeutungsloſe Meinungsverſchiedenheiten handelt? Wie! iſt die Moral des Evangeliums ein bedeutungsloſes Ding? Sollten die römiſchen Theologen in ihrem Skeptizismus ſo weit gekommen ſein? Wenn ſie vor dieſem Abgrund ſchaudern, ſo müſſen ſie zugeſtehen, daß es ihnen nicht gelingt, ſich über Fragen zu verſtändigen, von denen die unſterbliche Beſtimmung der Menſchheit abhängt. Und doch ſind das die Menſchen, welche von den Ketzern des nördlichen Europa*) und von

römiſch katholiſchen Theologen die intereſſanten Mittheilungen, die ſich in ſo großer Anzahl in dem gelehrten Werk des Genfer Archinard, Origines de l'Église romaine (livre 1. chap. I. Sainteté de l'Église) vorfinden.

*) Vor dem Sieg des Ultramontanismus in Frankreich.

**) Merkwürdige Streitigkeiten, welche in den letzten Zeiten bekannt gemacht wurden, und die in Frankreich zwiſchen einigen Prieſtern und dem Kardinal Gouſſet, Erzbiſchof von Rheims, ſtattgefunden haben, werfen ein merkwürdiges Licht über die Mißhelligkeiten der römiſchen Geiſtlichkeit in Bezug auf die wichtigſten moraliſchen Fragen. Man vergleiche auch ein Werk, das mit den merkwürdigſten Enthüllungen angefüllt iſt: Découvertes d'un bibliophile, Strassb. 1843 und Supplément aux découvertes. — Coquerel, Lettre à Msgr. le cardinal archevègue de Lyon, 1843 — und ſo auch mehrere Nummern des Journal des Debats vom Jahr 1843.

***) Es iſt ſehr bemerkenswerth, daß die ernſten und gelehrten Völker des Nordens, die Engländer, Holländer, Schweden, Dänen, Nord-

den Schismatikern des Orients mit so großer Verachtung sprechen. Diejenigen, welche die Lichter der Welt werden möchten, haben mit Hülfe einer der alten Sophisten würdigen Kasuistik das großartige Gebäude der evangelischen Moral zu Staub zermalmt. Die Theologie ist unter ihren Händen eine Methode geworden, nach und nach Alles auszumerzen, was sich im Evangelium nicht mit ihrer Selbstsucht verträgt. Nach den Probabilisten, welche vor den Folgen ihrer Lehren nicht zurückschaudern, kann man mit gutem Gewissen die Meinung eines bedeutenden Lehrers (alle Mönche sind bedeutende Lehrer) befolgen, **wie auch diese Meinung beschaffen sei** *).

Diesem streitsüchtigen und entarteten Christenthum der Theologen setzt Erasmus das Christenthum der Apostel siegreich entgegen, dessen Charakter der gesunde Menschenverstand und Einfachheit ist. „Wenn sie auf die Erde herabstiegen," sagt er, „und mit den neuern Theologen über diese Gegenstände streiten müßten, so glaube ich, daß sie einen ganz andern Geist haben müßten als den, der ihnen die Gabe der Sprachen eingab. — Die Apostel hatten die Ehre, die Mutter Jesu zu kennen, keiner von ihnen hat von ihr so viel zu erzählen gewußt, als unsere Theologen, welche mathematisch bewiesen haben, daß sie von der Ansteckung des Sündenfalls bewahrt gewesen ist. — Sie beteten Gott an, jene frommen Stifter der christlichen Religion, aber ihre Anbetung beruhte nur auf dem Hauptgrundsatz des Evangeliums: „Gott ist ein Geist und die ihn anbeten, beten ihn im Geist und in der Wahrheit an." — Aber wie viel war auch diesen armen galiläischen Fischern unbekannt! Sie hatten die „lokale Bewegung" im Abendmahl nicht aufhellen, sie

---

deutschen u. s. w. sämmtlich aus der römischen Kirche getreten sind. In Amerika nehmen die Katholiken, wie in Europa, den Süden ein. Die leicht erregbaren und ungebildeten Völker des Südens haben Schauspiele, Madonnen, Amulette, klösterliche Uebungen u. s. w. nöthig.

*) Bouillet, Dictionnaire universel art. Probabilisme.

hatten nicht erklären können, wie ein Körper an mehreren Orten zugleich ſein kann, ſie hatten den Augenblick nicht beſtimmen können, wo die Transſubſtantiation (welch ein ſchönes Wort!) durch ſakramentale Worte bewirkt werden kann, die, weil ſie aus Sylben beſtehen, nach und nach ausgeſprochen werden müſſen. Sie haben wahrſcheinlich vergeſſen, zu erklären, daß die göttliche Verehrung der Perſon Chriſti nicht mehr gebührt, als dem geringſten ſeiner an die Wand gekleksten Bilder, wenn es ihn nur mit ausgeſtreckten Händen, als ob er die Menſchen ſegnen wollte und mit dem Heiligenſchein um das Haupt darſtellt. Sie haben eben ſo wenig daran gedacht, die „unverdiente Gnade" von der „begnadigenden Gnade" und die von Gott „angegebene Liebe" von der „erworbenen Liebe" u. ſ. w. zu unterſcheiden.

Man begreift leicht, wie wenig Gewicht „alle dieſe ſophiſtiſchen Milizen, die lärmenden Scotiſten, die eiſenköpfigen Okamiſten, die unüberwindlichen Albertiſten" auf die Bibel legen können. — „Die Schrift iſt in ihren Händen wie ein Stück Wachs; ſie geben dieſem mit Orakelſprüchen angefüllten Buch jede beliebige Form" *). Wenn man daher eine offenbar bibli-

*) Die römiſchen Theologen haben dieſe glückliche Fähigkeit bewahrt und ſie gebrauchen ſie auch! Daher iſt ihre Theologie auch ſo viel werth als ihre Politik. Man erlaube uns, ein Müſterchen der letzteren zu geben: „Italien," ſagt der Abbé Julius Morel, „kann ſeine Rolle und den erſten Rang in Europa nur dadurch wieder einnehmen, daß es chriſtlicher, *prieſterlicher*, *mönchiſcher* wird als jetzt. Die Ueberlieferung, die Stärke, der Ruhm Italiens beruht auf dem überwiegenden Einfluß des Prieſterthums, in *der Unterordnung des weltlichen Standes unter den geiſtlichen Stand*. Die abendländiſchen Katholiken werden immer ſtark genug ſein, um auch den Italienern die Bedingungen aufzuerlegen, die zum Leben des heiligen Stuhls nothwendig ſind. Wenn ihr euch über die fremde Beſatzung *ärgert*, wenn dieſe euch *verdrießt*, ſo laßt eure *abgeſchmackten* Nachahmungen Englands und Frankreichs, ſeid ihr ſelbſt, beeilt euch, eure prieſterliche,

ſche, aber ihren Intereſſen widerſtrebende Lehre vertheidigt, ſo ſagen ſie trotzig: „Dieſer Satz iſt ärgerlich; dieſer iſt frech, jener riecht nach Ketzerei, dieſer andere klingt ſchlecht.“ Wenn ſie die heilige Schrift verbeſſern, ſo verſtehen ſie ſich auch darauf, ſie zu vervollſtändigen. Wenn es ſich um die Hölle handelt, ſo genügen ihnen einige Worte im Neuen Teſtamente nicht. Sie führen euch in den Aufenthalt der Verdammten, ſie gehen durch „alle Zimmer“, ſie kennen die Natur und die Kraft der hölliſchen Flammen, die verſchiedenen Aemter und die Namen der Teufel. Ich wundere mich nicht, daß der ehrwürdige Vater Saurin von der Geſellſchaft Jeſu in ſeinem merkwürdigen Buch über die Beſeſſenheit der Urſulinerinnen von Loudun alle Teufel zu kennen ſcheint, welche die Nonnen plagten, den Asmodus, Schwefelholz, Leviathan u. ſ. w.*). Man würde mitleidig lächeln, wenn es ſich nicht um die ewigen Intereſſen des Menſchengeſchlechts handelte, und wenn dieſe unſinnigen Grillen nicht ſo viel Thränen gekoſtet hätten.

Ein einziger Satz des Erasmus faßt ſeine Meinung über die Geiſtlichkeit des 16. Jahrhunderts zuſammen: „Wenn ihr nach den Würden und Gütern der Kirche ſtrebt, ſo vergeßt nicht, daß es den Pferden und Eſeln beſſer gelingt, als den Leuten von Verdienſt.“ Haben ſich die Dinge wohl ſehr geändert? Ich will nur vom katholiſchen Deutſchland und von Italien ſprechen. Hat man etwa die ausgezeichneteſten Prieſter dieſer

---

mönchiſche Erziehung wiederherzuſtellen, ſtatt auf die Alfanzereien der Parlamentsredner und der Proteſtanten zu hören; denn ſo lang werden die katholiſchen Waffen die trötzköpfigen Kinder zur Vernunft bringen müſſen.“ (Univers vom Mai 1856.) — Die katholiſchen Waffen bedeuten hier Ihre Majeſtäten die Kaiſer von Oeſterreich und Frankreich.

*) S. Abbé Boudon, L'homme de Dieu en la personne du P. Saurin; — Conduite du P. Saurin envers Jeanne des Anges (von einem Unbekannten). — Tranquille, Véritable relation des procédures etc.

Länder, einen Hirscher, Rosmini, Serbati, Ventura, Gioberti*) mit der Bischöfsmütze oder dem Cardinalshut geschmückt? Nein, diese berühmten Theologen stehen im Index, der erste, weil er mit edler Freimüthigkeit die abscheulichen Mißbräuche aufgedeckt hat, welche die Ehelosigkeit der Priester erzeugt; der zweite, weil er verlangt hat, daß die Bischöfe vom katholischen Volk gewählt werden sollten; der dritte, weil er die bürgerliche Freiheit vertheidigt; der vierte, weil er die haßwürdige Politik der Jesuiten enthüllt hat. Rom will keine Denker, sondern sklavische Verehrer seiner Gewalt.

Erasmus spricht von den Ansichten der Priester und Mönche mit keiner größeren Begeisterung als von ihren Personen. Man weiß, daß die Vertheidiger des Papstthums Alles, was die Reformatoren des 16. Jahrhunderts vom Ablaß und der Verehrung der Heiligen sagen, als Karrikaturen bezeichnen. Wir wollen sehen, was der „weise Erasmus", dieser Feind der „aufrührerischen Wahrheit" sagte**).

Er beginnt mit dem Beweis, daß die Verehrung der Heiligen nur die Entwickelung einer heidnischen Idee ist. In seinen Augen ist St. Christoph nichts Anderes als „der Polyphem der Christen". Dem heiligen Georg gibt man „die Attribute des Herkules und Hippolytus". Als das Prinzip des Polytheismus einmal in das Christenthum eingeschmuggelt war, darf man sich nicht verwundern, alle Mißbräuche des Heidenthums wieder erscheinen zu sehen. Wenn ein Matrose sein Gebet vor dem Bild der heiligen Barbara hat verrichten können, glaubt er im Stande zu sein, allen Gefahren zu trotzen. Man ruft

---

*) Man s. die Genfer Bibliothéque universelle vom Juni 1838 über Rosmini; ferner Vavasseur, Ventura; — V. Morpurgo, Vincenzo Goberti. Ueber Hirscher vergl. man Alzog, Allgemeine Kirchengeschichte Bd. 3. — Alzog führt ihn als den ersten katholischen Moralisten dieses Jahrhunderts an.

**) Bouillet, Dict. univ. art. Érasme.

den heiligen Erasmus an, um den von Christus verfluchten Reichthum zu erlangen. Ein Heiliger heilt das Zahnweh, ein anderer steht den Frauen in den Schmerzen der Geburt bei, ein dritter wacht über die Heerden. Es gibt einige, deren Gewalt sich über Alles erstreckt, so z. B. die Mutter Christi, der man endlich „mehr Macht beigelegt hat, als selbst ihrem Sohn". — Wenn die ehrlichen Leute ihre himmlischen Beschützer haben, so haben auch die Schelme ihre Schutzheiligen. „Dieser, der um seiner guten Werke willen zum Tod verurtheilt worden ist, fällt durch die Gnade irgend eines seinem Handwerk günstigen Heiligen vom Galgen herab; jener hat sein Gefängniß erbrochen und seine Freiheit wieder erlangt." Ein Anderer, der von dem Manne seiner Geliebten auf der That ertappt worden ist, hat sich glücklich aus dieser schlimmen Lage gezogen. Das sind die Wunder, welche die Fürbitte der Heiligen hervorbringt!

Diese merkwürdige Theologie ist keineswegs noch außer Mode gekommen. Ich will nicht von Frankreich sprechen, wo der Katholizismus von einer feindseliggesinnten oder spottenden Mehrheit überwacht wird. Aber betrachten wir die wesentlich katholischen Länder, das mittlere und südliche Italien, Spanien, Portugal und Südamerika. Ein Bandit in den römischen Staaten bedeckt sich mit Rosenkränzen und Skapulieren, und betet zur Madonna, sie möge ihm einige ketzerische Engländer oder schismatische Griechen „zur größern Ehre Gottes" zur Beraubung in die Hände liefern. In dem Augenblick, wo diese erfindungsreichen Vermittelungen nicht mehr im Gebrauche sind, wird auch nur noch ein Schatten von Romanismus bleiben. Die Mißbräuche haben in diesem religiösen System eine so bedeutende Stelle eingenommen, daß man es jetzt nicht mehr reformiren kann, ohne die Grundlagen anzugreifen.

Man weiß, welchen Lärm die Frage des Ablasses im 16. Jahrhundert verursacht hat. Tezel in Deutschland*) und Samson

*) Siehe D. Eckermanns lateinische „Abhandlung über J.

in der Schweiz*) haben sich unter den unverschämtesten „Ablaßkrämern“ ausgezeichnet. Alles, was man von diesem skandalösen Ablaßhandel gesagt hat, ist in keiner Weise übertrieben. Erasmus bezeugt es. „Mit diesem Ablaß,“ sagt er, „braucht ein Kaufmann, ein Soldat, ein Richter nur ein kleines Stück Geld in das Becken zu werfen, und sogleich hält er sich wieder für so weiß, als wie er von der Taufe kam. So und so viele Meineide, Unkeuschheiten, Räusche, Treulosigkeiten und Verrätereien können um ein wenig Geld abgekauft werden, und zwar so gut, daß man das Recht zu haben glaubt, auf neue Rechnung wieder anzufangen.“

Nachdem Erasmus die von der päpstlichen Gewalt beschützte materialistische Gewalt so genau geschildert hat, fühlt er sich einen Augenblick entmuthigt. „Wozu,“ ruft er aus, „sich auf diesen Ozean von Aberglauben einzuschiffen? Wenn ich auch, nach dem Ausdruck Virgils, hundert Munde, hundert Zungen und eine Eisenstimme hätte, könnte ich doch nicht alle verschiedenen Arten der Thorheit aufzählen, noch alle ihre Namen durchgehen. Ich will Alles in einzigen Satz zusammenfassen: man findet in der ganzen Christenheit solchen Unsinn in reichlichem Maße, der gerade von denjenigen verbreitet wird, welche ihm Schranken setzen sollten, wenn sie nicht ihren Vortheil in dessen Ausbreitung fänden.“

Tetzel, den unverschämtesten päpstlichen Ablaßkrämer in Deutschland.“ Upsala, 1761.

*) Vergleiche die ebenfalls lateinisch geschriebene „Abhandlung über Samson, Verkündiger des Ablasses in der Schweiz“ von P. C. Hilner (Leipzig 1756).

XCVIII.

Wehe denen, die bei sich selbst weise sind, und halten sich selbst für klug!

Jesaias 5, 21.

Wir haben einen Blick auf die Arbeiten des Erasmus geworfen. Versuchen wir jetzt, seinen Einfluß auf seine Zeitgenossen darzustellen.

Der Verfasser der „Gespräche" ist der vollständigste Typus der mit außerordentlichem Verstand gepaarten Charakterschwäche. Im Grund billigte er das Verderbniß Roms ebensowenig als Zwingli und Oekolampadius. Niemand hat vielleicht den Fanatismus der römischen Theologen, die Unwissenheit und Sittenlosigkeit der Mönchsorden, die Mißbräuche des römischen Kultus, die Verkäuflichkeit der Kirchenhäupter und den unheilbaren Verfall der römischen Kirchenverfassung besser geschildert als er.

Man wird vielleicht sagen, daß, indem Erasmus die römische Kirche vertheidigte, er sich an eine Gesellschaft anschloß, als deren Grundlage er diese Kirche betrachtete, daß er von der Vortrefflichkeit der gesellschaftlichen Ordnung im Mittelalter überzeugt war, oder daß er diese wenigstens für die einzig mögliche hielt, und daß er dessen religiöse Grundpfeiler nicht erschüttern wollte. Man kann eine solche Hypothese nicht zugeben, wenn man nur die geringste Kenntniß von seinen Schriften hat. Allerdings hat er den Mitgliedern der Aristokratie oft geschmeichelt, aber Niemand verachtete dieselbe so sehr als er. Man kann es aus Folgendem ersehen:

„Ob ich gleich eile, so viel mir möglich ist, so kann ich doch an jenen nicht vorbeigehen, die zwar vor dem niedersten Schuhflicker nichts voraus haben, aber sich doch auf den bloßen Titel des Adels ich weiß nicht was Wundergroßes einbilden. Der eine will von dem Aeneas abstammen; der andere von dem Brutus

und ein dritter von dem König Arthur. Sie hängen prahlerisch allerorten geschnitzte und gemalte Bilder ihrer Ahnen auf, sie berufen sich auf derselben Namen und Beinamen und sind selbst stummen Bildsäulen ähnlich, ja noch weniger werth, als die Thiere, die ihren Wappen zu Schildhaltern dienen. Doch führen sie, Dank sei es ihrer holden Selbstliebe, ein ganz glückliches Leben, und an ebenso großen Narren fehlts nicht, die diese Art von edlen Thieren für halbe Götter ansehen."

Wenn Erasmus vom Adel mit einer im 16. Jahrhundert seltenen Unabhängigkeit des Geistes spricht, so scheinen ihm die Einzelnen nicht ehrenwerther als die Idee, deren Repräsentanten sie sind. Der beißende Vorläufer Voltaires dringt in die Höfe und beginnt dort, seinen Blick auf den Thron zu werfen, ohne sich durch die königliche Majestät blenden zu lassen. Nachdem er gesagt hat, daß ein Fürst nach dem Willen Gottes „niemals an sich denken, sich in Nichts von den Gesetzen entfernen dürfe", fragt er, wie die Oberhäupter der Völker diesen heiligen Grundsätzen nachleben. Man höre seine Antwort und man wird gewisse Monarchen des 19. Jahrhunderts zu sehen glauben, so lange widerstehen die Mißbräuche dem Fortschritte der Aufklärung: „Ja, wenn der Fürst dieses und vieles dergleichen bei sich erwägen wollte, so würden ihm wohl weder Schlaf noch Speise schmecken. Nun aber, Dank sei mir (der Thorheit), überlassen die Fürsten alle diese Sorgen den Göttern, thun sich gütlich, und gönnen nur denen das Ohr, die es verstehen, ihnen angenehme Dinge vorzuplaudern, damit sich ja Nichts von Bekümmerniß in ihr Gemüth einschleichen möge. Sie bereden sich, alle Obliegenheiten eines Fürsten redlich erfüllt zu haben, wenn sie fleißig auf die Jagd reiten, stattliche Pferde halten, obrigkeitliche Stellen und Statthalterschaften theuer verkaufen, täglich neue Handgriffe aussinnen, das Vermögen der Unterthanen zu schmälern, und in ihren Schatz zusammenzuscharren." Der unabhängige geistreiche Gelehrte deutet hierauf die Geschicklichkeit an, mit welcher man die Völker

über die Leiden täuscht, die man ihnen auferlegt. „Dabei schützen die Fürsten verschiedene Dinge vor, um dadurch der ungerechtesten Sache einen Schein von Billigkeit zu geben; mit vielem Fleiße mengen sie etwas Schmeichelndes ein, um ja das Herz des Volks nicht ganz zu verlieren*)." Wird man wohl zu sagen wagen, daß unser Jahrhundert solche traurige Komödien nie gesehen, daß nicht manche Nation ihre theuersten Freiheiten Herren aufgeopfert hat, die ihre wahren Absichten und ihre unheilbare Selbstsucht geschickt zu verdecken wußten?

Nachdem Erasmus den Monarchen betrachtet, wirft er seinen Adlerblick auf dessen Umgebungen: „Was soll ich von den vornehmen Hofschranzen sagen? Gemeiniglich ist kein abhängigeres, knechtischeres, abgeschmackteres, niederträchtigeres Volk zu finden, und doch bereden sie sich, daß ihnen Nichts gleichkomme. Wenn man ihr Leben genau beim Licht betrachtet, so findet man sie noch schöpsenmäßiger, als es ehedem die Phäaker waren. Der vornehme Mann schläft bis gegen Mittag. Beim Aufstehen kommt der wohlbezahlte Kaplan, und thut geschwind das, wozu er gedungen ist; dann zum Frühstück. Bald darauf zum Mittagsmahle. Hierauf Karten, Würfel, Possenspiele, Spöttereien, schöne Frauen. Etwas zum Abendbrode. Darauf zur Nachtmahlzeit. Auch beim Nachtische gibts Abwechslungen. Also, ohne sich das Leben abzugrämen, verstreichen Stunden, Tage, Monate, Jahre."

Dieser Mann, der seine Zeit so gut kannte, der dessen Verirrungen und Verderbniß so kräftig brandmarkte, hätte in der Welt eine große Rolle spielen können. Er hatte dafür zwei mächtige Mittel, einen unermeßlichen Einfluß und die philosophische Bildung, die weder Luther noch Calvin hatten. Ein einziger Zug kann einen Begriff von der Ehrfurcht geben, die man selbst an den Höfen für ihn hatte, wo doch die Wissenschaft gewöhnlich

*) „Lob der Thorheit."

ſo wenig Zutritt findet. „Ich habe deinen Brief und die Paraphraſe dem Fürſten übergeben," ſchrieb ihm ein gewiſſer Berſelius. „Er hat den Brief geleſen und die Paraphraſe zu wiederholtenmalen geküßt, indem er mit freudiger Stimme ausrief: Erasmus! — Der Fürſt hat nichts Theureres auf der Welt als dich. Er will dich ſehen, dich in ſeine Arme drücken, dich als ſeinen Vater, als eine vom Himmel auf die Erde herabgefallene Gottheit behandeln." So hat denn Niſard ohne Uebertreibung ſagen können, daß „die ganze literariſche und religiöſe Wiedergeburt des 16. Jahrhunderts nach Erasmus zuſammenſtrömte." Haben Leſevre, Zwingli, Calvin, Farel zu irgend einer Zeit ihres Lebens eine ſolche Stellung gehabt?

Wenn des Erasmus Einfluß unendlich größer war als der ihrige, ſo hatte er auch gründlichere und umfaſſendere Kenntniſſe. In ſeiner „Abhandlung über den freien Willen" vertheidigte er die Art, wie die Väter der orientaliſchen Kirche den Einfluß der Gnade verſtehen, mit großem Talent gegen die fataliſtiſchen Anſichten Auguſtins, Gerſons und Luthers. Die Erörterungen dieſes Hauptpunktes waren nicht, wie es Niſard glaubt, „eine kindiſche Polemik", unwürdig „die trefflichſten Geiſter aufzuzehren" *). Alles, was die Wirkung Gottes auf die Geſchöpfe betrifft, wird die wahren Philoſophen immer ſo ſehr in Anſpruch nehmen als die Theologen. Erasmus hatte ſomit Recht, dieſe Sätze nicht „als unfruchtbare, leere und todte Formeln" zu betrachten. Man kann ihn nicht genug rühmen, daß er ſich in ſeiner Apologie der menſchlichen Freiheit „lebhaft, heftig und conſequent" gezeigt und eine „inhaltsreiche Beredtſamkeit an den Tag gelegt hat, welche ein gewiſſer Atticismus würzt **)." Indem Erasmus die Anſichten eines Chryſoſtomus und Clemens von Alexandrien vertheidigte, zeigte er ſich als den würdigen Schüler jenes Griechenlands,

*) Nisard, Études sur la renaissance — Erasme.

**) Nisard a. a. O.

deren Meisterwerke vorzüglich mit durch seinen Einfluß im Abendlande so sehr verbreitet wurden. Er bewies zugleich eine bedeutende Geistesgröße und ein wahres Verständniß der heiligen Bücher.

Und doch sollten diese herrlichen Gaben durch jene raffinirte Selbstsucht, die man sich nicht scheut „christliche Philosophie" zu nennen, unfruchtbar gemacht werden. Erasmus legte großen Werth auf Achtung, Einfluß und Ruhe. Nun verlor er trotz dieser christlichen, oder besser gesagt, epikureischen Philosophie alle Güter, denen er die Sache der Wahrheit und des Fortschritts aufgeopfert hatte. Die Achtung, die er besaß, verschwand, als man sah, daß die Selbstsucht seine hauptsächlichste Triebfeder gewesen sei, daß er seine Kräfte und seine Gesundheit nicht für die Interessen Gottes und der Menschheit, sondern für einen leeren Dunst von Ruhm aufgeopfert habe. Luther, der seinem Muth die hohe Stellung verdankte, die er erobert hatte, hatte das Recht, ihm das Urtheil der Nachwelt zu verkündigen:

„Gnade und Friede im Namen unsers Herrn Jesu Christi. Ich habe lang genug geschwiegen, vortrefflicher Erasmus, in Erwartung, daß Du, der Größte von uns beiden, zuerst das Schweigen brechen müssest; aber nach so langer und vergeblicher Erwartung verpflichtet mich, glaube ich, die Liebe anzufangen. — Ich gestehe es dir offen: es gibt Menschen, die nicht die Kraft haben, deine Bitterkeit noch jene Verstellung zu ertragen, welche Du für Klugheit und Mäßigung willst angesehen wissen. Was mich betrifft, wenn es mir vergönnt wäre, Vermittler zu sein, so würde ich ihnen rathen, Dich nicht mehr so heftig anzugreifen, und Deinem hohen Alter zu vergönnen, im Frieden des Herrn einzuschlafen; und sie würden es gewiß thun, glaube ich, wenn sie auf Deine Geistesschwäche Rücksicht nähmen und wenn sie die Größe der Sache ermessen wollten, welche schon seit so langer Zeit dein Maß überragt hat. Jetzt namentlich, da die Sache so weit gediehen ist, daß es für unsere

Meinungen sehr wenig gefährlich wäre, von allen vereinigten Kräften eines Erasmus angegriffen zu werden, weit entfernt, daß er uns durch seine spitzen Worte und seine bissigen Redensarten schaden könnte, solltest Du, mein theurer Erasmus, an die Schwäche dieser Waffen denken. Ich wollte, daß Du diese Mahnung wie von einem Manne aufnähmest, der gegen Dich aufrichtig sein will, und der wünscht, es möchte Dir der Herr einen Deines Namens würdigen Geist verleihen."

Die Bewunderer des Erasmus haben den Ton dieses Briefs getadelt, ich für meinen Theil finde ihn ebenso verständig als bieder. Das stolze Gefühl, das man darin tadelt, ist durchaus gerechtfertigt. Der Mann der That und des Muths fühlt seine Ueberlegenheit über den ausgezeichneten Gelehrten. Derjenige, welcher am Wormser Reichstag der Macht des Reichs und der Kirche mit so großer Entschiedenheit trotzte, konnte dem furchtsamen Gelehrten seine ewigen Winkelzüge und seine allzu vorsichtige Politik ohne Hochmuth vorwerfen. Erasmus konnte voraussehen, als er diesen Brief las, daß später seine wunderbare Geduld und seine ungeheuern Arbeiten über dem unerschrockenen Reformator vergessen würden. Nachdem er sich eingebildet hatte, daß die Nachwelt ihn mit ebenso großer Begeisterung anstaunen würde als sein Jahrhundert, bemerkte er zu spät, daß der Ruhm weit mehr den muthigen als den talentvollen Männern gebühre. Welcher Ruf ist populärer als der eines Zwingli und Washington? Doch war ihre Entschlossenheit größer als ihr Talent, und manche von ihren Zeitgenossen übertrafen sie an Geistesgaben.

Erasmus hatte sicherlich in der Geistesbildung und in der Mannigfaltigkeit der Kenntnisse unter den Gelehrten seiner Zeit seines Gleichen nicht. Und doch, während das Volk seinen Namen vergessen hat, kennt Jedermann den Namen und die Arbeiten der Menschen, die er gewiß verachtete, und die sich nur durch eine unbezwingliche Thatkraft auszeichneten. Was war ein armer Schwärmer wie Loyola im Vergleich zum ge-

lehrten Erasmus, dieſem Wunder ſeines Jahrhunderts? Und doch verwirklichte der ſpaniſche Mönch, was Erasmus am Ende ſeiner Laufbahn vergeblich verſuchte. Er hielt den Proteſtantismus in ſeinem ſiegreichen Gang auf, indem er ſich mit ſeinem ganzen Weſen dem deſpotiſchen Prinzip hingab, wie Zwingli und Luther ihr Leben der Sache der Freiheit gewidmet hatten. Iſt der Ruhm des Erasmus wohl deshalb verſchwunden, weil er gemäßigt war? War Washington nicht der weiſeſte Sterbliche? Die Mäßigung iſt ſomit kein Grad zur Inpopularität, aber man muß ihn nicht mit Schwäche verwechſeln. Die erſte läßt ſich ganz wohl mit Thatkraft verbinden; die zweite iſt eine Art von moraliſchem Unvermögen, das die ſchönſten Geiſtesgaben nutzlos macht. Niemand darf ſich wundern, daß die Furchtſamkeit des Erasmus in unſerer Zeit viele Bewunderer findet. Man lobt die gerne, die man ſich zum Vorbild nimmt. Was aber den Menſchen des 19. Jahrhunderts fehlt, iſt weder das Wiſſen, noch die Aufklärung, noch die freien Ideen, noch die geſunde Beurtheilung der Dinge, ſondern die Thatkraft. So ſieht man ſie jeden Augenblick ihre ſchönſten Theorien Lügen ſtrafen: ſie machen, wie Erasmus, alle möglichen Combinationen, um den praktiſchen Folgerungen ihrer Grundſätze zu entgehen, ſie verlernen auf dieſe Weiſe allen Einfluß und verdienen zu gleicher Zeit die Verachtung der Vertheidiger der Freiheit, wie ihrer Gegner. Das ſind die Früchte deſſen, was man „Mäßigung“ und „chriſtliche Philoſophie“ zu nennen beliebt.

Und gelingt es, auf dieſe Weiſe wenigſtens die Ruhe zu retten? Vermeidet man das Auspfeifen und die Verhöhnung, die man mehr als den Tod fürchtet? Das Leben des Erasmus liefert eine hinlänglich deutliche Antwort auf dieſe Fragen. Der Rotterdamer Philoſoph hatte in Baſel einen Aufenthalt nach ſeinem Herzen gefunden. Er wurde dort wie eine Macht vom erſten Rang behandelt. Er hatte ſich an dieſe Stadt geklebt, „wie die Auſter und der Schwamm an den Felſen.“ Er zog die ſchweizeriſche Stadt England vor, wohin man nur mitten

durch Seeräuber gelangen konnte, die damals ſehr zahlreich waren. Was Frankreich betrifft, wollen wir einen franzöſiſchen Schriftſteller ſprechen laſſen: „Man verbrannte die Menſchen oder drohte ſie zu verbrennen, wenn ſie während einer Krankheit in der Faſtenzeit Fleiſch gegeſſen hatten (nun hatte aber Erasmus einen großen Abſcheu vor den Fiſchen). Man klagte einen Menſchen auf den Tod an, weil er geſagt hatte, daß das zur Erbauung eines ungeheuern Kloſters ausgegebene Geld beſſer auf die Gründung eines Waiſenhauſes verwendet worden wäre *).“ In Belgien waren die Mönche mächtig genug geweſen, Erasmus vom Pöbel ſteinigen zu laſſen. In Deutſchland fürchtete er die Unruhen, welche die Reformation erregte. Baſel hatte keinen dieſer Nachtheile. Es war eine verſtändige und gut verwaltete Stadt. Die Theologen, was ganz unerhört war, zeigten ſich duldſam, die Wiſſenſchaften waren geachtet und gepflegt. Johann Froben, des Erasmus Freund, beſaß dort eine Druckerei, „welche die Preſſe jener Zeit in ihrer größten Fruchtbarkeit, in ihrem größten Einfluß repräſentirte.“ Man konnte ſich den vortrefflichen Burgunderwein leicht verſchaffen, den der Verfaſſer des „Lobes der Thorheit“ ſo gern trank. Er hatte neben ſeinem Hauſe einen ziemlich großen Garten mit einem Gartenhaus, wo er während des Sommers einige Seiten aus den Werken unſerer großen Theologen, Baſilius und Chryſoſtomus, überſetzte. Die großen Klöſter, ſüdlich vom Münſter, boten ihm in den heißen Tagen angemeſſene Spaziergänge. Wie glücklich wäre Erasmus geweſen, wenn die Reformation nie gekommen wäre!

Es erſchien in der That ein Tag, wo der Proteſtantismus in den Mauern Baſels den Sieg davon trug. Das Volk verbrannte die Bilder in den Kirchen. „Dieß Alles,“ ſagt Erasmus, „geſchah unter ſo großem Gelächter, daß ich mich verwundere, warum die Heiligen kein Wunder gethan haben, ſie,

*) Nisard a. a. O.

die früher für so geringe Beleidigungen so große machten." Bald wurde die Messe abgeschafft. Trotz der Ordnung, die fortwährend in der Stadt herrschte, gerieth der kluge Philosoph in Furcht. Man ließ ihn im Frieden abziehen, indem man ihn nur zwang, sich bei der großen Brücke in der Mitte einer Volksmenge einzuschiffen, die ihn weder mit Winken noch mit irgend einem Ruf begrüßte. „Das Gestirn Germaniens" suchte einen Versteck zu Freiburg im Breisgau. Als er in das Schiff trat, improvisirte er vier lateinische Verse, deren Uebersetzung wir hier mittheilen:

„„Lebe wohl, Basel, lebe wohl, o Stadt, — die Du mir viele Jahre hindurch die süßeste Gastfreundschaft gewährt hast; — von diesem Schiff, das mich bald fortbringt, wünsche ich dir alles Glück und vor Allem — daß dir niemals ein unbequemerer Gast zu Theil werde als Erasmus."

Nach einer siebenjährigen freiwilligen Verbannung wollte der berühmte Gelehrte in Basel sterben. Man brachte ihn auf einem Tragsessel dahin. „Er sah es wieder," sagt ein Schriftsteller, der für die Reformation nicht sehr günstig gestimmt ist, „ruhig, friedlich, mit ernsten Sitten und sein ganzes Volk in der Begeisterung eines neuen Glaubens.*)" Dort sollte er sein Grab finden. Er wendete seine letzten Tage an, sich mit unserm Origenes zu beschäftigen. Die ganze Stadt wohnte dem Leichenbegängniß des Fürsten der Gelehrten bei.**)

Ich verließ die Kirche durch das byzantinische St. Gallusthor, dessen geschmückte Gewölbbogen noch an den alten Bau erinnern, über den sich die gothische Architektur erhoben hat, die kühn ist wie des Menschen Geist. Die Glocke ließ ein Trauer-

---

*) Nisard a. a. O.

**) Erasmus Leben ist der Gegenstand einer großen Zahl Schriften geworden. In der Schweiz bemerken wir: Joh. Gaudin, Leben von Erasmus von Rotterdam. Zürich, 1789. — Sal. Heß, Erasmus von Rotterdam. Zürich, 1790.

geläute erſchallen, als ich das kalte Gebäude verließ, und der entfernte Donner ließ ſeine dumpfe Stimme ertönen, die ſich auf den brauſenden Wogen des Rheins verbreitete. Eine unbeſtimmte Angſt ergriff mich — ein Gewitter nach einem ſo ſchönen Morgen; — ein düſterer Himmel nach ſo herrlichen Stunden; — der Donner nach der Sonne; — Traurigkeit und Reue nach der Hoffnung!

Von Schrecken erfüllt, verdoppelte ich meine Schritte — um zu gehen — wohin, o Gott? — in die Einſamkeit, weit von der Welt, in jene nur allzu oft entmuthigende Abgeſchiedenheit, in der die Seufzer ohne Widerhall ertönen, wo die Wünſche gen Himmel emporſteigen, in den ſie nicht einzudringen vermögen.

XCIX.

Sie liegen in der Hölle wie Schafe, der Tod naget ſie.
Pſalm, 49, 15.

Zu der Zeit, wo die Basler Kirchenverſammlung ihre Sitzungen hielt, malte ein Künſtler an den Wänden des Dominikanerkirchhofs den berühmteſten von allen Todtentänzen, von dem noch einige Bruchſtücke im Muſeum aufbewahrt werden. Der Gedanke, der den Todtentanz eingegeben hat, iſt originell und wahr. Den mit ihrer Größe, leeren Berechnungen der Eitelkeit, ihren kleinlichen Leidenſchaften beſchäftigten Menſchen zu zeigen, daß ſie eine Heerde ſind, deren unerbittlicher Hirt der Tod iſt, und daß ſie ſchnell dem Grab entgegengehen, ohne je daran zu denken, das iſt der Grundgedanke jener zahlreichen Todtentänze, welche oft den Pinſel der Maler des Mittelalters

und den Scharfsinn der Alterthumsforscher in Anspruch genommen haben*). War es zu einer Zeit, wo das Gefühl der Gleichheit so frech mit Füßen getreten wurde, wo die Gerechtigkeit nur ein Wort und die Religion ein Mittel war, die verdummten Massen auszubeuten, nicht natürlich, daß die Kunst, welche immer Neigung zur Abhängigkeit hat, gegen die bürgerliche Ungleichheit protestirte, indem sie den Gewalten des Tags die Gleichheitswaage des Todes vor die Augen stellte, in der sie bald gewogen werden sollten? Dieses Bild mußte ihnen nothwendig unangenehm sein. Daher hat sie der Basler Künstler dargestellt, wie sie mit außerordentlichem Widerwillen den Einladungen des gräßlichen Gerippes nachgeben, das sie zum höllischen Tanz auffordert. Der Papst, der Cardinal und der Abt fallen namentlich durch ihre traurige Miene auf. — Für diese frommen Personen, sagt Erasmus, ist das Paradies nur ein Nothbehelf. Sie befinden sich bei den Freuden und Größen der Erde so gut, daß sie das, was sie in ihrer officiellen Sprache „die Verbannung in das Thränenthal" nennen, mit großer Entschlossenheit ertragen. Wenigstens hat die Rolle der weltlichen Fürsten etwas Offeneres und Aufrichtigeres. Es ist offenbar genug, daß der Himmel nicht der Gegenstand ihres gewöhnlichen Nachdenkens ist. Ihre Gewalt zu vergrößern, ihre Dynastie zu befestigen, viele Annehmlichkeiten und viel Geld aus den Völkern zu ziehen, ohne sie allzusehr zu empören — dieß gibt ihnen mehr zu überlegen als die Seligkeit des ewigen Lebens. Wenn es Ausnahmen gibt, so sind sie so selten, daß die Geschichte mit Bewunderung von ihnen spricht.

Die Lage der Kirchenfürsten ist viel mißlicher. Da sie das Evangelium, das nur von Armuth, Selbstverläugnung, Arbeit

*) Fortoul, der als Minister des öffentlichen Unterrichts in Frankreich gestorben ist, hat im J. 1842 eine umfassende Schrift über diesen Gegenstand herausgegeben. In Deutschland ist in neuerer Zeit Maßmanns Arbeit über die Todtentänze bekannt geworden.

und Demuth ſpricht, nicht vollſtändig aufheben können, ſind ſie gezwungen, deſſen Grundſätze mit den ungeheuern Reichthümern, die ſie unabläßig aufhäufen, ſobald ſie die Herren ſind, mit der Pracht, mit der ſie ſich umgeben, mit der Seide, dem Purpur und dem Hermelin ihrer Kleidung, mit ihrem hochmüthigen, nutzloſen und ſinnlichen Leben in Einklang zu bringen. Das iſt freilich eine ſchwierige Aufgabe! Sieht nicht Jedermann, daß ſie keineswegs nach den himmliſchen Freuden ſeufzen und daß ſie ſich mit zügelloſer Brunſt an die Erde hängen? Der Maler des Todtentanzes hat dieſen Gedanken vortrefflich dargeſtellt. In dem Bild der Aebtiſſin erſchien die Abſicht noch beißender. Die Inſchrift vom Jahr 1568*) gibt, wie es mir ſcheint, den Gedanken des Künſtlers ziemlich gut wieder:

Gnädige Frau Aebtiſſin rein,
Wie habt ihr ſo ein Bäuchlein klein;
Doch will ich euch das nicht verweiſen,
Ich wolt mich eh in Finger beißen.

Wenn wir die ganze geiſtliche Geſellſchaft vor unſern Augen ziehen ſehen, den Papſt, den Cardinal, den Biſchof, den Abt, den Domherrn, die Aebtiſſin, den Einſiedler, ſo erſcheinen auch die Häupter der politiſchen Welt in ihrer ganzen Majeſtät mit dem Schmuck, der ſie charakteriſirt. An ihrer Spitze, unmittelbar nach dem Papſt, dieſem ſichtbaren Gott der Feudalzeit, kommt der Kaiſer, ſein erſter Unterthan, dann nach dieſem die Kaiſerin, der König und die Königin. Nach den Herren der Staaten kommen, unter Vortritt des Cardinals und Biſchofs, der Herzog, die Herzogin, der Graf, der Ritter, der einfache Edelmann nebſt ſeiner Frau, und der Herold. Endlich erſcheint die ganze bürgerliche Hierarchie und das Volk, der Rechtsgelehrte, der Beamte, der Arzt, der Kaufmann, der Wucherer, der Muſikant, der Bürgermeiſter, der Koch u. ſ. w. In den letzten Reihen ſieht man in demüthiger Stellung den

*) Die deutſchen Inſchriften ſtammen aus dieſer Zeit.

Narren, den wandernden Krämer, den Juden, den Bauern u. ſ. w. Der Henker geht dieſen Opfern einer bürgerlichen Ordnung voran, welche noch heute zur Schande des menſchlichen Geiſtes einige Vertheidiger finden*). Die Großen jener Zeit trugen auf jede mögliche Weiſe ihre Verachtung gegen die menſchliche Natur und die evangeliſche Gleichheit zur Schau. So erfanden ſie den traurigen Narren, der die offizielle Aufgabe hatte, Unſinn zu ſchwätzen, — eine Art Hausthier, das auf alle Schmach gefaßt und verpflichtet war, einen launiſchen Herrn zu zerſtreuen. Der niedrigſte Leibeigene hatte das Recht, in ihm kein Geſchöpf Gottes anzuerkennen. Und doch, wenn ein menſchliches Herz unter dieſen Abzeichen der Narrheit ſchlug, wie groß mußten ſeine Schmerzen und ſeine Qualen ſein! Ein großer Dichter unſerer Zeit hat ein Beiſpiel davon in dem Drama „der König beluſtigt ſich“ gegeben. Ohne auf die leidenſchaftliche Erfindung Victor Hugos einzugehen, wollen wir einen Zug anführen, welcher klar beweist, welchem Schickſal dieſe traurigen Spielzeuge Preis gegeben waren. Der Narr des Cardinals Wolſey iſt ganz der Bruder des Triboulet bei Victor Hugo und man wird ſeiner Geſchichte den Vorwurf der Uebertreibung nicht machen, die man in dem Drama finden will.

Der hochmüthige Cardinal war in Folge einer Laune ſeines Herrn in Ungnade gefallen. Sein Sturz wurde mit Freudengeſchrei aufgenommen. „Der Metzgerhund wird nicht mehr beißen,“ ſagte man, „ſeht nur, er ſenkt den Kopf.“ **) — Man geht ſo leicht von der Knechtſchaft zur Unverſchämtheit über! — „O unbeſtändiges Volk! **(O wawering and new fangled multitude!)** rief Cavendiſh, Wolſeys erſter Kammerherr, aus. Sein Narr, Meiſter William, mit dem Beinamen Patſch, viel

*) Das Muſter dieſer merkwürdigen Klaſſe von Schriftſtellern iſt der Abbé Gaume, apoſtoliſcher Protonotarius, Verfaſſer des „Nagenden Wurms.“

**) Der Vater des Cardinals war ein Metzger.

treuer als viele Edelleute, die ſich noch vor Kurzem ſo ſklaviſch benommen hatten, vergoß heiße Thränen. Als der Cardinal nach Hampton-Court gehen wollte, erſchien ein Bote Heinrichs **VIII.**: „Der König läßt Euch ſagen, daß er immer das nämliche Wohlwollen für Euch hegt, und als Pfand ſeines Vertrauens ſchickt er Euch dieſen Ring.“ So ſprach der Abgeſandte. Der Cardinal glaubte, daß er wieder zu Gnaden angenommen ſei. Er ſtieg von ſeinem Mauleſel herab und betete mit ſo großer Inbrunſt, als wenn ein Engel vom Himmel herabgeſtiegen wäre. „Edler Norris,“ ſagte er zum Boten, „wenn ich Herr eines Königreichs wäre, würde die Hälfte meiner Staaten nicht hinreichen, Euch zu belohnen; aber man hat mir nur meine Kleider gelaſſen,“ und indem er ſeine goldene Kette vom Halſe nahm, fügte er hinzu: „Nehmet, es iſt ein Stück vom wahren Kreuz darin. Zur Zeit meines Glückes hätte ich mich nicht um tauſend Pfund Sterling davon getrennt.“ Der Cardinal und Norris verließen einander; aber bald blieb Wolſey ſtehen und rief ihn zurück. Er hatte Meiſter Patſch, der ſeit der Ungnade ſeines Herrn nicht mehr lachte, auf ſeinem kleinen Eſel bemerkt. „Bringet dem König dieſen armen Narren,“ ſagte Wolſey, „ſeine Poſſen werden ihm gefallen, er iſt tauſend Pfund werth.“ Entrüſtet, ſich von einem Herrn alſo behandelt zu ſehen, dem er ſo eben ſeine aufrichtige und tiefe Zuneigung bewieſen hatte, bekam Patſch einen Wuthanfall. Er ſchlug um ſich und biß Alle, die ihn ergreifen wollten*). Der ſelbſtſüchtige Cardinal begriff nicht, daß ein Narr auf die einem Menſchen ſchuldige Rückſicht Anſpruch machen könne. Er befahl ſechs Bedienten, ſich ſeiner zu bemächtigen und ihn dem Norris auszuliefern. Man führte Patſch hinweg, deſſen Verzweiflungsgeſchrei ſich noch lange hören ließ**).

---

*) „The poor fool took on and fired son in such a rage,“ ſagt Cavendiſh, der ein Augenzeuge war.

**) S. Cavendish, Wolsey 255—259.

Obgleich der Beruf eines Kaufmanns weniger entwürdigend war, ſo war er doch nicht viel glücklicher, wenn er nicht von den Bürgern einer Stadt beſchützt war, die ſich wie Bern oder Baſel vom ariſtokratiſchen Joche befreit hatte. Wenn er ſich wegen ſeiner Geſchäfte in die mit Ritterburgen bedeckten Landſchaften wagte, mußte er jeden Augenblick Zölle und andere unerträgliche herrſchaftliche Gefälle bezahlen. Wie glücklich waren die Kaufleute, wenn die adelichen Diebe nicht ihre Geiernester verließen, um ſich auf ſie zu ſtürzen, wenn ſie durch ihre Ländereien zogen. Der Tod, der ſich wie ein ächter Baron benimmt, behandelt den „Krämer" ziemlich rückſichtslos, indem er ſeine knöcherne Hand in ſeine Waaren ſteckt, die er durcheinander wirft. Iſt dies nicht eine deutliche Anſpielung? Diejenigen, welche über die demokratiſchen Unruhen oder über einige Volksaufſtände jammern, wären in der Zeit der Adelsherrſchaft ſehr zu beklagen geweſen, wo der Burgherr ſeinen Nachbarn mit der größten Erbitterung bekriegte, wo der Bürger, der Jude, der Bauer die ſichere Beute der Raubgier und der Gewaltthätigkeit waren.

Die Lage des Bauern war noch bejammernswürdiger als die des Kaufmanns. Wie ein Laſtthier an die Scholle gebunden, unter dem Stock der Mönche und der Edelleute niedergebeugt, mußte er ſich allen Folgen der herrſchaftlichen Rechte unterwerfen und konnte nicht einmal über ſeine Frau oder ſeine Tochter frei verfügen*).

Der Maler des Todtentanzes hat den Gegenſatz vollkommen ergriffen, der zwiſchen den Kaſten herrſchte, aus denen die damalige bürgerliche Welt beſtand. Während die Barone in ihren reichen Sammetkleidern oder ihren damascirten Rüſtungen erſcheinen, hat der Bauer mit dem verzweiflungsvollen Geſicht nur einen armen Kittel und zerriſſene Hoſen, aus denen die Knie durchblicken. Er überliefert ſich dem Tod mit ſtumpfſinniger

*) S. Bonnemère, Histoire des paysans.

Ergebung, mit jener blödſinnigen Miene, welche die Folge von langer Knechtſchaft iſt. Der Tod, der ſich den Fürſten der Kirche und des Staats mit Ehrerbietung nähert, zeigt keine ſo große Rückſicht gegen den „gemeinen Mann“. Er ergreift ihn derb, entreißt ihm ſeinen Hut, gleichſam um ihn zu zwingen, ſich noch im Grab zu demüthigen, wo das Reich der vollkommenſten Gleichheit für Alle beginnt.

Er behandelt den Juden mit noch weniger Achtung. Dieſer Jude iſt ganz derſelbe, den Walter Scott im „Ivanhoe“ geſchildert hat, immer zitternd und immer beraubt. Einen Juden zu tödten, war die große Tugend jener Zeit; ihn zu beſtehlen ein verdienſtliches Werk. Die Vorfahren der Könige des 19. Jahrhunderts haben den Ruhm theuer bezahlt, den ſie ihrer reichen Nachkommenſchaft bereiteten. Es genügt, eine Bulle des Papſtes Eugen IV. ungefähr aus der Zeit, da der Künſtler den Todtentanz malte, zu leſen, um zu erfahren, welche Toleranz man gegen ſie übte. Wie hat das Evangelium, in welchem jede Zeile die Nachſicht gegen die Irrenden predigt, ſolche Maßregeln eingeben können? Aber freilich das Evangelium hat hier Nichts zu ſchaffen! Die römiſche Kirche nahm die Geſetze auf, welche von den heidniſchen Kaiſern gegen die Chriſten erlaſſen worden waren, und wendete ſie auf alle die an, welche ſich nicht zu ihrem Glauben bekannten. Eine wahrhaft evangeliſche Geſetzgebung, der ähnlich, welche die freien Staaten beherrſcht, in denen Jeder für ſeinen Glauben nur vor Gottes Richterſtuhl verantwortlich iſt, ſtimmte mit ihrem Streben nach allgemeiner Herrſchaft nicht zuſammen. Es ſcheint, daß der Tod im 15. Jahrhundert nicht toleranter war als die Lebenden, denn er zupft den Juden heftig am Bart und bemächtigt ſich ſeiner Börſe. Er iſt gegen den Heiden nicht gnädiger. Wollte er wohl ſeine „Rechtgläubigkeit“ beweiſen?

Ich habe geſagt, daß der „Groß-Profoß“ den Opfern der ariſtokratiſchen Zeit voranging. Das 15. Jahrhundert achtete den Henker eben ſo ſehr, als den Grafen Joſeph de Maiſtre und

das will nicht wenig sagen*)! Die Gesetzgebung war in der Schweiz wie im übrigen Europa jener finstern Zeiten würdig. Die Arten der Hinrichtung waren von einer unendlichen Mannigfaltigkeit. Wenn es sich darum handelte, die Verbrecher zu foltern, wendete man alle Mittel an, die eine von Grausamkeit verwilderte Phantasie nur eingeben konnte. Die kleinen Diebe wurden verstümmelt, die andern aufgehängt und zwar oft an den Füßen. Wenn man die Mörder nicht enthauptete, zerbrach man ihnen ihre Glieder auf dem Rad mit eisernen Keulen. Die Mordbrenner, die Ketzer, die Zauberer, die Kirchenräuber wurden lebendig verbrannt. So wurden jene armen Phantasten, die sich einbildeten, auf einem Besenstiel durch die Luft reiten zu können, unter gräßlichen Martern hingerichtet, während man sie einem Arzt hätte überliefern sollen. Die falschen Zeugen und die Falschmünzer wurden in einem Kessel gesotten. Die Kindsmörderin wurde lebendig vergraben. Aber die Verbrechen vermehrten sich, wie immer, mit den Strafen. Die Folter vergrößerte noch die Zahl der Schuldigen.

„Die Folter fragt; der Schmerz antwortet ihr."

Die Werkzeuge, deren man sich bei derselben bediente, waren von sehr verschiedener Form. Die einen schnürten die Füße, die Hände und den Hals zusammen; andere streckten den ganzen Körper des Gefolterten. Man zwickte ihn mit brennenden Zangen; man zwang ihn, eine große Menge Wasser zu trinken, indem man ihm die Nasenlöcher zuhielt. Und wenn das gewöhnliche Verfahren ohne Wirkung blieb, setzte man auf den Bauch des Angeklagten eine ausgehungerte Ratte, die mit reizenden Stoffen bestrichen und mit einer Glasglocke bedeckt wurde. Die Richter wollten Nichts von den gräßlichen Schmerzen ihrer Opfer verlieren. Noch im 18. Jahrhundert wurde eine arme Freiburger Frau auf diese Weise in der „Mauvaise-Tour" ge-

*) J. de Maistre, Soirées de Saint-Pétersbourg.

foltert*). Dieß war jene „alte gute Zeit", welche die Redacteure der „Union", der „Gazette de france", der „Assemblée nationale" und des „Univers" **) tagtäglich in so rührender Weise zurückwünschen! Wenn die Sophisten nach dem Henker rufen, so ist das sehr natürlich. Dies war in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gerade so der Fall.

Der Name des Malers, der den berühmten Todtentanz ausführte, von dem wir so eben gesprochen haben, ist unbekannt geblieben. Man weiß nur, daß er im Jahr 1568 von Johann Klauber restaurirt und im Jahr 1805 zerstört wurde. Es sind nur noch Zeichnungen***) davon übrig, und die Bruchstücke, die sich im Museum befinden. Es ist Schade, daß die Denkmäler des Mittelalters mit jedem Tag mehr verschwinden. Als man die Burgverließe der Ritterschlösser und die Kerker der Klöster überall sehen konnte, als man bei jedem Schritt die Spuren der weltlichen Tyrannei und des geistlichen Despotismus fand, die auf der Menschheit lasteten, wagte Niemand eine Zeit, in der die Gesetze des Evangeliums so frevelhaft mit Füßen getreten wurden, als ein goldenes Zeitalter zu schildern. Eine falsche Romantik, die den Philosophen Schelling zum Vater hat, und welche die beiden Schlegel und Tieck mit dem größten Eifer vorbereitet haben, hat in Deutschland die Ehrenrettung jener Zeit begonnen, welche der Jesuitismus seitdem zu seinem Vortheil auszubeuten versucht hat. Die „Geschichte der heiligen Elisabeth" vom Grafen von Montalembert ist das Muster einer solchen Verläugnung der Thatsachen und des gesunden Menschenverstandes.

Weniger gewandt als die Vögel, die gegen das Gewitter Schutz und Obdach suchen, wenn sie es vorausgefühlt haben, welche die Klauen der Falken und den Horst des Geiers ver-

*) Dieser Thurm wurde im Jahr 1848 niedergerissen.

**) Und in Deutschland die Herren Leo und Menzel.

***) S. Todtentanz der Stadt Basel. Basel 1852 bei C. F. Beck.

meiden, fällt der Menſch allein in ſeiner Sorgloſigkeit immer in die Feſſeln, die vor ihm liegen. Warum können wir ſie nicht zerbrechen oder wenigſtens ihre grauſame Umſchlingung fliehen! Man ſollte glauben, daß wir den Schmerz wie einen Gefährten aufſuchen, wie einen Bruder, der im Dunkel der Nächte und mitten unter Gelächter die traurigen Töne der Vergangenheit unaufhörlich in unſere Ohren flüſtert.

„One fatal remembrance, one sorrow that throws
Its blak shade alike o'es our joys and our woes —
To which life nothing darker nor brighter can bring,
For which joy hath no balm — and affliction no sting“ *).

C.

Hans Holbein war ein wackrer Mann,
Der manches Meiſterwerk erſann.

Fr. Otte.

Man hat dem berühmten Holbein den Basler Todtentanz oft zugeſchrieben, obgleich dieſe Behauptung gänzlich unbegründet iſt. Dieſer große Künſtler hat weit bedeutendere Werke geſchaffen, und hat der Lieblingsſtadt des Erasmus eine neue Gattung von Ruhm zu geben gewußt.

Im Jahr 1516 las ein junger Maler mit ſeinem Freund Oſterwald Müller das „Lob der Thorheit“, welches damals ganz Europa beſchäftigte. Während er das Werk durchlas, zeichnete er die komiſcheſten Scenen auf dem Rand der Blätter. Erasmus ſah das Exemplar, welches Müllern gehörte, und ertheilte dieſen Zeichnungen großes Lob **). Mit ſeinem gewöhn-

*) Moore.

**) Dieſes Exemplar, welches von dem berühmten Verfaſſer mit

lichen Scharfsinn sah er die glänzende Zukunft voraus, die dem Zeichner dieser leichten Skizzen bestimmt war, und er gab ihm im Jahr 1526 einen Empfehlungsbrief an seinen Freund Thomas Morus, Lordkanzler von England. Dieser stellte ihn Heinrich **VIII.** vor, der ihm großes Wohlwollen bewies. „Ich kann," sagte eines Tages dieser Fürst, „Grafen machen, so viel ich will, aber nicht einen einzigen Holbein."

Nach einem langen Aufenthalt in England kam der berühmte Künstler nach Basel zurück, wo er seinem Ruhm durch eine große Zahl Meisterwerke das Siegel aufdrückte. Das Museum enthält mehrere derselben. Wir führen vorzüglich die Leidensgeschichte in sechs Theilen an, sowie die Bildnisse des Erasmus, des berühmten Druckers Froben und das von Bonifacius Hamerbach, endlich die Familie des Künstlers. „Holbein," sagt Meister**), „war mit Albrecht Dürer der Stifter der deutschen Schule. Dürer war der deutsche Michel Angelo und Holbein der deutsche Raphael***)."

Holbein war nicht der einzige große Maler der deutschen Schweiz. Salomon Geßner und Ludwig Heß schufen in ihrem Vaterland eine schweizerische Schule in Landschaften, welche jetzt so viele bemerkenswerthe Werke hervorbringt. Die drei Füßli widmeten sich der Malerei mit großem Erfolg. Heinrich war der düstre und großartige Ausleger der Dichtungen Homers, Dantes, Shakspeare's und Miltons.

Die Zürcher Maler gingen mit der Feder eben so geschickt um, als mit dem Pinsel. Salomon Geßner war zu gleicher Zeit Dichter, Prosaist, Maler und Kupferstecher. Seine „Briefe über die Landschaftsmalerei" werden beinahe eben so sehr

---

handschriftlichen Bemerkungen versehen ist, befindet sich noch auf der Basler Bibliothek.

**) Meister, Berühmte Männer der Schweiz. — Holbein.

***) Ueber Holbein. S. Erasmus, Leben Holbeins. — Hegner, Hans Holbein der jüngere. — Rumohr, Hans Holbein.

geschätzt als seine Gemälde. Er hat selbst in einem Brief an Füßli*) erzählt, wie er sich der Kunst widmete. „Eine ausgewählte Sammlung, die mein rechtschaffener Vater besaß, erweckte in mir die Leidenschaft zum Zeichnen, und als ich ungefähr 30 Jahre alt war, versuchte ich, in dieser Gattung der Nachahmung die Nachsicht und wo möglich den Beifall der Künstler und der Kenner zu verdienen. Es war vorzüglich die Landschaftsmalerei, die mich anzog**)."

Die Füßli haben wie Geßner mit ihrem Malertalent hohe literarische Befähigung verbunden. Die berühmtesten Maler dieser Künstlerdynastie sind Johann Kaspar, Johann Heinrich und Johann Rudolf.

Johann Kaspar Füßli, der im Jahr 1706 zu Zürich geboren wurde, hatte nicht weniger Gefühl für die Reize der Poesie als für die schönen Künste. Kleist, Klopstock, Wieland, Bodmer, Breitinger waren seine Freunde und Correspondenten. Obgleich sein Vermögen nur sehr mäßig war, wußte er die Künstler besser zu beschützen, als viele große Herren im Schooße des Reichthums***). Nicht zufrieden, durch sein Beispiel und seine Aufmunterung die Liebe zur Kunst in seinem Vaterland zu entwickeln, faßte er den glücklichen Gedanken, eine Geschichte der ausgezeichneten Männer zu schreiben, die ihm in seiner Laufbahn vorangegangen waren. Wir verdanken dieser Idee die „Geschichte der schweizerischen Maler mit ihren Bildnissen" †).

---

*) Verfasser der „Geschichte der schweizerischen Maler".

**) Ich verweise in Bezug auf S. Geßners Leben auf das Werk eines Schweizers: J. J. Hottinger, „S. Geßner". — Zwei Italiener, Bertola und M. Mordani, haben Lobreden auf Geßner geschrieben. — Ueber L. Heß vergl. man L. Mayer, Biographie von L. Heß.

***) S. Meister, a. a. O. Füßli.

†) Zürich. 5 Bde 4°. 1769—1779.

Füßli ließ die Medaillen von Hedlinger aus Schwyz in Kupfer ſtechen, deſſen damals unvergleichlicher Grabſtichel die Züge der Fürſten mit der köſtlichen Feinheit, welche die griechiſchen Künſtler auszeichnete, auf Gold, Silber und Erz darſtellt. „Er ſtudirte," ſagt einer ſeiner Biographen, „die Medaillen der Alten und deren zarte Umriſſe, welche ſtets die Bewunderung der Kenner bleiben werden; das Leſen ihrer Werke trug ebenfalls dazu bei, ſeinen Geſchmack zu bilden**)."

Johannes Kaſpars älteſter Sohn Johann Rudolf, der gleichfalls als Maler, Zeichner und Kupferſtecher bedeutend war, ergriff die Feder ſeines Vaters und verfaßte das große „Künſtlerlexikon". Sein Bruder Johann Heinrich beſchäftigte ſich ausſchließlich mit der Malerei, aber mit ſo großem Erfolg, daß ſeine unzähligen und vortrefflichen Arbeiten allein den Namen dieſer ausgezeichneten Familie hätten berühmt machen können. Ein vertrauter Freund Lavaters, zeichnete er ſich in der Reproduktion der gigantiſchen Dichtungen und in der Kunſt, die Phantaſie durch die dramatiſcheſten Scenen mit Bewunderung zu erfüllen, aus. Vom Genie Shakſpeares und Miltons durchdrungen, hat er es verſtanden, ſeinen Ruhm mit dem dieſer beiden unſterblichen Dichter auf ewig zu verbinden.

Die gegenwärtige ſchweizeriſche Schule iſt dieſen edlen Vorgängen nicht untreu geworden. Gibt es ausgezeichnetere Namen als die eines Calame, Leopold und Aurelius Robert, Lugardon, Girardet, Diday, Hornung, Grosclaude und Gleyre? Täglich zeigen die Schöpfungen dieſer Maler dem ganzen Europa, daß die Künſte den Schutz der abſoluten Monarchen eben ſo wenig bedürfen, als die Wiſſenſchaft und daß die freien Verfaſſungen alle Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes begünſtigen.

**) Meiſter, a. a. O. Hedlinger. — S. auch Haid, Nachricht von J. C. Hedlinger's Leben und Medaillen.

CI.

Daß die Albernen witzig und die Jünglinge vernünftig und vorsichtig werden.

Sprüche Salomons 1, 4.

Ich irrte noch in den friedlichen Straßen Basels unter einem Himmel, an welchem zerrissene Wolken schwebten und ich pries dieses Volk, welches ich den Arbeiten der Wissenschaft hingegeben sah.

Die Schweiz ist in der That eines von den seltenen Ländern, in denen der Unterricht allgemein und von allen Ständen geachtet ist. Mit Ausnahme einiger Gebirgs- oder katholischen Kantone kann dieses Land als Muster angeführt werden. Es gibt wenige Staaten, wo die geistige Entwicklung eben so allgemein ist, als in den Kantonen Bern, Basel, Zürich, Aargau, Genf, Waadt, Neuenburg u. a. m. Der Unterricht wird an Gymnasien, Gewerb- und Industrieschulen, Lyceen, Akademien, Universitäten und an der eidgenössischen polytechnischen Schule ertheilt. Die Gymnasien und Gewerbsschulen sind zahlreich. Lyceen finden sich in sieben Städten: Luzern, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, Sitten, Lugano und Einsiedeln. Die Akademien, welche ungefähr dieselbe Einrichtung haben wie die Universitäten, sind in Genf, Lausanne und Neuenburg; die Hochschulen endlich haben ihren Sitz in Bern, Zürich und Basel. Es wird an denselben reformirte Theologie, Philosophie, Rechtswissenschaft und Arzneikunde gelehrt. Die Berner Universität ist im Jahr 1834 gegründet worden, die Zürcher im Jahr $18^{32}/_{33}$ die Basler schon im 15. Jahrhundert. Ihr Gründer ist der Papst Pius II., der der Kirchenversammlung beigewohnt hatte, als er noch Kardinal Aeneas Sylvius Piccolomini war.

Alle Unterrichtsanstalten ohne Ausnahme, die Primar- und Mittelschulen*) sowie die Universitäten hängen von den Kantonen ab; die einzige eidgenössische Anstalt ist das Polytechnikum in Zürich. Die Professoren an dieser Schule sind meist ausgezeichnete Männer. Unter denen, welche Schweizer von Geburt sind, bemerkt man die Söhne Pestalozzis und Eschers von der Linth, zwei Namen, die ihren Mitbürgern so theuer sind. Lehrer, welche in ihrem Vaterland wegen demokratischer

*) In der deutschen Schweiz finden an diesen auch Waffenübungen statt.

Meinungen verfolgt wurden, haben in diesem Heiligthum der Wissenschaft einen ruhigen und ehrenvollen Zufluchtsort gefunden. Im 16. Jahrhundert suchten die Geächteten, welche Rom in Frankreich, Italien und Deutschland verfolgte, ebenfalls ein immer gewisses Asyl in der Schweiz. Auch in unsern Tagen strömen die Verbannten, welche die absolute Gewalt ihres Heerdes und ihres Vaterlandes beraubt, immer noch in dieses gastfreundliche Land, um daselbst die Freiheit genießen und sich ihr widmen zu können, ohne sich der Gefahr auszusetzen, ihre Jugend in den kalten unterirdischen Kerkern von Mantua und Spielberg oder unter dem mörderischen Himmel von Cayenne oder Lambessa schließen zu müssen.

Die Basler Universität verdient eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie die älteste und berühmteste in der Eidgenossenschaft ist. Schon im 16. Jahrhundert zählte sie unter ihren Professoren so ausgezeichnete Gelehrte wie Erasmus und Oekolampadius. Johann Hausschein, im Jahr 1482 in Franken geboren, der später seinen Namen ins Griechische übersetzte, stand als Gelehrter allerdings nicht so hoch als der treffliche Verfasser des „Lobs der Thorheit"; doch entwickelte er eine Entschlossenheit und Thatkraft, vor welcher der Ruhm des Erasmus verdunkelt wurde. Aber bei Oekolampadius schadete die Entschlossenheit niemals der Sanftmuth. Er gab von Anfang an der baslerischen Reformation diesen gesetzlichen und gemäßigten Charakter, der in den Revolutionen so schwer bewahrt wird. Glücklich die Menschen, welche die Sache der Freiheit durch ihre Uebertreibungen und ihre Gewaltthätigkeiten nicht verhaßt machen; die retrogaden Gewalten wissen nur zu gut, welchen Vortheil man aus den Fehlern ziehen kann, welche die Repräsentanten der liberalen Ideen begehen. Auch verstehen sie es, im Nothfalle vorgebliche Demokraten vorzuschieben, welche die Leute durch überspannte Systeme, durch unsinnige Deklamationen, durch die Rohheit ihrer Handlungen in Schrecken jagen*). Daher würden sie auch in Verzweiflung gerathen, wenn sie niemals von Kommunismus oder Atheismus sprechen hörten. Die Thorheiten einiger vereinzelter Klubbisten sind ihnen unendlich nützlicher als

*) „Diese Lumpen," schrieb schon zu seiner Zeit Benjamin Constant an Frau von Charrière (6. Juli 1791), „sind nicht einmal Bösewichte aus Ehrgeiz oder Freiheitsschwärmer, sie sind Demagogen, um das Volk zu verrathen."

die Bajonette ihrer Trabanten. Wie viele ſchüchterne Herzen laſſen ſich wegen des Schreckens, den ihnen einige Schwärmer einflößen, das Joch des Jeſuitismus gefallen! Sie ergeben ſich in Alles, ſobald man die Namen Babeuf, Fourier, Saint-Simon, Robespierre oder Marat ausſpricht. Nicht die Deſpoten ſind die furchtbarſten Feinde der Freiheit. Wenn der Deſpotismus nicht das Glück hätte, gewiſſe Gegner zu haben, würde er leicht eben ſo lächerlich werden als er verhaßt iſt. Gott bewahre das Menſchengeſchlecht vor ſolchen Vertheidigern ſeiner Rechte, welche die Gabe beſitzen, für Alles, wofür ſie ſich erklären, Abſcheu einzuflößen! Nie hat ein Reformator dieſen Vorwurf weniger verdient, als der gewandte und vermittelnde Oekolampadius. Es gelang ihm, die Reformation in Baſel auf ſo dauerhafte Weiſe einzuführen, daß es wenige Städte gibt, die der evangeliſchen Kirche mehr ergeben ſind.

Unter den Biographen Oekolampads führen wir den gelehrten Simon Gryneus an, der, wie er, im 16. Jahrhundert Profeſſor an der Basler Univerſität war*). Ein Zürcher, Salomon Heß, hat ebenfalls das Leben dieſes Reformators beſchrieben**). Dieſer intereſſante Gegenſtand iſt auch von einem jetztlebenden Basler Schriftſteller behandelt worden***).

Im Jahr 1527 ließ Oekolampad einen Mann an den Lehrſtuhl der Medizin ernennen, der ſich vornehmlich durch ſeine Ueberſpanntheiten einen großen Ruf erworben hat†); es iſt Aureolus Philippus Theophraſtus Bombaſtus von Hohenheim, der unter dem Namen Paracelſus bekannter iſt. Er war zu Einſiedeln im Kanton Schwyz geboren. Welch ein gewaltiger Unterſchied zwiſchen dieſem wunderthätigen und „erleuchteten" Arzt und dem ernſten und gewiſſenhaften Konrad Geßner! Allerdings verdankt man dem Paracelſus manche nützliche Entdeckung, z. B. die Anwendung des Opiums, aber ſein Charlatanismus, ſeine Behauptung, übernatürliche Macht zu beſitzen, haben ſeinem Andenken einen unerſetzlichen Schaden bereitet.

---

*) S. Gryneus, Vita Oecolampadi. Basel 1556.

**) Lebensbeſchreibung des Dr. J. Oekolampadius. Zürich 1794.

***) Herzog, Das Leben J. Oekolampad's und die Reformation der Kirche zu Baſel. Baſel 1848. 2 Bde. 8°.

†) Der bekannte Oporinus, der ſich durch die Mannigfaltigkeit ſeiner Kenntniſſe und durch ſeine Thätigkeit auszeichnete, war ſein Schüler. S. deſſen Leben in Meiſter, a. a. O.

Wenn er, ſtatt mit ſo großem Eifer nach dem Stein der Weiſen und dem Lebenselixier zu forſchen und ſich mit aſtrologiſchen Träumereien zu beſchäftigen, wie der Zürcher Arzt geſtrebt hätte, die Wiſſenſchaft mit neuen Beobachtungen zu bereichern, hätte er ſich um die Nachwelt verdient gemacht. Der Ruhm, einer der Gründer jener lächerlichen Arzneikunde zu ſein, die man Homöopathie nennt, und von der der geiſtreiche Sandeau in ſeinem „Dr. Herbeau“ ein ſo treffliches Bild gegeben hat, wird den Paracelſus nicht wieder zu Ehren bringen, deſſen Schriften und Arbeiten ein jetztlebender Schweizer neuerlich zum Gegenſtand einer intereſſanten Schrift gemacht hat*).

Das Leben Caſtellios (eigentlich Chatillon), Profeſſors der griechiſchen Sprache in Baſel, war nicht weniger bewegt als das des Paracelſus. Doch verdankte dieſer ausgezeichnete Helleniſt ſeine Drangſale keineswegs der Seltſamkeit ſeines Charakters, ſondern einem Geiſt, der über die Vorurtheile ſeiner Zeit erhaben war**). Wir haben von Caſtellios Kampf gegen Calvin ſchon geſprochen und gezeigt, wie er gegen denſelben die menſchliche Freiheit***) und die Duldung vertheidigte. Aus Genf verbannt, ließ er ſich in Baſel nieder, wo ihm der Unterricht im Griechiſchen übertragen wurde. Doch hörten ſeine Drangſale nicht auf. Die Güte ſeines Charakters und der Umfang ſeiner philologiſchen Kenntniſſe ſchienen ihm die Achtung ſeiner Collegen ſichern zu müſſen. Er war in der That im Lateiniſchen, Griechiſchen und Hebräiſchen ausgezeichnet. Alle dieſe Kenntniſſe konnten nicht bewirken, daß man ſeine verabſcheuungswürdigen Irrthümer, wie ſie der franzöſiſche Reformator nannte, verzieh, das heißt den unüberwindlichen Widerwillen, den ihm der calviniſtiſche Fatalismus und die Intoleranz gegen die Diſſidenten einflößte. Um Caſtellio in böſen Ruf zu bringen, klagte ihn Calvin ſogar

---

*) Hans Locher, T. P. B. von Hohenheim, der Lehrer der Medicin und der größte Schweizerarzt. Zürich 1851 mit Paracelſus Bildniß. — Vergl. außerdem: Kirner und Siber „Paracelſus“. — — Scherer „Paracelſus“. — Cap, Paracelse. — B. Leſſing, Paracelſus.

**) S. J. C. Füßli, Lebensgeſchichte S. Caſtellios, öffentlichen Lehrers der griechiſchen Sprache an der Univerſität zu Baſel.

***) Man ſieht, daß um dieſe Zeit alle diejenigen, welche die Sprache des Neuen Teſtaments gründlich kannten, wie Erasmus und Caſtellio, Schüler der orientaliſchen Kirchenväter waren und die abſolute Prädeſtination verwarfen.

an, „Holz gestohlen zu haben, um sein Zimmer zu heizen". Der gelehrte Professor vertheidigte sich mit einer Naivetät, die nicht ohne Adel der Gesinnung war. „Ich befand mich," sagt er, „in der äußersten Armuth, und da ich, um meine Bibelübersetzung zu vollenden, häufig wachen mußte, ging ich manchmal in Augenblicken der Muße an den Fluß, um einige Stücke Holz herauszuziehen, die Niemanden gehörten; ich war nicht der einzige, der also that; viele Leute machten dasselbe, nicht im Geheimen, sondern im Angesicht der ganzen Welt."

Castellio war auf der Universität Basel der wahre Gründer der exegetischen Studien, die dort von seinem Tode an bis zum gelehrten De Wette herab mit so großer Auszeichnung gepflegt worden sind. Die Basler Exegeten haben, wie Castellio, theologische Kenntnisse mit gründlichen exegetischen Forschungen verbunden. Samuel Werenfels erwarb sich hierin einen großen Ruf. Es gab beinahe keinen Pfarrer in der Schweiz, der sich nicht bei ihm Raths erholte. Leute von jedem Stand suchten sich mit ihm in Verbindung zu setzen. Die Kirche, die Akademie, selbst die Regierung wendete sich in wichtigen Angelegenheiten an ihn und befolgten seinen Rath*).

Werenfels folgte im Jahr 1711 auf Joh. Rudolf Wettstein, der Professor der neutestamentlichen Exegese war. Wettstein ist der Gründer einer jener Gelehrtendynastien, die man nur in der Schweiz antrifft; eine ruhmvolle Aristokratie der Wissenschaft und des Talents, die unendlich höher steht als die der Ahnen, welcher die Trümmer des sterbenden Feudalwesens noch eine so kindische Wichtigkeit beilegen. Basel hat sich vorzüglich durch die Erblichkeit der Wissenschaft in gewissen Familien ausgezeichnet. Fünf Gelehrte des Namens Wettstein haben sich einen verdienten Ruf erworben. Johann Rudolf **IV.** und Johann Jakob schlugen dieselbe Laufbahn ein, welche Johann Rudolf **I.** betreten hatte. Johann Jakob gab nach ungeheuern Forschungen in den europäischen Bibliotheken, in Holland seine berühmte Ausgabe des Neuen Testaments heraus (1751—1752), der er eine reiche Variantensammlung beigefügt hatte. Johann Heinrich und Karl Anton trugen mächtig dazu bei, das Studium der griechischen Literatur, welcher die Welt ihre herrlichsten Geister verdankt, unter den Holländern, diesem so verständigen und freisinnigen Volk, zu verbreiten. Die Landsleute der Wett-

*) S. L. Meister, a. a. O. Werenfels.

ſtein und einige Niederländer haben das Andenken an ihr Leben und an ihre Arbeiten bewahrt*).

Die Dynaſtie der Buxtorf iſt noch älter als die der Wettſtein und iſt nicht weniger berühmt. Sie hat den hebräiſchen Studien eben ſo große Dienſte erwieſen als die Wettſtein der griechiſchen Literatur. Der Stifter dieſer Dynaſtie von Hebräologen, der im Jahr 1564 in Weſtphalen geboren war, war 38 Jahre lang Profeſſor der hebräiſchen Sprache an der Univerſität Baſel. Er kannte nicht allein das Alte und Neue Teſtament auf das Gründlichſte, er hat auch die Schriften der Rabbiner mit der größten Genauigkeit ſtudirt**). Länger als zwei Jahrhunderte beſchäftigten ſich die Söhne und Nachkommen dieſes berühmten Mannes unter dem größten Erfolg mit der hebräiſchen Sprache und Literatur. Die bekannteſten ſind Johann***) und Johann Jakob Buxtorf†).

Der Dr. de Wette, einer der berühmteſten Exegeten unſerer Zeit, vereinigte mit der Kenntniß des Griechiſchen, welche die Wettſtein berühmt machte, die Kenntniß des Hebräiſchen, welches von den Buxtorf mit ſo großer Auszeichnung gepflegt worden war. Genöthigt, aus politiſchen Gründen die Univerſität Berlin zu verlaſſen, war er lange Zeit Profeſſor in Baſel, wo die Kühnheit ſeiner Anſichten ihn niemals der geringſten Verdrießlichkeit ausſetzte. Ich habe, als ich vom Dr. Strauß ſprach, ſchon meine Meinung über die rationaliſtiſchen Theologen ausgeſprochen, welche chriſtliche Lehrſtühle auf Univerſitäten annehmen. Es iſt nach meiner Anſicht eine unverzeihliche Inconſequenz. Dieß vorausgeſetzt, nehme ich keinen Anſtand, das unermeßliche Wiſſen des Dr. de Wette und die Aufrichtigkeit ſeiner Ueberzeugung zu loben. Diejenigen, welche dem hiſtoriſchen Chriſtenthum wirklich ergeben ſind, können allerdings die

*) S. über Johann Rudolf I.: Memoria benedicta J. R. Wettstenii. Basel 1685. Ueber Johann Rudolf II.: Iselin, Oratio consecranda memoriae J. R. Wettstenii. Basel 1712. Ueber Johann Jakob: Krizhout, Sermo funebris in obitum J. J. Wettstenii. Amst. 1754.

**) S. Tossanus, Oratio de vita et obitu J. Buxtorfii senioris. Basel 1630.

***) S. Gernles, Oratio parentalis, J. Buxtorfii junioris memoriae dicata. Basel 1665.

†) S. Sam. Werenfels, Vita eximii viri J. J. Buxtorfii oratione funebri delineata. Basel 1705.

Ergebniſſe ſeiner Forſchungen nicht annehmen; aber die Männer aller Schulen müſſen die Sorgfalt bewundern, mit welcher er Aergerniß und Aufſehen vermied. Niemals brachte er die ernſten Verhandlungen der Exegeſe auf den brennenden Boden, auf welchem ſich die Parteien bekämpfen. In ſeinem beſcheidenen und zurückgezogenen Leben wußte er ſich vor dieſer Leidenſchaft nach Berühmtheit zu bewahren, welche gewiſſe Theologen der deutſchen Univerſitäten zu verzehren ſcheint*).

Die Ueberlegenheit, welche gewiſſe Basler Familien in den mathematiſchen Wiſſenſchaften auszeichnet, iſt noch vielleicht auffallender, als die ununterbrochene Ueberlieferung der literariſchen Kenntniſſe. Acht Bernouilli haben dieſen Namen berühmt gemacht. Die zwei Brüder Johann und Jakob, welche an der Univerſität Baſel lehrten, verſchafften zuerſt ihrem Geſchlecht eine europäiſche Berühmtheit. Daniel Bernouilli, der zuerſt Profeſſor in Petersburg und ſpäter in ſeiner Vaterſtadt Profeſſor der Phyſik war, war ihr würdiger Nachfolger**).

So groß der Ruhm Johann Bernouillis war, ſo iſt er doch von dem ſeines Schülers Euler übertroffen worden.

„Euler," ſagt ein competenter Richter***), „iſt durch die Vereinigung außerordentlicher Eigenſchaften eine Erſcheinung geweſen, von der die Geſchichte der Wiſſenſchaften uns noch kein Beiſpiel geliefert hatte†)." Obgleich die Mehrzahl ſeiner Arbeiten nur den Gelehrten zugänglich iſt, gehört er doch zu denen, welche wie Fontenelle und Franz Arago, mächtig dazu beigetragen haben, die höhern Studien populär zu machen. Seine „Briefe an eine deutſche Prinzeſſin" werden ſelbſt von Perſonen geleſen, die den beſondern Fragen fremd ſind.

---

*) Obgleich de Wette's Arbeiten vorzüglich die Deutſchen beſchäftigt haben, hat doch auch ein Schweizer, Daniel Schenker, eine Schrift über denſelben herausgegeben: „Wilh. Mart. Leberecht de Wette und die Bedeutung jener Theologie für unſere Zeit. Zum Andenken an den Verewigten." Schaffh. 1849.

**) Mehrere Basler Schriftſteller haben das Leben dieſer zwei berühmten Gelehrten beſchrieben. S. Battier, Vita Jacobi Bernouillii. Basel 1705 und Vita D. Bernouillii von einem ſeiner Verwandten. Ebend. 1783. — Ueber Joh. Bernouilli vergl. D'Alembert, Mémoire sur la vie et les ouvrages de M. Bernouilli und Meiſter, a. a. O. Joh. Bernouilli.

***) Condorcet.

†) Éloge de M. Euler.

Die Prinzessin von Anhalt-Dessau, Nichte des Königs von Preußen, wollte bei Euler einige Stunden in der Physik nehmen. Diese Vorlesungen wurden in einem Werke bekannt gemacht, „das durch die ausgezeichnete Klarheit, mit welcher er die wichtigsten Grundsätze der Mechanik, der Astronomie, der Optik und der Akustik dargelegt hat, den höchsten Werth hat." — Der in der Wissenschaft so große Name Euler, die hohe Meinung, die man von seinen Werken hat, die zur Ergründung der schwierigsten und abstraktesten Gegenstände bestimmt sind, verleiht diesen so einfachen, so leichten Briefen einen ganz besondern Reiz*).

Die römischen Katholiken sprechen unaufhörlich von Skeptizismus der protestantischen Gelehrten. Man weiß, wie sie die Geschichte schreiben**). Wenn man jedoch die Schweiz des 18. Jahrhunderts mit dem Frankreich des Regenten und Ludwigs XV., der Frau von Pompadour und der Frau Du Barry vergleicht, so wird man bald finden, daß die schweizerische Wissenschaft gegen das Christenthum weit weniger feindselig gestimmt ist, als die gelehrten Franzosen aus jener Zeit. Es reicht hin, die Namen Karl Bonnet, Albrecht Haller und Euler anzuführen. Weit entfernt, die Offenbarung anzugreifen wie d'Alembert, Lalande oder Buffon, vertheidigten sie dieselbe in mehreren mit Recht geschätzten Schriften. Man druckt jetzt noch Eulers Buch, welches 1747 in Berlin unter dem Titel: „Die Offenbarung, gegen die Einwürfe der Ungläubigen vertheidigt" erschien, in welchem er bewies, daß seine unermeßlichen Arbeiten ihn von dem Nachdenken an das Ewige nicht abgezogen hatten***).

Während dieser berühmte Gelehrte einen beinahe eben so erhabenen Geist als der große Haller beurkundet, hatte er dagegen nicht auch das Verdienst, seine Interessen seinem Vaterland aufzuopfern. Er brachte einen Theil seines Lebens im Auslande zu†). Nachdem er sich vergeblich um einen Lehrstuhl an der Universität Basel beworben hatte, verließ er sein Vaterland auf immer. Mußte er sich über diesen Entschluß freuen? Man konnte es bezweifeln. „Euler," sagt Condorcet, „fand sich in

*) Condorcet a. a. O.

**) Als Muster davon s. man Balmès, Le protestantisme et le catholicisme. — Und doch ist Balmès gegen viele Andere außerordentlich gemäßigt.

***) Vergl. L. Euler als Apologet des Christianismus. Basel 1851.

†) S. L. Meister, a. a. O. L. Euler.

ein Land versetzt, wo der Fürst eine grenzenlose Gewalt hat, wo Beamte, Sklaven des obersten Herrn, ein sklavisches Volk despotisch regierten, in dem Augenblick, wo dieses Reich ein eben so schauderhaftes als belehrendes Schauspiel gewährte." Dieses Schauspiel machte auf den Bürger des freien Helvetiens einen unauslöschlichen Eindruck. Im Jahr 1741 vom König von Preußen nach Berlin berufen und der Königin Mutter vorgestellt, welche die Gelehrten liebte, wunderte sich diese Fürstin, daß sie nur einsylbige Wörter aus ihm herausbringen konnte. „Eure Majestät," sagte ihr Euler, „ich komme eben aus einem Lande, wo man gehängt wird, wenn man spricht." Euler hinterließ vier Söhne (Johann, Albert, Karl und Christoph) die sich durch ihre Arbeiten ihres berühmten Namens würdig zeigten.

Dieser schnelle Blick auf die wissenschaftliche Geschichte Basels beweist, wie falsch die Ansicht derer ist, welche glauben, daß der Schutz der absoluten Gewalt dem Fortschritt der Wissenschaft unentbehrlich ist, und daß sie, sich selbst überlassen, nothwendig in ewiger Kindheit vegetiren muß. Die Meister der alten Wissenschaft sind nicht am Hofe des Königs der Könige, sondern im freien Athen geboren worden. Die Schweiz, diese kleine Republik von Bürgern und Bauern, hat allein mehr Gelehrte hervorgebracht, als die unermeßlichen Staaten, die dem Szepter Seiner K. K. Apostolischen Majestät unterworfen sind, und als „Spanien und die beiden Indien", unter der absoluten Regierung ihrer „katholischen Könige". Die Intelligenz lebt und wächst nur in der Freiheit. Unter der Herrschaft des Despotismus verderben die Herzen und entartet der Geist, wie der Charakter verächtlich wird. Pensionen und Ordensbänder werden niemals den thätigen Wetteifer ersetzen, der unter den Bürgern eines freien Staates lebt.

CII.

Der Herr läßt vor den Völkern seine Gerechtigkeit offenbaren; Aller Welt Ende sehen das Heil unsers Gottes.

Psalm 98, 1. 2.

Der Sturm hatte sich gelegt und die Natur lächelte, wie das Herz sich öffnet, wenn ihm nach Schmerzen und Aengsten

die Hoffnung wieder erscheint. Die Mittagssonne bestrahlte den alten gothischen Brunnen auf dem Fischmarkt. Man hätte es für eines jener kleinen in ihrem Detail so vollkommenen Gemälde von Wouwermann halten können, so großen Reiz bot dieser belebte Platz mit seinem rauschenden Brunnen, bei welchem große Frauen in dunkeln Kleidern mit schwarzem Kopfputz, dessen fliegendes Band ihre bedeutenden Züge umgibt, auf das steinerne Becken gelehnt, warteten, bis das Wasser ihren tannenen Zuber angefüllt habe.

Ich entfernte mich und ging den Wällen entlang bis zu einem großen Gebäude, wo ich mich auf einen Eckstein neben einen jungen Taubstummen setzte. Seine Züge waren sanft, sein Lächeln ruhig und zufrieden. Er zeigte mir den Himmel und machte mich auf seine Pracht aufmerksam, um mir zu sagen, daß er glücklich sei, hierauf entfernte er sich, indem er leise ein Gebet stammelte. Hatte er, ein von der Natur selbst geweihter Priester des Unglücks, nicht das Recht zu trösten, nicht das Recht für Alle zu beten?

Ich stand an der Schwelle der Missionsanstalt. Die Wohlthaten dieser Anstalt sind unberechenbar, denn sie trägt bedeutend zur Eroberung der Welt bei, die der christlichen Civilisation aufbehalten ist.

Der Judaismus ist nur noch eine Erinnerung. Seine Anhänger verschwinden nach einem achtzehnhundertjährigen Kampf allmälig vor den Völkern, die sich vor dem Kreuz beugen. Der Mahometanismus hat nicht nur die Kraft der Ausbreitung verloren, es erhalten die vorzüglichsten dem Koran unterworfenen Reiche, die Türkei, Egypten, Persien, sich sogar nur durch das Wohlwollen der europäischen Regierungen. Der Brahmanismus und der Buddhismus allein setzen dem Evangelium einen kräftigen Widerstand entgegen. Der Buddhismus, der unter allen bekannten Religionen die größte Zahl*) Anhänger zählt**), hat in den letzten Zeiten die aus Europa gekommenen Prediger mit dem Henkerbeil zurückgewiesen***).

---

*) S. das gelehrte Werk des Pfarrers Brunel, Avant le christianisme.

**) Bouillet, Dictionnaire universel, art. Boudhisme zählt 200 Millionen Buddhisten; aber diese Berechnung steht ohne Zweifel tief unter der Wirklichkeit.

***) Namentlich in Corea, Tungking, Cochinchina.

Doch ist es schon jetzt leicht, das Ende dieses Widerstandes von Seiten der asiatischen Religionen vorauszusehen. Indien, wo dieselben entstanden sind, geht unter der eben so intelligenten als kräftigen Herrschaft des angelsächsischen Stammes einer Umgestaltung von Tag zu Tag mehr entgegen. Vor Kurzem noch hat England seinen ungeheuern asiatischen Besitzungen das Königreich Oudh und einen Theil des Birmanischen Reichs einverleibt*). Im Norden strebt Rußland, dem Sibirien unterworfen ist, fortwährend, sich im Süden auszubreiten. England zertrümmerte vor wenigen Monaten die Thore Chinas mit seinen Kanonen. Die Vereinigten Staaten haben die Japanischen Häfen den Schiffen der Christen geöffnet. Kann man glauben, daß Asien unter solchen Bedingungen die unvollkommenen Religionen noch lange bewahren könne, die es bis dahin in einer ewigen Kindheit gehalten haben? Dieß ist um so weniger wahrscheinlich als sich mit der erobernden Wirksamkeit der europäischen Politik der wahrhaft bewundernswürdige Eifer der Missionäre verbindet. Jedes Jahr verlassen sie Europa, um in Asien, in Afrika, in beiden Amerika und in Oceanien das Evangelium zu verkündigen.

Unter so vielen andern Anstalten, welche Basel dem christlichen Wohlthätigkeitssinn seiner Bewohner verdankt, ist dieses Missionshaus vielleicht der Fürsorge dieser aufgeklärten Stadt am würdigsten. Durch die Ausbreitung des Christenthums entreißt man nicht allein die Völker dem verderblichen Einfluß des heidnischen Priesterthums, man verbreitet zugleich auch die Ideen der Ordnung, der Gerechtigkeit, der Brüderlichkeit, der Freiheit, von denen das Evangelium erfüllt ist, über die ganze Welt. Wenn das Christenthum in die ungastfreundlichen Inseln des südlichen Weltmeers siegreich eindringt, wird die Menschenfresserei von Gefühlen verdrängt, die des Menschen würdig sind; wenn es sich an den alten Höfen Asiens festsetzt, die von einem Jahrhunderte alten Despotismus verdorben sind, so glänzt ein Hoffnungsstrahl auf der Stirne von Millionen Sklaven. Daher werden Alle, die eine aufrichtige Liebe für ihre Brüder fühlen, an der heiligen Begeisterung Theil nehmen, welche Apostel der „guten Botschaft" nach entfernten Ländern drängt.

---

*) Wenn die neuen Ereignisse auch die Behauptungen der Verfasserin in manchen wesentlichen Dingen beschränken, so bleibt der Hauptgedanke, daß Indien früher oder später der christlichen Civilisation unterliegen muß und wird, nichts desto weniger wahr. Anm. d. Ueb.

Die römiſchen Katholiken, deren Politik immer ſo geſchickt iſt, haben dieſe gerechte Bewunderung zum Vortheil des päpſtlichen Deſpotismus ausbeuten wollen. Wenn man ſie hört, ſo ſind alle Fortſchritte, welche das Chriſtenthum in den barbariſchen Ländern gemacht hat, der Initiative des Papſtthums, ſeinem Eifer, ſeiner ausdauernden Thätigkeit zu verdanken. Von den proteſtantiſchen Miſſionen ſprechen ſie nur, um ſie nach dem Vorgang eines der bekannten Prälaten der römiſchen Hierarchie, des engliſchen Cardinals Nikolaus Wiſeman, in's Lächerliche zu ziehen.

Iſt es zuerſt gewiß, daß die „vom Skeptizismus durchnagten" proteſtantiſchen Staaten ſich gegen die Verbreitung des Evangeliums gleichgültig zeigen? Man erlaube mir einige Mittheilungen, die freilich trocken ſind, aber auf Deklamationen, zu deren Echo ſich ein gewiſſer de Carné gemacht hat*), beſſer antworten, als allgemeine Betrachtungen.

Wenn man die verſchiedenen Summen addirt, welche von der brittiſchen und ausländiſchen Bibelgeſellſchaft, der Miſſionsgeſellſchaft der biſchöflichen Kirche von England, der Geſellſchaft der Wesleyiſchen Miſſionen, der Geſellſchaft der Londoner Miſſionen, der engliſchen Geſellſchaft zur Ausbreitung des Evangeliums, der Miſſionsgeſellſchaften in Nord-Amerika, der Schweiz, Holland, Frankreich und Deutſchland geliefert worden ſind, ſo erreicht man die ungeheure Summe von 26,784,379 Franken**), während die ganze römiſch katholiſche Kirche viel Mühe hatte, drei Millionen Franken***) zuſammenzubringen, ob ſie gleich 154 Millionen Anhänger zählt, und die Reformation kaum 50 Millionen.

Es iſt wirklich intereſſant ſolchen Thatſachen gegenüber, in allen Tonarten wiederholen zu hören, daß der Proteſtantismus abſtirbt, wenn er nicht ſchon todt iſt, und daß er nicht den geringſten Eifer für die Ausbreitung des Evangeliums hat.

Da es jedoch ſchwer iſt, die Größe der Bemühungen zu beſtreiten, ſo tröſtet man ſich, indem man behauptet, daß das Reſultat vollſtändig nichtig ſei. Der Kardinal Wiſeman hat

---

*) Revue des Deux-Mondes, XIII. année: Des intérêts français dans l'Océanie.

**) Dieſe Summe, welche das Missionary Register am Ende des Jahres 1842 angab, muß jetzt weit beträchtlicher ſein.

***) Ebenfalls im Jahr 1842.

großes Gewicht auf diesen Punkt gelegt, es ist nicht nutzlos, sich bei demselben aufzuhalten.

Es ist vor allen Dingen zu bemerken, daß der römische Katholizismus von den Heiden immer viel günstiger aufgenommen wird, als der römische Kultus. Dieser beschränkt sich in der That darauf, den alten Götzen noch einige neue beizufügen; die Bilder der Dominikus, Ignaz von Loyola, Franz von Assisi und Liguori an die Stelle der Gottheiten des indischen oder oceanischen Pantheon zu setzen; einen von seinen Theologen systematisirten Pantheismus auf das Heidenthum der Natur zu pfropfen; die Rosenkränze und Litaneien der buddhistischen Mönche durch die Rosenkränze, die Klöster und klösterlichen Uebungen Roms zu ersetzen; an die Stelle der Täuschungen des Herzens und der Phantasie die eingewurzelten Irrthümer des Fanatismus und des Ultramontanismus zu bringen. Man weiß, mit welcher Geschicklichkeit die Jesuiten in China und Indien das Heidenthum und den römischen Katholizismus verschmolzen haben. Die Frage der chinesischen Ceremonien und der malaberischen gottesdienstlichen Gebräuche hat bewiesen, bis zu welchen Concessionen die römischen Missionäre sich durch den Wunsch, ihre Herrschaft auszudehnen, hinreißen lassen. Wenn auch ähnliche Concessionen in unserer Zeit wegen der Wachsamkeit der liberalen Presse nicht mehr möglich sind, so ist man doch noch sehr fügsam. „Ich habe," sagt Pompallier, Bischof von Neuseeland, „neue Stämme bereist, deren Häuptlinge schon lange nach einem Besuch verlangten. Das Ergebniß dieser Reise war, daß ich gegen vierzig Völkerschaften eine Wendung nach dem katholischen Glauben habe machen lassen. Ich schätze auf mehr als 15000 die Zahl der Eingebornen, die ich in dieser günstigen Stimmung verlassen habe." — Dieß betrifft die Erwachsenen. Die Art, mit der man die Kinder in den Schooß der römischen Kirche aufnimmt, ist noch viel flinker. „Um keine Schwierigkeit zu finden, den Kindern die Taufe selbst unter den Augen ihrer Mutter zu ertheilen," sagt der Pater Bataillon, Missionär auf der Insel Wales, „so benehme ich mich folgendermaßen. Ich habe immer ein Fläschchen wohlriechendes Wasser und ein anderes mit natürlichem Wasser bei mir; ich gieße zuerst einige Tropfen des ersten auf den Kopf des Kindes, unter dem Vorwand, ihm Linderung der Schmerzen zu verschaffen und während die Mutter es mit der Hand sanft hinlegt, verwechsle ich das Fläschchen und gieße das Wasser der

Wiedergeburt aus, ohne daß man argwöhnt, was ich thue*)." — Mit einem solchen Verfahren ist es freilich leicht, die Liste der Bekehrungen zu vergrößern.

Die Aufgabe der reformirten Missionäre ist freilich schwieriger. Das **Quaterly Review** sagt folgendes über die Bemühungen des Missionärs Bingham auf den Sandwichinseln (Hawaji): „Den alten heidnischen Gebräuchen folgte eine Zucht, der man nur eine allzugroße Strenge vorgeworfen hat. Der Unterricht wurde über alle Inseln verbreitet. Die Schulen enthalten 20000 Zöglinge, welche nicht nur in der englischen Sprache, sondern auch in der des Landes unterrichtet werden." Diese mühsame Einweihung in die christliche Civilisation, welche in der Aufklärung der Geistes und Umgestaltung der Herzen beruht, ist freilich viel langsamer als die Leute zu begießen, ihnen zu zeigen, wie man das Kreuz macht, den Rosenkranz ableiert und die Madonnen nebst den Heiligen anbetet.

Bei allen diesen Schwierigkeiten ist die Thätigkeit der protestantischen Missionen keineswegs unfruchtbar geblieben. „Die katholische Kirche," sagt das **Quaterly Review**, „kam immer wieder darauf zurück, sein zahlreiches Heer von Bekennern und Märtyrern und ihre großen Eroberungen im Morgen- und Abendland mit den schwachen Ergebnissen zu vergleichen, welche von den zu sehr gerühmten Sendlingen des reichen Protestantismus erreicht worden seien, zu vergleichen. Heute hat die Vergleichung aufgehört, für die Protestanten ungünstig zu sein; ihre Siege in Oceanien kommen denen gleich, welche Rom früher davon trug."

Aber, sagen die Vertheidiger des Papstthums, wenigstens gelingt es den ketzerischen Missionären nur wegen ihrer Geschicklichkeit, und sie können ihr Blut für das Evangelium nicht vergießen.

Welche Täuschung! Sie sterben eben so oft und eben so gut als die Abgesandten Roms. Sind der berühmte William Harris und seine muthigen Begleiter nicht von den Kannibalen in Errumango aufgefressen worden? Haben Laymon und Munson den Battas von Sumatra nicht zur Speise gedient? Sind nicht 900 Missionäre in 25 Jahren dem tödtlichen Klima in Guinea erlegen? Einer dieser heldenmüthigen Männer verlangte, daß man auf sein Grab schreibe: „Mögen tausend Missionäre umkommen, ehe Afrika aufgegeben werde!" Ist das Leben jener

*) Annales de la propagation de la foi.

Mähren nicht auch ein Märtyrerthum, welche ſeit 70 Jahren am Nordpol, mit Bärenhäuten umhüllt, in Löchern leben? Die Neubekehrten zeigen nicht geringern Muth. Im Jahr 1843 wurden zwei, welche aus Samoa nach Rotuma gegangen waren, um das Evangelium zu verkündigen, daſelbſt ermordet. Man ſchätzt die Zahl derjenigen auf vierzig, welche in Folge eines wahrhaft chriſtlichen Gefühls in Oceanien umgekommen ſind, indem ſie verſuchten, europäiſche Schiffbrüchige dem Gemetzel zu entreißen. „So groß iſt der Eifer der polyneſiſchen Bekehrten," ſagt das **Quaterly Review**, „daß die Londoner Miſſionsgeſellſchaft in den Seminarien von Upolu oder Rarotonga immer leicht ſolche antrifft, die bereit ſind, die Umgekommenen zu erſetzen*)."

Wenn es ſich alſo verhält, wie haben der Kardinal Wiſeman und ſeine zahlreichen Abſchreiber in proteſtantiſchen Schriftſtellern ſo viele für die evangeliſchen Miſſionen ungünſtige Zeugniſſe gefunden? „Dieſe Anklagen rühren immer entweder von oberflächlichen Beobachtern oder von Männern her, deren Glückspläne von den Miſſionären hintertrieben worden ſind." Zudem „gibt es keine Klaſſe von Schriftſtellern, die, den wohlwollenden Empfindungen ſtets fremd, Gefallen daran finden, von dieſen Miſſionären nur Böſes zu ſagen**).

Lange blieb ich in Betrachtungen verſenkt, die zugleich angenehm und traurig waren. Es waren die letzten Augenblicke, die ich auf dieſem Boden zubrachte, von dem ich mich nur mit ſo großem Schmerz trennte. Ich kehrte durch die engen Gaſſen zurück, und die Vorübergehenden wußten nicht, wenn ſie mich ſo traurig ſahen, daß die Fremde, die ſie gleichgültig betrachteten, in die Verbannung zog, indem ſie ſie verließ. In ein der Knechtſchaft unterworfenes Land zurückzukehren, iſt das nicht, o Gott, die grauſamſte Verbannung?

---

*) Man muß dieſe ganze intereſſante Arbeit leſen, welche in den Nummern vom Februar und März 1855 der Revue britannique überſetzt worden iſt.

**) Quaterly Review.

CIII.

O Luſtgeſang, O Hirtenſang!
Wie ſchalleſt du ſo ſchön
Durch wonnevollen Sennenklang
Herab von grünen Höhn!
Ich frag' euch alle, ſtolze Länder,
Habt ihr ſo ſüßen Jubelſang?
Nein, nein! Nein, nein! Das habt ihr nicht,
Euch fehlt der Freiheit ſüßes Licht!

J. G. Müller.

Es iſt eine Thorheit, Naranda, ſeine Kräfte zu hoch anzuſchlagen, ſein Herz und ſeinen Geiſt ohne Nothwendigkeit aufzuopfern. Ich ſagte, als du dich von uns entfernteſt, warum willſt du fort? Heute frage ich dich, warum du hieher zurückkehren wollteſt? Ohne deine Wünſche und deine Leidenſchaften zu theilen, begreife ich ihre Gluth. Nichts kann ſie bei uns befriedigen, — denn wir ſind gleichgültig gegen Alles, was aus dem engen Kreis unſerer perſönlichen Neigung herausgeht.

Warum bleibſt du denn nicht in jenen Bergen, deren Luft deinen erſchöpften Hauch wieder belebt hat, wo du die Pracht des Himmels in ſolcher Nähe betrachtet haſt, daß du ſchon an der Schwelle des Paradieſes zu ſein glaubteſt? Wenn du zu uns zurückkehrſt, ſo wirſt du uns wie unempfindliche Geſpenſter betrachten; du wirſt die Lüge, die unſere Geſellſchaft beherrſcht, uud überall den Ekel, dieſes letzte Ergebniß eines von dem Ueberdruß abgeſtumpften Herzens, wieder finden.

Inhalt.

		Seite.
Vorbemerkung	. . . . .	1
LXXIV.	Der große Haller oder die Wissenschaft . .	3
LXXV.	Zimmermann oder die Philosophie . . .	22
LXXVI.	Rudolf von Erlach oder die wahre Aristokratie .	39
LXXVII.	Thun — die Träumerei in den Alpen . .	45
LXXVIII.	Napoleon III. in der Schweiz . . .	56
LXXIX.	Der Thuner See	73
LXXX.	Unterseen — die Rumanin Daina . . .	76
LXXXI.	Ein Sommerabend in Interlaken . . .	84
LXXXII.	Der Beatenberg oder die Religionen des alten Helvetiens	89
LXXXIII.	Kampf des Christenthums und Heidenthums .	90
LXXXIV.	Das Christenthum im Mittelalter . . .	95
LXXXV.	Legitimität der Reformation	103
LXXXVI.	Sigriswyl oder die Volksdichtung . . .	134
LXXXVII.	Die Legende vom Riesen	147
LXXXVIII.	Die Besteigung des Mönchs	152
LXXXIX.	Der Abendberg oder die Hingebung des Arztes .	178
XC.	Der Staubbach	183
XCI.	Das Hasli oder die Alpenmythologie . .	189
XCII.	St. Beat oder die römisch-katholische Mythologie	209
XCIII.	Grindelwald — Zollikofer oder die Predigt .	216
XCIV.	Die Predigt im Abend- und Morgenland .	226
XCV.	Basel — Bestimmung des germanischen Volksstammes	236
XCVI.	Die Basler Kirchenversammlung	242
XCVII.	Erasmus in Basel — die Kirche im 16. Jahrhundert	250
XCVIII.	Erasmus Einfluß auf seine Zeit . . .	278
XCIX.	Der Todtentanz und die Feudalzeit . . .	287
C.	Holbein oder die Malerei	296
CI.	Die Basler Universität und der Unterricht in der Schweiz	300
CII.	Die Basler Missionen und die römische Propaganda	311
CIII.	Schluß	318

Druck von E. Kiesling in Zürich.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google